22.

4° It. sing. 210 n/(1

EDUARD POEPPIG'S

REISE IN CHILE, PERU

UND AUF DEM

AMAZONENSTROME

WÄHREND DER JAHRE 1827 — 1832.

ZWEI BÄNDE.

NEBST EINEM ATLAS VON 16 BLÄTTERN [illegible]

ERSTER BAND.

<36625604270017

<36625604270017

Bayer. Staatsbibliothek

EDUARD POEPPIG'S

REISE IN CHILE, PERU

UND AUF DEM

AMAZONENSTROME,

WÄHREND DER JAHRE 1827 — 1832.

ZWEI BÄNDE,

NEBST EINEM ATLAS VON 16 BLÄTTERN IN ROYALFOLIO UND EINER REISEKARTE.

ERSTER BAND.

REISE

03767

IN

CHILE, PERU

UND AUF DEM

AMAZONENSTROME

WÄHREND DER JAHRE 1827 — 1832

VON

EDUARD POEPPIG,

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT ZU LEIPZIG.

ERSTER BAND.

2. Ex.

MIT KÖNIGLICH WÜRTEMBERGISCHEM PRIVILEGIUM.

LEIPZIG,

FRIEDRICH FLEISCHER.

J. C. HINRICHSSCHE BUCHHANDLUNG.

1 8 3 5.

Wbg/66/488

Poep.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Altbestand 39008

SR. KÖNIGL. HOHEIT

DEM PRINZEN MITREGENTEN

FRIEDRICH AUGUST,

HERZOGE ZU SACHSEN &c. &c. &c.

UND

SR. KÖNIGL. HOHEIT

DEM PRINZEN

J O H A N N,

HERZOGE ZU SACHSEN &c. &c. &c.

DEN VERTRAUTEN KENNERN UND BEFÖRDERERN DER NATURWISSENSCHAFTEN

IN TIEFSTER UNTERTHÄNIGKEIT GEWIDMET

VOM

VERFASSER.

VORREDE.

Die Kenntniss Südamerikas hat seit seiner Freiwerdung von der altspanischen Herrschaft in demselben Masse zugenommen, als das wohlthätige Licht der Civilisation dort das alte Dunkel vertrieb, und Fremde, die nun der schwer zu erlangenden Begünstigung nicht länger bedurften, und oft von den Eingebornen eifrig unterstützt wurden, die Wunder des entfernten Landes ergründen und der Welt die Resultate ihrer Forschungen vorlegen konnten. Auch über Chile und Peru erschien seitdem manche Schilderung, deren Verdienst oder Flüchtigkeit hier nicht beurtheilt werden kann; indessen keiner lag ein längerer Aufenthalt in rein wissenschaftlicher Absicht zu Grunde. Wenn auch Engländer und Franzosen ihre Urtheile nicht sparten über das Land, wo einst Ercilla sang, und über das Reich der alten Incas, so wurde doch nur selten die Stimme eines oder des andern Deutschen über sie hörbar, der im besten Falle nur wenige Wochen eines flüchtigen Besuches dort verlebte. Allein die längere Erfahrung verändert wohl häufig das Urtheil, und oft möchte man am Ende des Jahres den Ausspruch nicht mehr anerkennen, den man in den ersten Tagen sich entschlüpfen liess. Wie man langsam in der Kenntniss der Natur eines Landes gewinnt, so schreitet man vorwärts in der richtigen Schätzung seiner Bewohner, indem die Eigenthümlichkeiten der letzteren von der ersteren in grossem Masse allein hervorgebracht werden. Unter dem Einflusse eines fremden Klimas passt sich das Begreifungsvermögen gradweise der Neuheit der Umgebungen an.

Es war der Vorwurf des gegenwärtigen Buchs, jene Länder so zu schildern, wie sie in Folge eines längern Aufenthalts dem Berichterstatter erschienen waren. Fünf Jahre eines vielbewegten Lebens, weder unter besonders günstigen noch völlig hinderlichen Verhältnissen verbracht, hatten nach Gegenden geführt, die zum Theil noch unbekannt, oder doch nie von einem wissenschaftlich gebildeten Europäer besucht worden waren. Naturgeschichtliches Interesse hatte das Unternehmen veranlasst, gab ihm eine besondere Richtung, und mag zum Theil wohl auch der Beschreibung einen eigenthümlichen Stempel aufdrücken. Ein Reisender, der mit seinen Erfahrungen vor die Welt tritt, ist mehr als ein anderer Schriftsteller seinen Lesern Rechenschaft schuldig, über die Art, wie er seine Materialien verwendete, und über die Umstände, unter denen er die Reise selbst unternahm und vollendete. Wenig jedoch dürfte über die erstere zu sagen sein. Sie gründet sich auf die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der Muster, welche zwei Deutsche der Welt aufstellten, und auf die eignen, vor langer Zeit ausgebildeten Ansichten über denselben Gegenstand. Ein anderer Geist muss in der Schilderung wehen, welche den Leser zwischen die Palmen der Urwälder oder die Wunder der Anden versetzen soll, als in denen, wo in gemüthlicherem Tone die bekannteren Scenen eines benachbarten Landes vorgeführt werden. Die Natur im weiteren Sinne des Wortes liefert dem Reisenden, welcher das übervölkerte und überbildete Europa verliess, den einzigen, dafür aber den unerschöpflichsten Stoff der Beschreibung. Die Persönlichkeit des Verfassers verschwindet in solchen Schilderungen, ohne dass der Leser dabei viel verlöre. Manches Sonderbare begiebt sich wohl bei dem Leben unter halbcivilisirten Völkern, allein selten verträgt sich die Erzählung mit der ruhigen Einfachheit oder dem Ernste der übrigen Mittheilungen. Was in dieser Beziehung dem künftigen Reisenden nützlich werden kann, der nicht von Fürsten abgesendet wurde und also nur geringere Mittel besitzt, soll, wenn der Raum es erlaubt, am Ende des zweiten Bandes als Anhang zusammengestellt werden. Natur-

geschichtliche Einzelnheiten, besonders der systematischen Art, sind möglichst vermieden worden, indem es nöthig war auf die Ansprüche einer Lesewelt Rücksicht zu nehmen, die nur zum kleineren Theil aus Zoologen oder Botanikern bestehen kann. Sie finden ihren Platz in besondern Werken, welche in streng wissenschaftlicher Form und mit möglichster Schnelle dem Reisebericht folgen sollen. Unter andern verspricht ein selbstgesammeltes Herbarium von mehr als viertausend Arten den Pflanzenforschern manches Neue. Mehrere kleine Abhandlungen, welche in der Reisebeschreibung keinen Raum fanden, werden abgesondert erscheinen. Dahin gehören die Untersuchungen über die fünf Pflanzenzonen Chiles; über die Eigenthümlichkeit der peruanischen Flora; über die Höhen verschiedener Bergzüge, welche sich theils auf barometrische Messungen gründen, theils nach Verlust aller Instrumente versuchsweise aus Erscheinungen der Pflanzengeographie und der mittleren Wärme abgeleitet wurden; die Beschreibung einiger Producte des Vulcans von Antuco, aus der Feder eines berühmten deutschen Mineralogen, und Bemerkungen über die Temperatur der Dämpfe desselben Bergs; geologische Fragmente, und endlich weitläufige meteorologische Beobachtungen, die auf verschiedenen Höhen während langer Zeit gemacht, zum Abdruck im vorliegenden Werke sich nicht zu eignen schienen.

Der Zweck der Reise war die Einsammlung von naturhistorischen Gegenständen in möglichster Menge. Zur Erreichung desselben hatte sich in Deutschland eine kleine Zahl von warmen Freunden der Natur vereinigt, und mir mit dankbar anerkanntem Vertrauen die Ausführung des Plans übertragen. Siebzehntausend Exemplare von getrockneten Pflanzen, viele Hunderte von ausgestopften Thieren, und eine Menge anderer Naturproducte, welche an die Beförderer der Reise vertheilt wurden, die Verbreitung mancher früher unbekannter, sehr interessanter Gewächse in unsern Gärten, an dreitausend an Ort und Stelle gemachte Pflanzenbeschreibungen, besonders in Beziehung auf alle später nur schwerer untersuchbare

Blüthentheile, dreissig ausgeführte Tafeln landschaftlicher Ansichten, vierzig Blätter von Zeichnungen über die Aroideen im grössten Format, dreissig Tafeln über Orchideen, manche Skizzen, und eine botanische Privatsammlung von dem ausserordentlichsten Umfange, sind ein Theil der Früchte jener Zeit. Es darf wohl behauptet werden, dass die zur Reise ausgesetzte Summe die kleinste war, mit welcher je ein solches Unternehmen angetreten und glücklich durchgeführt wurde. Die unvermeidliche Beschränkung erlaubte nicht das Mitnehmen eines Begleiters, sie verwies in die innersten Wälder und zwang zum ruhigen Ertragen mancher harten und dauernden Entbehrungen. Indessen waren diese weniger fühlbar als der Mangel an wissenschaftlicher Ausrüstung, denn nachdem die eignen Instrumente in der ersten Zeit verloren gegangen, gestatteten strenge Rücksichten kein neues Anschaffen derselben. Was jedoch persönlicher Fleiss und guter Wille zum Gelingen beitragen konnte, geschah auch dann, wenn in abgelegnen Indierdörfern der Urwälder Monate dem Einsamen verstrichen, der nicht einmal einen eingebornen Diener um sich sah, und seine ungewisse Nahrung häufig der eignen Geschicklichkeit als Fischer oder Jäger verdankte, der bald auf den Gipfeln der Anden unbegleitet sein Nachtlager aufschlug, bald seinen kleinen Kahn auf den riesigen Strömen der neuen Welt einsam durch die Wildniss steuerte, und endlich, zum Lohne für manche bestandene Gefahr, reich beladen mit den Naturschätzen einer fernen Gegend das Vaterland glücklich wiedersah.

Leipzig, am 24. November 1834.

EDUARD POEPPIG.

ERSTES

SUBSCRIBENTEN-VERZEICHNISS.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausgabe
Se. Königl. Hoheit Prinz Friedrich August, Mitregent von Sachsen	—	2
Se. Königl. Hoheit Prinz Johann, Herzog zu Sachsen	—	2
Ihro Königl. Hoheit Frau Prinzessin Marie von Sachsen	—	1
Ihro Königl. Hoheit Frau Prinzessin Auguste von Sachsen	—	1
Ihro Königl. Hoheit Frau Prinzessin Amalie Auguste von Sachsen	—	1
Ihro Königl. Hoheit Frau Prinzessin Amalie von Sachsen	—	1
Se. Königl. Hoheit Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preussen	—	1
Se. Königl. Hoheit Prinz Heinrich von Preussen	—	1
Se. Durchlaucht der regierende Herzog Ernst zu Sachsen-Coburg-Gotha . . .	1	—
Se. Durchlaucht der regierende Herzog Joseph zu Sachsen-Altenburg . . .	—	1
Se. Durchlaucht Landgraf Victor zu Hessen-Rothenburg	1	—
Se. Durchlaucht Prinz Victor zu Isenburg in Offenbach	1	—
Se. Durchlaucht Otto Victor, regier. Fürst von Schönburg-Waldenburg . . .	—	1
Se. Erlaucht Graf Albert von Schönburg-Glauchau	1	—

AACHEN.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Herrn Kaatzer's Wwe, Buchhändler	1	—
Herr J. A. Mayer, Buchhändler . .	1	—

ALTONA.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Herr K. Aue, Buchhändler . . .	2	—
- Hammerich, Verlagsbuchhandlung	1	—

AMSTERDAM.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Die HH. J. Müller & Co., Buchhändler	4	1
Herr Schonekat, Buchhändler . .	1	—

AUGSBURG.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Die von Jenisch und Stage'sche Buchhandlung	1	—
Die Kollmann'sche Buchhandlung .	1	—

BARMEN.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Herr A. Lecker jun.	1	—

BASEL.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Herr Benedict-Christ	1	—
- Bischoff-Deurer	1	—
- Bischoff-Iselin	1	—
- Bischoff-Preiswerk . .	1	—
- Bischoff-Stähelin . . .	1	—
- Burckhardt-Bischoff . .	1	—
- Notarius Dietz	1	—
- Heussler-Kuder	1	—
- Cand. R. Meyer, für die Lesegesellschaft	1	—
Herr Miegg-de Bosset, Professor der Medicin	1	—
- Stähelin-Christ	1	—
- H. Wettstein, Apotheker . .	1	—
- Karl Wieland-Rottmann	1	—

BENDELEBEN.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Herr Major Freiherr v. Uckermann .	1	—

BERLIN.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Die Königliche Bibliothek . .	1	—
Herr v. Buch, Kön. Preuss. Kammerherr	1	—
Se. Excell. Herr Freih. A. v. Humboldt, Kön. Preuss. wirkl. Geheimerath	1	—
Herr C. F. Plahn, Buchhändler . .	1	—
- J. H. W. Wagener, Kön. Schwedisch-Norweg. Consul u. Banquier	—	1

BERN.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Herr Burgdorfer, Buchhändler . .	1	—
Die HH. Huber & Co., Buchhändler .	1	—
Schuttleworth, R. Esq. . . .	1	—

BONN.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Herr A. Marcus, Buchhändler . .	1	—

BRANDENBURG.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Herr Wiesike, Buchhändler . . .	1	—

BRAUNSCHWEIG.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Herr von Dörnberg, Obrist . . .	1	—
- von Kalm, Hofjagd-Junker . .	1	—
- Lachmann II., Dr. Med. . .	1	—
- Fr. Löbbecke, Kaufmann . .	—	1
Frau Gräfin v. Oberg, Oberkammerherrin		—
Herr Baron W. v. Veltheim, Kammer-Assessor	1	—

BREMEN.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Herr W. Kaiser, Buchhändler . . .	1	—

BRESLAU.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Herr A. Gosohorsky, Buchhändler .	1	—
- Fr. Hentze, Buchhändler . . .	1	—
- Ferd. Hirt, Buchhändler . . .	1	—
Die HH. Max & Co., Buchhändler . .	1	—
Herr Dr. Nees von Esenbeck, Präsident der Academia Caes. Leop. Carol.	1	—

BRÜNN.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Die Herren Seidel & Co., Buchhändler	2	—

BRZEZINA.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Sr. Excellenz Herr Graf Caspar von Sternberg, K. K. Geheimerath	—	1

CELLE.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Herr C. G. Schultz, Kaufmann . .	1	—

CHRISTIANIA.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Herr J. Dahl, Buchhändler . . .	1	—

CÖLN.

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Die HH. Renard & Dubyen, Buchh.	1	—

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
COPENHAGEN.		
Die grosse Königl. Bibliothek .	1	—
Die Gyldendal'sche Buchhandlung .	2	—
DARMSTADT.		
Die J. W. Heyer'sche Hofbuchhandluug	—	1
Herr L. Pabst, Buchhändler . . .	1	—
DORTMUND.		
Königl. Preuss. Westphälisch-Märkisches Ober-Bergamt	1	—
DRESDEN.		
Se. Excellenz Herr Geheimerath Graf Vitzthum v. Eckstädt für die Akademie der bild. Künste . .	1	—
Die Arnold'sche Buchhandlung . .	2	—
Die Kön. öffentliche Bibliothek	—	1
Herr Dr. K. J. Blochmann, Director	1	—
- Dr. C. G. Carus, Hof- und Medicinalrath.	1	—
Se. Excell. Herr Graf von Colloredo, K. K. wirkl. Kämmerer, ausserordentl. Gesandter und bevollmächt. Minister am Königl. Sächs. Hofe.	1	—
Frau Gräfin von Flemming, geb. Gräfin von Hohenthal.	1	—
Se. Excell. Herr Franz Forbes, Königl. Grossbritann. Gesandter und bevollmächtigter Minister am K. S. Hofe	1	1
Herr Dr. G. L. Franke, Hof- und Medicinalrath	1	—
- Wilh. Kämpffe	1	—
- Dr. Kreysig, Hof- u. Medicinalrath	1	—
- Advocat Kuhn	1	—
- Baron von Lorenz.	1	—
- George Meusel	1	—
Se. Excell. Herr Baron v. Miltitz, Königl. Preuss. Generallieutenant etc. .	—	1
- Peyer, Kaufmann	1	—
Die Herren Pietzsch & Co., Kunst- und Landkartenhandlung . . .	2	—
Herr F. R. Schmuck	1	—
- Maj v. Schönberg, Landstallmeister	1	—
- Dr. B. W. Seiler, Hof- und Medicinalrath	1	—
- Baron v. Stenglin, Domherr . .	1	—
- v. Winkler, Landes-Directions-Referendar	1	—
Se. Excell. Hr. Staatsminister v. Zeschau	1	—

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
FRANKFURT a/M.		
Herr S. Schmerber, Buchhändler .	2	—
FRANKFURT a. d. O.		
Die Königl. Regier.-Bibliothek	1	—
St. GALLEN.		
Die Herren Huber & Co., Buchhändler	1	—
GIESSEN.		
Herr Dr. J. B. Wilbrand, Prof. u. Ritter	1	—
GOTHA.		
Die Herzogl. Bibliothek . . .	1	—
GOTHENBURG.		
Herr F. A. Lincke	—	1
GREIZ.		
Hr. Dr. med. Schaufuss, Hofrath .	1	—
GROENINGEN.		
Herr W. van Boekeren, Buchhändler	1	—
HAAG.		
Herr H. Hartmann, Buchhändler .	1	—
- Quarles van Ufford, General-Secretair des Ministeriums der Marine	1	—
HALLE.		
Die Buchhandl. d. Waisenhauses	1	—
HAMBURG.		
Herr Dr. H. Baur	1	—
- E. W. Berkemeyer . . .	1	—
- J. P. Erié, Buchhändler . .	2	—
- Gerhard v. Hostrupp, Besitzer der Börsenhalle	1	—
- G. H. Kunhardt	—	1
Die HH. Perthes & Besser, Buchhändler	3	—
Herr H. Rücker	—	1
- J. Ruperti, Kaufmann . . .	1	—
- Pastor Strauch	1	—

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
HEHLEN.		
Herr Graf von der Schulenburg	1	—
HEIDELBERG.		
Hr. J. C. B. Mohr, Buchhändler	1	—
HERFORD.		
Herr Witte	1	—
INNSBRUCK.		
Die Wagner'sche Buchhandlung	1	—
KEMNITZ.		
Herr Magister Ahlbourg	1	—
KÖNIGSBERG.		
Die HH. Gebr. Bornträger, Buchhändler	1	—
LEIPZIG.		
Herr G. H. Beckmann, Kaufmann	1	—
Die Bibliothek der Bürgerschule	1	—
Herr Dr. Blümner, Oberhofgerichtsrath, Ritter u. s. w.	1	—
- von Bodenhausen	1	—
- Dr. Clarus, Hof- und Medicinalrath, Professor, Ritter u. s. w.	1	—
- G. Crayen, Kaufmann	1	—
- J. Crippa, Kaufmann	1	—
- L. Degener, Kaufmann	1	—
- H. Demiani, Kaufmann	1	—
- Dr. Dörrien, Consistorial-Assessor	1	—
- Dufour-Feronce, Kaufmann	1	—
- Eckert-Funckler auf Broda etc.	1	—
- J. Erckel, Kaufmann	1	—
- G. Förster, Kaufmann	1	—
- Frege, Kammerrath, Ritter etc.	1	—
- Friedlein, Hotellist	1	—
- L. Gelbke, Banquier	1	—
- Ferd. Gruner, auf Breitenfeld u. s. w.	1	—
- Otto Gruner, Kaufmann	1	—
- Ed. Güntz, Dr. med.	1	—
- S. Gutmann, Zahnarzt	1	—
- Hander, Director	1	—
- Harck, Kaufmann	1	—
- Ferd. Hartmann, Kaufmann	1	—
Madame Julie Hartz	1	—

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
Herr Professor Hasse	1	—
- W. L. Heine, Juwelier	1	—
- C. F. Hentschel, Kramermeister	1	—
- M. Heucke	1	—
Die J. C. Hinrichssche Buchhandlung	2	—
Herr Hofmeister, Musikalienhändler	1	—
- Holdefreund, Kaufmann	1	—
- J. G. Irmler, Instrumentenfabrik.	1	—
- C. Junghanns, Stadtrath	1	—
- F. Kuhnd, Hausbesitzer	1	—
Madame Lacarrière	1	—
Herr C. Lampe, Stadtrath	1	—
- F. A. von Langenn, Kön. Sächs. Regier.-Commissar, Hof- und Justizrath etc.	1	—
- Lüders, Zimmermeister	1	—
- Lurgenstein, Kammfabrikant	1	—
- A. Mangelsdorf, Kaufmann	1	—
- Mayer-Frege sen., Banquier	1	—
- Mayer-Frege jun., Banquier	1	—
- Ferd. Mende, Kaufmann	1	—
- L. Mühlig, Kaufmann	1	—
- Imman. Müller, Buchhändler	1	—
Madame H. Oehme	1	—
Herr Dr. Platzmann auf Hohenstädt	1	—
- Dr. Pohl auf Schmöln	1	—
- G. L. Preusser, Kaufmann	1	—
- M. Reich, Director des Taubstummen-Instituts	1	—
- P. Ed. Richter, Königl. Kapellan	1	—
- Chr. D. Sachse, Dr. med.	1	—
- Dr. Schellwitz, Oberhofgerichts- und Consistorialadvocat	1	—
- H. Schletter, Kaufmann	1	—
- Schmidt-Peuckert jun. Kaufm.	1	—
- G. Schultze jun., Kaufmann	1	—
- Dr. Seeburg, Stadtrath	1	—
- Dr. C. Sickel	1	—
- C. Simons, Kaufmann	1	—
- F. Söhlmann, Stadtrath	1	—
Die Stadtbibliothek	1	—
Herr E. A. Steche, Stadtgerichtsrath	1	—
- Friedr. Strüver, Kaufmann	1	—
- Dr. O. M. Stübel	1	—
- Dr. C. B. Stübel jun.	1	—
- H. A. Täschner, Besitzer der Engelapotheke	1	—
- Dr. Thierbach, Assessor des Schöppenstuhls	1	—
- A. Träger, Kaufmann	1	—
- Tröndlin, Instrumentenfabrikant	1	—
- G. W. Werner, Oberstadtschreiber	1	—

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
LIMA.		
Die HH. Fred. Huth Grüning & Co.	3	1
LONDON.		
Die HH. Fred. Huth & Co. . . .	2	—
LÜBECK.		
Herr Fr. Asschenfeldt, Buchhändler	1	—
Der Senat der freien Hansestadt Lübeck	—	1
MANNHEIM.		
Die Herren Artaria & Fontaine, Kunsthändler	—	1
MARBURG.		
Herr Chr. Garthe, Buchhändler . .	4	—
MOSKAU.		
Herr Alex. v. Soymonoff, Obrist .	1	—
MÜNCHEN.		
Die Königl. Hof- und Staats-Bibliothek	1	—
Die Literar.-artistische Anstalt	1	—
Herr Dr. v. Martius, Hofrath, Ritter etc.	1	—
NEUSTADT a. d. O.		
Herr Dr. Schellenberg, Rath und Kreisphysikus	1	—
- J. K. G. Wagner, Buchhändler	—	1
NÜRNBERG.		
Herr Jubitz, Studienlehrer	1	—
OPPELN.		
Herr Wlocha, Regierungs-Director .	1	—
PARIS.		
Herr J. A. Mercklein, Buchhändler	1	—
PESTH.		
Herr G. Heckenast, Buchhändler . .	1	—
- G. Kilian sen., Buchhändler . .	1	—

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
St. PETERSBURG.		
Herr W. Gräff, Buchhändler . . .	2	—
POTSDAM.		
Herr Horvath, Buchhändler . . .	1	—
- F. Riegel, Buchhändler . . .	1	—
PRAG.		
Die Herren Borrosch & André, Buchhändler	—	1
Die Calve'sche Buchhandlung . . .	1	—
ROSTOCK.		
Die Stiller'sche Hofbuchhandlung . .	2	—
SCHÖNBUHL bei Thun.		
Herr G. F. Beckh	1	—
SOLINGEN.		
Herr Fr. Amberger, Buchhändler .	1	—
SONNENFELD.		
Herr Kirchenrath Geldner	1	—
STUTTGART.		
Die HH. F. C. Löflund & Sohn, Buchhändler	1	—
TOTIS.		
Herr Ignatz Ghyczy v. Ghyczi, Assa u = Ablancz-Kárth, mehrerer löblichen Gespanschaften Gerichtstafel-Beisitzer	1	—
WEIMAR.		
Die Grossherzogl. Bibliothek .	1	—
WESEL.		
Herr J. A. Klönne, Buchhändler .	1	—

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
WIEN.		
Die C. Gerold'sche Buchhandlung	11	1
Herr J. G. Heubner, Buchhändler	2	—
Die HH. Rohrmann & Schweigerd, Buchhändler	3	3
- Schaumburg & Co., Buchhändler	3	5
Hr. F. Tendler, Buchhändler	1	—
WIESBADEN.		
Die Herzogl. Landesbibliothek	1	—
WOLFENBÜTTEL.		
Herr Geheimerath v. Strombeck	1	—
WÜRZBURG.		
Die Etlinger'sche Buchhandlung	1	—

	Ausg. auf Druck-Velinp.	Pracht-ausg.
WURZEN.		
Herr Gerichtsdirector Bernhardi	1	—
ZÜRICH.		
Herr Dir. Escher	—	1
- H. Escher-Zollikofer	1	—
- J. Finsler, Dr. med.	1	—
Die Heitz'sche Lesebibliothek	1	—
Herr C. v. Muralt, Alt-Bürgermeister	1	—
Die HH. Orell, Füssli & Co., Buchhändler		—
Herr Professor Dr. Schönlein	1	—
Die Schulthess'sche Buchhandlung	1	—
Die Herren Ziegler & Söhne, Buchhändler	1	—

I N H A L T.

ERSTES CAPITEL. Seereise von den Vereinigten Staaten nach Chile. S. 1.

Abreise von Baltimore. Der tropische Ocean. Patagonien. Cap Horn; über Umschiffung desselben. Meer von Chile; Infusorien desselben. Erster Anblick der chilenischen Küste. Ankunft im Hafen von Valparaiso. — Anmerkungen. Bewohnbarkeit der südlichsten Theile von Südamerika. — Der Archipel der Chonos und Huaytecas. — Der Landgeruch auf See.

ZWEITES CAPITEL. Aufenthalt in Valparaiso. S. 47.

Erste Ansicht von Valparaiso. Landung. Excursion nach la Lagunilla. Schilderung von Valparaiso und seinem Hafen. Winterstürme. Unfruchtbarkeit. Chilenische Baukunst. Bevölkerung und ihre Zusammensetzung. Bilder aus dem geselligen Leben. Zeitungen. — Anmerkungen. Ueber die *Cephalophora glauca. Cav.* — Ueber die *Pourretia coarctata. R. Pav.* — Die rasche Entwickelung Chiles in politischer und geselliger Hinsicht.

DRITTES CAPITEL. Aufenthalt im Thale des Rio de Aconcagua. S. 83.

Eintritt des chilenischen Frühlings. Thal von Concon. Rio de Aconcagua. Die Flüsse Chiles. Goldhaltiger Sand. Besuch einer Hacienda. Einrichtung derselben. Geschäfte der Landbesitzer. Bändigen der Pferde. Dreschen. Weben. Weinmagazin. Scene aus dem geselligen Leben auf dem Lande. Der Ackerbau Chiles, ehedem und jetzt. Majorate. System der Inquilinos. Künstliche Bewässerung. Wahrer Werth der Ländereien. Fruchtbarkeit. Gränze der Weizencultur. Cerealien und ihr Ertrag. Handel mit denselben. Andere Producte des Feldbaues. Gartenbau. Baumzucht. Viehzucht; Handel mit ihren Ergebnissen. Pferde. Botanische und zoologische Untersuchungen der Umgegend. Muschelanhäufungen. Dünen. Der Cucurrito. Punta de Quintero. Lagunas de Quintero. Flora der Küste und der schattigeren Thäler. Lage eines vereinzelten Naturforschers. — Anmerkungen. Ueber das Ungewisse kleiner Niederlassungen in Südamerika, und die daher entstehende Unrichtigkeit der Karten. — Die vulcanische Thätigkeit mitten im grossen Ocean. — *Psammomys.* Nov. gen. Glirium.

VIERTES CAPITEL. Reise nach den Anden von Santa Rosa. S. 168.

Der Sommer des nördlichen Chile. Die gewöhnliche Art zu reisen. Strasse nach der Hauptstadt. Santjago. Bevölkerung der Republik. Chiloë. Missionen. Zusammensetzung der Bevölkerung und Vergleich mit Peru. Uebel der Kasten. Ihre geringe Zahl in Chile; Cholos, Chinos, Indier und Neger. Krankheiten und Zustand der Arzneikunde. Verhältnisse der Gesellschaft in Santjago. Politischer Zustand des Volks. Finanzen. Armee und Marine. Stand der wissenschaftlichen Bildung. Cuesta de Chacabuco. Santa Rosa. Die Cactusvegetation. Ansiedelung in den Anden. Excursion nach der Cumbre. Vegetation der Anden. Die Cumbre. Allgemeiner Charakter der Anden. Der Winter derselben. Excursion nach Petorca. Der Bergbau Chiles. Ausflug nach Aconcagua. Ein Weihnachtsfest. Abreise nach Mendoza und gezwungene Rückkehr. — Anmerkungen. Zur Vergleichung des Zustandes von Chile mit demjenigen seiner Nachbarländer (Statistik von Bolivia). — Die neuentdeckten Silberminen von Coquimbo. — Die Selbstentzündung chilenischer Erze und Kohlen.

FÜNFTES CAPITEL. Seereise nach dem südlichen Chile. Winteraufenthalt in Talcahuano. S. 284.

Die heftigen Südwinde des grossen Oceans. Ueber die Insel Juan Fernandez. Vortheilhafter Eindruck der Küsten des südlichen Chile. Ansicht der Bai von Talcahuano. Schilderung der Umgegend. Geologisches. Die zahlreichen Seegeschöpfe; ihr Fang. Die Balsa der Chilenen. Zoologisches. Walfisch- und Robbenjagd. Thiere im Innern. Botanisches. Der Winter Chiles. Ueber das Klima Chiles im Allgemeinen. Vergleichung zwischen der nördlichen und südlichen Hälfte des Landes. Aussichten der Südprovinzen auf eine glänzende Zukunft; Producte, Fruchtbarkeit, Handel derselben. Concepcion. — Anmerkungen. Zur Geschichte des Handels von Chile in früheren Zeiten und über seinen gegenwärtigen Umfang.

SECHSTES CAPITEL. Reise nach den Anden von Antuco S. 343.

Gualqui. Gastfreundschaft der Chilenen. Landleben im Süden. Zustand der Religion. Rere. Die Palme Chiles. Yumbel. Erstes Zusammentreffen mit den Pehuenchen. Travesia de Yumbel. Tucapel Uebergang über den Laxa. Ankunft in Antuco. Ansicht seines Thals und Vulcans. Ersteigung des Pico de Pilque. Allgemeines über die Flora der südlichen Anden; ihre Zonen. Der obere Theil des Thals. Tvun Leuvu; sein Fall. Das Fort. Basalte. Silla velluda. Das Dorf Antuco; sein Handel, Agricultur und Klima. Ueber das Volk der Pehuenchen. Seine geographische Verbreitung; Wohnungen; Lebensweise; Sitten; Kunstfleiss; Kriegsführung; Hinrichtung der Gefangenen; Verhalten im Frieden; Religion; Aberglaube; Heilkunst; Muth im Tode. Excursion nach dem Quillay-Leuvu. Ueber die Araucaria, ihren Nutzen, geographisches Vorkommen, und botanische Eigenthümlichkeiten Besteigung des Vulcans. Die Acaenen Chiles. Laguna del Volcan. Tabanos. Vegetation. Schneeregion. Krater. Verschiedene Arten von Dämpfen. Allgemeine Bemerkungen. Volkscharakter der Chilenen, aus ihrer Geschichte abgeleitet. Abreise nach der Küste. — Anmerkungen. Pincheira und seine Raubzüge. — Eigenthümliches Vorkommen von Basalten. — Zur Zoologie der Anden. — Isla de la Laxa. — Ueber die Indiervölker Chiles.

Zu folgenden Tafeln des Atlas finden sich Erklärungen im ersten Bande: 1. Thal von Concon S. 87. 2. Talcahuano S. 301. 3. Vulcan von Antuco S. 372. 4. Fort von Tvun Leuvu S. 372. 5. Tvun Leuvu S. 373. 6. Thal der Silla velluda S. 376. 7. Pehuenchen S. 389. 8. Basalte bei Antuco S. 449. 16. Die zwei untersten Ansichten, Balsa bei Talcahuano zu S. 304. Pinar mit Pehuenchenhütten oder Toldos zu S. 382.

Bayerische Staatsbibliothek München

ERSTES CAPITEL.

Seereise von den Vereinigten Staaten nach Chile. — Ankunft in Valparaiso.

Im August 1826 waren, nach langem und fruchtlosem Warten, endlich Briefe von Europa eingetroffen, durch deren Inhalt es möglich wurde, eine seit geraumer Zeit im Plane entworfne Reise nach Südamerika anzutreten. Philadelphia, eine Stadt, in welcher sich nächst Boston wahrscheinlich gelehrte Bildung mehr concentrirt als irgendwo sonst in dem Gebiete der nur der ganz praktischen Industrie geneigten Nordamerikaner, wurde mit Baltimore vertauscht. Bei weitem häufiger fanden sich da in einer gewissen Periode, welche sich selbst bis 1830 ausgedehnt hat, Gelegenheiten nach der Südsee als in irgend einem andern Hafen, und vielleicht waren die Verbindungen der Kaufleute Baltimores mit den sogenannten Patrioten Südamerikas schon so früh als 1812 grossentheils Ursache, dass es diesen gelang sich militairisch ausgerüstet in verhältnissmässig kurzer Zeit den Spaniern gegenüberzustellen. Ein grosser Theil der Caper unter den unabhängigen Flaggen Südamerikas liefen von Baltimore aus, und besassen oft keinen Unterthanen der neuen Republiken an Bord. Gerade dieser Speculationsgeist, der zwar selten die völkerrechtlichen Gesetze überschritt, aber dennoch nicht von einer Art war, dass ihn der solidere Theil der kaufmännischen Welt gebilligt hätte, wurde zur Veranlassung, dass man Baltimore und seine Rheder mit etwas Misstrauen ansah. Jene frühzeitige Bekanntschaft mit Südamerika brachte Speculationen hervor, die nicht immer wohlbegründet, durch üblen Ausgang theils den Ruin einzelner Häuser, theils das langsame Abnehmen des Handels in je-

ner Richtung veranlassten. Was früher fast Monopol der einzelnen Stadt war, ist nun unter die übrigen vier grossen Handelsstädte der nördlichen Hälfte der Vereinigten Staaten getheilt.

Sechs Wochen vergingen unter sehnsüchtigem Harren auf das Absegeln der Gulnare, eines in Newburyport gebauten fast neuen Schiffes von 360 Tonnen, in welchem die Passage nach der Südsee bedungen worden war. Doch gehörte jene Zeit nicht zu den unangenehmen Perioden, wie sie oft der Nichtkaufmann wartend in den Häfen zubringen muss, wenn er des Getümmels müde, das dem Vielgereisten nichts Neues bieten kann, sich nach Scenen sehnt, die in ihrer Einfachheit und Ruhe vielfach mehr ansprechen. Eben war jene Jahreszeit in ihrer schönsten Entfaltung, welche von allen Reisenden in Nordamerika als die herrlichste erkannt wird. Es war Herbst, und stille, laue Tage folgten sich in ununterbrochner Reihe, doppelt erfreulich nach einem der glühendheissen Sommer, wie sie die atlantischen Küsten jenes Landes gewöhnlich heimsuchen. Unverändert bleibt die milde Temperatur des Herbstes während mehrerer Wochen, wenn auch die Sonne schon so weit entfernt ist, dass man unter solchen Breiten schwerlich etwas Anderes als Kälte, Stürme und Regengüsse, nach Art eines nordeuropäischen Novembers, erwarten möchte. Sechs bis zwölf Grad Wärme am Tage, ein bis zwei Grad Kälte des Nachts, wechseln mit Regelmässigkeit oft bis tief in den December, und nur allein der Eintritt der fürchterlichen Nordwestwinde führt den Winter herbei. Allein sein Einzug ist eben so unvorbereitet wie derjenige des Frühlings, denn die besondere Energie der atmosphärischen Erscheinungen, welche man bei langem Aufenthalte in Amerika leicht erkennt, ist unter veränderten Umständen in dem nördlichen Theile der Vereinigten Staaten nicht minder auffallend, als in den wärmeren Regionen desselben Welttheils. Jene gewaltsamen und verbindungslosen Sprünge aus einer hohen Temperatur in die ihr gerade entgegengesetzte sind die vorzüglichen Ursachen, durch welche der Aufenthalt in vielen Gegenden der Vereinigten Staaten dem Fremden eben so unangenehm gemacht werden kann, als derjenige in Buenos Ayres. Zu gewissen Jahreszeiten mag man dasselbe fast mit gleichem Rechte von den nördlichen Antillen sagen, denn ich selbst habe in Cuba (District von Laguna de Palos unfern Matanzas) wäh-

rend des Februars 1823 mehrfach des Morgens Temperaturen von $0^{0} — 1^{0}$ beobachtet, obwohl wenige Stunden später die Wärme diejenige eines deutschen Sommertags fast überstieg. Die unmittelbaren Folgen solcher meteorologischen Verhältnisse sind in den höhern Breiten Amerikas rheumatische Leiden, denen selten Jemand ganz entgeht. Unter dem tellurischen Einflusse des tropischen Bodens aber entstehen eben daher gallige Fieber von grosser Bösartigkeit, denen nur die Verbindung mit Miasmen fehlt, wie sie eine dauernde feuchte Wärme aus zahllosen zerstörten Organismen entwickelt, um alsbald in die höher gesteigerte Form der gelben Fieber überzugehen. Jene höchst eigenthümliche Periode des Jahreslaufes in den mittleren und nördlichen Staaten der nordamerikanischen Union trägt dort den Namen des Indier-Sommers *(indian summer)*, und fällt am meisten durch einen noch unerklärten aber sehr allgemeinen und dauernden Zustand der mehr niedrigen Region der Atmosphäre auf. Die Luft erscheint dann zwar fast ununterbrochen heiter, allein sie entbehrt der Transparenz. Daher geschieht es, dass alle Gegenstände, die etwa zwanzig Minuten entfernt sind, dasjenige blaue Colorit annehmen, welches sonst nur grössere Entfernungen bezeichnet. Die Schärfe der Umrisse geht jedoch keinesweges verloren, und der Unterschied der Verdunkelung an einem weit entfernten Horizonte ist kaum bemerkbar. Auf diese Weise erhält die Landschaft einen höchst eigenthümlichen, schwer zu beschreibenden Reiz. Allein zu dieser zauberhaften Beleuchtung treten noch die besondern Erscheinungen, welche die Pflanzenwelt dort darbietet. Einmal zeichnen sich nordamerikanische Bäume durch die Eigenschaft aus, fast nie ihre Blätter abzuwerfen, ohne vorher in den lebhaftesten Färbungen geleuchtet zu haben, und dann entwickelt sich gleichzeitig jene glänzende Herbstvegetation, von der kaum ein anderer Welttheil etwas Gleiches darbieten möchte. Die zahllosen Formen der Astern und Solidagen verbreiten über die schon erstarrende Natur einen täuschenden Anstrich eines neuen und kraftvollen Auflebens, und söhnen in ihrer stillen Sprache mit den unverkennbaren Zeichen des nahenden Winters aus. Es liegt etwas so Freundliches und Heimathliches in dem Anblicke einer nordamerikanischen Landschaft, dass man fast glauben möchte, er könne nicht ohne Einwirkung selbst auf die Menschen bleiben, welche ein rastloser Wandergeist umhertreibt.

Die Umgegend Baltimores ist reich an Abwechslungen und bietet in bequemer Nähe waldige Berge und enge Thäler dar, die man oft weit wilder und einsamer findet, als man in der Nachbarschaft einer volkreichen Stadt erwarten möchte. Bot auch die Flora der Gegend wenig Neues, und wurde auch das neue Mineral des Torreyit hier umsonst gesucht, obwohl es sich in mehreren nahen Steinbrüchen vorfindet, so wurden doch die Streifereien über die Berge bis zum Tage vor der Abreise fortgesetzt. Man hängt oft mit kindergleicher Vorliebe, zum Theil der Ursache sich selbst nicht bewusst, an mancher Gegend, an mancher Eigenthümlichkeit einer Vegetation. Ungern nimmt man Abschied von den Eichenwäldern, denn sind sie auch amerikanisch, so tragen sie doch den Stempel vaterländischer Forstbäume. Man trennt sich ungern von den letzten Gegenständen, durch welche halbverloschne Bilder der entfernteren Erinnerungen wieder aufgefrischt werden, besonders wenn man weiss, dass man völlig fremdartigen Scenen entgegengeht, und Jahre lang unter ihnen zu wohnen bestimmt ist.

Wir lösten am Mittage des 26. November 1826 die letzten Befestigungstaue vom Ufer, freilich wohl unter der scheinbar grossen Unordnung, welche stets von dem Absegeln eines Kauffahrers unzertrennlich ist. Selten erlaubt ihre Ungeduld es den Seeleuten, alle nicht unmittelbar nöthige Gegenstände in die strenge Ordnung zu bringen, welche schon nach Verlauf von zwei Tagen sichtbar wird. Die abfliessende Ebbe und ein leichter Wind trieben uns bald aus dem Bereich des Glücksrufes, mit dem die zahlreichen Gruppen am Ufer, nach biederm, seemännischem Gebrauche uns begrüssten. Das Gedräng auf Deck und in den Kajüten verminderte sich, wie uns langsam ein Boot nach dem andern verliess, und bald bestand das kleine Häufchen, mit Ausnahme des Piloten, nur aus denen, die in einem engen Raume eingeschlossen bestimmt waren, das atlantische Meer in seiner ganzen Länge zu durchschneiden, und nach Berührung der antarktischen See in dem Ocean erst einen Hafen erwarten durften, von dem die Forscher des Alterthums nie Kunde erhalten hatten. Die Ausrüstung und Güte unseres Schiffs, welches neu, und allein aus Florida-Eiche *(live-oak)* gebaut, für ein Muster der Schiffsbaukunst selbst in Nordamerika galt, versprachen glücklichen Erfolg. Die Reiselust unserer zum

Theil sehr jugendlichen Equipage, die sanguinische Erwartung, welche in so erregenden Momenten wohl selbst dem ergrauten Seemann noch ein heiteres Antlitz verleiht, vereinigten sich, um über Alle das unverkennbare Ansehen des Frohsinns zu verbreiten. Die Zeiten sind vorüber, ganz besonders in dem unternehmenden Nordamerika, wo man eine längere Seereise als etwas Bedenkliches ansah. Eine einfache Kreuzung des atlantischen Meers hat aufgehört einen hervorstechenden Zug einer individuellen Biographie zu bilden, und kaum erregt es mehr als eine vorübergehende Aufmerksamkeit, wenn irgend Jemand von seinen Erfahrungen in den Meeren der Magelhaens oder Drake spricht. Die Scheidewände, welche die Natur zwischen den Völkern aufgebaut hatte, sind gefallen, denn die hochgesteigerte Intelligenz unserer Zeit giebt selbst dem einfacheren Fischer halb mechanische Mittel an die Hand, um sicher die Gränzen zu überschreiten, über die sich selbst die Phantasie der Vorzeit nicht hinaus wagte. Zwei Tage genügten, um uns bis an die Mündung der Cheasapeak-Bai zu bringen, deren Ufer, von epidemischen Fiebern oft heimgesucht, niedrig und waldbedeckt erschienen. Eben so schnell als die Einbürgerung der Einzelnen in ihre Kajüten ging auch die Vorbereitung des Schiffs zu dem Eintritt in das atlantische Meer von statten. Am 29. November befanden wir uns Cap Henry in Virginien, dem südlichen Vorgebirge der Bai gegenüber, und ein Pilotenboot nahm den Lootsen, einen ergrauten Veteranen, an Bord. Nach alter Sitte wurde diese letzte Möglichkeit benutzt, um noch einmal Briefe an das Land zu befördern von dem wir auf lange Zeit Lebewohl nahmen. Ein günstiger Westwind trieb uns rasch vorwärts. Die Küsten Virginiens versanken in wenig Stunden unter den Horizont, und wir kreuzten so, ohne nach Norden getrieben zu werden, den gewaltigen Golfstrom, dessen Gegenwart nicht allein der Thermometer, sondern auch die sichtbare Bewegung in kurzen, gebrochnen Wellen andeutete.

Die Schilderung langer Seereisen ist ein gleich schwieriges und gleich undankbares Geschäft, ganz besonders in unsern Zeiten, wo so unendlich viele derselben, und zum Theil mit Meisterhand, beschrieben worden sind. Von der Mehrzahl möchte man indessen fast denken, dass die Einförmigkeit des Seelebens auf den Styl und die Einbildungskraft des Reisenden selbst einwirke, und ihn unvermerkt in den Kreis der ermüden-

den Gewöhnlichkeit herabziehe. Was in gewöhnlicheren Beziehungen das nautische Leben bietet, ist vielfach erörtert worden, und bisweilen mit Humor. Die Gegenstände der wissenschaftlichen Forschung, besonders wenn sie mehr im gemeinschaftlichen Bereiche sich befinden, sind eben so an Zahl verringert, denn das leichter Zugängliche hat seit vielen Jahren manche Forscher beschäftigt, die als Begleiter langer Expeditionen, zu einem dauernden Aufenthalte auf den Wellen gezwungen, ihren Fleiss auf Naturerscheinungen und Geschöpfe concentriren mussten, denen sie unter andern Umständen schwerlich dieselbe ungetheilte Aufmerksamkeit erwiesen haben würden. Der nicht so begünstigte Seereisende sieht den Kreis seiner Thätigkeit sehr eingeschränkt, allein ganz vorzüglich am Bord der Kauffahrer. Selten bieten diese Gelegenheit zu Untersuchungen naturgeschichtlicher Art. Die Betrachtung des Gewinns der Zeit und des Zwekkes verbieten solchen Schiffen das geringste unnöthige Verweilen, und selbst Anatomie findet da ihre Gegner in der Unwissenheit und dem Vorurtheile des gemeineren Seemannes, würde sie auch nur gelegentlich und auf dem entferntesten Theile des Decks getrieben. Die einfache Geschichte der ersten Periode unserer Seereise mag daher füglich mit Stillschweigen übergangen werden, indem sie nichts darbot, als die von Andern vielfach erzählten kleinen Begebenheiten, das Fangen von Delphinen, das Erscheinen von Tropicvögeln, das Vorübertreiben von Mollusken lange beschriebener Arten, und die kleinen Vorfälle im Innern der schwimmenden Monarchie, die wohl als Unterbrechung des Einerlei dem Seereisenden angenehm sein mögen, aber schwerlich im Stande sind, das Interesse des Lesers am Lande dauernd zu fesseln. Wir hatten uns des schönsten Wetters zu erfreuen, denn mit dem Weitersegeln in dem atlantischen Meere und der Veränderung unserer Breite verbesserte sich ebenfalls die Temperatur, welche näher der nordamerikanischen Küste zum Theil empfindlich kalt gewesen war. Nur einmal wurde die Ruhe unterbrochen, als am Nachmittage des 6. Dec., unfern der Bermuden, der heftige Nordwestwind eine Stärke gewann, die mit Sonnenuntergang in diejenige des entschiedenen Sturmes überging. Da jedoch das Fahrzeug vorbereitet war, und sich glücklicherweise Niemand an Bord befand, der nicht mehrfache Seereisen gemacht hätte, so fand keine Unordnung auf Deck, und keine Scene von banger Unbehülflichkeit in den Kajüten statt. Da der Sturm

in einer überaus günstigen Richtung dahersauste, so wurde der etwas gewagte Entschluss gefasst vor ihm herzutreiben, statt durch Beilegen ohne Ortsveränderung seine Abnahme zu erwarten. Es war spät Abends, als wir, auf wenige Sturmsegel beschränkt, mit ausserordentlicher Schnelligkeit zu segeln begannen. Wir legten elf bis zwölf englische Meilen in der Stunde zurück, umrollt von Wellen, welche dieselbe Richtung befolgten, und uns begraben zu wollen schienen, wenn sie mit ausserordentlicher Schnelligkeit hinter uns herbeirollten. Dieses Experiment des Segelns vor dem Sturmwinde *(scudding)* hat aus mehreren Gründen manches Gefährliche. Da der Wind auf die Segel parallel zu der Längenaxe des Schiffes einwirkt, so bieten diese ihm weniger Oberfläche dar, und es wird die grösste Genauigkeit bei dem Steuern und grosse Leitbarkeit des Schiffes erfordert, um dem Umkehren desselben in den Wind vorzubeugen. Durch das Eintreten eines solchen Unfalls mögen in einem Augenblicke Maste und Segel über Bord gehen, das Fahrzeug mag auf die Seite geworfen werden, oder mit dem Hintertheil unter das Wasser gezwungen werden und so schnell versinken. Ein anderer sehr grosser Nachtheil entsteht aus dem unvermeidlichen Anprallen der Wogen an das Hintertheil des Schiffes, den schwächsten Theil des ganzen Baues, und aus der Möglichkeit auf diese Weise das schwer ersetzbare Steuerruder zu verlieren. Die grösste Aufmerksamkeit herrschte daher während dieser ernsten Scene, welche sich bis Tagesanbruch verlängerte. Alle waren ohne Ausnahme auf ihren angewiesenen Posten, und sahen mit unverkennbarem Antheil dem Arbeiten des Schiffes zu, denn ein sonderbar helles Licht herrschte, ziemliche Klarheit verbreitend, während jenes Unwetters. Das Schiff flog in langen Sätzen durch die Wellen, allein trotz dieser grossen und dauernden Anstrengung brach keine Segelstange, riss kein Tau. War auch die Probe hart, so bestand doch die Gulnare sie rühmlichst, und unsere Matrosen gewannen sie nun doppelt lieb, und waren doppelt williger in „dem wakkeren Schiffe“ *(the gallant ship)* auch die längste Reise zu machen, und dem widrigsten Wetter zu trotzen. Stets betrachtet ein Seemann sein Schiff fast mit der Vorliebe, die der jugendliche Ehemann für seine Gattin empfindet. Er macht das geprüfte Fahrzeug zu einem Theil seines Selbst, und ist ausschweifend parteiisch für dasselbe; es hat nicht selten etwas Rührendes, alte Seemänner von ihren Schiffen wie von belebten, verstän-

digen Wesen sprechen zu hören. Der Stimme des menschlichen Herzens folgend, tragen sie, eine oft sehr schief beurtheilte Menschenclasse, auf Gegenstände ihre warme Zuneigung über, die sie gewiss mit andern vertauscht hätten, erlaubten dieses ihre eigenthümlichen Verhältnisse. Der nächste Morgen brachte uns gelindern Wind, und die Mittagsbeobachtungen bewiesen uns, dass jener kühne Entschluss uns in einem Tagewerke um 180 engl. Meilen vorwärts gebracht hatte.

Um die Länge zu erreichen, in welcher während der letzten Monate des Jahres allein der Aequator mit Sicherheit durchschnitten werden mag, sind die Fahrzeuge, welche von den Häfen Nordamerikas nach dem südatlantischen Ocean segeln, zu einem Umwege genöthigt, dessen sich europäische Schiffe überhoben sehen. Sie sind nämlich gezwungen, das atlantische Meer zuerst in einer OSO. - Diagonale zu durchschneiden, und so sich den Inseln des grünen Vorgebirges zu nähern, die der Europäer auf kürzerem Wege erreicht. Zwei Versuche schon vor Erreichung jener Inselgruppen den Süden zu gewinnen, führten nur Zeitverlust herbei, indem wir in einer für jene Jahreszeit ungewöhnlichen Breite (31° 45′ N.) bereits auf die Passatwinde trafen. Die Annäherung an die Inseln des Cap vert geschah nicht mit dem besten Willen, denn jene Gewässer waren damals im Rufe grosser Unsicherheit. Seeräubereien, zum Theil von grossen Grausamkeiten begleitet, waren häufig begangen worden. Manches Schiff war halbzerstört, von seiner Mannschaft verlassen, und die Decke mit Blut befleckt angetroffen worden, — stumme Zeugen der Entsetzlichkeiten, welche da vorgegangen waren. Der südamerikanische Befreiungskrieg hat unter vielen andern Uebeln auch das herbeigezogen, dass heimathlose Abenteurer sich in den Seestädten Colombiens und des Plata versammelten, wo sie mit leichter Mühe Caperbriefe gegen Spaniens Seemacht erhielten. Speculanten einer ziemlich gewissenlosen Art verstanden sich zur Ausrüstung schnellsegelnder Fahrzeuge, die man aus jenem Zusammenflusse entschlossener, aber meist sehr unmoralischer Menschen bemannte. Einmal auf See trat die ursprüngliche Bestimmung sogleich in den Hintergrund, und der angebliche Corsar von Buenos Ayres oder Cartagena wurde zum gemeinen Seeräuber, dem alle Flaggen gleich galten. Die Zahl dieser gesetzlosen Freibeuter wurde noch durch die Sklavenhänd-

ler *(slavers)* vermehrt, die durch fremde Kriegsschiffe von der afrikanischen Küste vertrieben, ihre wohlbewaffneten Fahrzeuge gebrauchten, um in Räuberei Ersatz für den Gewinn zu finden, welchen ihnen für den Augenblick ihr ursprüngliches, nicht minder ehrloses Geschäft verweigerte. Ein Kauffahrer ist immer in einer höchst ungewissen Lage, wenn er so unheimliche Meere befährt. Von nur geringem Nutzen sind die Kanonen und Waffen, die sich auf ihm vorfinden mögen. Der Matrose hat in der Regel nichts zu verlieren, und kann auch bei dem glücklichsten Erfolge einer Handelsreise nichts gewinnen als den bedungenen Sold, denn nur allein die Mannschaft der Walfischfänger und Robbenschläger schifft sich bisweilen auf Bedingung verhältnissmässigen Antheils am Gewinne ein. Würde er in der Vertheidigung des fremden Eigenthums verstümmelt, so wartet seiner nicht das Loos des Seemannes, der auf Kriegsschiffen verwundet wurde. Daher erklärt sich seine Abneigung gegen Gefechte, welche in der That durch die geringe Zahl der Mannschaft, die weniger strenge Disciplin, und die Unbekanntschaft mit dem Waffenhandwerk sehr misslich werden. Waren wir auch sehr stark bewaffnet, unter andern mit sechs langen Zwölfpfündern, so hätte wahrscheinlich unsere Rettung mehr von der Geschwindigkeit der Gulnare als von der Kriegslust ihrer Mannschaft abgehangen. Doppelt unangenehm nach solchen Erwägungen war es uns Allen, an einem heitern Morgen plötzlich ein kleines Fahrzeug zu gewahren, welches bald seine Richtung änderte, um uns nahe zu kommen. Alle erschöpften sich in Vermuthungen über den eigentlichen Charakter des Fremdlings, ohne es zu wagen den Verdacht, den Jeder in sich fühlte, laut auszusprechen. Bei allen dem wurden mit ziemlicher Ordnung die Vertheidigungsanstalten getroffen, und auch den drei Passagieren eine Kanone überwiesen. Nach einigen sehr peinlichen Stunden wurde der Schooner für bewaffnet erkannt, und nicht gering war die Freude, gerade in dem Augenblicke wo wir die ersten Kugeln erwarteten, einen Officier in der Seeuniform der Vereinigten Staaten in das herabgelassene Boot steigen zu sehen. Es wies sich jenes Fahrzeug als nordamerikanischer Kriegsschooner aus, bestimmt in jenen Gewässern gegen Seeräuber und Sklavenhändler zu kreuzen. Seine Anwesenheit hatte die letzteren sehr eingeschüchtert, und wir richteten bedeutend erleichtert unsern Curs nach S.,

nachdem wir eine der Cap-Vert-Inseln, aber nur wie ein leichtes Wölkchen am Horizonte, erblickt hatten.

Wir hatten gehofft noch in der fröhlichen Zeit, welche den Ausgang des Jahres bezeichnet, und die auch an Bord der Gulnare nach Kräften gefeiert wurde, in die südliche Halbkugel hinüberzutreten, und so ein Doppelfest zu feiern. Allein die leichten Winde vereitelten diese Hoffnung, ohne unsere gute Laune stören zu können. Solche ist die Beständigkeit und Gleichartigkeit aller Naturerscheinungen in jenem herrlichen Meere, dass sie unfehlbar eine verwandte Stimmung im Beobachter hervorbringen. Ueberhaupt scheint es fast, als ob die friedliche Gleichförmigkeit der tropischen Gegenden den Bewegungen Ruhe geböte, welche das menschliche Herz oft heftig erschüttern. Man wird unter solchen Natureinflüssen leidenschaftslos, und dass man sich in solchen Klimaten so leicht einen hohen Grad von philosophischem Gleichmuthe erwirbt und erhält, mag zum grossen Theile wohl Ursache des Missbehagens sein, welches jeder Reisende empfindet, wenn er in unsere nordischen Länder heimkehrte. In ihnen berührt ihn die Veränderlichkeit eines selten heiteren Klimas eben so unangenehm als der entwohnte Kampf der Leidenschaften, dem er zwischen der überaus zahlreichen und übercivilisirten Gesellschaft nie ganz entgehen wird. — Das Wetter ist in der Gegend des Aequators (in grösserer Entfernung von dem Lande) so beständig, dass um jene Zeit selten ein leichter Schauer herabfällt. Donner gehört dann zu den grössten Seltenheiten. Selbst die Winde vermindern ihre gewöhnliche Veränderlichkeit in dem Masse, dass manches volksthümliche Sprichwort seine Anwendbarkeit verliert. Das Meer gehorcht diesem unveränderlichen Impulse, indem es seine flachen Wellen so geräuschlos und in so völlig gleichen Perioden herbeirollt, dass ein neuerer deutscher Reisender diese Bewegung dem Pulsschlage mit vielem Rechte verglich. Kaum merkbar sind einzelne stärkere Stösse in dem Wehen des Windes. Die grosse Stetigkeit der Luftströmung erfüllt die jüngeren Matrosen mit solcher Verwunderung, dass sie nicht selten an einem angezündeten Lichte sich ergötzen, dessen Flamme, von dem Winde auf eine Seite geweht, ohne zu flackern fortbrennt. Die Leblosigkeit der nordischen Meere, welche

besonders an trüben Tagen auffällt, indem dann die sparsameren Bewohner, durch den Mangel an freundlichem Lichte gedrückt, in grossen Tiefen verborgen bleiben, weicht unter dem Aequator einem Getümmel der verschiedenartigsten Geschöpfe *). Am Bord des Schiffes herrscht während des Segelns in jenen Gegenden eine sonntägliche Stille. Der Matrose sitzt auf seine Arbeit angewiesen ruhig im Vordertheile, denn die Unveränderlichkeit des Wetters macht das lärmende Manövriren ganz überflüssig. Alle Geschäfte gehen dann den lautlosen, pünktlichen Gang eines Uhrwerkes. In ruhiger Einförmigkeit verstreicht der Tag, wenn nicht der Anblick eines entfernten Segels, besonders häufiger Fische, oder sonderbarer Weichthiere eine willkommne Unterbrechung herbeiführt. So naht endlich der Abend, den eine geringe Verminderung der Luftströmung verkündet. Umsonst wäre die Mühe, mit Worten die Farbenpracht eines Sonnenuntergangs jener Breiten schildern zu wollen. Es ist jene die einzige Zeit des Tages, wo sich am Horizonte die wunderbar geformten, aber doch leichten und durchsichtigen Wolken erzeugen, die der Volksausdruck bei uns als Thauwolken bezeichnet. Ihre vorübergehende Existenz begünstigt die Entwickelung des Farbenspiels, indem die Brechung der schieferen Sonnenstrahlen in dieser Beziehung die ausserordentlichsten Erscheinungen hervorbringt. Auch wenn man oft vom Gipfel europäischer Alpen oder selbst vom Kamme der Anden die Sonne auf- oder niedergehen sah, giebt man unbedingt derselben Scene, auf dem Aequatorialmeere gesehen, den Vorzug. Während noch die eine Seite des Schiffes von den letzten ungewissen Abendstrahlen erleuchtet wird, erglänzt auf seiner entgegengesetzten, vom Schatten der Segel verdunkelten, bereits das Meer. Ein feuriger Punkt nach dem andern beginnt zu leuchten, undeutliche Lichtstreifen glimmen aus grösserer Tiefe, und mit der einfallenden Dunkelheit scheint eine neue Schöpfung zum Leben erwacht. In der verschiedenartigsten

*) Der Hai wird vielleicht nirgends so gross als in dem Meer um die Inseln des grünen Vorgebirges, und erscheint nirgends so zahlreich, eine Thatsache welche ebenfalls Capt. Porter erwähnt. Besonders auffallend schien uns ein Weichthier, wahrscheinlich der Gattung Pelagia angehörend. Es stellte eine kreisrunde Scheibe von fünf bis sechs Fuss Durchmesser dar, und war halbdurchsichtig. Alle Versuche, eins dieser Geschöpfe einzufangen, misslangen, die, bei Allem was man gewöhnlich von ihrer niedern Organisation sagt, dennoch annähernde Feinde sehr leicht unterscheiden, und durch deutlich bemerkbares Schwimmen zu vermeiden wissen.

Richtung, bald funkenartig, bald strahlend in Kugelform, bald als ein schnellvergänglicher Blitz durch die dunkle Wasserfläche dahinschiessend, bewegen sich leuchtende Wesen, von denen ein grosser Theil wohl wahre Nachtthiere sein mögen, die sich vor den Strahlen der Sonne in der dunkeln Tiefe verbergen.

In der Nacht vom 9. zum 10. Januar 1827 kreuzten wir den Aequator. Leicht war die Stunde, in der wir aus der nördlichen Halbkugel schieden, eine der feierlichsten und bedeutsamsten eines langen Reiselebens. Liegt auch der Beweggrund zur geistigen Aufregung während solcher Momente nur in der Idee, denn keine äusseren und unverbundenen Zeichen begleiten eine solche Periode, so ist jene darum nicht minder stark. Fast will es dem Reisenden dünken als trete er mit dem Eintritte in eine neue Welt auch in ein neues Leben, als könne ihm die verlassene Welthälfte nur noch in der Erinnerung etwas sein. Die Existenz in der letzteren liegt als ein geschlossener Kreis von Erfahrungen vor ihm. Der Himmel der tropischen Regionen leuchtet mit einem so eigenthümlich ansprechenden Glanze, man möchte sagen mit einer so bedeutsamen Ruhe, auf den Menschen herab, dass selbst der Rohere von ihm sich ergriffen fühlt. Auf den feiner Fühlenden wirkt er unter solchen Umständen mit verdoppelter Macht. Wie befreundete Gestalten winken die ruhigen Sterne herab auf den einsamen Wanderer der Meere, der fernen Ländern zueilend, das harrende Schicksal nicht zu errathen vermag. Sollten dann auch leise Zweifel aufsteigen und Befürchtungen sich regen, so genügt ein Blick auf jenes glänzende Sternenzelt, um die geringe Bedeutung aller menschlichen Leiden zu erkennen, und die Spanne Zeit, von der sie umfasst werden müssen, neben dem Anblicke jener ewigen Regelmässigkeit zu vergessen. Weicht dann gefasster der Blick von dem nebelhaften Bilde der Zukunft, so kehrt er um so lieber zurück auf die Gefilde weit entlegener Vergangenheit. Phantasiebilder erstehen; man lebt sein Leben noch einmal, und der Geist durchfliegt in wenig Augenblicken die weiten Räume, die der schwerfällige Körper kaum in Jahren zu durchmessen vermochte.

Der erste Morgen der südlichen Halbkugel empfing uns mit der gewohnten Freundlichkeit. Wir erfuhren nichts von den Windstillen, die

Jeder fürchtet, und welche in den Zeiten, wo Nautik noch weit unvollkommner war, diejenigen Seefahrer nicht selten zur Verzweiflung brachte, welche sich aus Furcht, oder der alten Gewohnheit huldigend, zu nahe an Afrikas Küste gehalten hatten. Kaum einige Stunden lagen wir unter dem sechsten Breitegrade unbeweglich auf dem glänzenden Meeresspiegel, während der einzigen Windstille, welche wir in dieser Gegend erfuhren. Wir hatten, durch leichte Winde verführt, auf deren Dauer wir vielleicht zu viel rechneten, uns sehr weit westlich begeben, und kreuzten daher die Linie unter 29° 5′ (W. Greenw.) also gegen zwei Grade westlicher als man dem allgemeinen Brauche gemäss es thun sollte. Hätten uns Windstillen oder Gegenwinde befallen, so möchten wir es sehr schwer gefunden haben, gegen die Strömungen an der brasilischen Küste nach S. vorzudringen. Das Wagestück gelang jedoch, und wir passirten, stets vom Wetter begünstigt, die Felseninsel S. Paul, und die Breite des Cap S. Roque. Der brasilischen Küste entlang steuernd in einer Entfernung von 150—200 engl. Meilen boten sich uns genau dieselben grossartigen Naturerscheinungen, die schon am östlichen Gestade desselben Oceans mit Bewunderung erfüllt hatten. Nur erst auf der Breite des Platastromes veränderte sich auf sehr bemerkliche Weise das Wetter. Mit der abnehmenden Intensität der Himmelsbläue wurden auch Wolken häufiger, und der Wind nahm einen mehr südöstlichen Ursprung. Um die Länge zu berichtigen, theils auch um dem Rathe erfahrener Seeleute zu folgen, steuerten wir nach der Küste Patagoniens, die wir auch am 10. Februar, in der Gegend des Cabo blanco *) entdeckten. Wir näherten uns dem Lande bis auf eine Entfernung von sechs engl. Meilen, indem ein sehr leichter, oft fast ganz ruhender Südostwind uns kaum eine andere Wahl liess. Wir fanden Grund bei 40 Klaftern mit sandigem Boden. Die See hatte die eigenthümliche grüne Färbung, welche stets auf Untiefen hindeutet, und eben deshalb waren wir mit sehr zahlreichen Fischen umgeben, die auf dem hohen Ocean, dem Volksglauben zuwider, sehr selten sind. Es suchen diese Geschöpfe, wenigstens diejenigen der kleineren Arten, stets gewisse Anhaltepunkte, und daher kommt es, dass alte Stücke von herumtreibendem Wrack, selbst Stücke von Masten, denen man bisweilen begegnet, meist

*) Nach eigner Beobachtung in 47° 16′ 41″ S. B.

so mit Schaaren kleinerer und essbarer Fische umgeben sind, dass man bei irgend erträglichem Wetter sie gern an das segelnde Schiff befestigt, um sicher zu sein für mehrere Stunden das Vergnügen eines ziemlich einträglichen Fanges zu geniessen. Die Nothwendigkeit, auf der Bank des Cabo blanco mehrere Stunden beizulegen, war Niemand unangenehm, denn das Angeln trug einen grossen Vorrath von Fischen ein, die jedoch nur wenig Arten angehörten. Der schmackhafteste von ihnen fiel durch seine gefährliche Bewaffnung mit langen Dornen auf *). Die Küste Patagoniens erschien uns hügelig, allein von Sandflächen einer sehr wenig einladenden Art bedeckt. Ueber ihr lag ein bläulicher Dunst, und obwohl die Temperatur an Bord nur eine sehr milde war (+ 17° Centigr.), liess sich doch die vibrirende Bewegung der Luftschichten am Lande bemerken, wie sie sonst nur an sehr heissen Tagen an dem Horizont erscheint. Die Umrisse der Hügel erschienen deshalb ziemlich unbestimmt, und in jene halbkugeligen Erhöhungen aufgelöst, welche anderwärts in entfernten Landschaftsbildern auf starke Bewaldung deuten. Dieser Umstand verführte uns diesen Theil der patagonischen Küste für waldig zu halten, obwohl alle Berichte darin übereinkommen, dass sie in dieser Breite sehr arm an Pflanzen, hin und wieder sogar völlig unfruchtbar sei. Selbst bis auf bedeutende Entfernungen behält das Land diesen Charakter. So fanden es wenigstens die Mitglieder einer Expedition des 18. Jahrhunderts, die vielleicht von O. her tiefer in Patagonien eindrang als irgend eine vorhergegangene. Nach mehreren misslungenen Versuchen von Buenos Ayres aus das Innere Patagoniens zu erforschen, gab Philipp V. Befehl, von Cadix ein Schiff nach der magellanischen Meerenge zu senden, theils um dort durch Errichtung von Forts der Möglichkeit fremder Niederlassungen zuvorzukommen, theils auch in der Absicht das Christenthum dort zu ver-

*) *Holocentrus patagonicus n. sp.*

H. pinna caudali aequali; operculi dentibus 4, deflexis, praeoperculi 3, rectis; corpore fusco flavescente, tenuiter maculato, fasciis castaneis notato.

Br. 5 — Dors. 29 — P. $\frac{16}{18}$ — V. 6. — A. 11 — C. $\frac{17}{18}$.

Longitudo corporis poll. saxon. 18, cranii $3\frac{1}{2}$. Diameter operculorum ab angulo oris ad angulum superiorem spinosum 4, orbitae $1\frac{1}{8}$. — Oculi maximi. Dentes multiseriati, exterioribus maioribus remotis, interioribus minoribus numerosis, contiguis. Linea lateralis indivisa, dorso parallela. Pinnae pectorales obovatae; ventralis ovata, acuminata, radio primo reliquis fortiore, spinoso; dorsalis spinis anterioribus 12 brevioribus, emergentibus, posticis immersis, subcartilagineis.

breiten *). Ein Jesuit Quiroga, der Pater Matthäus Strobl, aus Bruck an der Muhr gebürtig, und ein P. Cardiel, ein Spanier, gingen als Missionaire mit. Das Eindringen in westlicher Richtung von der Bai San Julian aus, obwohl bis auf Entfernung von sieben Tagereisen fortgesetzt, lehrte allein ein sandiges, wasser- und holzarmes Land, ohne alle Spur von Bewohnern, kennen. Der letztere Umstand hat wenig Ausserordentliches, denn es leidet keinen Zweifel, dass die wahrscheinlich nicht bedeutende Bevölkerung Patagoniens im tiefen Innern, vorzugsweise aber am Fusse der Anden lebe. Auf jeden Fall aber ist die atlantische Küste Patagoniens ganz unbewohnt, denn selbst die Seefahrer der neuern Zeit geben zu, dass alle die Besuche, welche sie in der Bai S. Julian und S. Georg erhielten, aus dem Innern gekommen schienen. Bei längerem Aufenthalte in Chile hat man oft Gelegenheit mit Menschen der niedrigeren Classen bekannt zu werden, welche das Unglück gehabt haben, als Gefangene geraume Jahre unter den Patagoniern zu leben. Obwohl nun ihnen jenes Land — *la patagonica*, wie es der Bauer an den südöstlichen Gränzen der Republik nennt, — immer der Schauplatz der ausserordentlichsten Wundergeschichten sein muss, so stimmen doch alle darin überein, dass die nomadische Bevölkerung Patagoniens nur sehr einzeln und in seltenern Fällen Streifzüge bis zu den atlantischen Küsten unternehme. Die natürliche Beschaffenheit jener Gegenden erlaubt aber selbst kaum dem bedürfnisslosen Indier, sie zum bleibenden Wohnsitze zu erwählen, denn sie bieten noch weniger dar als der nördlichste Theil Patagoniens, derselbe, welcher an die Gränzen von Buenos Ayres stösst. Dieser letztere besteht allein aus Sandwüsten, die mit grossen, flachen und gesalzenen Landseen und Sümpfen durchzogen sind, in denen sich die Flüsse der Anden verlieren. Zwischen den Gruppen von dornigem Gebüsche, unter denen die Algarobas *(Prosopis)*, die Adesmien und niederliegenden Berberiden eine Hauptrolle spielen, findet sich nur selten trinkbares Wasser, allein oft fehlen auch sie, die doch das einzige Brennmaterial liefern. Alle diese Hindernisse haben jedoch nicht vermocht die Europäer von Entdeckungsexpeditionen zu Lande abzuhalten. Eine der bedeutendsten war wohl die gegen

*) Dobrizhofer. Paraguay. I. 188.

1780 von Buenos Ayres aus nach den Salzseen und Curu-Leuvu (Rio negro) unternommene. Mehrfache Versuche, zum Theil auf Veranlassung der spanischen Regierung, mögen noch gemacht worden sein, um das Innere Patagoniens, besonders südlich vom 43° zu ergründen, allein ohne günstigen Erfolg, und daher ist auf unsere Zeiten selten mehr als der Name, oft nicht einmal das Jahr jener Expeditionen gekommen. Trotz dem, dass die Zahl von weissen Eingeborenen der Pampas, welche in Patagonien gelebt, ziemlich gross ist, hält es ungemein schwer von ihnen etwas über jene am wenigsten bekannten Landstriche, welche weiter nach S. gelegen sind, zu erfahren. Die Indier bringen nach ihren Streifzügen ihre Gefangenen auf dem kürzesten Wege, über die obern Arme des Rio negro, nach ihren Wohnsitzen an dem Fusse der Anden. Die um die Civilisirung Südamerikas so hochverdienten Jesuiten haben es sich gleichfalls angelegen sein lassen in Patagonien festen Fuss zu fassen, indessen stellte ihnen die Art des Landes und das Naturell seiner Einwohner unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts waren solche Bekehrungsversuche gemacht worden, allein sie endigten alle mit der Ermordung der Geistlichen. An dem östlichen Fusse der Anden, auf der Breite von Chiloë existirten gegen 1723 nicht weniger als neun Missionen, welche mit denjenigen von Chile in Verbindung standen, jedoch durch Wildnisse getrennt, dem nähergelegenen Buenos Ayres fremd blieben. Die Jesuiten gründeten 1740—45 eine andere Gruppe von Missionen, die man für Pflanzschulen zu einer künftigen Ausbreitung nach S. ansah *). Diese Versuche wurden durch den schon erwähnten verdienstlichen deutschen Jesuiten Strobl geleitet, der eben so wie der Engländer Falconer sich viele Jahre in jenen Gegenden aufgehalten hatte. Die letzteren Missionen wurden von Buenos Ayres aus mit Priestern versehen, gingen aber sogleich mit der Vertreibung des Ordens unter. Seitdem ist nichts mehr von Erheblichkeit in Beziehung auf Patagonien geschehen, denn die siegreichen Expeditionen der Jahre 1832 und 1833 sind wenig über den Rio negro

*) *N. S. de la Concepcion* 322° 20′ L. ö. v. Ferro. 36° 20′ Br. S. — *N. S. del Pilar,* 70 Leguas SW von Concepcion, und 110 Leguas von Buenos Ayres. — *N. S. de los desamparados,* unmittelbar bei der zweiten Mission gelegen.

hinüber vorgedrungen, so dass also jenes Land noch einen neuen, wenn auch vielleicht wenig interessanten Schauplatz für zukünftige Forscher abgeben dürfte.

Eine Menge von Zeichen deutete von nun an darauf hin, dass wir ein sehr verschiedenes Klima erreicht hatten. Schon unter dem 31° der Breite hatte uns die Seeblase verlassen, die wir in der viel kälteren Jahreszeit des Decembers auf der nördlichen Halbkugel um 7° nördlicher bemerkt hatten. Albatrosse waren an ihre Stelle getreten, und zahllose Schaaren noch ungesehener Seevögel belebten das Meer, damit beschäftigt im pfeilschnellen, horizontalen Fluge die Bewohner des Oceans zu ergreifen, die sich zu hoch an die Oberfläche gewagt hatten, während uns andere scheinbar völlig mühelos in der tiefen Furche des Wassers folgten, welche ein segelndes Schiff stets hinter sich lässt. Seegräser von der gewaltigen Grösse der antarktischen Arten begegneten uns in weiten Feldern; die ersten, die wir seit Durchschneidung des Golfstromes in solcher Menge wieder sahen. Fortgetrieben von leichten aber günstigen Winden näherten wir uns so dem gefürchteten Cap Horn täglich mehr. Nur zwei Männer unserer Equipage konnten sich rühmen je auf seiner Westseite gewesen zu sein, — der eine ein Matros, der Jahre lang sich allein zwischen den Fidjee-Inseln herumgetrieben hatte, und des wilden Lebens müde endlich Gelegenheit fand auf einem Walfischfänger Europa wieder zu erreichen; der andere ein Officier des Schiffes. Während der Erstere mit ruhiger Autorität auf der Ankerwinde thronend, noch am späten Abend durch seine Erzählungen den jungen Theil der Mannschaft an sich zu fesseln wusste, hörte man wohl auch auf dem aristokratischen Hinterdeck nicht ohne Theilnahme dem andern Erzähler zu. Mancher forschende Blick flog während dem wohl über den herbstlichen Himmel nach dem Süden, wo stets graue Wolken lagerten, und wo auch unser ein trauriges Schicksal harren mochte. Vorgefasste Meinungen vermögen selbst über den stärkeren Geist zu herrschen, wenn äussere Umstände hinzutreten, um ihnen, trotz dem ruhigen Urtheile der Vernunft, den Anstrich der Wahrscheinlichkeit zu geben. Niemand war unter uns, der nicht das Meer schon oft im Zustande eines grossen Aufruhrs gesehen hatte, und doch ging Keiner dem Cap gleichgültig

entgegen, denn Alle hatten von seinen Stürmen gehört oder gelesen, und die Schicksale mancher Seefahrer erhalten sich vorzugsweise als Traditionen. Zeitig am folgenden Morgen begannen die Vorbereitungen auf eine stürmische Fahrt. Durch Zusatz verstärkender Taue *(preventer-shrouds)* wurde den Masten grössere Stärke gegeben; die längeren Topmaste und alle leichten Segel entfernt, und was irgend auf Deck mit den Wellen in Berührung kommen konnte, wurde dreifach befestigt. Obwohl wir die beiden Vorlande, welche den Eingang zu Le Maire's Strasse bezeichnen, deutlich vor uns sahen, so wurde doch der Curs aus Furcht vor den heftigen Strömungen geändert, welche in ihr bisweilen Schiffe in Gefahr gebracht haben. Wir segelten längs der Nordküste des Staatenlandes, obgleich zu entfernt, um durch den dunkeln Wolkenschleier etwas mehr als beschneite Felsenspitzen gewahren zu können. Am 14. Februar befanden wir uns dem Cap S. John gerade gegenüber, und würden in seinem Hafen Schutz gesucht haben, hätte nicht der milde und lichtblaue Himmel, dem eines deutschen Octobertages vergleichbar, uns angerathen die günstigen Stunden zu benutzen. Nirgends mag nämlich der Seereisende so viel Ursache haben, die Gunst des Augenblickes geizig zu benutzen, als gerade hier, denn Fälle sind bekannt, wo das Versäumen eines einzigen Tages von günstigem Wetter die Passage um Cap Horn zu einer furchtbar stürmischen Reise von vier Wochen erhob. Hoch und kühn, aber abschreckend lag das Felsenland vor uns. Es erschien gleich arm an Vegetation und gleich ohne Zeichen von Einwohnern, denn keine aufsteigende Rauchwolke, keine hervorragende Mastspitze verkündete die Existenz einer kleinen englischen Niederlassung, die nach unsern Nachrichten in demselben Jahre von Walfischfängern, wiewohl nur temporär, gegründet worden sein sollte. Es würde uns allen keine geringe Freude gemacht haben, hier am äussersten Ende der bewohnbaren Welt Zeichen der Civilisation zu entdecken, die sich endlich doch über den grössern Theil der Erdoberfläche verbreiten wird. Unter manchen günstigen Anzeigen nahte der Abend, und Alle erwarteten eine schnelle und glückliche Umsegelung des Vorgebirges. Die heftige Bewegung des Schiffs deutete aber schon um Mitternacht den Schlafenden an, dass eine unangenehme Veränderung geschehen sei. Der gefürchtete Wechsel war eingetreten, und der Wind wehte nun gerade aus S. entgegen. Zeitig

schon war der Curs geändert worden, und wir befanden uns mit dem grauenden Morgen fünf bis sechs englische Meilen von jenen kleinen Inseln, welche auf dieser Seite die äussersten des Archipels des Feuerlandes sind, der Barnevelt- und Evouts-Insel. Grau, wie an einem schneeschwangern Novembertage, lag der Himmel über uns. Eine kurze heftige See strömte uns entgegen, ein scharfer, nasskalter Wind wehte aus S., und drohte nach W. überzugehen und so alle Hoffnung einer schnellen Umsegelung zu vernichten. Wie immer war das Meer das getreue Abbild des Firmaments, denn schwärzlich und glanzlos dehnte es sich vor uns aus, fast ununterscheidbar von dem gleichgefärbten Horizonte, und unendlich verschieden von jenem schönen Oceane der Wendekreise, dessen Anblick selbst den Vielgereisten stets von Neuem anzieht durch das glanzvolle Spiel seiner Farben und seinen Ausdruck einer erhabenen und gleichmässigen Ruhe. Abschreckend genug sah das Land aus, dem wir uns nicht ohne Besorgniss immer näher getrieben fanden. Die rauhen Felswände der Küsten erheben sich steil und schwärzlich aus dem Meere, wie es scheint ohne irgendwo dem Landenden gefahrlose Punkte darzubieten. Rings umher erscheinen sie von brechenden Wellen von der halben Höhe eines Mastes umgeben, denn trotz der Entfernung gewahrten wir diese deutlich, wie sie sich als weisse flockenähnliche Erhöhungen über das dunkle Meer erhoben. Runde Aussenlinien schienen verbannt, denn Alles war scharf und in Zacken aufgelöst; coulissenartig schieben die dünnen Felswände sich hintereinander vor, oder suchen eine die andere zu überragen. Den Hintergrund dieses Bildes der Unwirthlichkeit schlossen hohe aber zackige Gebirge, den grössern Küstenstrichen angehörend. Alle waren auf ihren Gipfeln und in den Spalten und Vertiefungen ihrer Seiten bis weit hinab mit frisch gefallenem Schnee bedeckt, der sich scharf von dem schwarzen Gestein abzeichnete, und die unfreundliche Idee der Unbewohnbarkeit nur noch erhöhte. Zwischen den perspectivischen Canälen erhoben sich theilweise aber dichte Nebel, welche langsam aufsteigend der Masse finsterer Wolken sich anschlossen, bis diese sich zuletzt wie ein endloser, horizontaler Streif über dem Lande lagerten. Umsonst waren die Versuche gegen den Wind aus diesem umschliessenden Golf zu entkommen. Die stets zunehmende Stärke des Windes veranlasste unser Beilegen unter Sturmsegeln. Eine heftige Strömung der Wellen von SW.

her, allen Erfahrungen nach hier stets das untrügliche Anzeichen des herannahenden Sturmes, vernichtete die noch übrige Hoffnung einer schnellen und gefahrlosen Umsegelung. Als nach einer langen unbequemen Nacht der Morgen später als gewöhnlich durch die Regengüsse brach, welche kalt, mit Hagel und Schneeflocken untermischt, auf uns herabströmten, sahen wir uns von Neuem am Ostcap der Staateninsel. Mehr als sechs geographische Meilen hatte Seeströmung und Sturm das Schiff zurückgetrieben. Ein neuer Versuch den Weg nach S. zu erzwingen misslang, denn die ausserordentlich heftige Erschütterung des Schiffes, dessen Bugspriet oft unter die See begraben wurde, lehrte seine Gefährlichkeit erkennen. So verstrich ein anderer eben so unheimlicher Tag. Gegen 11 Uhr Abends erreichte aber der Sturm eine solche Höhe, dass durch die über dem Fahrzeuge brechenden Wellen in kurzer Zeit alles Bewegliche vom Deck gerissen, und mancher Gegenstand zertrümmert wurde. War auch die gesammte Mannschaft herbeigerufen worden, so vermochte sie doch kaum unter den überaus heftigen Windstössen die wenigen Segel zu streichen, um das Schiff unter nackten Segelstangen *(bare poles)* beizulegen, dem letzten Hülfsmittel in solchen Lagen. Fast wäre ein Theil der auf Deck Beschäftigten verloren gegangen, denn eine so gewaltige Welle brach über ihnen zusammen, dass nur das Anklammern an das Takelwerk sie von dem schäumenden Abgrunde rettete. Sie riss zwei unserer Böte, trotz aller vorsichtigen Befestigung, im Augenblicke mit sich fort, und zerstörte die eine Seite des Bords fast in ihrer ganzen Länge. Der zweite Officier hatte das Unglück, während dieser furchtbaren Scenen durch den Sturm vom Topsegel des Mittelmastes herabgeschleudert zu werden. Niemand hatte in der Dunkelheit dieses bemerkt, und nur zufällig wurde er, anscheinend leblos, auf dem Deck gefunden. Man brachte ihn in die Kajüte, um Rettungsversuche zu machen. Mit Blut bedeckt, leichenbleich, Haare und Kleider von Seewasser strömend, lag er kaum athmend vor uns, scheinbar in dem Momente begriffen, wo nach Beendigung des schweren Kampfes die Lebenskraft langsam und unwiderruflich entweicht. Trotz des unablässigen Rollens des Schiffes gelang es doch ihm bei dem kümmerlichen Lichte einer Schiffslampe eine Ader zu öffnen. Doppelt gross war sein Glück gewesen, denn leicht mochte er von jener bedeutenden Höhe in das Meer geschleudert, oder unbemerkt

vom Deck gewaschen werden durch die brechenden Wellen, und eben so leicht mochte er durch den Sturz das Leben verlieren. Dennoch war er mit einem einfachen Bruche des Schienbeins und mit unbedeutenden Contusionen entkommen, und obwohl unter dauernden Stürmen es nicht leicht war kunstgerecht mit ihm zu verfahren, gelang es doch ihn so weit herzustellen, dass er bei der Ankunft in Chile bereits das Lager verlassen konnte. An das Schlafen war bei einem solchen Aufruhr der Elemente, und nach einer so ergreifenden Scene nicht zu denken. Fast betäubend war der Lärm auf Deck, denn selbst die nächsten Nachbarn vermochten kaum sich gegenseitig verständlich zu machen. Die gesammte Mannschaft war auf dem Hintertheil versammelt; starke Stricke waren querüber gespannt als Anhaltepunkte bei dem fortwährenden Brechen der Wellen, die jeden Unvorsichtigen mit fortgerissen haben würden. Undurchdringlich schwarz war die Dunkelheit, und nur in den plötzlich überstreifenden Strahlen der Compasslichter wurden hin und wieder die geisterhaft bleichen Gesichter unserer jüngern Leute, und die narbigen Physiognomien unser älteren Matrosen sichtbar. Aus den ersteren sprach die Bangigkeit der Unerfahrnen, aus den letzteren die starre Resignation des Glaubens an Vorherbestimmung, von welchem selten ein Seemann frei ist. Nie ist mir auf manchen langen Seereisen ein Meer so leuchtend vorgekommen als dieses. Wahrhaft schreckend war das schneeweisse blendende Licht, welches auf dem Kamme der langen Wogen dahinlief, wenn sie, viel höher als unser Deck zu beiden Seiten angeschwollen, mit einem einzigen Zusammenschlagen das Menschenschiffchen begraben zu wollen schienen. Man glaubt fast, man werde auf ihnen jene Geister des Sturmes erblicken, wie sie einst dem kühnen Gama abmahnend und zürnend erschienen, über den nimmer rastenden Menschen *), der selbst in die Gegenden vorzudringen strebt, welche ihm durch die ununterbrochnen Aeusserungen entfesselter Naturkräfte auf immer verschlossen scheinen sollten

*) Tu, que por guerras cruas, taes, e tantas,
E por trabalhos vaõs nunca repousas,
Pois os vedados caminos quebrantas
E navegar meus longos mares ousas
Lusiad. V. 41.

Mit dem bleichen Lichte des stürmischen Morgens erkannten wir in undeutlichen Umrissen zu unserer Rechten eine schwärzliche Masse, einem hohen Lande ähnlich. In wenig Stunden waren wir ihm nahe genug gekommen, um seine Einzelnheiten deutlich unterscheiden zu können. Es war Cap Horn. Kaum vier englische Meilen entfernt von uns lag dieses berühmte Vorgebirge, welches als Endpunkt eines grossen Continents, und als Zeuge mancher der grossen Unternehmen, durch welche der ausdauernde Europäer seine Macht und Civilisation nach den entlegensten Gegenden verpflanzt, das Interesse doppelt in Anspruch nimmt. Jenes Vorgebirge ist aber auch würdig die äusserste Gränze eines so grossen Welttheiles zu bezeichnen. Von welcher Seite man es auch erblicke, so zeigt es sich als eine isolirte aber majestätische Masse, welche in die immer stürmische Südsee kühn hinaustritt, und in seiner ruhigen Grösse gleichsam den Sieg des Festen über das Flüssige zu verkünden scheint. Die grosse und einsame Felsmasse, aus welcher das Cap besteht, ist nicht wie diejenige des Feuerlandes und der Staateninsel in vielfache Gruppen gespalten. Das von NO. her aufsteigende Land vereinigt sich in eine einzige abgerundete Bergspitze, und fällt nach Erreichung seines höchsten Punktes fast senkrecht nach S. in das Meer hinab. Schwärzlich gefärbt und fast ohne Ungleichheiten, aber auch ohne die geringste Spur von Vegetation, bietet der gewaltige Felsen den antarktischen Stürmen sein Haupt, von jeher unbewohnt, und wohl selbst den Wilden unzugänglich. Nicht einmal die zahllosen Schaaren von Seevögeln, welche diese Meere erfüllen, bauen sich dort an, denn sie finden auf den mehr niedrigen Inseln und zwischen den stachligen Gräsern und den rasenartigen Doldenpflanzen der antarktischen Flora geschütztere Orte zur Begründung ihrer Colonien. Wir verloren unter dauernd übelm Wetter, welches jedoch wenigstens den Gebrauch einiger Segel zu erlauben begann, um Mittag Cap Horn aus dem Gesicht. Gegen Abend wurden die Diego-Ramirez-Inseln sichtbar, niedrige Felsen, an denen das Meer sich mit der ausserordentlichsten Gewalt bricht. Noch stürmte es mit vieler Heftigkeit, allein doch in mehr westlicher Richtung: Grund genug um einen südlichen Curs zu steuern, um in höheren Breiten eine ruhigere See, und wo möglich einen mehr günstigen Wind aufzusuchen, nachdem die Versuche, in der Nähe des Landes das Cap zu umschiffen, zweimal misslungen waren. Nur erst im

Laufe dieses Tages konnten wir den erlittenen Schaden übersehen. Von unsern Böten war nur das grosse Boot uns geblieben, allein auch dieses würde nicht lange mehr widerstanden haben, denn schon waren mehrere der überaus festen Ringe fast aus dem Deck herausgezogen, an welche es befestigt ist. Das Kochhaus war umgeworfen und zertrümmert, und zu beiden Seiten fehlte fast überall der Bord. Mancher empfindliche Schaden war dem Tauwerk zugefügt worden; indessen zog das Schiff, trotz des unablässigen Rollens, wenig mehr Wasser als zu anderen Zeiten. Wir wurden von Neuem gezwungen beizulegen, und die Arbeit der Seeleute war keine geringe wegen unablässigen Manövrirens, und der Nothwendigkeit den Schaden soviel als möglich auszubessern. Erst am dritten Tage nach dem Verlassen des Cap Horn, bald südlich, bald aber auch wieder etwas östlich zu steuern gezwungen, gelangten wir in eine ruhige See und erhielten Gelegenheit mit etwas mehr als blossen Sturmsegeln unsern Weg fortzusetzen. Zu dem dauernd stürmischen Wetter gesellte sich nun noch eine Kälte, die uns doppelt empfindlich war, da wir bis an die Küste Patagoniens eher über Wärme zu klagen gehabt hatten. Fast nie erhob sich um Mittag der Wärmemesser über zwei Centigrade; eine ausserordentlich niedrige Temperatur, selbst für diese Breiten, wenn man die Jahreszeit in Anschlag bringt, die denn doch dem August der nördlichen Hemisphäre hätte entsprechen sollen. Nicht ohne Grund schlossen wir daher auf die Nähe von Eis, dessen erkältender Einfluss auf See den Erfahrungen alter Walfischfänger gemäss so gross ist, dass freie Thermometer schon in Entfernungen von anderthalb Breitegraden zu fallen anfangen. Begegneten wir bei der vorsichtigen Fahrt nach S. nun auch nicht den gefürchteten Eisbergen, so bewiesen doch Stücke von Scholleneis, dass sie eben nicht sehr entfernt sein könnten. Mit der zunehmenden Breite verminderte sich zwar der so überaus heftige Wellenschlag des Cap Horn, indessen die plötzlichen und sehr gewaltsamen Windstösse machten diese Fahrt eben so unangenehm als das nasse und dunkle Wetter. Selten nur erhellte sich um Mittag der Himmel so weit, dass eine Beobachtung gemacht werden konnte. Die Südschetland-Inseln, die jedoch wegen unserer grösseren westlichen Länge nicht gesehen wurden, kündigte eine unbeschreibliche Menge von Seevögeln an. Schaaren von Walfischen der Art, welche die Südseewalfischfänger *the humpbacked whale* nennen, umgaben uns. Es ist

diese Art wegen ihres Muthes und ihrer Rachsucht gefürchtet, und da sie sehr vorsichtig und schnell ist, sich ausserdem auch nur in sehr hohen und stürmischen Breiten aufhält, so wird ihr Fang sehr selten versucht.

So erreichten wir mühsam genug am 28. Februar die Breite von $62\frac{1}{4}^{0}$, welcher in diesen Meeren nur selten ein Kauffahrer sich nähert. Nur ein sehr selbstständiger Entschluss, oder die unvermeidliche Nothwendigkeit, mögen den gewöhnlichen Seefahrer so weit aus der Nähe der gemeinhin befolgten Bahnen entfernen. Eine unverkennbar bevorstehende Wetterveränderung, welche sehr leicht uns einen vollen Westwind bringen konnte, erfüllte wohl Alle mit Bangigkeit. Unsere Lage war zweideutig. Die Hälfte unserer Mannschaft war dienstunfähig, denn Einige waren unwohl in Folge der Nässe, der Kälte und der harten Arbeit, und mehrere der Neulinge, zum Theil Söhne guter Familien aus Baltimore, waren durch die Taue so in den Händen verletzt, dass sie unbrauchbar zur Arbeit erschienen. Der Capitain des Schiffs war ebenfalls krank, und der zweite Officier lag unbeweglich auf seinem Schmerzenslager. Drohend, grau und dunkel zogen von S. herauf die Wolken, und die Walfische, von dem atmosphärischen Einflusse auch in ihrem dichteren Elemente berührt, stiegen in Schaaren nach der Oberfläche, rastlos und unruhig herumsegelnd. Kaum war der Moment bemerklich, in welchem, fast unvorbereitet, der Südwestwind in einen starken Südwind umsprang. Der laute Ruf des Seemannes am Steuerrade brachte eine lange vermisste Fröhlichkeit unter die Leute, und selbst unsere Kranken schienen ihre Leiden zu vergessen. In wenig Augenblicken war die Stellung der Segel geändert, und war auch die Gefahr da einen Mast (wie Seeleute sagen) über Bord zu segeln, durch unverhältnissmässige Menge von Segeln bei hohem Winde, so wurde in der Sehnsucht diesen traurigen Gegenden bald zu entkommen, es dennoch gewagt. Bogen sich auch die Maste unter dem ausserordentlichen Drucke, so eilte doch nun die Gulnare, der leitenden Hand gehorsam, schnell in entgegengesetzter Richtung der erwünschten Himmelsgegend zu [1]). Am 5. März befanden wir uns endlich auf der Breite des Cabo Pilares, ein Umstand der fast Gelegenheit zu einem seemännischen Feste gab, und wenigstens den Matrosen eine doppelte Ration ihres Lieblingsgetränkes verschaffte. Trotz der nicht unempfindlichen Kälte

herrschte auch auf dem Vordertheil des Decks eine ziemlich laute Fröhlichkeit, denn es liegt im Charakter der Seeleute, dass sie erlittene Uebel unmittelbar vergessen, und nur dem flüchtigen Augenblicke leben. Es ist unstreitig ein Glück, dass aus dem Seeleben selbst ein solcher Charakter sich bilde. Könnten Seeleute, zumal diejenigen der niederen Classen, das Nachdenkliche und Bedachtsame in sich bewahren, was in dem Bewohner des Landes oft als Folge seiner Erfahrungen sich entwickelt, so wären sie ohne Zweifel sehr unglückliche Menschen, denn ihre Existenz ist nimmermehr eine von denen, die den Ansprüchen des tieferen Gefühls und der moralischen Verfeinerung genügen kann, und verdient in mehr als einer Beziehung den Namen einer freudelosen. Es ist ein ziemlich allgemein verbreiteter Glaube, dass man nach Erreichung der westlichen Mündung der Magelhanischen Strasse die Umsegelung des Cap Horn für vollendet ansehen dürfe, und also ausser aller Gefahr sei. Insofern es nicht leicht möglich ist, dass ein Schiff wieder auf den Meridian jenes Vorgebirges oder gar östlich über denselben zurückgetrieben werde, mag der Sieg wohl für errungen angesehen werden. Allein sehr gross ist die Gefahr, mit welcher die Küste von Cap Horn bis Chiloë droht, denn sie ist an manchen Orten mit unbeschriebenen Klippen umringt, und in ihrer grösseren Ausdehnung noch sehr unbekannt. Es läuft ein gewaltiger Zug der Ebben, wenigstens periodisch, in der Richtung der Magelhaensstrasse dem Lande zu, und die vielen Canäle, mit welchen der Archipel der Küste durchschnitten ist, bringen ähnliche, überaus unregelmässige Strömungen hervor. Erhebt sich gleichzeitig ein heftiger Sturmwind von W. oder SW., so würde es ein Schiff schwer genug finden aus jener so gefährlichen Nähe nach dem hohen Meer zu entkommen. Es ist deshalb allgemein beobachtete Regel, nach Umsegelung des Cap möglichst weit nach W. zu steuern, und nur erst nach Erreichung der milderen Breiten sich dem Lande von Neuem zu nähern. Obwohl gar nicht selten die Südwinde uns mit Hagel und Schlossen überschütteten, so waren sie doch so stark, dass wir mit grosser Schnelligkeit unserm Ziele zueilten. Schon am Cap war bemerkt worden, dass die Chronometer an Bord in Unordnung gerathen schienen, durch das Rollen des Schiffes und vielleicht am meisten durch die so überaus schnell veränderte atmosphärische Temperatur. Um die Länge zu berichtigen, wurde daher eine kurze Annäherung an das

Land beschlossen. Wir erkannten am 9. März das Cabo de tres montes, ein langgestrecktes Hochland, auf dem sich drei domähnliche Bergspitzen erhoben, und hatten so Gelegenheit den sehr veränderten Gang der Uhren zu berichtigen. Es wurde von Neuem nach NW. gesteuert, um die allzugrosse Nähe des Festlandes zu vermeiden.

So war also für uns die Umsegelung des Cap vorüber, welche während der Reise fast täglich der Gegenstand des Gesprächs gewesen. Waren wir nun auch nicht so glimpflich entkommen wie einige mehr Begünstigte, welche daher dieser Reise in ihren Schilderungen alles Ueble zu nehmen suchen, so war doch das Erlittene immer noch zu verschmerzen. Die Fahrt um Cap Horn hat in der neuern Zeit unendlich viel von der Furchtbarkeit verloren, die vor einem Jahrhundert wohl auch den muthigsten Seemann Europas mit Grauen erfüllte; sie ist indessen immer von einer Art, dass sie vorsichtige Vorbereitung erheischt. Die grössere Gefahr an der Südspitze Amerikas entsteht ohne Zweifel durch die Heftigkeit und Unregelmässigkeit der Strömungen, durch welche man, zumal wenn der Sturm gleiche Richtung befolgt, in wenig Stunden in die sehr unangenehme Nähe einer hohen Felsküste getrieben werden kann, welche nur in dem Innern der Häfen Ankergrund darbietet *), überall anders jedoch fast senkrecht in unergründliche Tiefen abfällt. Wenn die Berichte der früheren Seefahrer in Betreff dieser Umsegelung so äusserst unverständlich sind, und ganz unerrathbare Dinge über die Längen nach Erreichung des Meeres westlich vom Cap erzählen, so liegt der Grund dieser Irrthümer in eben jenen ausserordentlichen Strömungen, die jede Berechnung der Länge, welche allein auf die Logleine basirt wäre, völlig unnütz machen. Das dunkle Wetter verhindert oft geraume Zeit selbst die einfachen Breitenbeobachtungen, und daher wird es wohl glaublich, dass ältere Seefahrer

*) Die anscheinend so höchst unwirthbaren Küsten des Feuerlandes und der Staateninsel bieten dem bedrängten Seefahrer doch manche Hülfsmittel. Der Hafen S. John auf Staateninsel ist fast zwei englische Meilen tief, hat sichern Ankergrund, Wasser und Holz. Das letztere besteht aus den Stämmen der antarktischen Birken und Buchen, welche auf den innern Inseln des Feuerlandes eine ziemliche Stärke erreichen. Das Gesagte gilt auch von der Bai San Francis unmittelbar neben Cap Horn, und Capt. Wedell hat uns mit mehreren sehr vortrefflichen Häfen in jener Gegend bekannt gemacht.

das Feuerland für ein neu entdecktes ansahen, und dass sie die antarktischen Regionen mit nicht existirenden Continenten erfüllten, wenn sie jenes nach mehreren Tagen wieder sahen, und zwar zu einer Zeit wenn sie sich weit von ihm entfernt glauben mussten. La Perouse hat eine sehr ähnliche Meinung aufgestellt, und es erfolgreich versucht die Geographie jener Gegenden, so wie sie vor zwei Jahrhunderten bestand, namentlich in Bezug auf das fabelhafte Land des Drake (1578), aufzuklären. Jene Strömungen zwischen W. und S., nach dem Cap und dem atlantischen Meere gerichtet, sind nicht zu allen Zeiten gleich stark, und eben so wenig unveränderlich an einen Compassstrich gebunden. Stets folgen sie der Richtung des vorherrschenden Windes. Da dieser nun in jenem Meere selbst im besten Wetter wenigstens noch eine Stärke von fünf Knoten besitzt, und die regelmässigste Strömung mit gleicher Schnelligkeit fliesst, so folgt, dass ein Schiff, selbst unter nicht ganz ungünstigen Umständen, bei seiner Umsegelung jenes Vorgebirges einen Widerstand von zehn englischen Meilen in der Stunde zu überwinden haben könne. Wenn aber jene Winde sich zum furchtbaren Sturme umgestalten, dem selbst die verkürzten Maste kaum widerstehen können, wenn zugleich Eis vom Südpol losgerissen umhertreibt, wenn Kälte, Schnee und Regen und die kurzen Tage des Winters in so hohen Breiten hinzutreten, so wird jene Fahrt zu einer schwierigen, und vermag Gefahren mit sich zu bringen, welche die menschliche Geschicklichkeit nicht immer vermeiden kann, und Beschwerden, die nur eine grosse Ausdauer erträgt. Die Wahl einer vortheilhafteren Jahreszeit, und das Ergreifen verschiedener Wege wie die Umstände sie erheischen mögen, mag viel dazu beitragen die Umsegelung verhältnissmässig zu erleichtern; allein beide sind noch keine ganz untrüglichen Garantien, denn in der so hohen Breite, und in der Nähe einer Landspitze welche isolirt zwischen zwei unermessliche Meere hinaustritt, finden sich schon hinreichende Ursachen zu einer grossen Veränderlichkeit des Wetters. Capt. James Wedell *) ist der Meinung — welche beiläufig von fast allen erfahrnen Seeleuten getheilt wird —, dass die Sommermonate (November bis Ende Januar) darum der Umsegelung des Cap von O. her am allergünstigsten wären, weil dann Winde mit westlicher Abweichung selten,

*) *A voyage to the South pole. Lond.* 1825. *p.* 232.

und nie lange anhaltend zu wehen pflegen. Die mildere Temperatur, und besonders wohl die lange Tageshelligkeit, vermindern das Unfreundliche jener Reise gar sehr. Indessen folgt fast unverbunden auf diese sehr günstige Periode eine andere eben so schwierige, denn mit Anfang Februars treten die Gegenwinde mit grosser Stärke ein. So kann es geschehen, dass zwei Fahrzeuge, welche aus demselben europäischen Hafen nur mit einem Unterschiede von kaum vierzehn Tagen absegelten, Passagen von der ungleichsten Länge machen, und daher kommt es, dass manche Seereisende Anson's Erzählungen geradezu für Uebertreibungen erklärten, während andere zugaben, dass trotz der höchst ausgebildeten Nautik unserer Tage Erfahrungen, wie jener Admiral sie machte, noch immer vorkommen können *). Eine andere oft sehr günstige Periode ist diejenige der Monate Juni und Juli, obwohl sie gerade die Monate umfasst, welche die Tiefe des antarktischen Winters bezeichnen. August und September gelten für eben so misslich als die ihnen entgegenstehenden des Februar und März, und man rathet daher Fahrzeugen von solchen Versuchen ab, die entweder nicht stark genug oder nicht mit hinreichender Mannschaft versehen sind. Die Stärke des Schiffs wird bei Cap Horn in irgend üblem Wetter auf eine sehr harte Probe gestellt, denn der Wellenschlag ist doch der ausserordentlichste, und wird als ein solcher selbst von den erfahrensten Seeleuten anerkannt. Die ganz verschiedenen Umstände aber, unter denen die Umsegelung geschehen kann, haben eine grosse Meinungsverschiedenheit über den einzuschlagenden Weg veranlasst. Abgesehen von

*) Beispiele des Gesagten bieten uns selbst die Werke der besten Seefahrer. La Perouse (am Cap Ende Jan. 1786) spricht sich skeptisch über die Gefährlichkeit jener Umsegelung aus. Capt. B. Porter, ein sehr erfahrner Seemann, welcher mit der Fregatte der V. St. Essex einen, bekanntlich den Engländern sehr verderblichen, Streifzug nach dem grossen Ocean unternahm, und das Cap im März 1814 erreichte, sagt: „Trotz der Schnelligkeit der Umsegelung, sind unsere Leiden doch so gross gewesen, dass ich Denen, die nach dem stillen Meere bestimmt sind, rathen möchte, die Reise um Cap Horn nicht zu versuchen, wenn ihnen irgend ein anderer Weg dahin offen bleibt". Dass aber Schiffe auch in der übelsten Jahreszeit sehr vom Wetter begünstigt werden können, beweisen die vielen Erfahrungen, welche man in dieser Art täglich in Valparaiso einsammeln mag, und dann auch die Mittheilungen berühmter Seefahrer. Capt. B. Hall ging um das Cap auf seiner Rückkehr nach Europa vom 12. — 17. August 1822 mit Winden aus NO. und NW. und gutem Wetter. Capt. Beechey hatte auf der Reise um das Cap nach W. (16. Sept. 1825) als auch auf der Heimreise (30. Jun. 1823) sehr günstiges Wetter. Gerade der Junimonat ist am Cap Horn gewöhnlich der am meisten stürmische.

den mannichfachen Urtheilen für und wider die Durchsegelung der Strasse Le Maire, hat sich sogar Streit erhoben über die sogenannte innere und äussere Umsegelung des Cap selbst. Man versteht unter dem ersteren Namen eine Art von Küstenfahrt innerhalb weniger Meilen Entfernung, einmal entweder zwischen der Heremits-Insel und Diego-Ramirez hindurch, oder in geringer Entfernung südlich von diesen Felsgruppen. Mit dem Namen des äussern Weges bezeichnet man die Bahn vom Cap S. John nach S. bis in 60° Br., und die Wendung nach W. und NW., sobald dieser Punkt erreicht ist. Beide Meinungen haben Gründe für, aber auch gegen sich. Anson verlangt geradezu, Schiffe sollten unter jeder Bedingung bis 62° Br. segeln, und nie den Lockungen scheinbar guten Wetters trauen und die Küstenfahrt unternehmen. Zu leugnen ist es in der That nicht, dass bei dem Eintreten von West- und Südwestwinden, deren Dauer stets mehrere Tage beträgt, das Vortheilhafteste immer noch in einer schnellen Veränderung des Curses nach S. liege. Man findet in jenen höheren Breiten den Wellenschlag weit länger und gleichförmiger, die Strömung weniger stark, und nicht selten einen leichter veränderlichen Wind.

Kaum zwei Grade nördlich vom Cabo Pilares empfanden wir eine auffallend schnelle Veränderung in der Temperatur der Atmosphäre, und eine eben so merkliche des Meeres. Da der Südwind uns mit unverminderter Kälte begleitete, so fand jene Erscheinung nur eine genügende Erklärung in den Strömungen, welche aus den Archipeln der Chonos und Guayatecas [2]) sich ergiessen, und bei ihrem Hervortreten in den Ocean andern begegnen, welche periodisch von NW. herkommen. Obwohl die Existenz dieser letzteren, besonders auf der Breite des mittleren Chile, unbestreitbar nachgewiesen ist, so bemerkten wir in ihnen dennoch kein Hinderniss in unserm Curs, denn nur erst auf der Breite Valdivias und nach Erreichung des 77° W. Greenw. wurde die nordöstliche Richtung nach dem Hafen hin eingeschlagen. Die Schiffahrt wurde von Neuem zu einer sehr angenehmen, denn unsere Schnelligkeit war selten geringer als acht Meilen in einer Stunde, und ein heitrer Himmel, dessen reine Bläue nur in den ersten und letzten Stunden des Tages von fliegenden Wolken unterbrochen wurde, verkündete unsere Annäherung an das vielgepriesene Klima des amerikanischen Italiens. Die unermüdlichen Gesellschafter des Schiffes,

die Albatrosse, die uns treu von Patagoniens Küste durch alle Stürme hindurch begleitet hatten, erschienen immer einzelner, und verschwanden ganz, als wir den 36° erreicht hatten. Besitzt der Meereshimmel hier auch nicht den herrlichen Glanz der Aequatorialgegenden, so ist ihm doch eine ausserordentliche Durchsichtigkeit eigen. Auch fehlen diesem nicht tropischen Meere seine Wunder aus der Thierwelt nicht. Wir begegneten einem sehr zierlichen, schwarz und rein weiss gestreiften Delphin *), und zwar in Schaaren, deren Zahl an das Abenteuerliche zu gränzen schien, indem das Ende ihrer ziemlich breiten Züge oft vom Topmast nicht abzusehen war. Wir hatten sie mehrere Tage um uns her; ihre gaukelnden Luftsprünge und blitzschnelles Dahinschiessen erfreuten uns in den müssigen Augenblicken. Weit mehr als verwandte Arten derselben Gattung sind sie vorsichtig, und so aufmerksam, dass nur einer harpunirt werden konnte, dessen Fleisch natürlich den Matrosen anheim fiel. Die Beobachtung, dass ihr Zug in südwestlicher Richtung ging, macht den eigentlichen Grund ihrer Wanderung schwerer errathbar, indem gerade die in jener Richtung gelegnen Meere in wenig Wochen von dem antarktischen Winter befangen werden mussten. Indessen zog ein anderes Phänomen unsere Aufmerksamkeit noch weit mehr auf sich. Am 12. März, gerade um die Mittagsstunde, wurden wir durch einen bedeutenden Lärm auf Deck und durch den Befehl unmittelbar beizulegen nicht wenig erschreckt. Die schmuzigrothe Farbe des Meers hatte den sehr gerechten Verdacht hervorgebracht, dass wir uns auf einer Untiefe befänden. Bei 130 Faden fand jedoch das Senkblei noch keinen Grund. Von den Topmasten aus erschien die See bis an den Horizont von dunkelrother Farbe, und zwar in einem Strome, dessen Breite auf sechs englische Meilen geschätzt wurde, und der sich hin und wieder in kurze Seitenäste theilte. Bei dem langsamen Weitersegeln fanden wir, dass die Farbe sich in glänzenden Purpur verwandelte, so dass selbst der Schaum, der stets an dem Vordertheile eines segelnden Schiffes entsteht, von rosenrother Färbung war. Der Anblick wurde dadurch überaus auffallend, dass der Purpurstrom sich scharf von dem blauen Meere abschnitt, ein Umstand den wir um so leichter erkannten, als unser Curs uns gerade durch diesen nach NW. und SO.

*) *D. leucoramphus. Illig.*

sich erstreckenden Streifen hindurchführte. Das heraufgezogene Wasser erschien zwar im Eimer völlig wasserhell, allein ein schwacher Purpurglanz wurde sichtbar, wenn einige Tropfen, auf einen weissen Porcellanscherben gebracht, im Sonnenlichte schnell hin und her bewegt wurden. Eine mittelmässige Vergrösserung bewies, dass jene rothen Pünktchen, die man bei grosser Aufmerksamkeit selbst mit blossen Augen erkannte, aus Infusionsthierchen bestanden, welche von kugelförmiger Gestalt, aller äussern Bewegungsorgane entbehrten. Ihre sehr lebhaften Bewegungen geschahen allein auf- und abwärts, und stets in Spirallinien. Mangel eines starken Mikroskops verhinderte die feinere Untersuchung, und alle Versuche durch Eintrocknung eines Wassertropfens auf Papier vielleicht solche Thiere aufzubewahren misslangen, indem diese sich in Nichts aufzulösen schienen. Gegen Salpetersäure waren sie überaus empfindlich, denn ein einziger Tropfen derselben in ein Glas dieses belebten Wassers gemischt, endete fast in demselben Augenblicke die Existenz der Millionen. Wir segelten gegen vier Stunden lang bei einer mittleren Geschwindigkeit von sechs englischen Meilen durch diesen sieben Meilen breiten Strom, ehe wir sein Ende erreichten; seine Oberfläche war folglich gegen 168 engl. Quadratmeilen. Setzt man noch hinzu, dass jene atomarischen Geschöpfe wohl in der obersten Wasserschicht von sechs Fuss Durchmesser gleichmässig verbreitet gewesen sein mögen, so muss man bekennen, dass ihre Zahl Alles übertroffen habe, was der menschliche Verstand zu begreifen vermag. Dass diese Infusorien der erwähnten Wanderung der Delphine am gleichen Orte sollten Veranlassung gewesen sein, ist nicht glaublich. Es ist diese Erscheinung des gefärbten Meereswassers zwar in andern Gegenden hin und wieder beobachtet worden *), allein sie gehört an den Küsten Chiles zu den Seltenheiten. In den nördlicheren, dem Aequator näher ge-

*) So sah unter andern Capt. KOTZEBUE auf seiner ersten Reise um die Welt einen merkwürdigen Strom solchen gefärbten Wassers an der Küste Brasiliens, etwas südlich vom Cap Frio. An der Oberfläche der See erschien ein schlangenförmiger Weg von dunkelbrauner Farbe, ein paar Faden breit, und so weit reichend als das Auge trug. Das untersuchte Wasser enthielt eine Unzahl von mikroskopischen Krebsen, und die Saamen einer Pflanze, die nach der Behauptung der Naturforscher der Expedition nur am Boden des Meeres wüchse. Wahrscheinlich waren diese letzteren auch thierische Gebilde, den beschriebenen verwandt. (KOTZEBUE *Entdeckungsreise n. d. Südsee und der Behringsstrasse. Weimar* 1821. I. S. 104.)

legenen Theilen des stillen Oceans, namentlich in dem Busen von Panama und selbst unfern der Küste von Californien, kommt sie häufiger vor. Unter den sehr vielen Seeleuten, welche an der Küste Chiles und Perus ihr Geschäft treiben, und welche während zwei oder mehr Jahren über jene Erscheinung befragt wurden, fand sich nur ein einziger, dem sie ebenfalls, und fast zu derselben Jahreszeit an der Küste von Valdivia vorgekommen war.

Wir näherten uns nun dem Ziele unserer weiten Fahrt. Man muss selbst lange Reisen nach weit entlegnen und wenig gekannten Ländern gemacht haben, um sich eine Idee von der Spannung machen zu können, in welcher der Reisende in den letzten Tagen vor dem Erreichen seines Zieles sich befindet. Sehnsucht nach der freundlichen Muttererde, welche zuletzt wohl auch der alte Seemann empfindet, neugierige Erwartung des ersten Eindrucks den das heraufsteigende Küstenland hervorbringen wird, Ueberdruss des gar zu einförmigen Seelebens, alle diese vereinigen sich um eine fröhliche Unruhe in der Brust zu erzeugen, der so leicht Keiner entgeht. Alles ist dann Thätigkeit, doppelter und williger Fleiss. Die Vorbereitung bei der Annäherung an das Land, das Räumen des Decks, das Schlingen der gewichtigen Anker an ihre Ketten, das Ordnen der Papiere und der Kajüten, bis auf die Vorsicht der Matrosen herab ihren geringen Festtagsschmuck zum baldigen Gebrauch zu sonnen, bringen zusammen selbst in Erwachsenen fast dasselbe Gefühl hervor, welches Jedem aus seinem Knabenalter erinnerlich ist, und ihn erfüllte, wenn endlich einmal eine kurze Reise die häusliche Einförmigkeit zu unterbrechen versprach. Man bringt stundenlang auf der Höhe der Masten zu, um das Land zuerst zu entdecken. Diese Freude wurde uns am 15. März zu Theil, denn kurz vor Tagesanbruch hatten die Wachen auf Deck das sehr hohe Land erkannt. Wir befanden uns etwa funfzehn englische Meilen von der Küste entfernt, deren Nähe uns am vorhergegangenen Abend durch keines der gewöhnlichen Zeichen verkündet worden war. Nur hatten uns mehr grosse Seegräser als gewöhnlich *(Laminariae)* umgeben, ziemlich unsichere Boten in diesen Meeren, aber die Vögel waren dieselben geblieben, die wir schon in der Nähe Südschetlands bemerkt hatten. Wir hatten uns Alle schon zeitig auf Deck versammelt, und es herrschte jene lautlose Stille,

wie sie unvorbereitet selbst unter einer grösseren Zahl von Menschen entsteht, wenn die langsame Entwickelung irgend einer ungewöhnlich grossartigen Naturscene die Erinnerung an alle Nebendinge verdrängt. Der erste Lichtschein glänzte, jeden Augenblick stärker werdend, hinter den ANDEN, deren Umrisse wir deutlich erkannten, während das nähere Küstenland und die unendliche Ausdehnung des stillen Oceans noch gestaltlos und dunkel da lagen. Unbeschreiblich ist die Wirkung der Sonne unter diesem Himmel, wenn sie, kaum einige Grade über den Horizont erhaben, die Aussenlinien der ewig beschneiten Gebirge wie mit Goldstreifen abzeichnet. Endlich wurden aber auch die niedrigeren Berge sichtbar und der Schatten des Schiffes, welches mit allen seinen breiten Segeln vor einem gleichmässigen Südwinde geräuschlos aber sehr schnell dahintrieb, und der Horizont schied sich deutlich von dem schönen Meere, wie es im Lichte eines chilenischen Sommermorgens wogte und glänzte. In dem Augenblicke wo die Sonne die letzten Gipfel der Anden siegreich überstiegen hatte, lag auf einmal die Felsenküste mit allen ihren Einschnitten und Buchten und ihrer Steilheit vor uns. An ihrem Fusse bricht sich das blaue Meer, dessen Wellen bis in sehr grosse Entfernungen auch nicht ein unbedeutendes Eiland aufhielt, und hoch in die Lüfte strebt die mauergleiche Schneekette der Anden. Die Augenblicke, in denen man solche Schauspiele geniesst, sind für die Folgezeit des Lebens unvergesslich, und sie sind ein reicher Ersatz für so Manches, was ein Reisender vorzugsweise zu leiden bestimmt ist. Nach völligem Eintreten der Helligkeit versuchten wir es, durch eine oberflächliche Messung die Höhe der hervorragendsten Bergspitzen zu bestimmen, indessen war die Art, wie dieses geschehen konnte, bei weitem zu unsicher, als dass die Resultate hätten für genügend angesehen werden können. Wir besassen kein Patentlog, und wenn auch durch Verminderung der Segel es versucht wurde dem Geschäft einige Leichtigkeit zu geben, so blieb doch die Messung der Grundlinie immer noch so unvollkommen, dass die Resultate nur als annähernde anzusehen sein konnten. Noch kam der grosse Nachtheil hinzu, dass es unmöglich war der Basis die Länge zu geben, welche die Entfernung der Gebirge erheischte, denn bei unserem fast rechtwinkligen Segeln auf die Küste zu erhoben sich gar bald die Gebirge mittlerer Höhe so, dass sie die Andenspitzen verdeckten. Doch stimmten die zugleich von vier Per-

sonen vorgenommenen Messungen in sofern, als sie die mittlere Höhe der Schneekette zwischen 34° und 33° S. Br. auf ohngefähr 14,000 englische Fuss setzten, eine Beobachtung, die so ziemlich mit den Voraussetzungen über jenen Theil der chilenischen Anden stimmt. Pics waren weniger zahlreich als wir erwartet hatten. Einer von ihnen, dessen Breite sehr nahe an 33° 55′ (aus der unsern auf See abgeleitet) sein mochte, erhob sich gegen 16,000 Fuss, und ist vielleicht der Vulcan von Chillan, welchem Molina, zweifelsohne nach blossen Voraussetzungen, 20,000 Fuss giebt. – Nicht Jedem aber wird das Glück unter so begünstigenden Umständen sich dieser majestätischen Küste zu nähern, denn dasselbe Meer, welches uns in so gleichartig schwellenden Wogen umgab, verliert seine Schönheit, wenn es, von den Nordstürmen des Winters aufgeregt, die Sicherheit des Schiffes bedroht, und dem Seefahrer nur erlaubt sich sehr gradweise dem oft gesehenen, oft wieder verschwindenden Lande zu nähern. In der Gegend des unbedeutenden Fischerhafens San Antonio näherten wir uns so sehr dem Lande, dass die neugierige Untersuchung der Einzelnheiten der Küste möglich wurde. Allein trotz des Gebrauchs der Ferngläser bot sich nichts dem Auge dar von Dem, was nach langer Beschiffung des öden Oceans am meisten anspricht. Nirgends entdeckten wir die geringste Spur von Menschen und ihrer Thätigkeit. Chiles Küste schien uns an Verlassenheit derjenigen des Feuerlandes zu gleichen, die wir erst vor so kurzer Zeit in trauriger Nähe gesehen hatten. Die Zerreissung dieser Küstengebirge in vielfache Schluchten war fast das einzige Unterscheidungszeichen zwischen diesem Lande und den antarktischen Inseln, welche von Felsenmauern der starrsten Steilheit und Glätte umgürtet werden. Mancher Irrthum löst sich bei der Annäherung auf das schmerzlichste, denn was wir den Umrissen nach für bewaldete Gipfel gehalten hatten, zerfloss nun in gelbliche Abhänge, auf denen grosse Felsmassen vielfach und in unordentlicher Richtung verstreut lagen. Nur hin und wieder wurden an den einförmigen grauen Wänden niedrige Sträucher sichtbar, und von manchem minder steilen Absturze hatte eine Agaveartige Pflanze *) fast ausschliesslich Besitz genommen. Alle höheren Bergspitzen erschienen kahl und kiesig, durchfurcht von ziegelrothen Vertiefungen, welche

*) *Puya chilensis. Mol.*

die winterlichen Regengüsse an ihren Seiten ausgerissen hatten. Kein freundlich grünes Thal blickte einladend und heimathlich zwischen den dunkeln Schluchten hervor, und selbst der eigenthümliche Geruch fehlte hier, den man mit wahrhaft erneuter Lebenslust einathmet, wenn man sich dem Strande tropischer Länder nähert, der selbst Thieren so merklich ist, dass sie unruhig werdend das Ziel der langen Gefangenschaft zu errathen scheinen, und nicht selten durch kühne Sprünge über Bord das nahe Land erreichen zu können glauben [3]). Aus den rasch auf- und absteigenden Signalen der Flaggstöcke der höchsten Küstenberge ersahen wir, dass man unsere Nähe der noch verborgenen Hafenstadt anzeige, denn auch von unsern Masten wehte schon die vielsternige Flagge der nordamerikanischen Union. Indessen auch unter solchen Umständen ist es nicht ganz leicht, den Eingang der Bai zu finden. Es fehlt noch an Karten über sie, welche bis auf einige Entfernung nach S. alle Einzelnheiten der Küste genau darstellten. Keine Insel und kein sehr hervorspringendes Cap markt den Eingang des Hafens, den der von S. Kommende nur erst dann völlig offen erblickt, wenn er sich fast schon im NW. desselben befindet. Bisweilen laufen Seefahrer theils aus Unkenntniss, theils während der Nacht an dem Hafen vorüber, und nach den höchst gefährlichen Baien von Concon oder Quintero. Wir näherten uns dem Lande bis auf wenige tausend Schritte, uud segelten an einer niedrigen Batterie von nur fünf Kanonen vorüber. An sie stösst eine schmale Felsspitze, welche ziemlich weit in das Meer hinaustritt, und über welche der nie ruhende Ocean sich zu allen Jahreszeiten bricht. Es ist dieses die Playa ancha, das westliche Vorland der Bai, deren äusserste Mündung wir nun weit ausgedehnt vor uns gewahrten. Nichts deutet jedoch, selbst nicht in so unmittelbarer Nähe, den grössten und lebhaftesten der amerikanischen Südseehäfen an. Es fehlt hier das Gedränge der kleinen Küstenfahrer Europas, und die Flotillen von Fischerfahrzeugen, wie sie das Meer an der Mündung des Delaware, des Hudson oder der Themse beleben. Höchstens unterscheidet man mit Mühe zwischen den hohlen Wellen ein paar ärmliche Canoas von der ganz gleichgefärbten Küste. Doch ist die Ansicht des Ganzen nicht ohne Interesse. Nach N. erstreckt sich eine flache Sandküste, schon dem jenseitigen Ufer der Bai angehörig. Es erheben sich langsam ansteigende Gebirgsketten über ihr, und den höchsten Punkt

bildet der über Alles hervorragende Pic von Aconcagua, welcher zu jeder Jahreszeit mit Schnee bedeckt ist. Zunächst entdeckt man die hohen Maste der Kriegsschiffe über die letzten Felsen sich erhebend, denn stets liegen solche Fahrzeuge am entferntesten vom Lande. Wenige Klaftern weiterhin eröffnet sich auf einmal die Aussicht über eine geräumige Bai, erfüllt mit sehr zahlreichen Kauffahrern, denen das Aufhören spanischer Monopolien und spanischen Misstrauens erst seit wenig Jahren den Zutritt gestattet. Ein Amphitheater steiler Berge, an deren Fusse eine verwirrte Masse von Häusern sich erstreckt, schliesst dieses Bild. Wir standen am Ziele einer ununterbrochenen Seereise von 110 Tagen, denn wir sahen Valparaiso vor uns. Durch besonderes Glück begünstigt, vermochten wir, ohne zu laviren, gerade nach der Mitte des Hafens im schnellen und stolzen Laufe zu steuern. In wenig Augenblicken später sanken die schon verminderten Segel völlig, und der schwere Anker rasselte hinab, nachdem er seit unserer Abreise aus der Cheasapeak-Bai, auf einem Wege von mehr als zehntausend Meilen, den Grund nicht wieder berührt hatte.

ANMERKUNGEN ZUM ERSTEN CAPITEL.

1) *Bewohnbarkeit der südlichsten Theile von Südamerika.* — Es ist unstreitig auffallend, dass der südlichste Theil von Amerika, trotz seiner verhältnissmässigen Nähe und Zugänglichkeit, noch keine eigentliche Expedition, und am wenigsten eine solche veranlasst hat, welche auf eine ausgedehnte Landreise angewiesen und für dieselbe ausgerüstet war. Die entlegnen Gegenden im W. des Mississippi sind zum Theil schon jetzt weit genauer bekannt, und obgleich sehr kriegerische Völker die Sicherheit kleinerer Gesellschaften von Weissen nicht wenig bedrohen, so vergeht kein Jahr, in welchem nicht Züge dorthin unternommen werden von den kräftigen und muthigen Bewohnern der äussersten Gränzen der Vereinigten Staaten. In einem Zeitraume von drei Jahrhunderten ist von Seiten der spanischen Regierung wenig für die Erforschung des Magelhaenslandes geschehen, und nur allein die neueren Zeiten veranlassten einige Expeditionen, z. B. diejenige des Admiral Cordova, denen jedoch allein nautische Zwecke zu Grunde gelegen haben. Dass die Bewohner Chiles dorthin niemals Entdeckungsreisen zu Lande und in Privatgesellschaften antraten, solche wie die Ge-

schichte Perus und Colombiens sie uns zahlreich genug darbietet, und denen wir oft die einzigen Nachrichten über manche späterhin von Neuem vernachlässigte Landstriche verdanken, dieses ist wohl am ersten aus der Thatsache zu erklären, dass eben dieses Land nie für metallreich gegolten hat, selbst nicht in den Sagen der wunderliebenden und leichtgläubigen Landleute. Wahrscheinlich dürfte aber selbst unsere Zeit wenig mehr Licht über jene Gegenden verbreiten, am wenigsten wenn dieses durch die Bemühung der Regierungen der nächsten Staaten, Chile und Buenos Ayres, geschehen soll, denn beide haben daheim der Beschäftigung genug. Obwohl die erste Republik das Land westlich von den Anden bis Cap Horn für einen integrirenden Theil ihres Gebietes erklärt hat, so ist dieses wohl nur eine Art von diplomatischem Kunstgriff, durch welchen man so unangenehmen Misshelligkeiten vorbeugen wollte, wie jene es waren, die sich 1833 zwischen der britischen Regierung und Buenos Ayres über den Besitz der Falklands-Inseln erhoben, deren politische und nautische Wichtigkeit in der That wohl auch grösser ist als diejenige eines Archipels an der Westküste des Magelhaenslandes. Wenn auch bei der raschen Zunahme der Bevölkerung von Chile es wahrscheinlich wird, dass in vielleicht sechzig bis achtzig Jahren das Gebiet der Republik (so wie es jetzt in der Wirklichkeit dasteht, als unter der Herrschaft der Weissen sich befindend) zu enge werden dürfte für ein bloss ackerbauendes Volk, so wird doch der Versuch der Ausdehnung zuerst nach den Ländern der Indier zwischen dem Biobio und Chiloë gerichtet sein müssen, theils weil ein stark gewordenes Volk sich schwerlich die Nachbarschaft so raubsüchtiger und wortbrüchiger Wilden gefallen lassen wird, theils weil jene Gegenden an Fruchtbarkeit die besten Provinzen der Republik fast noch übertreffen. Die Colonisirung des Festlandes weiter nach S. wird daher einer sehr entfernten Zeit aufbehalten bleiben, und kann allein das Resultat der Uebervölkerung und sehr gesteigerter Civilisation in Chile sein. Allein deshalb ist die Untersuchung, wie weit dieses Land der Cultur Aussichten eröffne, und die Betrachtung der Möglichkeit dort einer grösseren Bevölkerung Wohnsitze zu verschaffen, noch nicht ohne alles Interesse.

Mit den Annahmen über das Klima des Magelhaenslandes verhält es sich wie mit andern, die zwar aller Consequenz entgegenlaufen, zum Theil widerlegt sind, aber dennoch täglich von Neuem aufgefrischt werden, und selbst in bessern Werken ihren Platz behaupten. Zu sagen, dass jenes Land vermöge der Rauheit seines Klimas dem civilisirten Menschen, wenigstens als Theater eines fröhlichen Gedeihens, unbewohnbar sei, ist eine zwar bequeme Annahme, allein wenig mehr Beachtung verdienend als eine andere, verschiedenartige jedoch, welche den ganzen Welttheil Amerika mit dem Namen eines sehr jungen und neuen stempelt. Findet man solche Urtheile auch in der Classe der achtungswerthen Bücher, so wäre es eben nicht wunderbar, sollte sich ein Glaube verbreiten, als könne man dort die Natur gewissermassen noch im Erschaffen belauschen und Zeuge des Kampfes sein, den die Materie untergeht um in geregelter Form aufzutreten. Wird auch das Land südlich vom 46° der Br. bis zur Strasse nie Südfrüchte und Wein hervorbringen, so folgt daraus doch noch nicht, dass es dem industriösen Weissen nicht vielfache Mittel darbieten sollte, um nicht allein seine Existenz zu fristen, sondern sogar um thätig in den Handel der nördlicheren Länder einzugreifen. Landstriche, in denen sich Pfirschen wild erhalten haben, als die einzigen schwachen Zeichen der

sehr vorübergehenden europäischen Niederlassungen, können unmöglich betrachtet werden als unbewohnbar durch Härte der klimatischen Erscheinungen. Erfahrungen dieser Art aber, aus dem Bereiche der Pflanzengeographie genommen, sind ohne Zweifel bei weitem mehr sichere Kriterien zur Beurtheilung der Temperatur als alle jene unverbundnen thermometrischen Beobachtungen, welche von einzelnen Reisenden, oft unter sehr betrüglichen oder ungünstigen Umständen, gemacht wurden. So weit südlich als Peninsula de tres Montes (47° Br.) haben verschlagne Fischer und Robbenschläger aus Chiloë (*Chilotes*), als Spuren der Versuche früheren Anbaus, deren Andenken lange verschwand und über deren Periode man umsonst in den Archiven von San Jago Belehrung suchte, wildgewordene Pfirschen und Apfelbäume gefunden. Wenn auch die letztere Art von Fruchtbäumen eine kältere Temperatur verträgt, so ist dieses schwerlich mit der ersteren der Fall, die zwar eine merkwürdige Neigung zum Wildwerden in Chile zeigt, allein höher in den Anden, also in einem deutschen Klima, dennoch nicht als ausgewandert und von menschlicher Pflege unabhängig auftritt. Der Archipel von Chiloë erhält freilich seine Früchte vom Festlande, namentlich von Valparaiso, allein wer daraus folgern wollte das Land selbst vermöge sie nicht hervorzubringen, würde sich einen Schluss zu Schulden kommen lassen, den nur Unbekanntschaft mit dem Charakter der Südamerikaner, so wie dieser vor dem Erheben des Volkes war, und zum grossen Theil noch ist, entschuldigen könnte. Wenn niemals ernstliche Versuche auf Chiloë vorgenommen wurden, um sich durch Erbauung von Cerealien und Früchten unabhängiger zu machen, so ist dieses die Folge der geringen Industrie, der nationellen Liebe zur Unthätigkeit, und der Abneigung gegen alle Neuerungen und Versuche, denen die Regierung selten die Hand geboten haben würde. Selbst in Europa sind bekanntlich manche Vorurtheile, welche die Bewohner einzelner Provinzen über ihr Klima und ihre Productivität haben, halb unausrottbar, und manche Culturzweige, denen sich vorgefasste Meinung als unmöglich entgegensetzte, gedeihen nun blos darum wohl, weil die sich drängende Bevölkerung es versuchen musste durch neue Mittel und Wege die unzureichend gewordnen Hülfsquellen künstlich zu vermehren. Treten in kommender Zeit diese Bedingungen ein, so wird mancher jetzt vernachlässigte oder gar für unbewohnbar erklärte Landstrich eine thätige Menschenzahl ernähren, und vielleicht weit leichter ernähren können, als man in diesem Augenblicke anzunehmen geneigt ist. Uebrigens ist es eine unrichtige Folgerung, aus dem Klima des Archipels von Chiloë auf dasjenige des gegenüberliegenden Festlandes, und besonders auf das der noch südlicheren Gegenden, und zwar in der Nähe der Anden, schliessen zu wollen. Die ausserordentliche Feuchtigkeit des Archipels, die sprüchwörtlich gewordnen Regen desselben, erklären sich theils aus der dichten Bewaldung, allein am passendsten aus den gewaltsamen Meeresströmungen, von denen die Hauptinsel fast kreisförmig umfangen ist. Auf dem Festlande von Chile wird gleichfalls bemerkt, dass die Regen des Innern weniger heftiger sind, und selbst da, wo doch meteorologische Erscheinungen verhältnissmässig weit geregelter auftreten als in Europas Südländern, erkennt man noch einen Unterschied zwischen dem Fortschreiten derselben an der Küste und im Innern. Sie sind stets gleichförmiger am Fusse der Anden als unmittelbar am Ufer des Oceans. Eine Beobachtung also, welche uns allein schon berechtigen würde bessere Erwartungen über die klimatischen Verhältnisse des Innern des Magelhaenslandes

zu legen als über diejenigen seiner eigentlich allein bekannten Küste. Auf keinen Fall dürfte aber Kälte der Feind sein, der sich den Ansiedlern hindernd entgegenstellte, denn die alte und unbegründete Annahme verliert jetzt täglich mehr ihre Vertheidiger, dass in den dem Südpol genäherten Ländern die Wärmeverhältnisse in Betrachtung der geographischen Breite um so viel ungünstiger seien als auf der nördlichen Halbkugel, dass in dieser Beziehung das Klima des Cap Horn dasjenige von S. Petersburg repräsentiren werde, also dass schon auf der Breite von Chiloë nur die Wärme Deutschlands vermuthet werden könne. Die Berichte der Reisenden, welche jedoch allein von der Seeseite her einzelne Punkte berührten, stimmen nicht einmal in Hinsicht des Urtheils über das Klima des Magelhaenslandes, hauptsächlich der Strasse selbst, überein, und man wird schwerlich dieses wunderbar finden, wenn man bedenkt, dass die Jahreszeit und vor allen die Individualität der Beobachter ausserordentlichen Einfluss auf das Urtheil ausüben müsse. Schon im alltäglichsten Leben veranlasst seine Schwäche den Menschen nicht selten, dass er sich in seinem allgemeinen Urtheile von den theilweisen Einflüssen hinreissen lasse, die ihn zufällig unangenehm berührten. Vielfach mehr muss dieses der Fall sein, wenn ein Seefahrer von einem dunkeln Himmel beschattet, zwischen Verderben drohenden Wogen tagelang umhergeworfen, vielleicht in einem Zustande der die ausserordentlichsten Kraftanstrengungen erheischt, endlich für ein paar Stunden das Land, oder vielmehr nur seine äussersten rauhsten Küstenfelsen gewahrt, von denen er sich gern hundert Meilen entfernt sähe. Ein Südspanier wird ganz anders über die Rauheit und Unfreundlichkeit eines Klimas aburtheilen als ein Deutscher oder Schwede, die unter einem minder begünstigten Himmel geboren und abgehärteter sind, und weit genügsamere Ansprüche machen. Es ist in der Nähe des äussersten Südendes von Amerika allein das zufällige Vorherrschen des einen oder des andern Windes, welches so manche ausserordentliche Erscheinungen und Widersprüche hervorbringen kann, und da der Einfluss desselben nur an den Küsten im höhern Masse stattfinden kann, so darf man mit allem Rechte behaupten, dass das Klima des Innern seiner Breite so ziemlich entsprechen müsse. Man hat viel zu wenig auf diese Zufälligkeiten geachtet, und wenn Cordova mittheilt, dass er im Sommer während vierzehn Tage in der Mitte der Strasse selten mehr als + 9° R. beobachtete, so vergisst er gleichzeitig auf die Richtung des Windes das nöthige Gewicht zu legen. Capitain Wedell, welcher gleichfalls das Klima jener Länder gegen die Anschuldigung der unerträglichen Rauheit vertheidigt, bemerkte, dass eine angenehme Sommertemperatur durch das plötzliche Eintreten des Südwindes schnell so vermindert werden konnte, dass das Quecksilber auf wenige Grade über den Gefrierpunkt (38° F.) hinabsank. Die Erfahrungen am Bord der Gulnare stimmen genau mit dieser Bemerkung, denn selbst in der Breite der Südschetland-Inseln war die Kälte wenig empfindlich, allein wir hatten über eine Temperatur von kaum zwei Graden Wärme zu klagen, die mit dem plötzlichen aber günstigen Umspringen des Windes nach S. eintrat. Die missverstandene Erscheinung des Hagels und wohl gar leichter Schneegestöber südlich vom Cap, und zwar während der Sommermonate, ist eben daher zu erklären. Das Festland erreicht sie nicht, am wenigsten das Innere derselben, denn schon aus Cordova geht hervor, dass Schnee selbst im Winter in den niedrigeren Gegenden selten lange liegen bleibe.

Dieser Ruf der grossen Unwirthlichkeit und Rauheit, vor allen aber wohl die Armuth des Landes an Gold und Silber haben die Spanier und ihre amerikanischen Abkömmlinge stets entfernt gehalten. Vielleicht fand aber auch die spanische Regierung selbst es ihrem Interesse angemessen, bei der sichtbaren Neigung der Engländer und Holländer zur Begründung von Colonien auf der Südspitze Amerikas, das Land in den abschreckendsten Farben zu schildern. Nur ein ausgedehnterer Versuch der Erforschung findet sich in den ältern Werken verzeichnet, denn über die kleineren Expeditionen, welche von Chiloë aus in die nächsten Gegenden des Continents, selbst so spät noch als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, gemacht worden sind, existiren allein handschriftliche Nachrichten. Sie sind zum grossen Theil kaum der Mühe werth, welche ihre Entdeckung kostet, und sind schwer zu erhalten, da sie sich in den Händen unwissender Privatpersonen in Chiloë befinden. Jenes erwähnte Unternehmen war dasjenige des Simon de Alcazoba, Portugiesen, Ritters von S. Jago und Kammerherrn Kaiser Karl V. Für seine Zeit besass er ausgebreitete geographische Kenntnisse, und hatte manches Jahr als Seemann im öffentlichen Dienste gestanden. Mit dem Kaiser schloss er einen Vertrag, durch den er eintausend spanische Quadratleguas als Lehn erhielt. Ihre nördliche Gränze war der Punkt, wo Almagro's Reich sein Ende nahm. Die Bedingungen waren die gewöhnlichen einer Encomienda, diejenigen das Land zu entdecken, zu bevölkern und die katholische Religion zu verbreiten. Er segelte von San Lucar am 21. Septbr. 1534, und zwar mit fünf guten Fahrzeugen und 250 Mann. Bis zur Mündung des Flusses Gallegos sah die Expedition kein Land, und Wassermangel war bereits in einem hohen Grade eingetreten. Sie lief jedoch glücklich in die Strasse ein, erfreut dort ein grosses Kreuz zu finden, welches Magelhaens fast zwanzig Jahre früher und zwar an der Stelle zurückgelassen hatte, wo er eins seiner Schiffe verlor, dessen Wreck man gleichfalls entdeckte. Der annähernde Winter zwang sie auf einen sichern Hafen zu denken, den sie auch, jedoch wie es scheint ausserhalb der Strasse, fand, an einem jetzt vergessnen Hafen, *puerto de lobos y leones*, den man in der Strasse Le Maire's oder in ihrer unmittelbaren Nähe suchen muss. Im Laufe des Winters, also in einer sehr unpassenden Zeit, unternahm man einen Zug, welchem sich der grösste Theil der sehr wohl bewaffneten Mannschaft anschloss, welchen Alcazoba jedoch selbst nicht begleitete. Er überliess den Befehl einem Lieutenant, welcher der allgemeinen Achtung weniger genoss. Die Folge war, dass nach Zurücklegung von 250 Leguas die Leute durch Mangel an Lebensmitteln erbittert sich empörten, und nach den Schiffen zurückkehrten. Das einmalige Brechen der Subordination führte weiter, denn sie bemächtigten sich gewaltsam der Fahrzeuge, verloren jedoch sehr bald das Admiralschiff, und fielen endlich, vermuthlich auf der westindischen Insel Trinidad, den spanischen Behörden in die Hände, von denen sie den Lohn ihrer Empörung erhielten *). Die Gefahr dass die Holländer sich irgendwo auf Südamerikas Westküste festsetzen möchten, und die Feindschaft mit der Königin Elisabeth von England, veranlassten den einzigen grösseren Versuch einer südlichen Niederlassung, den die spanische Regierung je machen liess. Man wünschte die Strasse Magelhaens zu schliessen, und so entstand die befestigte Colonie von San Felipe

*) Ovaglie *Rel. del R. di Cile. Roma*, 1640. *p.* 130.

(Philippeville — Port Famine des Cavendish 1587, und der spätern Seefahrer), welche 1581 von Sarmiento gegründet, nach drei Jahren schon verlassen war. Von den vierhundert Colonisten starben 377, die übrigen versuchten einen Landweg nach Buenos Ayres zu finden, kamen aber bei diesem Unternehmen um. Wenn aber diese Colonie ein so höchst trauriges Ende nahm, so ist dieses schwerlich dem Klima beizumessen, sondern der Indolenz, dem Ungeschick und dem trägen Verlassen auf europäische Hülfe. Die Spanier hielten sich drei Jahre dort auf, Zeit genug um eine Cultur des Bodens zu beginnen, und irgend etwas zu erzeugen um sich selbst zu erhalten, trotz der unbilligen Vernachlässigung von Seiten des Mutterlandes. Militairische Colonien haben in Südamerika nirgends glückliche Resultate geliefert, und am wenigsten diejenigen der früheren Jahrhunderte; denn der kriegliebende Spanier, der im Getümmel und unter gleich glänzenden und abenteuerlichen Scenen zum reifen Manne geworden, konnte sich nicht an den Pflug und an ein Leben gewöhnen, welches im Verhältnisse zum militairischen, besonders in jener vielbewegten Zeit, dem Ehrgeizigen so wenig bot. — Byron (1764) und mehrere neue Seefahrer stimmen darin überein das Land um Port Famine für sehr fruchtbar und malerisch zu erklären. Selbst Cordova, welcher im Ganzen eher geneigt ist ungünstig über jene Gegenden zu urtheilen, stellt die grosse Fruchtbarkeit einzelner Striche nicht in Abrede. Schon der Umstand, dass nicht allein das Innere, sondern sogar die Küste des Magelhaenslandes mit sehr kräftigen Wäldern aus Buchen, Birken u. s. w. bedeckt ist, deutet Fruchtbarkeit an. Dass das Land nördlich von der Strasse, besonders aber am Fusse der Anden, die dort sehr herabsinken, und deren letzte Verlängerung in dem Archipel des Feuerlandes kaum dreitausend Fuss Höhe erreicht, besonders fruchtbar sei, lässt sich aus Analogie schliessen, denn die Subandinen Chiles übertreffen in dieser Beziehung auch das ebene Land. Ackerbau ist ohne Zweifel sehr wohl möglich, denn im höhern Innern finden die Hindernisse ausgedehnter Sümpfe und Landseen nicht statt, welche als hervorstechender Charakter des Landes von einem englischen Seemann *) angegeben wurden; auf der Breite von Chiloë und zwei Grade südlicher unterscheidet sich nach der Aussage der Chiloten das Land in keiner Weise von den bergigen Gegenden des südlichen Chile, und aus handschriftlichen Berichten der Franciscaner von Chillan, welche einst dort Missionen zu errichten versuchten, ist das Land östlich von den Anden, zwischen 45° und 46° ein gleich bewohnbares. Wenn auch diese guten Eigenschaften südlicher immer mehr abnehmen, so sind darum diese Gegenden noch bei weitem nicht so rauh und undankbar als manche des europäischen Nordens, die dennoch eine starke Bevölkerung ernähren. Neben dem Ertrage des Bodens mögen die künftigen Bewohner noch aus dem Thierreiche einen bedeutenden Theil ihrer Nahrung ziehen, und wahrscheinlich wird Fischfang im Grossen künftig einmal den aufblühenden Colonien vorzüglicher Zweig der Beschäftigung sein. Je weiter man von den Küsten Perus nach S. geht, um so mehr nimmt die Menge der Seegeschöpfe zu. Während in jenem Lande die niedrigere Bevölkerung der Küste nur eine sparsame Nahrung aus der See erhält, und selbst auf den Tafeln der Reichen in Lima Seefische seltener und in wenig Arten vorkommen, lebt der Küstenbewohner des südlichen Chile grösstentheils von den

*) *United service Journal. London* 1830. *p.* 796.

Producten des Meeres, und der Eingeborne Chiloës ist fast allein auf dieselben angewiesen. Im Verhältnisse des Abnehmens der Wärme als des Bedingnisses der Entwickelung höher gesteigerter Organismen, vermehrt sich dort die Zahl der minder ausgebildeten Geschöpfe. Dass an der Strasse eine sehr grosse Menge von Schalthieren gefunden werde, erhellt aus den Berichten aller Reisenden, und der holländische Seefahrer Georg Spilberg (1615) rühmt die ausserordentliche Menge von Austern, die wahrscheinlich von den fälschlich sogenannten Austern des südlichen Chile sehr verschieden sind. Seehunde sind zwar im Augenblicke dort noch so häufig, dass kleine Fahrzeuge von England und den Vereinigten Staaten Monate lang und mit Erfolg ihre Aufsuchung betreiben, allein eben so wie in andern Gegenden dürften auch sie bei endlosen Verfolgungen bald sehr vermindert werden. Ueberhaupt mag eine seemännische Bevölkerung selbst in der Nähe der Strasse noch eine Menge von Hülfsmitteln für ihre Zwecke finden, die vielleicht Norwegen seinen Küstenbewohnern nicht halb so reichlich darbietet. Trotz allen dem, was man über die Rauheit jenes Klimas geschrieben, ist es unleugbar, dass überall, wo sich nur Schutz gegen die heftigen und kalten Südwinde findet, auch ein sehr kräftiger Baumwuchs eintrete. Es ist mir ein Boot von bedeutender Grösse in Talcahuano in Chile vorgekommen, welches von einem Walfischfänger in der Strasse aus einheimischem Holze gebaut worden war, an Leichtigkeit und Solidität nichts zu wünschen übrig liess und theils aus Holz der antarktischen Birke, theils aus einer unbekannten Art, dem des chilenischen Podocarpus ähnlich, gezimmert war. Die erstaunlichen Mengen von Treibholz in der Strasse und an der Westküste Patagoniens sind von Cordova und Byron erwähnt worden, und beweisen, dass theils die Ufer der vielen Flüsse des Innern, theils die Meeresküste sehr waldig sein müssen. Aus dem in neuern Zeiten mehr vervollständigten Verzeichnisse der Flora jener Länder geht schon hervor, dass sie dem civilisirten Bewohner manches vom Wilden unbenutzte Hülfsmittel darbieten müsse. Man wird noch mehr zu diesem Schlusse geleitet, wenn man die Flora der höchsten Gegenden des südlichen Chile kennt, welche auf acht- bis neuntausend Fuss über dem Ocean eine Zone von Pflanzen darbietet entweder mit denen des südlicheren Magelhaenslandes identisch, oder doch ihnen sehr nah verwandt. Das auszeichnende, zum Theil elegante Aussehen der Pflanzen der höheren Regionen Chiles ist übrigens auch denen der weit südlicheren Gegenden eigen. Jene Eigenschaft vieler Sträucher Chiles (Escallonien, Myrten u. s. w.), obwohl grün doch mit Leichtigkeit zu brennen, Folge der lederartigen Textur der Blätter und ihres Reichthums an Harz, findet sich auch bei vielen Bäumen der südlichen Länder wieder, fiel den Begleitern des Magelhaens auf, und wurde auch als etwas Besonderes in dem Berichte erwähnt, den die Uebriggebliebenen erstatteten, als sie nach ihrer Rückkehr nach Coruña an den Hof Karl V. berufen wurden. Die Arbutus, welche in der Vegetation des südlichen Chile einen so auffallenden Zug bilden, finden sich in grosser Menge bis zum 50° S. Br., denn die rothen Beeren, welche Spilberg dort in solcher Menge fand und deren Strauch von Cordova u. A. beschrieben wird, sind Arten jener Gattung angehörig. Wir müssen also auf eine Fruchtbarkeit des Bodens und ein Klima schliessen denjenigen sehr analog, welche in solchen Gegenden Chiles beobachtet werden, wo dieselbe Flora erscheint, Gegenden von denen im Laufe dieses Werkes weitläufiger die Rede sein wird, und welche der

Bewohnung durch Menschen ohne Zweifel vielfach fähiger sind, als es Deutschland, mit seinen ungelichteten Forsten bedeckt, vor zweitausend Jahren gewesen sein dürfte.

Ganz anders verhält es sich freilich mit der Bewohnbarkeit des Archipels südlich von der Strasse, der sowohl weit mehr mit Bergen bedeckt scheint als das Festland, als auch den Einflüssen der Strömungen und Stürme weit mehr unterliegt. Sind auch jene Berge kaum höher als dreitausend Fuss *), so wirkt ihre Schneebedeckung unstreitig sehr nachtheilig auf das Klima ein, und es möchte wohl zu bezweifeln sein ob einige Versuche der Robbenschläger dort Kartoffeln zu erbauen, welche glücklichen Erfolg hatten, immer gleich gut gelingen würden. Daher werden jene Inseln wohl für Jahrhunderte bleiben was sie jetzt sind, — der Aufenthaltsort sehr wenig civilisirbarer Wilden, die in allen ihren Neigungen und Gewohnheiten Aehnlichkeit mit den Bewohnern der höchsten arktischen Gegenden zeigen. Vielleicht dürfte auch in künftigen Zeiten die Schiffahrt um Cap Horn abnehmen, und also noch weniger Ursache zur Ansiedelung einer hülfebietenden Colonie in seiner Nähe vorhanden sein, da die Durchsegelung der Strasse jetzt immer häufiger vorgenommen wird, indem grössere Bekanntschaft mit ihr sie sehr der Furchtbarkeit beraubt hat, deren Ruf sie ehedem trug. Ueber die Bewohner der Westküste Patagoniens fehlt es an Nachrichten, und manche Gegenden scheinen völlig derselben zu entbehren. Die Robbenschläger und Chiloten in ihren mündlichen Berichten und eben so die Engländer, welche dem Schiffbruche des Wager (Lord Anson's Expedition) entkamen, stimmen darin überein, sie als ausserordentlich thierische aber als friedliche Wesen zu beschreiben. Die wunderliebende Vorzeit geht noch weiter, denn auf einer sehr unvollkommenen Karte von Chile, deren Originalblatt mir nur einmal in Chile vorkam, und den Namen Sevilla mit dem Jahre 1608 trägt, welche aber Ovaglie, ohne seine Quelle zu erwähnen, dreissig Jahre später mit allen Irrthümern copiren liess, erscheint in der Gegend des gegenwärtigen Cabo de los Pilares die Gestalt eines kurzgeschwänzten Menschen, ein Beweis wie alt jene Sage von der Existenz solcher Wesen sein müsse, die sich heute noch unvermindert unter den Bauern der südlichen Provinzen Chiles erhält. Auf der Südspitze des Feuerlandes bildet dieselbe Karte sogar einen nackten Menschen ab, welcher auf dem Rücken liegend Hände und Füsse emporstreckt, und zwar mit der naiven Unterschrift, „ex luto confecta vestimenta exsiccat ad solem."

2) *Archipielago de los Chonos y Huaytecas.* Bis weit nach S. hin scheinen die Naturproducte dieselben zu sein, welche die Provinz Concepcion auf verschiedenen Erhöhungen über dem Meere hervorbringt. Die vulcanische Thätigkeit, welche in der Nähe der Erdoberfläche je weiter nach S. um so auffallender wird, während sie in den Nordprovinzen weit mehr auf die tiefen und mündungslosen Höhlungen der Erdrinde beschränkt ist, wird besonders auffallend in der Nähe der Strasse Magelhaens. Daher das wilde Ansehen von ausserordentlichen Zerstörungen, welches jene Gegenden theilweise so sehr auszeichnet.

*) Nach Wedell a. a. O. p. 187, und nach mündlichen Mittheilungen anderer Seefahrer.

Die Archipel südlich von Chiloë, und selbst jene welche fast noch ununtersucht in zahlreichen Gruppen das Festland bis Cabo de los Pilares begleiten, sind fast nur verbrannte Felsenmassen eines vulcanischen Ursprungs, welche bald als Anhäufungen poröser Laven auftreten, bald unter der Form von unermesslichen Basaltlagern sich zeigen. Die Chiloten erzählen von einigen kleinen Inseln unter der Gruppe der Chonos, welche eben so merkwürdige Erscheinungen darbieten wie die nördliche Welt in dem irischen Riesendamme und in Fingalsgrotte. Dieses Vorwalten der Basalte, die unter allen vulcanischen Producten am schwersten durch atmosphärische Einwirkung zerstört werden, verurtheilt die genannten Archipel zur grossen Unfruchtbarkeit, oder verspricht doch den Ansiedlern der Zukunft wenig Gutes. Don José de Moraleda, ein spanischer Seeofficier, erhielt durch die spanische Regierung den Auftrag jene Inseln zu untersuchen, und führte ihn in den Jahren 1793 und 1794 aus, indem er Chiloë zum Abgangspunkte seiner kleinen Expedition erwählte. Sein wenig bekannt gewordener Bericht beweist eine grosse Verwandtschaft der Vegetation der Inseln mit derjenigen des nördlicheren Festlandes. Man fand vieles Rohr in fast undurchdringlichen Dickigen, viele blattlose Dornenbüsche (*Colletia*), grosse Flächen mit Quisco (*Cactus coquimbanus. Mol.*), den Temu (*Temus Mol.*), die Myrten, Cypressen (*Thuja andina Poepp.*), den Luma (*Myrtus Luma*, *Mol. nec auct.*), die Guevina und manche andere Sträuche und Bäume der Subandinen der südlichen Provinzen von Chile. Die grössten Inseln sind noch jetzt bewohnt, allein von einem Volke, welches viel herumzieht und eigentlich auf dem Festlande sich aufhält. Aus Ovaglie erhellt, dass um die Mitte des 17. Jahrhunderts dort einige wenige Missionaire aus der Gesellschaft der Jesuiten sich aufhielten. Das Volk war gutmüthig, allein sehr arm und sehr schmuzig, und das Land fand man ausserordentlich unfruchtbar. Es sind dieses wohl die südlichsten der Missionen welche je in Südamerika existirten, denn obwohl es scheint, dass noch andere projectirt wurden, so kamen sie doch nie zur Ausführung. Von den Spaniern wurde jener Archipel lange schon vor der Revolution aufgegeben, und auch die gegenwärtige Regierung bekümmert sich nicht um ihn.

3) *Der Landgeruch auf See.* — Wer je eine Reise nach dem tropischen Südamerika oder Westindien machte, wird sich stets und mit Vergnügen des Eindrucks erinnern, den er bei der Annäherung an das Land empfing. Vielleicht wird kein Sinn dann so stark afficirt als derjenige des Geruchs, und zwar besonders wenn man in den ersten Stunden eines heitern Sommermorgens dem Lande näher kommt. An der Nordküste von Cuba, dem ersten amerikanischen Lande welches ich am 30. Juni 1822 erblickte, fiel Allen an Bord ein überaus starker Veilchengeruch auf, der bei dem Eintreten der grösseren Tageswärme entweder verschwand, oder in einer Menge von andern unterging, welche bei noch grösserer Annäherung an die Küste bemerklich wurden. Ein verlängerter Aufenthalt im Innern jener Insel lehrte später die Pflanze kennen, welche einen so intensen Wohlgeruch, und zwar bis auf Entfernungen von zwei bis drei englischen Meilen, zu verbreiten vermag. Sie gehört der Gattung *Tetracera* an, und ist nebenbei noch dadurch ausgezeichnet, dass ihre Blätter wegen grosser

Härte und Rauheit von den eingeborenen Tischlern und andern Handwerkern zu verschiedenen technischen Zwecken verwendet werden. Als kletternder Strauch erreicht sie auch die Gipfel der höchsten Waldbäume, verbreitet sich dann weit umher, und bedeckt sich in der Regenzeit mit zahllosen Sträussen sehr wohlriechender Blüthen, welche jedoch nur des Nachts duften, in den heissesten Tagesstunden aber fast geruchlos sind. Diese letztere Eigenthümlichkeit, welche auch in Europa nicht ohne Beispiel ist, bezeichnet jene Pflanze als der Classe der Tagschläfer angehörig, welche in den tropischen Gegenden unverhältnissmässig zahlreicher ist als in den kälteren Klimaten. Bei dem hohen Grade der Hitze, welchen directe Sonnenstrahlen zwischen den Wendekreisen besitzen, müssen nothwendig sehr viele Pflanzen einer zarteren Textur entweder sich gegen sie schliessen, oder doch unter ihrer Einwirkung in einen Stand der Passivität versetzt werden, mit dem die grosse Thätigkeit nicht vereinbar ist, welche im pflanzlichen Leben nicht minder als in demjenigen der höhern Organismen den höchsten Zeitpunkt der Existenz und die Erreichung ihres Hauptzweckes, nämlich das Fortpflanzungsgeschäft, bezeichnen. Nur während desselben strömt aus der Mehrzahl der Blüthen der Geruch aus, und man bemerkt sogar, dass mit dem Aufhören des erotischen Orgasmus, d. h. also mit dem Aufplatzen der Antheren und dem Ausstreuen der Pollenkörper, fast unmittelbar der Geruch aufhöre. Besonders bemerklich und leicht nachgewiesen ist dieses an den Palmen, so an einer vorzüglich grossen Art von Maximiliane des obern Amazonas, welche bis zu jener Periode eine ausserordentlich starke, fast spermatisch riechende Ausdünstung verbreitet, und eben so an mehreren krautartigen Orchideen (*Chloraea Lindl. Gavilea Poepp.*) mit grossen Blumen, welche die höhern Gegenden von Chile bewohnen.

Ueberhaupt ist die Menge verschiedener Gerüche in den Wäldern der tropischen Gegenden überaus gross, und in ihnen vielleicht der Grund der sonderbaren körperlichen Gefühle zu suchen, welche bei dem Eindringen in dieselben selbst nach längerer Angewöhnung noch ergreifen. Neben den Ausströmungen der Blüthen sind noch diejenigen der harzigen Rinden und Blätter nicht zu vergessen, und es sind besonders wohl die artenreichen Familien der Terebinthaceen, Lorbeeren und Myrtengewächse, welchen der Wohlgeruch der Atmosphäre in jenen Ländern, von denen die segenstrahlende Sonne sich nie weit entfernt, zuzuschreiben ist. Es würde an allen Erklärungsgründen fehlen über die Unruhe der Thiere an Bord eines Schiffs, welches sich bis auf wenige Meilen dem Lande genähert hatte, wollte man den Einfluss des Geruchsinnes verwerfen. Die Seeleute sind der Meinung, dass Thiere stets das Land weit früher entdeckten als der Mensch, eine Annahme, die darin ihre Bestätigung findet, dass es vorzugsweise die mit besonders scharfem Geruch begabten Thiere, z. B. Schweine und Hunde, sind, welche die grössten Zeichen von Rastlosigkeit geben, sobald man dem Lande sich auf einige Meilen genähert hat. Was alte Reisende erzählen vom Gewürzgeruche der Molukken, den sie bis einhundert Meilen von der Küste empfunden haben wollen, trägt viel zu sehr den Stempel der Uebertreibungen früherer Zeiten, um Erörterung zu verdienen. Soviel ist jedoch gewiss, dass auch der Mensch den Duft gesellig wachsender Pflanzen auf See, unter günstigen Nebenumständen, bis in die Entfernungen von $1\frac{1}{2}$ bis 2 geographischen

Meilen bemerken könne. Im Vorbeisegeln bei Colares (Aug. 1832) unterhalb Pará, fiel uns nicht wenig der Geruch des *Miri* (*Humiria*) auf, der dort in grosser Menge wächst und mir sehr bekannt war. Wir befanden uns unter dem Winde, allein gegen drei Stunden vom Lande entfernt. Die mephitischen Ausdünstungen mancher Häfen der heisseren Länder und der ausgedehnten Manglesümpfe, obgleich durch andere Umstände hervorgebracht, gehören zu den Ursachen des Landgeruchs der unerfreulicheren Art.

ZWEITES CAPITEL.

Aufenthalt in Valparaiso.

Kaum hatte die Schnelligkeit, mit welcher wir vom Meere her in den wenig bewegten Busen von Valparaiso einliefen, uns erlaubt mit dem scharfen Blicke die Landschaft zu durchforschen, den man gern anwendet, wenn man auf immer den Eindruck einer neuen und ungewöhnlichen Scene zu erlangen wünscht. Nach dem Verschwinden der Aufregung des ersten Augenblicks blieb uns jedoch zu diesem Zwecke Zeit genug übrig, denn lange dauerte es, ehe das sehnlich erwartete Boot des Zollhauses den gesetzlichen Besuch machte, und die Erlaubniss zum Landen ertheilte. Mag es nun auch sein, dass der erste Eindruck der Aussendinge auf uns nicht immer der gerechteste und selten derjenige sei, welcher sich auch in der Folgezeit dauernd erhält, so leidet doch dieses bei der Art, wie Landschaften auf unser Gefühl und unsere Urtheilskraft einwirken, eine Ausnahme. Unter den zahlreichen Fremden, welche alljährlich in Valparaiso einlaufen, dürfte nicht leicht Einer sein, der in der Folgezeit, auch bei Angewöhnung an die Umgebungen des Hafens, es vergässe, welchen ungünstigen Eindruck diese bei dem ersten Anblick einst auf ihn machten. Allen bleibt das Gefühl der bitter getäuschten Erwartung unvergesslich, welches sie damals ergriff. Indessen, fast kann dieses nicht anders sein. Lange schon, ehe ein Seereisender die sturmbewegten Breiten des Cap Horn erreicht, hat er die langsam dahingleitenden Tage der Fahrt auf dem tropischen Meere mit der Durchlesung der Bücher abzukürzen versucht, welche über Chile vorhanden sind. Fast in allen ist jenes Land als der ewig grüne Garten Amerikas, als ein zweites Sicilien

in den glänzendsten Farben geschildert. Die Phantasie ergreift mit trügerischer Bereitwilligkeit dieses Bild, und streift, durch die Einförmigkeit der Scene veranlasst, mit Sehnsucht über die dunkelblaue Fläche, in deren äusserste Gränze sie sich das gewünschte Land als ein neues Cythera hindenkt, wie es aus dem Busen des Meeres jugendlich frisch und einladend aufsteigt. Die Gefahren und Leiden der antarktischen Stürme vermehren nur noch den Irrthum, denn wie der Mensch in andern Verhältnissen es wohl thut, so malt auch ein Seereisender blühende Hoffnungsbilder eines reichen Ersatzes in der Zukunft sich hin, wenn die Ergebnisse des Augenblicks drückend auf ihn einwirken.

Unser erster Ankerplatz, der jedoch nur genommen wurde, bis die Hafenautoritäten uns einen passenderen anweisen würden, befand sich in der Mündung der Bai selbst, zwischen dem schönen englischen Linienschiffe Warspite und dem mexicanischen Schiffe Asia *), ein paar Kolossen, gegen welche unsere Gulnare ärmlich abstach. Mehr als achtzig Fahrzeuge aller Grössen lagen in dichten Reihen vor uns, begriffen in den vielfachen Arbeiten, welche das Innere eines lebhaften Seehafens stets zu einem anziehenden Bilde menschlicher Thätigkeit erheben. Ueber uns spannte sich ein fleckenlos blaues Himmelsgewölbe, und die kräftigen Strahlen der Sonne wurden durch den Windzug von den Bergen herab so in ihrer Wirkung geschwächt, dass wir eben nur die milde Wärme eines Frühlingstages zu empfinden glaubten. Allein das Angenehme des Bildes beschränkte sich auch allein auf diesen Vordergrund. Wir, die wir auf einem langen Wege nur einigen abschreckend schwarzen und öden Felseninseln, unter einem freudelosen Himmel gelegen, begegnet waren, sahen

*) Die *Asia*, oder wie sie von den Mexicanern umgetauft wurde, *el Congreso* war ein nach einem etwas veralteten Modell erbautes Linienschiff von 64 Kanonen. Sie war mit der Brig *Achilles* zugleich während des Revolutionskrieges nach dem grossen Ocean gesendet worden. Die Officiere, meist Constitutionelle, überlieferten sie der mexicanischen Regierung in San Blas (Californien), und der Achilles ging zu den Chilenen über. Nach einer sehr kostspieligen Ausbesserung, welche in Valparaiso vorgenommen wurde, da die mexicanischen Häfen keine Arbeitsleute darboten, ging dieses Schiff um Cap Horn und erreichte glücklich Vera Cruz, um unter Comodore Porter gegen die Spanier zu fechten. Die *Warspite* von 74 Kanonen kam von Neusüdwallis und war das erste englische Schiff dieser Grösse, welches die Reise um die Erde machte.

uns umsonst um nach dem lange ungenossenen Anblick eines grünenden Baumes oder eines grasigen Abhangs. Wohin sich hier auch das Auge wenden möge, starren ihm graue syenitische Felsenwände entgegen, die nach und nach in einen halbkreisförmigen Gebirgszug übergehen. Auf den Flächen und der Schneide des letzteren sind Braun und Ziegelroth die vorherrschenden Farben, und keine Baumgruppe unterbricht diese traurige Einförmigkeit, indem das undankbare Erdreich allein im Stande ist Büsche mit holzigen Aesten und grauen Blättern zu ernähren. Manche breite Abhänge entbehren selbst diese und ihre Seiten sind entweder mit endlosen Steingeröllen überschüttet, oder mit tiefen, rothbraunen Ravinen durchfurcht. Enge und sichtbar beschwerliche Fusspfade ziehen sich über die Schneiden der Gebirge, umwirbelt von röthlichen Staubwolken, durch die man hin und wieder lange Züge beladener Maulthiere im Herabsteigen nach dem Hafen begriffen gewahrt. Die tiefen dunkeln Schluchten, welche vom Gipfel der Berge bis an das Meer sich hinabsenken, scheinen keinen ernährenden Bach zu enthalten, denn ihre senkrechten Felswände sind fast noch kahler als die ganze übrige Landschaft. Nur auf ihren Boden hat sich etwas Erdreich abgesetzt, und nur da bemerkt man eine schwach grüne Färbung, Zeichen des kümmerlichen Gartenbaues, den der ärmere Arbeitsmann dort während einer beschränkten Zeit des Jahres zu treiben vermag. Fast ununterscheidbar von dem dunkeln Felsen, der sich unmittelbar hinter ihm erhebt, bedeckt ein Labyrinth unregelmässiger Häuser, mit niedrigen Strohhütten untermengt, von keinem grossen öffentlichen Gebäude oder Thurm unterbrochen, die schmale sandige Küste. Zahlreiche kleine Häuser hängen, den Vogelnestern fast vergleichbar, stufenweis an dem ausgehauenen Felsen, allein so eng und beschränkt, dass sie den Gedanken der Wohnlichkeit nicht aufkommen lassen. Weiterhin zur Linken zeigt sich eine grosse und breite Sandfläche, auf welcher lange Reihen wenig versprechender Häuser verstreut liegen, über deren staubige Dächer sich jedoch hin und wieder ein Baum erhebt. Dieses ist die Vorstadt Almendral, welche vorzugsweise der geschäfttreibende Stadttheil sein würde, insofern sie geräumiger ist, erlaubte die sehr langsam sich abflachende Küste das Landen beladener Böte. Kahle Felsberge, in jeder Bedeutung den andern ähnlich, schliessen auch nach O. die Bai, bis die letzten der coulissenartig vortretenden Landspitzen im Meere sich verlieren.

Den entferntesten Gegenstand dieses wenig anziehenden Panoramas bildet die weit im N. entlegne Landspitze mit Doppelbergen bezeichnet *(la silla del Governador)*, welche den Hafenbewohnern im Winter die sichersten Zeichen der Wetterveränderung und des Herbeiziehens eines jener so sehr gefürchteten Stürme von N. darbietet. — In diesem Gewande der abschreckendsten Unfruchtbarkeit erschien uns das lang ersehnte Chile. Allein wir hatten uns seinen Küsten in der unvortheilhaftesten Zeit des Jahres genähert. Der Märzmonat beschliesst in Chile einen langen, fast immer regenlosen Sommer, und ist derjenige Monat, in welchem unaufhörliche Südwinde die wenige noch übrig gebliebene Feuchtigkeit dem ohnehin schon steinigen und dürren Boden entführen. Indessen, wenn auch Valparaiso und seine nächsten Umgebungen nie den Erwartungen genügen können, die man in Betreff Chiles mit sich bringt, so wird die Landschaft doch etwas freundlicher in der zweiten Hälfte des Winters, oder vielmehr in den zwei Monaten des Jahres, welche dort den kurz dauernden Frühling bilden. Die Anhöhen sind dann mit einem kurzen Grase bedeckt, welches später, durch die Hitze und Trockenheit des Sommers verbrannt, spurlos verschwindet, und der Winterregen hat dann den rothen Staub von den Büschen abgewaschen. Dann allenfalls mag es geschehen, dass der Ankömmling mit weniger unzufriedenem Blicke die Landschaft betrachte, besonders wenn er zuletzt die überaus traurigen Küsten Perus verliess, auf denen der unwiderrufliche Fluch abschreckender Dürre zu lasten scheint.

Nach Erhaltung der gewöhnlichen officiellen Besuche der Autoritäten an Bord, empfingen wir endlich die Erlaubniss des Landens. Am Fusse des Zollhauses von Valparaiso betraten wir zum erstenmale nach 115 Tagen wieder den festen Boden. Die Neugierde trieb mich, während die Reisegefährten für das gemeinsame Unterkommen bemüht waren, unmittelbar zu einer Wanderung durch die Strassen und in die nächsten Bergschluchten. Wenn man in einem entfernten Welttheil zum erstenmale landete, so erwartet man gewöhnlich Scenen zu begegnen, welche an die grosse Entfernung vom Heimathlande erinnern und die Aufmerksamkeit auf jene ausschliessliche Weise in Besitz nehmen, welche ohne Zweifel einer der grössten Reize des Reisens ist. In den Aequatorialländern

wird diesen Erwartungen auf das Vollkommenste entsprochen, denn die Natur und die Menschen treten da unter den ungewohntesten Formen auf. Stets ist dieser erste Eindruck allgewaltig, und wenn man auch durch fortgesetztes Reisen sich sehr an das Eintreten von immer neuen Eindrücken gewöhnen kann, so wird man doch nimmermehr denjenigen vergessen, welchen man in seiner ganzen Stärke empfand, als man, ein unerfahrner Neuling aus dem Norden der Welt, zum erstenmale sich zwischen den fremdartigen oder glänzenden Formen der Tropen erblickte. Seiner grossen und starken Reizung ist es zuzuschreiben, wenn wir sein Andenken stets vor allen andern schätzen, wenn wir dieses zu erhalten suchen, und wenn wir — da nun einmal der Mensch seine Erinnerungen am liebsten an körperliche Gegenstände knüpft — eine oft bemerkte Vorliebe für den ersten Platz unserer Landung fühlen. Wir geben seinem Andenken nicht selten nach vielen Jahren den Vorzug vor den vielleicht vielfach schöneren Scenen, die wir im Laufe unserer Reisen genossen. In Westindien, in Brasilien, vielleicht selbst noch in Peru, sind es die ungewöhnlich zahlreichen Afrikaner, die braunen, ernsten Indier, die nationell gekleideten weisseren Colonisten, die verschiedene Bauart, die Menge der fremdartigen Vögel, Fische und Früchte, welche die Verkaufsplätze erfüllen, und endlich selbst manches Wunderliche der nationellen Sitten, welche zugleich als ungewohnt und ausserordentlich den Ankömmling empfangen. Nicht so in Valparaiso. Man durchwandert die einzige Strasse, welche nach dem unansehnlichen Marktplatz führt. Rechts und links zeigen sich Läden mit den Producten der europäischen Industrie erfüllt, zum Theil sogar mit der Zierlichkeit unserer grösseren Städte aufgestellt. Sie wechseln ab mit den weiten Magazinen der englischen Handelshäuser des ersten Ranges und mit Weinschenken für Seeleute, aus denen aber nur Klänge ertönen, wie man sie auch in Hamburg oder London vernimmt. Zwar erfüllt mit Ausnahme der drückend heissen Mittagsstunden ein dichtes Menschengedränge diese lebhafte Strasse des Handels, allein es besteht der Mehrzahl nach aus Fremden, und fast hört man die Sprache Englands häufiger als die mehr sonoren Klänge der spanischen Halbinsel. Die malerische Nationaltracht verschwindet unter der nichtsmeinenden modischen Kleidung Nordeuropas, und selbst die Tische der Marktverkäufer bieten nichts, was an die Küste des stillen Oceans erin-

nerte. Dinge, wie man sie von Jugend auf dem vaterländischen Boden entsprossen sah, oder wie sie doch der Süden Europas überall hervorbringt, erfüllen allein den Marktplatz. So herrlich auch die Trauben und Orangen des Landes sein mögen, so fehlt ihnen doch das Anziehende der Neuheit. Selbst die Erwartung, in den nächsten Schluchten *(Quebradas)* etwas Eigenthümliches zu gewahren, wird bitter getäuscht. Die wenigen Bäume dieses Felsbodens, den nur eine spärliche, sorgfältig vor Wegschwemmung verwahrte Erdrinde deckt, sind die unseres Welttheiles. Keine fruchtbeladene Mango, keine breitästige Tamarinde oder hohe Palme erinnern uns, dass wir Weltmeere gekreuzt haben; kaum dass einige graue Oliven Zeugen der Milde des Klimas abgeben. Sogar die wenigen Zierblumen sind europäisch, und unter ihnen hat die Gartenraute hier so den angemessenen Boden gefunden, dass sie auswanderte und nun weit und breit auf den dürren Bergen wuchert, und so das überall sich aufdrängende Bild der mittelländischen Küsten noch mehr vergegenwärtigt. Dieser erste und nothwendigerweise sehr beschränkte Spaziergang bot übrigens in botanischer Rücksicht nichts Auffallendes dar. Die einzigen bemerkenswerthen Pflanzen *) waren kleine unansehnliche Sträuche, die nur hin und wieder in dieser ungünstigen Jahreszeit noch eine dürftige Blume zeigten und halbvertrocknet und bestäubt dastanden.

Während der ersten Tage fand ich in dem sogenannten englischen Hôtel ein nothdürftiges Unterkommen. So eng und unbequem sind die Häuser der Stadt der Mehrzahl nach, dass man sich mit einem fensterlosen Kämmerchen zu begnügen genöthigt sieht. Kaum sind es wenige Jahre, dass in Valparaiso zwei öffentliche Häuser den landenden Fremden aufnehmen. Vor der Ankunft der Nordeuropäer, richtiger vor der Eröffnung des Handels, kannte man im Haupthafen Chiles eben so wenig als in seiner Hauptstadt die Bequemlichkeit, welche Gasthäuser dem Reisenden darbieten. Man verliess sich der Landessitte gemäss auf die Gastfreund-

*) *Calceolaria rugosa R. Pav.* überall an den Felsen hinter den Häusern; *Baccharis genistelloides. Pers.*; *Eugenia ferruginea, E. stenophylla. Hook.*; *Cristaria betonicaefolia. Pers.*; *Adesmia balsamica Bertero*; *Acacia Cavenia. Hook.*

schaft bekannter Familien, wenn man sich zu den bessern Classen zählen durfte, und der gemeine Mann trieb es damals eben so wie noch jetzt. Irgendwo unter einem vorspringenden Schutzdache breitet er seinen Mantel aus, um in ihn sich einhüllend in ruhigen Schlaf versunken die Nacht zu verbringen. Hat der aus dem Innern kommende Bauer Maulthiere bei sich, so verlässt er des Abends mit ihnen die Stadt, um irgendwo auf einem freien Platze der nächsten Umgebungen zu bivouaquiren. Man kann in der bessern Jahreszeit täglich zwischen den Olivenalleen der Vorstadt Almendral diese Lager beobachten und, ohne der unvollkommenen Beschreibung zu bedürfen, aus ihnen die Art des Reisens und das Verfahren am besten kennen lernen, welches man bei dem Verlassen der Stadt ebenfalls wird beobachten müssen. Der immer grösser werdende Zudrang von Fremden und die in sehr vergrössertem Verhältnisse zunehmende Theurung der Lebensbedürfnisse hat nothwendig die Ausübung der Gastfreundschaft sehr beschränken müssen, obgleich es noch Gewohnheit geblieben ist, dass Schiffscapitaine, die mit bedeutenderen Ladungen ankommen, in den Häusern der Kaufleute, an welche sie consignirt sind, während ihres Aufenthaltes ihre Wohnung erhalten. Durch die freundliche Verwendung mehrerer deutschen Landsleute, welche schon geraume Zeit in Valparaiso lebten und mit den Sitten des Landes vertraut waren, erhielt ich bald darauf eine Wohnung in der Vorstadt Almendral. Sie bestand in einem kleinen Hause, welches längere Zeit unbewohnt gestanden hatte, und also, wie es in diesem Klima nun einmal zu sein pflegt, von Flöhen auf eine solche Weise erfüllt war, dass vor dem Beziehen desselben erst mehrere Morgen die steinerne Flur des Zimmers mit Stroh bedeckt werden musste, welches man anzündete, ohne jedoch dadurch die Menge der lästigen Mitbewohner sehr zu vermindern. Ueberhaupt gränzt die Qual, die man dort durch diese Insecten erleidet, an das Unerträgliche. Freilich ist sie die einzige dieser Art, die man in Chile erfährt, allein sie hat das Widerliche, dass keine noch so grosse Reinlichkeit und Aufmerksamkeit gegen sie schützt. Sie ist in den ersten Häusern gewöhnlich, und verbittert das Leben anfangs nicht wenig. Die Landleute, unter denen Reinlichkeit keine besondere Tugend ist, sind im Sommer genöthigt ausserhalb ihrer Hütten zu schlafen, und der Reisende hütet sich aus demselben Grunde sein Nachtlager auf der Flur der Landhäuser aufzu-

schlagen. Fast kein Schriftsteller über Chile lässt diese grosse Unannehmlichkeit unerwähnt, welche sich beiläufig über die ganze Westküste erstreckt, und in manchen Gegenden Perus eine wahrhaft unerträgliche Höhe erreicht. Der üblen Gewohnheit der Chilenen sich stets mit Heerden nutzloser Hunde zu umgeben, der veralteten Bauart ihrer Häuser, in denen die Fluren nur höchst selten aus reinlichen Holzdielen bestehen, hingegen aber mit staubigen Ziegeln oder blosser Tenne belegt sind, mag Vieles zuzuschreiben sein, allein nicht ausschliesslich, denn selbst sonnige Hofräume sind von denselben unleidlichen Insecten bewohnt. Die Trockenheit des Klimas, verbunden mit der verhältnissmässig sehr gleichartigen Wärme, wird wohl jene Plage stets erhalten, trotz alle dem was grössere Reinlichkeit als Begleiterin der vermehrten Sittlichkeit zu ihrer Verminderung beitragen mag. Die geringe häusliche Einrichtung, einfach wie sie nach Landesart erfordert wird, welche aber dem anspruchslosen Naturforscher genügt, war in wenig Tagen getroffen. Die winterliche Zeit rückte heran, und dem allgemeinen Urtheile nach würde dann das Reisen im Innern gleich beschwerlich und fruchtlos gewesen sein. Es blieb also nichts übrig als einige der schlimmsten Monate in Valparaiso selbst zu verbringen. Die ersten Excursionen wurden zufällig nicht allein gemacht.

An demselben Tage, wo wir in Valparaiso einliefen, erschien auch die russische Corvette Moller, Capt. Stanikowich, von Rio Janeiro kommend, und nach den russischen Niederlassungen an der Nordwestküste bestimmt, um ihnen Kriegsvorräthe, Proviant und Geld zuzuführen. Die Officiere am Bord dieses Schiffes waren meistens junge Männer den besten Familien angehörig, und eben so wohl unterrichtet als enthusiastisch. Am zweiten Tage nach unserer gemeinschaftlichen Ankunft bestiegen wir die Berge hinter der Stadt, und dehnten unsern Weg bis zu dem jenseits gelegnen Thale aus. Geringen Kummer nur verursachte es den jungen Seeleuten Alles so dürr und beutelos zu finden, denn auf wenige Tage dem engen Schiffe entflohen, und mit der gewissen Aussicht vor Erreichung der kalten Breiten der nördlichen Halbkugel kein Land von Neuem zu betreten, genossen sie mit halb knabenhaftem Muthwillen der vergönnten Frist der Erholung. Ueber Berge und Klippen sprangen sie davon, höchstens in schnell verklingenden Ausdrücken des Verdrusses sich äussernd

über die wenige Anwendung, die ihre schön polirten Jagdgewehre hier fanden. Zu keiner Zeit ist die Umgegend Valparaisos reich an Vögeln, allein sie ist fast unbelebt zu nennen am Schlusse des Sommers, wo die Wasserbäche versiegt und die Pflanzen vertrocknet sind, wo kein summendes Insect fröhlich an das allgemeine Leben mahnt, und alle höhern Thiere entfliehen. Kaum wurden jenen Jägern einige Loycas und der pfeifende Tharu zu Theil *), die sich in dem dürren Gebüsch umhertrieben. Schön ist die Aussicht auf dem Signalberge hinter dem Hafen, allein nur diejenige der Ferne, denn der Beschauer steht auf einem nackten ziegelrothen Boden, dessen zur Festigkeit des Steines erhärtete Oberfläche von der wolkenlosen Sonne und den trocknenden Winden in endlose Sprünge zerrissen ist. Halbverschrumpft und mit Mühe erkennbar war uns der aromatische Poquill [1]), als die einzige noch übrig gebliebene krautartige Pflanze, denn von vermutheten Gräsern fanden sich kaum noch einige Fragmente. Durch die Unfruchtbarkeit des Bodens gehindert am Wachsthume, und niedergedrückt durch die ewig sausenden Winde, liegt das bambusartige Gras, die sonderbare Colliguë, hier als ein unansehnlicher Strauch auf die Erde gestreckt, indem sie so das schnelle Gehen hindert und wohl gar mit ihren rauhen Astenden die Füsse der Wanderer verwundet. Verstreute Sträuche, denen allen etwas eigenthümlich Dürres, Dorniges, im äussern Ansehn beiwohnt — Adesmien, Proustien, Baccharides, Eupatorien —, theils mit grauen theils mit traurig dunkelgefärbten Blättern versehen, und nur hin und wieder vielleicht eine unansehnliche Myrte, sind die einzigen Bewohner dieser Höhen. Sie bieten, auch wenn Civilisation tausendfach in Chile zunehmen sollte, dem Fleisse des Landmannes nimmermehr ein belohnendes Feld. Wasserlos und des Schattens entbehrend, haben sie den besondern Nachtheil, dass ihre Lage sie dem ganzen Einflusse der winterlichen Regenströme aussetzt. Sie sind daher mit zahllosen Ravinen durchfurcht, in denen die abgerundeten und aufgehäuften Felsstücke nur zu deutlich, auch in der trockensten Zeit, von der Gewalt des Elements in den Wintermonaten zeugen, einer Gewalt, der die menschliche Kraft durch ihre beschränkten Vorbauungsmittel

*) *Sturnus militaris; Falco Tharus. Mol.*

umsonst zu begegnen versuchen würde. Allein doppelt schön war der Fernblick. Kaum gewahrt man Valparaiso, welches zum grossen Theil durch die steil abfallenden Felswände dem Blicke entzogen wird. Nur die Schluchten mit ihren unbequemen Häusern sind deutlich sichtbar, weiterhin ein kleiner Theil des Landungsplatzes und endlich die Vorstadt. Breit dehnt sich die Bai mit ihren vielartigen Fahrzeugen aus; ihre Vorgebirge treten weit hinaus in die See, über deren unendlichen blauen Spiegel sich das Auge in ungewohnte aber einsame Fernen verliert. Jenseits der Bergschneide begannen wir auf engen und beschwerlichen Wegen hinabzusteigen, und sahen unter uns einen schmalen grünen Streifen des Thals, welcher unserer Wanderung Ziel, wie alle andere ähnliche Striche einer lebhafteren Vegetation, einem unversiegten Bache seine Existenz dankte, und von denselben braunen Hügeln umgeben war, welche wir als den hervorstechendsten Zug des landschaftlichen Bildes dieser Gegend erkannt hatten. Andere Bergreihen erhoben sich in wenig ordentlicher oder deutbarer Gestaltung in allen Richtungen, und nur die aufsteigenden Rauchsäulen liessen errathen, dass sie in ihrem Schosse ähnliche kleine Oasen zu menschlichen Wohnsitzen darbieten. War nun auch im Thale selbst die Vegetation bei weitem nicht so, wie sie vor wenig Wochen noch der Seereisende zu sehen mit Sehnsucht gehofft hatte, so war sie doch nicht ganz unbelohnend. Zwischen den grossen schönen Sträuchen der wasserliebenden Fuchsien, den Ruizien und Myrten, läuft hier ein schmaler Bach, der sich gelegentlich in kleine Sümpfe ausbreitet, die nicht der Sonnenhitze widerstehen könnten, schützte sie nicht das dichte Blättergewebe der Gunnera, einer Pflanze, die in Grösse und allgemeinem Ansehen sehr viel Aehnliches mit unserer gewöhnlichen Klette hat. Zwischen ihnen durch gewahrt man die Mimulus, deren Arten in Chile so zahlreich und so schwer zu unterscheiden sind. Selbst den russischen Jägern war hier die Freude aufbehalten ein paar Sumpfvögel und den gemeinen Papagei Chiles, der sonst unmittelbar bei Valparaiso nicht häufig ist, zu erlegen.

Wir standen endlich an den Häusern, welche den Namen der Hacienda (des Gutes) der Lagunilla tragen. Allein wenn man, schon durch die Erfahrung über die Architektur Valparaisos gewarnt, eben nicht geneigt ist hier etwas zu erwarten von Zierlichkeit, ansprechender Freundlichkeit

und ländlichem Aeussern, so bleibt denn doch die Wirklichkeit selbst hinter den bescheidensten Voraussetzungen. Selbst nicht in der unmittelbaren Nähe seiner grössten Städte hat der Chileno seinen Landgütern ein wohnliches, häuslichen Genuss versprechendes Ansehen zu verleihen gewusst; er hat bei der bis jetzt befolgten Lebensweise sich begnügt mit der alten Einrichtung, die freilich dem ehemaligen sehr geringen Culturzustande entspricht. Zwischen niedrigen halbzerfallnen Steinwänden, mit denen man die spärlich tragenden Felder gegen den Einbruch der hungrigen Heerden zu sichern sucht, liegt ein Häufchen von unansehnlichen Häusern, oder vielmehr von niedrigen Hütten. Braune Lehmwände, oft nicht einmal geweisst, tragen ein sehr flach geneigtes Dach, welches von einer solchen unverhältnissmässigen Schwere ist, dass schon aus ihm das leichte Umstürzen der Häuser bei Erdstössen erklärlich wird. Auf der einen Seite ragt es vor, um einen Corridor zu bilden, der auf unkünstlichen Holzpfosten ruht, und ebenso wie das Innere des Hauses höchstens eine Flur aus festgestampftem Lehm besitzt. Selten sind Fensteröffnungen da, allein ihre Stelle vertreten hohe Thüren, mit Flügeln der schwerfälligsten Arbeit. Wände von der Höhe der Hauptwände trennen im Innern die wenigen Zimmer, allein da keine Decke den Raum unter dem Dache vom Zimmer sondert, so vermag man wenigstens Alles zu hören, was in den übrigen Abtheilungen des Gebäudes vorgeht. Ein ungepflasterter Weg, in der Regenzeit oft selbst dem Reiter gefährlich durch seine Bodenlosigkeit, führt bis vor dieses Haus, welches mit niedrigern hässlichen Strohhütten umgeben, selten einen kleinen, vernachlässigten Garten besitzt. Das Innere der Häuser entspricht ihrem Aeussern, denn der Chileno, selbst derjenige der Städte, war früher so des rohen Landlebens gewohnt, und fand so sehr Gefallen an dem ganz einfachen und primitiven Verfahren der eigentlichen Landleute, dass er nie versuchte die geringe Verfeinerung der Städte auf seinen Landbesitz überzutragen. Jetzt ist jedoch die Zahl neuer und wohlgeordneter Landwohnungen im Zunehmen, und spätere Erfahrung lehrte manches recht wohnlich eingerichtete Landgut, besonders in der Nähe der Hauptstadt, kennen. In der Abwesenheit der freundlichen Besitzer, welche wir in Valparaiso kennen gelernt, nahm uns der Aufseher *(Mayordomo)* des Gutes, welcher auf solche Jägerbesuche eingerichtet schien, freundlich auf.

Die *Casuela* (ein Huhn mit Erdäpfeln und gehörigem Zusatze von spanischem Pfeffer), das gebräuchliche, schmackhafte und schnell bereitete Gericht der Chilenen, wenn es gilt einen hungrigen Ankömmling der bessern Classe zu empfangen, dampfte uns bald von dem kleinen Tischchen entgegen, dessen spärlicher Umfang an die Holzarmuth dieser Provinz erinnerte. So gut es ging, auf den Boden oder auf Steine gesetzt, und des Ceremoniels nicht bedürfend, erzeigte die nordische Gesellschaft dem Producte der chilenischen Kochkunst viele Aufmerksamkeit, wie es schien, zur nicht geringen Freude der Landleute, welche sich um die blonden Russen mit freundlichem Lachen versammelt hatten, und an ihren stets misslingenden Versuchen, sich in spanischer Sprache verständlich zu machen, nicht wenig ergötzten. Der Abend war gekommen, ehe wir wieder auf einem andern Pfade die beschwerliche Höhe des Berges erreicht hatten, der uns von Valparaiso trennte. Allein die Nacht war herabgesunken, ehe wir die Stadt unter uns gewahrten. Wir waren schon lange ohne eigentlichen Weg über diese kahlen Rücken gewandert, und fanden es nun doppelt schwierig einen Pfad zu entdecken, der uns durch die Steingerölle der Ravinen, und neben den Abgründen und Rissen vorüber, nach der Stadt hinabgeführt hätte. Mehrere gefährliche Fälle lehrten uns das Missliche dieser Versuche kennen, und nach langem und fruchtlosem Umherkreuzen blieb nichts übrig, wiewohl wir die Lichter der Schiffe deutlich vor uns sahen und sogar mancher Ton aus der Tiefe zu uns herauf erklang, als zum erstenmale in Chile zu bivouaquiren. Trotz des Unerwarteten und Ungewohnten entschlossen sich fröhlich meine jugendlichen Begleiter, denen durch Erziehung wohl nie Gelegenheit gegeben worden war sich abzuhärten und den Bequemlichkeiten des feinern Lebens auf einmal entsagen zu lernen. Aber die Erfahrung war dem guten Willen nicht gleich, denn Keiner kannte die kleinen Künste, mit denen der geübtere Reisende auch in solchen Lagen sich noch immer möglichst bequem einzurichten verstehen wird. Doch arbeiteten die Angewiesenen mit dem ganzen Enthusiasmus, den jeder junge Mann fühlt, wenn er, der noch im wilden Leben des Naturmenschen etwas Romantisches findet, zum erstenmale in einer Lage sich sieht, wo er genöthigt ist seiner Selbstkräfte sich zu bedienen. Während Einige Steine aufthürmten zum Schutze gegen den Nachtwind, waren Andere beschäftigt Colliguë zu schneiden zum gemeinsamen

Nachtlager, Andere die sparsam aufzufindenden dürren Aeste zu sammeln zum Wachtfeuer. Als endlich dieses vermittelst der harzigen leicht brennbaren Wurzelschuppen der Puya [2]) in hoher Gluthsäule aufloderte in den dunkeln Nachthimmel, ergriff Alle eine lebhafte Freude, und keiner hätte wohl leicht die abenteuerliche Scene seines ersten Nachtlagers unter freiem Himmel mit einem bequemen Bette Petersburgs vertauschen mögen. Nur spät erst wurde Ruhe unter der eng um das Feuer zusammengedrückten Gruppe, und der Schlaf umfing auch ohne weiches Lager die Ermüdeten.

Der Chef eines deutschen Handelshauses (Huth, Grüning und Co.) Herr S. F. Scholtz, dem ich besonders empfohlen war, liess es sich in Gemeinschaft mit den wenigen übrigen Landsleuten sehr angelegen sein, mich mit den Umgebungen Valparaisos bekannt zu machen, und mir mit Rath und That in der Formung der Pläne beizustehen, welche den Kreis meiner Thätigkeit und meiner Reisen in diesem Lande regeln sollten. Manche nützliche Mittheilung wurde mir durch Alexander Cruckshanks Esq., dessen Name als derjenige eines eifrigen botanischen Sammlers, durch die Beiträge zu Hooker's Werken rühmlich bekannt geworden ist. So geschah es dass ich in einigen Wochen mit der Umgegend, oder doch den wenigen noch grünen Punkten völlig vertraut war, und es vermied mehr Zeit aufzuopfern, als die allein mögliche Geringfügigkeit der Ausbeute verdiente. Von bedeutendem Nutzen war diese Localkenntniss, als wenig Tage nach meiner Ankunft der Siniavin, eine andere russische Corvette, einlief, welche die erst erschienene begleitet hatte, aber durch die Stürme des Cap Horn getrennt worden war. Nicht gering war die Ueberraschung in dem Naturforscher des Schiffs nicht nur einen Deutschen, sondern sogar einen Bekannten zu finden, mit dem ich früher in Europa in Verbindung gestanden hatte. Dr. Mertens, Sohn des berühmten deutschen Botanikers, begleitete die Expedition als Arzt und Botaniker, und Baron Friedrich von Kittlitz befand sich an Bord desselben Schiffs als Zoolog. Der verschiedene Geist, welcher die Officiere der beiden Schiffe belebte, zeigte sich auch sogleich. Der Capitain des Moller, ein geborner Russe und zweifelsohne ein tüchtiger Seemann, hatte sich begnügt wenige Tage in Valparaiso zuzubringen; allein beschäftigt mit der Förderung des eigentlichen

Zweckes seiner Reise versah er sich nur mit frischen Lebensmitteln, und eilte, ohne die dargebotene Gelegenheit umständlicher Forschungen zu benutzen, dem hohen Meere wieder zu. Capitain LÜTTKE vom Siniavin, ein eben so liebenswürdiger als durch wissenschaftliche Bildung ausgezeichneter Mann, entschloss sich zur nicht geringen Freude seiner Officiere und Naturforscher zu einem längern Aufenthalte. Man miethete in der Vorstadt Almendral ein weitläufiges Haus, und richtete bei der allgemeinen Thätigkeit der Equipage in einem Tage alles Nöthige vor, von dem Observatorium und den Werkstätten der Naturforscher bis zur Küche, und einer ächt russischen Anstalt, einem Zelte um Dampfbäder zu gebrauchen. Alles war schon am zweiten Tage eine allgemeine Scene des rüstigen Fleisses. Der Capitain beschäftigte sich mit mehreren seiner Officiere in Pendelversuchen, wozu er sich desselben Instruments bediente, welches einst BASIL HALL auf diesen Meeren begleitet hatte; und die Naturforscher, obwohl ebenfalls nicht wenig getäuscht in ihren Erwartungen, hatten doch wenigstens während der ersten Tage mit der Beute der nächsten Umgebungen vollauf zu thun. Kein Tag verging ohne gemeinschaftliche Excursionen, an welchen die Officiere, in deren Wahl die Admiralität besonders glücklich gewesen zu sein schien, nicht selten Theil nahmen. Manche kleine Abenteuer machten unsere gemeinschaftlichen Streifzüge interessant, und selbst ein Schiffbruch fehlte uns nicht. Wir waren in einem grossen Boote nach der nördlichen Küste gefahren, und näherten uns, mit der gefährlichen Landung an Chiles Küsten nicht vertraut, unvorsichtig dem Ufer. Die zu allen Zeiten heftige Brandung ergriff uns, und warf das Boot um, zu allem Glücke so nahe dem Ufer, dass wir wenigstens, obwohl bis unter die Arme im Wasser, zu fussen vermochten. Empfindlich war es, dass einer der Matrosen durch das umschlagende Boot stark beschädigt wurde, und überlaut waren die Klagen der Jäger über die Durchnässung ihres Schiessbedarfes. Mit Mühe wurde das Boot wieder flott gemacht, und unter Führung eines Officiers zurückgesendet, während wir, durch die Erfahrung von Wasserpartien an diesen Küsten abgeschreckt, gern von der *Viña la mar* den drei Leguas langen Weg über dürre Berge (*las siete hermanas*, die sieben Schwestern) nach der Hafenstadt zu Fuss zurücklegten. Eine zweitägige Excursion nach Quillota beschloss endlich diese fröhliche Episode. Der Siniavin segelte nach vierzehntägigem

Aufenthalte seiner Bestimmung zu, begleitet von den freundlichsten Wünschen der vielen Europäer, mit denen seine Officiere in Berührung gekommen waren.

In keiner Art entspricht Valparaiso den Erwartungen, denen man sich, durch seinen schönklingenden Namen verführt, leicht hingeben dürfte. Die Oertlichkeit selbst ist die unpassendste zur Erbauung einer Stadt, in der sich der Seehandel eines grossen Landes concentriren sollte. Die Vergrösserung des Ortes ist noch sehr neu, denn er wurde selbst von Vancouver noch sehr unbedeutend gefunden. Da, wo jetzt der rege Geist der europäischen Industrie und die Segnungen eines freien Handels Tausende von Menschen zu einer nützlichen Thätigkeit versammeln, wo nicht selten Flotten von achtzig oder mehr Segeln vor Anker liegen, fand der Holländer van Noort 1599 nur ein Packhaus, so dass er sich beklagt nicht gewusst zu haben, was er an einem so einsamen Orte anfangen sollte. Freilich mochten wohl zur Zeit der ersten Anlegung die Spanier noch nicht vermuthet haben, zu welcher Bedeutung einst Chile durch seine Hülfsquellen und seine geographische Lage heranwachsen werde. Es ergiebt sich aus vielen Umständen, dass überhaupt die Spanier Chile sehr gering geachtet und vernachlässigt haben; denn verführt durch den Metallreichthum Perus, und von dem Grundsatze ausgehend, dass in diesem allein das Werthvolle eines Landbesitzes bestehen könne, wurden sie bald der Aufmerksamkeit auf ein Reich müde, welches seine Schätze nur in geringern Mengen darbot, und grossentheils in winterlich rauhen, schwer zugänglichen Gebirgen verschlossen hielt. Abgesehen davon, dass der Hafen selbst keinesweges zu den sichersten gehört, verbietet die Oertlichkeit die Erbauung einer weitläufigeren Stadt. Schon jetzt, wo Chiles Handel doch noch bei weitem nicht seine völlige Höhe erreicht hat, fehlt es an Platz, trotz aller Sorgsamkeit in der Benutzung irgend bewohnbarer Stellen. Parallel dem felsigen Strande, und kaum 200 Fuss von ihm entfernt, erheben sich rings umher steile Berge, deren Seiten nicht selten wandartig senkrecht sind, und sogar an der Westseite der Bai allein längs ihres Fusses nur zur Zeit der Ebbe einen trocknen Weg erlauben. Auf diesem beschränkten Raume liegen die einzige, krumme und enge Strasse Valparaisos, ein kleiner, unansehnlicher Marktplatz und mehrere schmale

Gassen, zusammen Das was man dort speciell den Hafen *(el puerto)* oder den eigentlichen Sitz aller Geschäfte nennt. Häufige Schluchten *(Quebradas)*, tief und dunkel, sinken von der Schneide des Berges herab, sichtbar hervorgebracht durch die gewaltigen Regenströme, die von ihnen herabrauschend noch jetzt fast jeden Winter die Sicherheit der Stadt bedrohen. Obwohl sie nach oben eng und überaus steil sind, so ist ihre Mündung doch weit genug, um kurze, schmuzige und unbequeme Gassen zu enthalten, in denen in wenig einladenden Häusern eine dichte Bevölkerung lebt. Die zugänglicheren Abdachungen des Bergrückens, 60 bis 100 Fuss über der Hafengasse, hat man mühsam abgegraben. Mangel an Platz hat da die Erbauung einer neuen Stadt veranlasst, welche am Rande des Abgrundes, gleichsam über den Köpfen der Hafenbevölkerung aufgehängt ist. Wo irgend eine Möglichkeit sich darbot, hat auch ein Chileno ein kleines Haus an den Felsen befestigt. Oft führen Stufen nach dem engen und künstlichen Landungsplatze vor der luftigen Wohnung, und einige der Wege in den abgelegneren Quebradas sind so steil, dass man nur mit Anstrengung die höchsten Wohnungen erreicht. Am östlichen Ende der Stadt springt das felsige Vorgebirge so weit nach der Seeseite vor, dass man einen Theil hat mühsam wegsprengen müssen, nur um Raum für einen engen Verbindungsweg — den einzigen, auf welchem Karren fahren können — zu gewinnen. Jenseits zieht sich jedoch das Gebirge mehr zurück, und lässt eine Ebene zwischen seinem Fuss und dem Strande, welche wagerecht ist und fast allein aus feinem weissen Seesande besteht. Auf ihr liegt die Vorstadt Almendral, dem Umfange nach weit grösser als der eigentliche Hafenort. Nur in wenig Richtungen ist es möglich Valparaiso etwas mehr Umfang zu geben, durch Arbeiten jedoch, die eben so kunstreich als kostspielig sein müssen. Auf der gegenwärtigen Grundfläche hat schon jetzt die Bevölkerung kaum Platz, und während der gemeine Mann aus Mangel an Raum in einem unbeschreiblichen Schmuze lebt, bezahlt der Kaufmann oder mehr wohlhabende Einwohner ausserordentliche Summen für verhältnissmässig unbequeme Wohnungen. Selbst die nächste Umgegend ist entfernt davon Das zu sein, was ein grosser lebhafter Hafenort bedarf. Der halbkreisförmige Gebirgszug ist überall steil und hoch genug, um die Anlegung brauchbarer Landstrassen zur Verbindung mit dem Innern sehr zu erschweren, oder doch

um die Verwendung sehr grosser Summen zu diesem Zwecke zu erheischen. Die Unfruchtbarkeit der nächsten Gegenden ist so entschieden, dass diese trotz dem Reize des geldreichen Valparaisos doch wie entvölkert erscheinen. Es ist diesem Umstande besonders die auffallende Theurung und selbst der hin und wieder eintretende Mangel an Lebensmitteln zuzuschreiben. So schwierig ist es im Winter über die Berge und durch die Schluchten nach dem Hafen zu gelangen, dass oft die Landleute mit ihrer Zufuhr ausbleiben. Holzmangel, und der in diesem Klima noch weit empfindlichere Mangel an Wasser, sind andere noch grössere Nachtheile. Kurz nach dem Eintritte der trocknen Jahreszeit verschwinden die Bäche, welche sich aus den Schluchten herab ergossen, so lange die Regen dauerten. Nur an einem oder zwei Orten bleiben noch spärliche Wasseradern, um die sich dann von früh bis spät Abends das Volk drängt. Während da halbnackte Weiber des gemeinsten Standes ihre Habe waschen, Maulthiere und Pferde herbeigeführt werden, um auf vierundzwanzig Stunden ihren Durst zu löschen, füllt der Wasserverkäufer mit demselben verunreinigten Elemente seine Fässer, um es in den Strassen der Stadt theuer zu verkaufen. Nur die wohlhabende Classe ist im Stande einen Diener ausschliesslich damit zu beschäftigen, aus abgelegneren Gegenden das nöthige Wasser herbeizuführen. Daher herrscht unter den Aermern eine Oekonomie im Wasserverbrauche trotz der auf Seereisen nothwendigen, und fremden Fahrzeugen, besonders aber den Kriegsschiffen, kostet ihr Wasser nicht wenig. Um diese Ausgabe zu vermeiden, pflegen die auf der Station befindlichen Schiffe sich bei ihren gelegentlichen Kreuzfahrten nach dem Süden in der Bai von Concepcion oder in Chiloë mit Wasser auf mehrere Monate zu versehen. Man zahlt wenig oder nichts für dasselbe, und rühmt mit Recht seine Reinheit. Die russischen Corvetten hatten zu demselben Zwecke auf ihrer Reise nach Valparaiso das Dörfchen Tomé an der Mündung von Talcahuano-Bai besucht. Die Brunnen der Stadt enthalten nur halb salziges und brackisches Wasser, trotz der soliden Felsen, auf denen dieser Theil der Stadt erbaut ist; diejenigen des Almendrals, auf gleichem Niveau mit dem Meere und in Sandboden gegraben, liefern ein mehr trinkbares Wasser, obwohl in leicht erschöpfbarer Menge. Der Besitz eines reichlichen Brunnens ist daher eine sichere Quelle von Reichthum. Der Eigner des Hauses, welches der

Capitain des Siniavin miethete, war aus einem armen Hüttenbewohner auf diese Art zum Herrn eines der werthvollsten Gebäude und eines sehr unabhängigen Vermögens geworden.

Der Hafen von Valparaiso ist nur im Sommer sicher. Seine breite Mündung, nach N. gerichtet, ist völlig offen, denn keine Landspitze oder schützende Insel wehrt die gewaltigen Wellen ab, welche die winterlichen Stürme über den breiten Ocean herwälzen. Von wenig Nutzen ist es, dass sich Ankergrund darbietet fast in allen Gegenden der grossen, beinahe viereckigen Bai. Der Sand- und Kiesboden, an sich geeignet den Anker festzuhalten, wird nur in der Gegend des westlichen Forts durch einen weniger günstigen Kamm von Felsen unterbrochen. Allein wie vortrefflich auch die Befestigung eines Schiffes sei, so ist es immer ein Glück, wenn es einen der heftigsten winterlichen Stürme aushält, ohne Schaden zu leiden oder gar an die Küste geschleudert zu werden. Kein Winter vergeht ohne solche Unfälle, und oft ereignen sich sehr tragische Begebenheiten. Daher eilt jeder Seefahrer bei der Annäherung der gefährlichsten Monate (Mai und Juni) seine Geschäfte abzukürzen und dem Gefahr drohenden Hafen zu entgehen, der dann auffallend weniger besucht und selbst von Kriegsschiffen vermieden wird. Die Nordwinde wehen mit Sturmesgewalt zu jener Zeit allein. Sie führen die Regen herbei, denen das Land sein neues Erleben im August verdankt, allein sie verursachen auch einen Wellenschlag, dem kaum etwas widersteht. In den wenigen Monaten, die ich in Valparaiso verlebte, ereignete sich zweimal das Scheitern losgerissner Schiffe im Hafen. Schwarz und drohend erschien schon Abends der westliche Himmel, und eine ungewöhnliche Rauheit verscheuchte zeitig die Gruppen der sonst so fröhlichen und lebenslustigen Landleute, die nach Verkauf ihrer Producte nicht selten noch bis zum späten Abend, mit ächt südlicher Lebendigkeit der Müdigkeit trotzend, unter den Bäumen und vor den Thüren der gemeineren Weinhäuser ihre eigenthümlichen Tänze aufführen. Angestrengt war die Thätigkeit, mit der sich die Schiffe auf das drohende Unwetter vorbereiteten, und mehrere von ihnen, und unter dieser Zahl selbst zwei Kriegsschiffe, ergriffen die letzten Momente um den verrätherischen Hafen zu verlassen, und zogen es vor die Wuth des Sturmes auf offner See zu ertragen. Unter dem in

der Ferne mehr zunehmenden Brausen des Meeres, und unter dem Heulen des Windes erbebte, wie dieses in der Regenzeit besonders häufig ist, mit mehr als gewöhnlicher Heftigkeit die hier nimmer ganz ruhige Erde. Spät graute der Morgen durch die dichten Ströme des Schlagregens, und dicke Wolken hingen weit unter die Spitze der benachbarten Berge herab. Der Sturm hatte in der Nacht eine ungewöhnliche Höhe erreicht, und trieb Wellen vor sich her in die Bai, auf denen selbst die schwere Asia wie ein Fischerkahn schaukelte. Alle Geschäfte ruhen an solchen Tagen, denn jede Verbindung mit den Schiffen hört auf, und selbst das Landen wird zum gefährlichen Wagstück, wäre es auch im verborgensten Winkel der Felsvorsprünge. Die furchtbare Brandung zertrümmert dann bei der geringsten Unvorsichtigkeit des Steuernden auch das bestbemannte Boot. Kaum vermag dann irgend Jemand dem Fahrzeuge beizustehen, welches sich in Gefahr befindet. Nur zu bald wehten auch die Hülfe verlangenden Nothsignale von mehreren der Schiffe. Der sehr hohe Preis, den die Vorsteher des Arsenals für zugesendete Anker zu verlangen berechtigt sind, kann allein die gewinnsüchtige Mannschaft eines Bootes veranlassen, in einem gebrechlichen, leicht umgeworfnen Fahrzeuge sich der Wuth dieser unbändigen Wellen auszusetzen. Nimmt aber der Sturm zu bis zu dem höchsten Grade, dann hört es auch der Tollkühnheit auf möglich zu sein, den gefährlichen Versuch zu wagen, denn die Wellen rollen weit über den Strand, oder brechen sich klafternhoch an den Felsen. Mehrere Schiffe fingen an zu treiben; der Küste näher gekommen rettete manche der Zufall, andere die Anstrengung und die seemännischen Kenntnisse der Mannschaft. Haltungslos aber trieb ein amerikanisches Schiff durch die geankerte Flotte und ergriff zwei andere Fahrzeuge, deren Ankertaue und Ketten dem doppelten Gewichte nicht länger widerstanden. Wie dünne Fäden zerrissen auch die stärksten Seile, welche von den nächsten Nachbarn zur Befestigung zugesendet worden waren. Die Katastrophe erschien nun unvermeidlich, und die Hunderte der Zuschauer fühlten sich gewiss erleichtert, als sie zwischen den hohen Wellen die Böte bemerkten, auf denen es glücklich genug der Mannschaft der treibenden Schiffe gelang sich in andere noch festliegende Fahrzeuge zu retten. Jede Welle brachte die dem Untergange geweihten Schiffe uns näher. Endlich rollten sie an die Felsen, auf deren Gipfel dichte Gruppen von Zuschauern

versammelt waren, welche freilich mit sehr verschiednen Gefühlen der Scene zusahen. Ein lauter, unbeschreiblich tönender Krach, auch durch das Donnern der entsetzlichen Brandung vernehmbar, verkündigte das Auf-rennen und die unmittelbare Zerstörung dieser schönen Gebäude, von denen eines nur erst vor wenig Tagen reichbeladen von England ange-kommen war. Wie Rohrhalme brachen unter dem Stosse die Maste, mit ihren niederstürzenden Spitzen fast das Leben der auf dem Felsengipfel stehenden Zuschauer gefährdend. In wenig Augenblicken hatte die rol-lende See Alles von den Verdecken gerissen, und die Seiten der Schiffe öffneten sich, trotz ihrer eichnen Balken und eisernen Verbindungen, als seien sie nicht stärker als der Bau eines Fischerkahnes. Dem niedrigen Pöbel, an welchem Valparaiso einen sehr bedeutenden Ueberfluss besitzt, war diese Scene nur ein Fest, bei dem sich ohne einschüchternde Ge-walt wahrscheinlich die verächtlichsten Leidenschaften offen an den Tag gelegt haben würden. Unfähig durch eigne Macht den gierigen Haufen zu zügeln, hatte der Gouverneur der Stadt gar gern den Beistand engli-scher Kriegsschiffe angenommen. Böte mit Marinesoldaten landeten, und zum Verdrusse der Tausende von Raubsüchtigen schritten englische Wa-chen an dem Strande auf und ab, um das Eigenthum zu schützen, wel-ches in Menge an das Land trieb.

Da der Ankerplatz im Hafen von Valparaiso nur durch einen süd-lichen Curs erreichbar ist, wenn man von See kommt, so ist der während drei Viertheile des Jahres vorherrschende Südwind den Einlaufenden nicht wenig unbequem, indem er sie zu einem langweiligen Laviren zwingt. Heftige Stosswinde, die bei anscheinender Ruhe bisweilen ganz unvorbereitet aus den Schluchten der Berge herabrauschen, sind andere den Schiffen nicht sehr willkommene Erscheinungen. Allein ein grosser Nachtheil, der noch aus der Verlegung des Haupthafens der südamerika-nischen Westküste gerade nach diesem Punkte entspringt, ist es, dass diese Provinz von Chile zu den weniger fruchtbaren gehört, und gerade die Gegenstände der chilenischen Exportation entweder im Norden oder im Süden des Landes gesucht werden müssen. Neben dem schon erwähnten Umstande der Geringschätzung des Landes, wurden die Conquistadoren wohl dadurch zur Verlegung ihres Haupthafens nach Valparaiso veranlasst,

dass der Süden bei weitem ein zu unsichrer Besitz war. Die nie endigenden Kriege mit den Indiern führten dort grosse Ungewissheit des Eigenthums herbei. Im Norden hingegen waren die Ureingebornen viel weniger kriegerisch, denn während die südlichen Indier als Volksstämme sich bis auf unsere Tage zu erhalten verstanden haben, verschwanden die Mapochen schon wenig Jahre nach der ersten Expedition Almagro's, wie es scheint durch eigne Uneinigkeit zerstört. Uebrigens existirten wohl kaum in der ersten Zeit viele der geschilderten Nachtheile, wenigstens nicht in dem unangenehmen Masse wie jetzt. Noch zu Frezier's Zeiten waren die jetzt so dürren Bergschluchten mit dichtem Holzwuchs erfüllt, und höchst wahrscheinlich ist es, dass derselbe kahle Bergzug, der nur noch verkrüpelte und vereinzelte Büsche ernährt, vor drittehalb Jahrhunderten mit denselben dichten Waldungen bedeckt war, die noch jetzt in geringer Entfernung die Berge der Quintero-Bai schmücken. Rücksichtsloses Ausrotten, wie es selbst noch gegenwärtig in diesem so trocknen und holzarmen Lande getrieben wird, hat verursacht dass die Bäche versiegten und dass die Decke vegetabilischer Erde durch die winterlichen Regengüsse von dem Granitfelsen weggewaschen wurde. Kein Wunder, wenn die Umgebungen Valparaisos noch das Schicksal der Osterinsel erfahren sollten. Wie verderblich ein solches unvorsichtiges Verfahren und eine solche Unkenntniss klimatischer Einflüsse auf ein Land einwirken könne, beweist unter andern auch die sandige Oede der peruanischen Küsten, welche die ersten Eroberer ebenfalls einst mehr grünend und der Hervorbringung von Früchten fähiger antrafen, als sie jetzt sind. Die Nähe der Hauptstadt, die dichtere Bevölkerung der Provinz von Santjago, und der jetzt allein als Handelsweg gebräuchliche Andenpass von Santa Rosa und los Patos, endlich die Existenz der einzigen Kunststrasse in Chile, die gerade in dieser Richtung angelegt ist, entscheiden für den Augenblick zu Gunsten Valparaisos als Haupthafen. Der Einfluss, den die Angewöhnung an einmal bekannte Handelswege überall auf die Richtung der Geschäfte besitzt, ist nicht wenig mächtig. Wäre es möglich in den mittleren Provinzen der Republik einen bessern Hafen zu finden, so würde Valparaiso wahrscheinlich bald in die namenlose Unbedeutendheit früherer Zeiten versinken. Der Hafen von Coquimbo übertrifft den von Valparaiso in vielen Stücken. Allein so gross ist die Unfruchtbarkeit des metallreichen

Bodens der Nordprovinzen, deren Oberfläche drei Fünftheilen nach aus unwegsamen dürren Felsrücken besteht, dass die Zahl der Einwohner stets sehr beschränkt und Lebensmittel überaus theuer bleiben müssen. Die Entfernung bis zu der Hauptstadt ist von Coquimbo aus grösser als von Valparaiso, und das zwischenliegende Land setzt der Anlegung von Kunststrassen durch seine Wasserarmuth und durch seine besonders häufigen und steilen Felsberge viele Schwierigkeiten entgegen. Als Punkt für die Exportation des einheimischen Kupfers wird jedoch Coquimbo an Wichtigkeit im Verhältnisse zu dem eifriger betriebenen Bergbau gewiss zunehmen. Wäre der kleine Hafen von Maule für Schiffe im Winter sicher, oder doch den grössten Fahrzeugen leichter zugänglich — beides ist auf künstlichem Wege zu erlangen —, so wäre kaum eine bessere Lage zur Betreibung des Grosshandels in Chile denkbar. Gelegen in einer holzreichen, sehr fruchtbaren Gegend, an einem breiten Flusse, der für flache Böte fast zu jeder Jahreszeit 4 bis 5 geographische Meilen weit fahrbar ist, in der Mitte der zahlreichen und industriösen Bevölkerung des Südens, und nur durch niedere Berge getrennt von den luxusliebenden Bewohnern der Hauptstadt, endlich in gleicher Entfernung sowohl von den nördlichen als südlichen Andenpässen, bietet dieser Punkt dem Handel ungemeine Vortheile dar. Wenn einst Chile das Glück haben wird unter einer befestigten Regierung seine Bevölkerung und Industrie zunehmen zu sehen, so dass man mit mehr Aufmerksamkeit als jetzt die Hülfsquellen des Landes benutzen wird, werden die Häfen des Südens, vor allen die sichere und schöne Bai von Talcahuano, sich zu gefährlichen Nebenbuhlern Valparaisos erheben, und vielleicht sogar durch die Wichtigkeit ihres Handels die vorwiegenden werden. Der Hafen von Valparaiso ist übrigens fast vertheidigungslos. Das Fort, von dem Frezier einen Riss liefert und welches eine Citadelle bildete, stürzte im Erdbeben von 1822 zusammen, und ist weggeräumt worden, um Privatwohnungen Platz zu machen. Als während der Revolution ganz unerwartet das erwähnte spanische Linienschiff, die Asia, an dieser Küste erschien, war, wie man sagt, die Furcht der Behörden von Valparaiso so gross, dass es lange eine Streitfrage blieb ob man sich vertheidigen oder in das Innere entfliehen solle. Man entschloss sich endlich zu dem ersteren, und errichtete am Strande zwei neue Batterien, von denen die eine viel zu hoch liegt um wirksam sein

zu können. Man sprengte und ebnete einen Theil einer fast senkrechten Felswand, die sich vom Meere aus erhebt *), und legte auf einer der höchsten Bergspitzen ein Fort an, welches eine ausgedehnte Aussicht über Hafen, Stadt und Meer darbietet. Nur die Batterien sind auch in den friedlichen Zeiten erhalten worden, und eine von ihnen, das sogenannte Fort San Antonio, ist bewaffnet geblieben. Sie liegt kaum 20 Fuss über der höchsten Fluthmark, und enthält ohngefähr zwölf Kanonen des schwersten Kalibers, meistentheils aus Bronze in Lima gegossen und von vortrefflicher Arbeit. Von guten Artilleristen bedient möchte diese Batterie zur Vertheidigung des Hafens sehr viel beitragen.

Das Abschütteln des spanischen Joches, der rasch aufblühende Handel, und das Gefühl des persönlichen und nationalen Werthes haben in Chile nicht allein auf das Moralische des Volkes eingewirkt, sondern ihren verändernden Einfluss auch auf die Aeusserlichkeiten und Formen des Lebens ausgedehnt. Daher ist auch in dem Ansehen Valparaisos in wenig Jahrzehenden mehr Veränderung vorgegangen, als in den ersten hundert Jahren nach Frezier's und Feuillé's Besuche. Seit jener Zeit hat die Einwohner- und Häuserzahl leicht um das Doppelte zugenommen. Mit jedem Jahre verschwinden mehr die elenden Hütten, in denen sonst auch der Wohlhabende selbstgenügsam wohnte, und treten auch gerade nicht Prachtgebäude an ihre Stelle, so hat doch der Chileno gelernt an der Wohnlichkeit europäisch eingerichteter Häuser Gefallen zu finden und sie nachzuahmen, und es ist zu erwarten dass Valparaiso in einigen Jahrzehenden dem schmuzigen widerlichen Orte nicht entfernt mehr gleichen werde, den die nach dem Beginnen der Revolution zuerst eintreffenden Fremden hier vorfanden [3]). Mit der Beschreibung einer südamerikanischen Stadt wird übrigens ein Reisender leicht und schnell fertig. Wer irgendwo in den grössern Städten der neuen Welt erwartete die Menge

*) An dieser Felswand, ohngefähr 80 Fuss über dem Meere, wächst unter andern interessanten Pflanzen ein neues Farrnkraut von sehr elegantem Aeussern (*Nothochlaena hypoleuca.* Kunze in *Linnaea*. 1834). Bei einem gelungnen, aber mit der grössten Lebensgefahr verknüpften Versuche von der Seeseite diese strauchlose, unter dem Tritt zerbröckelnde Wand zu erklimmen, wurde dieses Farrnkraut zufällig entdeckt.

von ausgezeichneten Bauwerken zu treffen, die sonst wohl auch die Städte des zweiten und dritten Ranges in Europa aufzuweisen haben, würde sich gar sehr täuschen. Man sieht es ihnen nur zu leicht an, dass noch wenig Jahrhunderte verstrichen, seit der kriegerische, leicht zufriedene Eroberer seinem gleichgültigen und von europäischer Cultur abgetrennten Nachkommen Platz machte; man sieht, dass man sich in Ländern befindet, deren Einwohner gegen drittehalbhundert Jahre so ziemlich auf derselben Stufe der Bildung stehen blieben, welche Europa im Anfange des 17. Jahrhunderts einnahm. Das grosse historische Interesse, was mancher unserer alterthümlichen oft tausendjährigen Städte eigen ist, muss den Orten der transatlantischen Reiche fehlen, die im eigentlichen Sinne ohne Geschichte, selbst oft ohne mündliche Ueberlieferungen dastehen. Die Stufenleiter der Kunstentwickelung, die wir mit grossem Antheil in unsern Bauen durch manches Menschenalter rückwärts verfolgen, giebt in Amerika der Forschung keinen Stoff, der Phantasie kein Feld. Das eigenthümlich Unstäte der Lebensart, welches den niedrigern Zustand der Gesellschaft begleitet, spricht sich überall in den Wohnungen und Anlagen der Reiche eines neuern Datums aus. Ganz besonders aber hat die Geissel des Erdbebens an den Südseeküsten alles mehr Dauernde verhindert, denn keine Stadt existirt, die nicht im Laufe von einem Jahrhundert durch Erdbeben gradweise zerstört worden wäre. Hat auch Erfahrung gelehrt, dass sich Häuser recht massiv bauen lassen, ohne deshalb der Gefahr des Einstürzens mehr ausgesetzt zu sein, so ist doch die Zeit nur erst kurz, dass man den alten Vorurtheilen in dieser Hinsicht zu entsagen anfing. Keine Kunst wird jedoch je vermögen Gebäude von solcher Festigkeit herzustellen, dass sie auch bei grosser Höhe dem heftigen Schwanken des Bodens zu widerstehen vermöchten, und Städte in Chile und Peru werden deshalb immer des imponirenden Schmuckes hoher Thürme und überragender öffentlicher Gebäude entbehren müssen. Valparaiso, früherhin keineswegs der Wohnort weder der besonders achtbaren noch reichen Familien Chiles, zeichnet sich ganz besonders durch seine Schmucklosigkeit, ehedem sogar durch seinen Schmuz und seine Aermlichkeit aus. Nicht ein öffentliches Gebäude von mehr als schuppenartigem Ansehen empfängt die Behörden *),

*) Vergl. Anmerkung 3. am Ende des Capitels.

und nicht einmal die Kirchen verdienen das geringe Lob der Anständigkeit. Die sogenannte Kathedrale ist ein magazinartiges kaum zweistöckiges Gebäude, klein, unregelmässig und aus Lehm aufgeführt, und in demselben Verhältnisse stehen alle andere Kirchen. Die Eleganz, die Ueppigkeit der Zierrathen und der Ueberfluss an Schmuck, welche sonst in katholischen Kirchen so bemerklich sind, fehlen in Chile fast überall. Weder die Stimmung des Volks noch seine pecuniaire Lage sind in Chile je so gewesen, wie sie es in Lima vor der Revolution waren, wo man Kirchen mit fast mährchenhaften Reichthümern verzierte. In den gegenwärtigen Zeiten ist durch zunehmende Aufklärung, mehr aber noch durch das industriöse Treiben, welches das ganze Volk täglich mehr ergreift, ein Geist gewöhnlich geworden, der keinesweges auf freiwillige grosse Spenden zur Erbauung von Kirchen hoffen lässt, und da die Einkünfte derselben durch revolutionaire Plünderungen oft fast vernichtet worden sind, so ist kaum Aussicht da, dass Chile sich in der ersten Folgezeit neuer und anständiger Tempel zu rühmen haben werde. Die Privathäuser der bessern Art sind in dem fast in ganz Südamerika sich wiederholenden Style des südlichen Spaniens gebaut. In Santjago, Lima und Havana, gegenseitig sehr entfernten Punkten, sind die Wohnungen alter und vornehmer Familien sich sehr ähnlich. Ist ein Haus mit einem zweiten Stockwerke versehen, so ist dieses stets mit Balcons oder Galerien umgeben, auf denen die Bewohner in der Regel mehr Zeit verleben als im Innern der Zimmer. Nicht selten ist jedoch die Einrichtung sehr unbequem, und die kahlen braunen Lehmwände, die aus demselben Material gemachten Fussböden haben nur erst nach Ankunft der Fremden den Tapeten, Dielen und reichen Teppichen zu weichen angefangen, mit denen jetzt jedes bessere Haus, oft mit der Aussenseite sehr disharmonirend, geschmückt ist. Die Häuser der gemeinen Classe in den Quebradas und den Seitengassen der Vorstadt sind wie vor alten Zeiten niedrige, unbequeme Hütten, deren Dächer oft nur mit Schilfrohr gedeckt sind. Etwas roh in ihrer Lebensart, treibt da eine ganze zahlreiche Familie in einem einzigen nackten aber grossen Zimmer, das sich ohne Vorhof in die Strasse öffnet, ihre verschiedenartigen Geschäfte. Glasfenster, obwohl hier unendlich wohlfeiler als in den Binnenländern Südamerikas, haben noch lange nicht in allen Häusern Anwendung gefunden. Rohgearbeitetes Gitterwerk aus plumpen Säulen und

buntangestrichene Laden hinter ihnen vertreten ihre Stelle, und weht im Winter der Nordwind mit seinen kalten Schlagregen, dann bleibt den um ein Kohlfeuer versammelten Bewohnern schon nichts übrig als sie fast zuzuschliessen, und im Halbdunkel sich langweilend die lästige Zeit zu verbringen.

Die Bevölkerung Valparaisos wurde 1827 auf 20,000 Seelen angeschlagen; unter ihnen waren die Fremden, die auf 3000 geschätzt wurden, mit inbegriffen *). Diese Zahl gründete sich auf eine kurz vorher vorgenommene Zählung, die jedoch von den höchsten Autoritäten selbst (dem Gouverneur D. Francisco de la Lastra) für unzuverlässig erklärt wurde. Eine andere und wohl der Wahrheit nähere Zählung vom Jahre 1828 gab 17,500 permanente Bewohner. Eine dritte Zählung, welche in officieller Form **) zwei Jahre später mitgetheilt wurde, giebt sonderbar genug dieselbe Zahl, so dass man fast glauben möchte man habe nur die alten Materialien unter neuer Form wiedererscheinen lassen. Zum vierten Male schätzte man (halbofficiell) im Jahre 1831 die Zahl derselben Bevölkerung zu 25,200 Seelen, zusammen wohl ein genügender Beweis, wie wenig auf alle Angaben dieser Art zu rechnen sei. Die Elemente dieser Population sind, wie in jedem lebhaften Hafen, sehr verschiedenartig, und nicht gerade von einer Beschaffenheit, dass man ohne Einseitigkeit oder ohne Ungerechtigkeit von ihr auf das ganze übrige Land schliessen dürfte. Es ist in Chile und Peru noch nicht allzulange Zeit, dass man Handelsgeschäfte auch mit vornehmer Geburt und Ansprüchen auf Bedeutung in der Gesellschaft vereinbar hält. In frühern Zeiten war es gewöhnlich solche Industrie den Mittelclassen und den Spaniern zu überlassen, und liess sich auch eine reiche Familie zu kaufmännischen Geschäften herab, so geschah dieses nur in sofern als sie in Valparaiso ihre Agenten erhielt, während sie selbst fortfuhr in der Hauptstadt auf einem vornehmen Fusse zu leben. Der Titel- und Aemterstolz, den der Chileno früherhin eben so wie die tropischen Amerikaner besass, vertrug sich nicht mit dem rücksichtslosern Treiben und den unvermeidlichen Berührungen eines Seehafens.

*) *Almanaco de Valparaiso por el año de* 1828.

**) *Mercurio de Valparaiso.* 1830. *Septbr.*

Deshalb fehlte es auch bis auf die neuern Zeiten in Valparaiso an alten durch Bildung ausgezeichneten Familien, und das rohe unsittliche Wesen der Südseehäfen wurzelte daher in diesem Ort auf einem doppelt nahrhaften Boden. Der Zusammenfluss von Fremden aller Nationen, unter denen es nie an verächtlichen Abenteurern fehlt, und die Eigenthümlichkeiten, die sich überall vom Hafenleben unzertrennlich ausweisen, fahren selbst jetzt, wo bei weitem mehr achtbare Familien des Landes in Valparaiso sich niederliessen, noch fort, den Ton der Gesellschaft und die Art der Bevölkerung zu den weniger musterhaften zu machen. Zwar herrscht unter den eingebornen Familien viele Freundlichkeit und Zuvorkommenheit gegen Fremde, allein man giebt dennoch mit allem Rechte dem geselligen Tone der Hauptstadt den Vorzug. Die angesiedelten Europäer sind zahlreich und aus allen Classen der Gesellschaft, der Mehrzahl nach Engländer und Franzosen. Den höchsten Rang unter ihnen nehmen natürlich die Chefs der grossen Handelshäuser ein, von denen nur wenige verheirathet sind. Schon aus diesem Umstande wird es erklärlich, dass sinnlicher Lebensgenuss, und zwar auf eine bisweilen etwas wilde Art, unter ihnen sehr an der Tagesordnung sein müsse. Wer indessen das Leben der Europäer in Westindien beobachtete und bedenkt, dass jene grossentheils sehr gebildeten Männer sehr vielen rationellen Genüssen der Heimath entsagen müssen, wird es leicht entschuldigen, wenn er bemerkt, dass den Freuden der Tafel bisweilen in Valparaiso mit etwas grosser Liberalität gehuldigt wird. Die Classe der europäischen Handwerker und die vielen Seeleute geben sich meistentheils dem Trunke sehr schnell hin. Die wenigen Kaffeehäuser sind daher stets eben so erfüllt mit Trinkern der bessern Classen, als die gemeinen Schenken nach Landesart *(Chinganas)* mit Matrosen. Es bieten sich dem gebildeten Manne am Schlusse eines arbeitsamen Tagewerkes in allen diesen neu civilisirten Ländern wenige oder keine feineren Genüsse. Das Theater von Valparaiso war 1827 eben so unanständig und baufällig, als die in ihm gegebenen Vorstellungen langweilig oder gar widerlich waren. Der bessern Orchestermusik entbehrt man bei aller nationellen Liebe und Talent für Tonkunst noch immer, und die Abendgesellschaften in den Häusern der eingebornen Familien *(Tertulias)* genügen auf die Länge nicht den Ansprüchen, die der kenntnissreichere oder ernstere Mann an die Unterhaltung

zu machen geneigt ist. Diese Entbehrungen mögen zum Theil wohl auch Ursache sein, dass die Fremden sich mit ziemlicher Herzlichkeit an einander schliessen, und dass manches nationelle und manches aristokratische Vorurtheil hier seinen Einfluss verliert. So lange in einem von Europa sehr entfernten Lande die weniger zahlreichen Fremden in den Nationalgewohnheiten vieles Ungewohnte bemerken, so lange ihr Einfluss noch nicht gross genug war, um die civilisirten Formen ihrer Heimath vorherrschend zu machen, vermengen sie sich stets in geringerem Masse mit den Eingebornen. Jeder fühlt dann doppelt seine vereinzelte Lage und seine weite Trennung vom Vaterlande, und schliesst sich um so wärmer an denjenigen an, in welchem er dieselben Gefühle, aber auch dasselbe Bedürfniss der Annäherung voraussetzt. Die zweite Classe chilenischer Hafenbewohner begreift die Krämer, Handwerker und dergleichen, und zeichnet sich aus durch Glätte und Gewöhnung an Fremde; allein sie ist entfernt davon die Redlichkeit und Herzlichkeit zu besitzen, welche den Chilenen des Innern auszeichnet. Der zahlreiche Pöbel ist nicht nur sehr verdorben, sondern sogar höchst gefährlich, obgleich wohl manche Unthat ihm Schuld gegeben werden mag, die nicht von ihm, sondern von Menschen begangen wurde, die aus Lima, Guayaquil u. s. w. in Valparaiso ankommen, und bei dem Mangel einer Polizei es sehr leicht finden sich da geschäftlos herumzutreiben. Messerstiche bei geringen Beleidigungen gehören keinesweges zu den Seltenheiten, und periodenweise sind des Nachts selbst die Strassen sehr unsicher. Doch mag der Fremde allen Unannehmlichkeiten leicht entgehen, wenn er sich hütet vor den Theilen der Vorstadt, wo die gemeinsten und schmuzigsten der zahllosen Trinkhäuser besonders Sonntags Abends von Schaaren sehr entschlossner Vagabunden besucht sind, und wo wohl Trunkenheit oft die Veranlassung giebt den ruhig vorübergehenden Fremden zu insultiren. Dennoch gehört der Besuch eines oder mehrerer dieser Häuser, unter den von Klugheit befohlnen Vorsichten, für einen Fremden zu den gleich interessanten und unerlässlichen.

Sehr sichtbar ist in unsern Zeiten der grosse Einfluss, welchen die europäische Civilisation auf den geselligen Umgang unter den höhern Classen Chiles geäussert hat. Zwar sind noch oft in den Manieren und Sitten

ebenso wie in der häuslichen Einrichtung die schroffen und unverbundenen Gegensätze bemerklich, welche aus der rasch eingedrungenen und unvorbereiteten Cultur Europas neben der alterthümlichen und nationellen Weise entstanden, allein jeder Tag gleicht diese Unebenheiten mehr aus, und in wenig Jahren wird die höhere Classe Chiles auf keine Weise von der auf gleicher Stufe befindlichen europäischen sich unterscheiden. Nur der Chileno des geringeren Standes ist seinen Nationalsitten treu geblieben. Unter fröhlichem Jubel zieht des Abends der Landmann ab, der für ansehnlichen Preis seine Producte verkaufte, und als ein Freund der glänzenden und neuen Waaren, welche Europa dem Hafen täglich zuführt, nicht selten mit Vorräthen von ihnen seiner Heimath zueilt. Lange Züge entladener Maulthiere traben im rascheren Schritte durch die Vorstadt; bald gewinnen sie ihr Ende, und der Eigner, der fröhlich auf dem stattlichen Sattel seines Reitthieres querüber sitzt, mag sie unbesorgt und ohne Mahnungen zur Eile ziehen lassen. Die Guitarre in der Hand, im Singen eines scherzhaften Nationalliedes begriffen, folgt er in der lustigsten Laune der Truppe. Der Weg führt an einer der Chinganas vorüber, wie sie an allen Ausgängen der Vorstadt sich befinden, und selten zieht ein Chileno jener Classe daran vorüber ohne abzusteigen. Das grössere Zimmer der niedrigen Lehmhütte ist erfüllt mit Landleuten in bunter pittoresker Kleidung. Rings um seine braunen Wände läuft eine unkünstliche Bank, dicht bedeckt mit den Gästen, die ungeduldig des Beginnens des Tanzes harren, der zu jeder Zeit des Tages ihnen den besten Lebensgenuss abgiebt. Da erscheinen die Harfenspielerinnen endlich, die hier fast eine eigne privilegirte Kaste bilden, herausgeputzt mit mehr als abenteuerlichem Flitterstaate, ohne dessen Besitz sie kaum hoffen dürften für ihre unkünstliche Musik bei dem einfachen Landmanne Beifall zu finden. Ein ausgezeichneter Platz wird diesen Spenderinnen geselligen Vergnügens eingeräumt, und bald sitzt ein sonnengebräunter Landmann zu ihren Füssen, um auf dem nach unten in einen weiten Kessel vorspringenden Boden der Harfe, während des Spiels, mit beiden Händen im Tacte zu trommeln und so eine ganz eigenthümliche aber nie fehlende Begleitung hervorzubringen. Nur schwach glänzen die spärlichen Lichter, welche oft nur ein Holzspan an die rauhe Wand befestigt, denn der Chileno dieser Classe bedarf noch nicht der tausenderlei Vorrichtungen hoher

Eleganz und gesteigerten Kunstsinnes, um aus dem Stegreife sich zu erheitern und unvorbereitet einige fröhliche Stunden zuzubringen. Es bilden sich Gruppen, welche sich mit angeborner Grazie in den Tänzen des Landes bewegen, und alles ist Friede und Gefahrlosigkeit, so lange nicht Individuen des niedrigsten Hafenpöbels oder Seeleute sich eindrängen, denen die grössere Mässigkeit des Landmannes fremd ist. Roherer Natur, geben sie sich schnell den Getränken hin, und oft unterbricht ein ernster Kampf, dem dann der Fremde eilig ausweicht, die sonst ruhige Scene. Allein fast immer kann der Letztere erwarten mit grosser Freundlichkeit aufgenommen zu werden, zumal wenn sein ganzes Wesen verräth, dass er ein Neuling sei, der mit gutmüthiger Neugierde gekommen ist, um die Sitten des Volks kennen zu lernen. Alle werden sich beeilen ihm irgend etwas entgegenzubringen, und die Volkssitte verlangt dass man es Keinem verweigere und wenigstens das Dargebotene zu kosten scheine. Indessen bewundert man auch hier den natürlichen Tact und das Gefühl für das Schickliche, welches der unerzogenste Chileno stets in hohem Grade entwickelt. Wie gering das Angebotene sei, wie ärmlich die Gabe, so wird Keiner sich in die widerlichen Entschuldigungen ergiessen, die anderwärts oft den Gast mit dem Gefühle der peinlichsten Verlegenheit erfüllen. Allein nicht alle der Anwesenden begnügen sich mit diesem einfacheren und unschuldigeren Genusse. Um niedrige Tische sitzen in den Winkeln des Zimmers dichtgedrängte Gruppen älterer Männer. Stillschweigen herrscht unter ihnen, bis eine noch unerkannte Ursache laute aber schnell unterdrückte Ausrufungen veranlasst. Sie spielen. Mit nationeller Höflichkeit macht man auch da dem Fremden Platz. Mancherlei kleine Maschinen, verschieden von denen welche bei uns dieselbe unheilbringende Leidenschaft des Glücksspieles erfand, erfüllen nach ihren bedeutungsvollen Bewegungen die Umstehenden mit den entgegengesetztesten Gefühlen. Ein einziges Licht brennt trübe im Mittelpunkte, und sendet seine ungewissen Strahlen über die braunen Gesichter, denen schon von Natur der markige Ausdruck gegeben ist, der die Physionomie des Südländers stets so auffallend von den oft nichtssagenden Bildungen des Nordens unterscheidet. Man beobachtet nicht ohne geheimes Grauen das mächtige Wirken heftiger Leidenschaft, welche aber dennoch durch gewaltsame Anstrengung sich nach Landessitte in lautlosem

Stillschweigen zu verbergen sucht. Man fühlt sich beengt und unangenehm berührt bei dem Anblick, und gern tritt man heraus aus den unheimlichen Gruppen in das Freie. Erst um Mitternacht besteigt ein Theil der Gäste nach dem andern die harrenden Maulthiere, und bald darauf hört man von der Höhe der windenden Gebirgswege die verklingenden Töne der fröhlichen Lieder, mit denen der heimkehrende Landmann seinen kühlen nächtlichen Weg antritt.

Es liegt schon in dem Treiben eines lebhaften Handelshafens begründet, dass Wissenschaften wenig oder nicht in ihm cultivirt werden, wenn sie keine unmittelbare Beziehung auf die kaufmännischen Geschäfte selbst haben. Man hat daher sehr Unrecht gehabt, wenn man von dem Wesen der Hafenbewohner *(Porteños)* auf die übrigen Chilenen schloss, und diese für gleichgültig gegen das Studium höherer Wissenschaften, für oberflächlich und der Ausbildung feindlich erklärte. In Valparaiso, so wie es gegenwärtig sich verhält, findet Jeder so viel Beschäftigung im directen Handel oder im Betreiben von Nahrungszweigen, welche denselben unterstützen, dass Keinem viel Zeit für andere Dinge übrig bleibt. Nach Bibliotheken, Lesegesellschaften u. s. w. würde daher der Fremde umsonst sich umsehen, und nicht einmal die Kaffeehäuser bieten Journale dar. Fremde Kaufleute erhalten dergleichen von Europa, und die einheimischen verstehen entweder zu wenig von den nordeuropäischen Sprachen, oder sie nehmen keinen Theil an Nachrichten, die auf die eigne Thätigkeit keinen Bezug haben können. Es erscheinen jedoch in Valparaiso mehrere Zeitungen, welche sich zu verschiedenen Parteien bekennen, oft sehr ephemer sind, und meistentheils von Fremden redigirt und gedruckt werden. In jeder Hinsicht sind sie geringfügiger als europäische Blätter, und werden oft durch ihren Geist von Kleinlichkeit, bisweilen durch ihre Ungeschliffenheit widerlich. Die innersten Angelegenheiten der Familien werden nicht selten in ihnen aus Gehässigkeit zur Sprache gebracht, und der Zänkereien ist kein Ende zwischen ganz unbekannten Privatpersonen. In den in Lima erscheinenden Blättern fallen diese letzteren noch weit mehr auf, und wenn diese Neigung auch mehr mit dem Charakter der Peruaner stimmen mag als mit demjenigen der Chilenen, so sind diese doch nicht völlig frei von ihr. Mit der täglich zunehmenden Gründlichkeit

und Männlichkeit der Ideen unter dem rasch fortschreitenden Volke der Chilenen wird die Neigung zu solchen Frivolitäten, die nur einem weichlichen, arbeitsscheuen Volke anhängen kann, gar bald ein Ende finden. Die heftigen und pöbelhaften Angriffe auf öffentliche Männer, die jedoch nicht immer so ruhig ertragen werden wie im republikanischen Nordamerika, sind zum Theil von einer Art, dass die Anklagen, welche sie enthalten, im Falle des Bewiesenwerdens den Thäter mindestens nach den Presidios exiliren müssten. Der gemeine Mann liest dergleichen nicht, und nur allein eine gewisse Classe findet Vergnügen daran. Diese allzugrosse Rücksichtslosigkeit hat seit einigen Jahren die Regierung veranlasst, Juries niederzusetzen, welche alle Pressvergehungen streng richten und Reclamationen annehmen, ein Institut, welches dem Lande Ehre macht, das erste seiner Art in Südamerika war, und einen Beweis liefert von dem wohlgeleiteten und sehr verständigen Streben nach dem Bessern, welches den Chilenen so rühmlich vor allen Südamerikanern auszeichnet. Nur erst seit den letzten Jahren fangen die Zeitungen Chiles an spärliche politische Artikel an die Stelle jener geschmacklosen Verhandlungen zu setzen, und nützliche Dinge, wenn auch aus andern Sprachen übertragen, mitzutheilen. In allen Ländern, wo höhere Civilisation noch im Entstehen sich befindet und also manchen Kämpfen ausgesetzt ist, wie diese von der ersten und kraftlosen Periode einer jeden Existenz unzertrennlich sind, dienen Zeitungen als die sichersten Mittel die Sittigung zu befördern, zu schützen, und vor dem Rückwärtsgehen zu verwahren. In dünnbevölkerten Gegenden circuliren Bücher mit weit grösserer Schwierigkeit und sind keine Gegenstände, auf welche der einsame Bewohner der Forste einen Theil seines Gewinns verwenden würde. Zeitungen finden überall hin ihren Weg, und kaum ist eine Entfernung denkbar, so gross dass bis zu ihr der Ruf des geselligen Lebens der Städte nicht durchdränge. Wenn im Innern so weitschichtiger Länder, wie Peru und Brasilien es sind, selbst die weissen Bewohner nicht durch ein Bruderband an ihre Mitbürger in den mehr civilisirten Provinzen gefesselt erscheinen, wenn sie an dem Schicksale des Vaterlandes, erfahren sie zufällig einmal etwas darüber, durchaus keinen Theil nehmen, so erklärt sich dieses aus ihrer allgemeinen Unbekanntschaft mit den Dingen, aus dem Mangel aller leichteren Mittel der Mittheilung. — Es existiren mehrere Druckereien in Valpa-

raiso, aus denen jedoch noch kein Werk hervorging, als was das Bedürfniss des Augenblicks hervorbrachte in der Form von politischen Pamphleten, Proclamationen und Edicten. Für den Volksunterricht ist wenig gesorgt, denn wenn auch durch die neuesten Veränderungen (1830) den Mönchen ihre Klostergüter zurückgegeben wurden, unter der Bedingung jedoch, Normalfreischulen zu erhalten, und wenn Valparaiso auf diese Art drei bis vier solcher Schulen besitzt, in denen eine bedeutende Zahl von Kindern unterrichtet wird, so beschränkt sich diese Erziehung doch nur auf das Einfachste, und man hat aus mehreren Gründen den Ort der höhern Ausbildung nach Santjago verlegt.

ANMERKUNGEN ZUM ZWEITEN CAPITEL.

1) Der *Poquill, Cephalophora glauca Cav. Graemia aromatica. Hook.* ist eine von den am meisten verbreiteten Pflanzen auf den dürren Ländereien des nördlichen Chile, und findet dort eine weit angemessnere Heimath als in den feuchteren Südprovinzen, wo sie in der That auch seltener vorkommt. Ganze Strecken von verhärtetem Thonboden sind oft von dieser Pflanze ausschliesslich bedeckt, namentlich um Quintero. Sie giebt ein charakteristisches Beispiel der sonderbaren Flora Chiles in seinen unfruchtbaren Gegenden, einer Flora, die in ihrer Art eben so merkwürdig, eben so für Ertragung sehr hinderlicher klimatischer Einflüsse geschaffen ist, wie die weit berühmtere der Carrofelder in Südafrika. Mit wenigen Ausnahmen zeichnen die perennirenden Gewächse Chiles sich auf den ersten Blick durch etwas sehr Gedrungenes, Vielästiges aus, eine Neigung, die schon in den vergänglichen Formen der krautartigen bemerklich wird, indem diese nicht selten gegen das Ende ihrer Existenz in ihren untersten Theilen verholzen. An der wildgewachsenen Kartoffel (einer *planta spontanea* Chiles, im streng botanischen Sinne des Wortes) findet man oft eine anfangende halb strauchige Bildung, und es scheint als ob sehr viele andere Pflanzen durch Annehmen einer holzigen Textur des Stengels, und die sonst ungewöhnliche Bildung eines Wasser bewahrenden Marks, sich gegen den alles tödtenden Einfluss bald eintretender Dürre zu schützen suchten. Aus dieser Gedrungenheit, aus der nothwendig grösseren Compression und Verwickelung der Gefässe, und aus der Einwirkung der Hitze ist es vielleicht abzuleiten, dass bei weitem die Mehrzahl derjenigen Pflanzen Chiles, welche auf dürrem Boden wachsen — und sie wiederum überwiegen die anderen

in demselben Verhältnisse, als die zur Steinhärte eintrocknenden Ländereien in Chile weit häufiger sind als die fruchtbaren —, etwas Harziges, oft etwas sehr Aromatisches haben. Es ist nur nöthig das Verzeichniss der Flora unmittelbar um Valparaiso, welche nun ziemlich bekannt ist, durchzugehen, um dieses bewiesen zu finden. Die zahlreichen Baccharideu sind fast alle harzig, eben so mehrere der Senecionen, Erigera, Escallonien, Calceolarien, Eupatorien, Adesmien, Sphacele, Gardoquia u. a. m. Von auffallend aromatischem Geruche sind besonders die Adesmien, Teucrium, Gnaphalium (*G. citrinum. Hook.*) und eine Sonnenblume, welche als niedriger Strauch in grosser Menge auf den Bergen der Seeküste vorkommt. Es ist die Maravilla der Chilenen, eine alte Art Molina's, welche jedoch neuerdings verkannt wurde (*Helianthus thurifer Mol. H. glutinosus Hook.*) und bekanntlich ein Harz absondert, dessen man sich zwar nicht in Valparaiso, wohl aber in den abgelegenern Dörfern des Innern gelegentlich als Weihrauch bedient. Ueberall, wo dieselben oder doch sehr ähnliche klimatische Verhältnisse eintreten, entwickelt die Vegetation einen gleichen Charakter, ohne durch Höhe über dem Meere zu einem verschiedenen Verhalten bestimmt zu werden. In den Anden von Santa Rosa auf gleicher Breite mit Valparaiso, allein in Erhöhungen von vier- bis sechstausend Fuss über dem Ocean, erscheint die Mehrzahl der Pflanzen in der geschilderten Form, allein das Land ist dort mehrentheils auch so dürr, dass verhältnissmässig selbst Valparaisos Umgebungen fruchtbar genannt werden dürfen. Man erstaunt, wenn man in der Mitte der feuchten Urwälder, wo allen Pflanzen ein wunderbares Streben nach senkrechter Ausdehnung beiwohnt, plötzlich an felsigen, nackt hervorstehenden Wänden, welche der Sonnenseite zugekehrt sind, eine gleichsam fremdartige Flora entdeckt, bestehend aus niedrigen, holzigen, kleinblättrigen und harzigen Sträuchen und Halbsträuchen. In den dichten Cinchonenwäldern um Cuchero und Cassapi im östlichen Peru, wo niedrige Peperomien, Beslerien, krautartige Orchideen, Begonien und Aroideen den Wohnort finden, der allein ihrer Neigung zum Schatten und zur Feuchtigkeit entsprechen kann, erheben sich einzelne kahle Felsen (*Cerro de San Cristobal*) weit über die Region der Feuchtigkeit, und bieten dieselben zusammengedrängten Formen, dieselbe niederliegende, holzige und harzreiche Beschaffenheit, welche die Pflanzen Chiles charakterisirt und den Vergleich des ersten Anblicks der Flora dieses Landes mit derjenigen der Provence sehr entschuldigt. Der erwähnte Poquill dient übrigens wirklich zur Hervorbringung einer grüngelben, jedoch wenig dauerhaften Farbe, welches neuerdings in Abrede gestellt wurde *), und wird nicht sowohl der Kamille im Gebrauche gleich geachtet, sondern von den Landleuten vielmehr als schweisstreibendes Mittel angewendet.

2) Die Stämme der Puya (*Puya chilensis. Mol. Pitcairnia coarctata R. Pav.*) sind lang, ästig und niederliegend, und bestehen grossentheils aus Schuppen einer stumpfen Gestalt, welche abstehend und mit deutlicher Symmetrie geordnet sind. Diese Schuppen von brauner Farbe und vielem Glanze brennen nach Art unserer Birkenrinde, und sind zur schnellen

*) Hooker *Bot. of Beechey's voy. p.* 32.

Anzündung von Bivouacfeuern den Reisenden eben so willkommen als sie mancher Art von Handwerkern, z. B. den Kupferschmidten, durch ihre grosse Hitze während des Verbrennens nützlich werden. Die Art der Stämme der Puya ist fast ganz wie die der Agave, und giebt der Landschaft ein besonderes Ansehen, indem man sie, namentlich in den Südprovinzen, nicht selten wie ein Gewirr von Riesenschlangen am Boden sieht. In physiologischer Beziehung ist der Stamm der Puya noch dadurch interessant, dass man in ihm den Uebergang der Zwiebel in die Stammbildung verfolgt. Der eigentlich solide, nicht aus blättrigen Schuppen bestehende Theil des Stammes ist nur von sehr geringem Durchmesser, und korkartig. Diese letztere Eigenschaft veranlasst die Landleute diese nicht unnützliche Pflanze zu mehreren Zwecken zu gebrauchen. Mit jedem Boden zufrieden, vorzugsweise auf dem dürrsten Lande wohnend, trägt die Puya nicht wenig dazu bei, die Einförmigkeit mancher Ansichten zu unterbrechen. Besonders gilt dieses von der Zeit der Blüthe, indem sich dann ein acht bis zehn Fuss hoher Schaft entwickelt, welcher mit einer Unzahl hochgelber und honigreicher Blumen sich bedeckt. Dasselbe Land besitzt übrigens mehrere Arten von grossen Pourretien, namentlich scheint eine zweite gelbblühende Puya bei Talcahuano vorzukommen, welche jedoch bei einem spätern Besuche jener Provinz nicht in solchem Zustande angetroffen wurde, dass die Aufstellung einer diagnostischen Phrase möglich gewesen wäre. Blaublühende Arten bieten theils die Seegegenden theils das Innere, im letzten Falle sogar Gegenden, welche bedeutend über das Meer erhöht liegen, z. B. die Anden von Santa Rosa im nördlichen, die Anden von Antuco im südlichen Chile *). Nächst dem Cereus, den kugeligen Cactusarten der Subandinen, den Myrten, und den strauch- und baumartigen Synanthereen, bildet die Puya unstreitig einen der hervorstechendsten Züge im landschaftlichen Bilde Chiles.

3) Diese Voraussagung, welche in Valparaiso selbst niedergeschrieben wurde, ging zum grossen Theil in Erfüllung, ehe noch diese Blätter die Presse verlassen konnten. Wer über ein Volk, wie das chilenische unter den günstigen Einwirkungen der Gegenwart es ist, der Welt Mittheilungen zu machen sich vornimmt, hat mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die nur allein eine Art von Schriftstellern, die Journalisten, durch rasche aber ungründlichere Arbeit vermeiden mögen. Es bleibt selten nach einigen Jahren eine Schilderung solcher Nationen noch wahr, welche Aufmerksamkeit und Sorgfalt auch der Reisende auf ihre richtige Auffassung gewendet haben möge. Jedes Jahr, man möchte sagen jeder Monat, bringt sichtbare Veränderungen und mächtige Fortschritte unter jenem Volke hervor, welches, zur wahren Erkenntniss erwacht, bald seine Nachbarn weit hinter sich lassen wird. Es mag geschehen, dass man so glücklich ist Völker auf einer Stufe ihrer Entwickelung zu beobachten, welche als die interessanteste und thätigste mit derjenigen Periode der individuellen Existenz vergleichbar ist, in welcher die Mannbarkeit eintritt, und mit dem Gefühle des körperlichen

*) *Pourretia alpestris. n. sp. P. acaulis; foliis linearibus, margine parce aculeatis, subtus candidis; thyrso terminali, floribus spicatis.*

Scapus pedibus 2 vix unquam altior. Perianthium thalassino-coeruleum, extus viride. Antherae aurantiae. Bracteae albo-farinaceae. — Crescit in Andibus Chile australis ad Antuco. —

Erstarkens auch die Neigung zum Erschaffen und zu einer unbeschränkten Selbstthätigkeit unwiderstehlicher wird. Gerade in diesem Zeitraume seiner Existenz befindet sich das Volk der Chilenen, und so schreitet es fort zur Erlangung einer feststehenden Bildung in allen Bedeutungen des Worts. Bald wird es in Chile dahin kommen, dass die älteren Generationen kaum im eignen Lande sich wieder erkennen, und in wenigen Jahren wird der europäische Ankömmling unendlich Vieles ganz anders finden als in den Berichten der Reisenden unserer Zeit, und zwar selbst derjenigen, welche durch Sach- und Sprachkenntniss und durch längern Aufenthalt eher zur Fällung eines competenten Spruches berechtigt waren und nicht mittelst vorgefasster Meinung oder durch Schicksale gehässig gemacht das Land beurtheilten. Auch dann mag immer noch die vor ihrer Zeit veraltete Schilderung den Werth des historischen Denkmals besitzen. Sie wird dem Freunde der rationellen Freiheit einen still aber freudig hingenommenen Beweis liefern, dass der Aufschwung zum Bessern, hätte auch ein dreihundertjähriger Nebel über einem Volke gelegen, immer und unfehlbar die Folge der Entfesselung des Geistes da sein müsse, wo dieser, durch verderbliche Nebenursachen unberührt, dem rettungslosen Versinken in dem Pfuhle der Sinnlichkeit glücklich entging.

Wenn auch die Natur ihr allgemeines Wirken von dem verändernden Einflusse des Menschengeschlechts nicht abhängig macht, so vermag doch die Geschäftigkeit und Ausdauer des letzteren gar oft den Umgebungen einen sehr fremdartigen, oft einen verbesserten Charakter mitzutheilen. Jene dürren Berge, die wir oben beschrieben, werden in wenig Jahrzehenden dem Ankömmling in weniger verstimmender Gestalt entgegentreten, denn Cultur hat seit 1831 auch auf ihnen begonnen, und kleine Anpflanzungen unterbrechen nun jene traurige Oede, die wohl endlich unter dem Einflusse eines solchen begünstigenden Himmels dem grössern Theile nach mit grünenden Feldern sich schmücken wird. Nach Art der Peruaner hat man aus weiten Entfernungen das Wasser herbeigeleitet, welches nun über jene verhärteten Thonschichten befruchtend in kleinen Canälen vertheilt wird. Der Anblick der Stadt selbst wird mit jedem Sommer angenehmer, denn schon sind fast alle Strohhütten verschwunden, und manches grosse Gebäude entstand dadurch, dass der reicher werdende Bürger, im Geiste der rasch zunehmenden Civilisation, neben seiner Bequemlichkeit auch die öffentliche Verschönerung nicht aus dem Auge verlor. Da wo früher ein unsicherer Schuppen stand, in welchem Regen und Ueberfluthungen alljährlich mehrere Tausende an Kaufmannsgütern verdarben, erhebt sich nun ein stattliches sehr solides Zollhausgebäude, mit sechszehn grossen Waarenmagazinen versehen, und der ehedem sehr grossen Schwierigkeit, welche das Landen der Güter bei irgend unruhiger See fand, hat man durch Errichtung eines Molo zu begegnen gewusst. Dem Bedürfnisse der Verbindung mit dem Innern zu jeder Jahreszeit sucht man durch Anlegung von Heerstrassen zu entsprechen. Von Valparaiso wird bald eine breite und fahrbare Strasse über Quillota und durch das Thal von Aconcagua bis an den Fuss des Andenpasses von Santa Rosa führen.

DRITTES CAPITEL.

Aufenthalt im Thale des Rio de Aconcagua.

Der Winter nahm sein Ende, nach manchem unter Sehnsucht verbrachtem Tage einer verhältnissmässigen Unthätigkeit, welche durch die Stürme und überaus heftigen Regen erzwungen wurde. Diese aber sind die unfehlbaren Begleiter eines Winters in Chile, der jedoch an einschüchternder Furchtbarkeit weit hinter dem unsern zurückbleibt. Nur wenige Male war des Abends ein Feuer willkommen, aber dafür wurde die Sicherheit des Ortes durch Güsse, den Wolkenbrüchen vergleichbar, nicht wenig gefährdet, und theilweise Zerstörung der Vorstadt trat in Folge dieses Wetters wirklich ein. Das Ende des Julimonats erschien, und leichte Ostwinde regten sich. Sie trugen bald den Sieg über die Nordwinde davon, welche immer graue Wolken vor sich hertreiben, und helle Tage wurden von nun an häufiger. Gereinigt von Dünsten spannt sich von jener Zeit an das blaue Firmament aus, und nur selten unterbricht eine fliegende Wolke seine Gleichartigkeit. Allein um jene Zeit wird auch des Nachts und in den ersten Morgenstunden die Kühle empfindlich, und gar nicht selten ist es dann auf den höhern Bergen den nächtlichen Reif in der Morgensonne erglänzen zu sehen *). Wenn auch unterscheidbar

*) Man beobachtet dann selbst an der Küste Thermometerstände von nur + 2° Centigr. In Valparaiso jedoch möchte wohl selten Reif gesehen werden, theils wegen der Lage unmittelbar am Meere, theils wegen des Schutzes, welchen die hohen Berge gegen die erkältenden Ostwinde gewähren. Auf der ersten Poststation der Strasse nach Santjago (*Peñuelas*, nach Miers 941′ ü. d. O.) habe ich im August die Dächer völlig weiss bereift beobachtet.

von den übrigen Jahreszeiten, wird das Frühjahr in Chile doch nicht durch so viele Zeichen verkündet als in den kälteren Breiten, wo nothwendigerweise die Extreme der Hitze und des Frostes schon durch eine formenreiche Periode verknüpft sein mussten. Allein wie kurz dauernd die eigentliche Frühlingszeit in Chile auch sei — denn sechs Wochen nach dem Aufhören der Regen wird auf sonnigen Bergen schon die Vertrocknung von Neuem sichtbar —, so ist sie doch von auszeichnender Herrlichkeit. Das dunkelblaue Meer liegt da als sei es neu erschaffen aus dem Kampfe der winterlichen Elemente hervorgegangen. Millionen von Möven treiben dann ihr lustiges Spiel, während der plumpe Pelikan aus schwindelnden Höhen in die Wellen herabstürzt und tief untertaucht durch die Gewalt seines Falles, aber gewiss nicht ohne mit einem Fische zurückzukehren, den sein scharfes Auge in grossen Höhen entdeckte. Der Riesenvogel der Welt, der Condor verlässt dann die wärmere Küste, und fliegt, oft so hoch, dass er nur wie ein Punkt erscheint, den Anden zu, in denen er horstet und deren Schnee ihn allein vertrieb. Freundlich zwitschern die Diucas, kleine Vögel mit dem bescheidenen Kleide der gemässigten Klimate angethan, aus dem hellgrünen Rebengewinde, welches in den meisten Häusern als Schutzdach den Hofraum überzieht. Fällt schon am zeitigen Morgen ein milder warmer Strahl der Sonne in das Thal, so ergiesst sich eine Glorie der herrlichsten Beleuchtung, und zum erstenmale sieht man Chile in dem schönen Gewande, von dem die Bücher sprachen. Kein dürrer Hügel ist mehr sichtbar, denn eine zauberhaft schnell hervorgetretene Vegetation deckt sie. Eine Pflanze drängt die andere, und alle scheinen gleich begierig ihre schönen Blüthenkronen, nach langer und geheimer Gefangenschaft unter dem erhärteten Thon, der Sonne zu zeigen. Was todt schien enthielt die Keime eines unendlichen Lebens. Die rothen, dürren Bergrücken, oft sogar der hartgetretene Boden einer Heerstrasse, bergen zahllose Zwiebeln von lilienartigen Gewächsen der verschiedenartigsten Gestaltung und Blüthe. Amarylliden mit dreifarbiger Blumenkrone und mannshohem Schaft, kleine hyacinthenartige Glockenblumen, krautartige Calceolarien, und eine Menge von schnellvergänglichen zarteren Pflanzen entstehen wie durch Magie. An den Gärten und auf den freien Plätzen der Dörfer duftet dann die blühende Orange, und fast noch stärker die herrliche *Flor de aroma*, sowohl die wilde als die

cultivirte, welche die Zäune umgeben. Zu Hunderttausenden erblüht die *Flor de perdiz*, eine kleine, einblumige Oxalis, von welcher in wenig Wochen sogar die Blätter wieder verschwunden sind, und unter den zartesten Gewächsen fallen die niederliegenden, feinblättrigen Dioscoreen auf als erste Verkündiger des Frühlings. Die Landleute kommen dann oft nach der Stadt, die Hüte geschmückt mit den blühenden Ranken einer der zierlichsten Pflanzen des Landes, dem scharlachrothen Tropaeolum. An allen Felsen und dürren Orten erblüht zugleich die Immortelle Chiles, die *Siempreviva* *), deren Blume durch himmelblaue Färbung zwar schon bedeutsam ist, aber es noch mehr dadurch wird, dass sie ohne zu verwelken eintrocknet, und Jahre lang schon todt, doch das täuschende Ansehen frischen Lebens behält. Deshalb wählt sie der Landmann in den abgelegneren Gegenden des Südens zum stummen Dolmetscher in seinem Umgange mit den Frauen, denen der tiefe Sinn des Geschenkes nicht entgeht. Der Eingeborne der milderen Länder ist stets sinniger und zarter als der Bewohner kalter Gegenden; denn was bei dem Letzteren in dieser Beziehung nur Folge der höheren Ausbildung sein kann, das wird im Ersteren schon durch den Einfluss einer freundlichen Natur hervorgebracht.

Wenige Stunden von Valparaiso nördlich liegt in dem Thale des Flusses von Aconcagua, und zwar unfern seiner Mündung, die Hacienda von Concon, ein mittelmässig grosses Gut, von dem, wie es in Chile gewöhnlich ist, die Umgegend mit allen kleineren Wohnungen, die da verstreut liegen mögen und welche oft von der Hacienda unabhängig sind, den Namen erhält [1]). Aus mehreren Gründen wurde Concon für die ersten Monate des Sommers zum Wohnsitze erwählt, bis die Jahreszeit eine Reise nach den Anden erlauben würde. Es fand sich eine einsame aber ziemlich bequeme Wohnung in einem Hause desselben Grundstückes, welches einst der durch sein Buch über Chile bekannt gewordene John Miers besessen hatte. Schnell waren die nöthigen Einrichtungen getroffen,

*) Flor de Aroma = *Acacia farnesiana L.*, welche fast im ganzen wärmeren Amerika anzutreffen ist, und *Mimosa Cavenia Mol.* — Flor de perdiz = *Sassia perdicaria Mol.* (*Oxalis lobata. Sims.*) — *Tropaeolum tricolorum. Sweet.* — *Dioscorea humifusa*, *D. heterophylla*, *D. saxatilis. Poepp.* — Siempreviva = *Triptilion spinosum. R. Pav.*

und schon am zweiten Tage wurden Excursionen unternommen, die von jenem Augenblicke an sich stets wiederholten und für lange Zeit reiche Ausbeute lieferten. Es ist das Thal des Flusses von Aconcagua (auch *Rio de Quillota*, in den Anden *Rio de Chille* genannt) eines der zugänglichsten für Fremde, und wird vorzugsweise von ihnen besucht, da es dem Hafen so nahe liegt. Manche von den Meinungen, welche über das Innere von Chile ausgesprochen wurden, gründen sich fast allein auf einen flüchtigen Besuch in Quillota, dem Hauptorte im niedern Theile des Thals. Die nicht geringe Verschiedenheit aber in den Urtheilen lässt sich allein aus den Jahreszeiten erklären, in welchen jene Besuche vorgenommen wurden. Feuillé, Frezier, und unter den Neuern Caldcleugh, Mrs. Graham, John Miers, scheinen von dem Innern Chiles wenig mehr gekannt zu haben als eben dieses Thal und die Umgebungen der Hauptstadt. Selbst in den trocknen Monaten wird es ansprechend auf Denjenigen einwirken, welcher der langen Seereise müde, bei dem Landen in Valparaiso sich furchtbar getäuscht fand, und gern in das Innere entfliehen möchte. Innerhalb weniger Stunden vermag man sich aus einer Wüste von meist dürren Bergen nach einem Thale zu versetzen, wo zu allen Jahreszeiten eine sorgsamere Cultur den Boden bewässert und grün erhält. Man erklärt es für eins der fruchtbarsten im nördlichen Theile der Republik. Die Nähe eines viel consumirenden Hafens und selbst der Hauptstadt, welche einen grossen Theil ihrer Vorräthe von Quillota erhält, haben Landbau und Landbesitz in diesem Thale sehr wichtig gemacht, und die Ansammlung einer ungewöhnlich dichten und arbeitsamen Bevölkerung veranlasst. Schon die ursprünglichen Bewohner zu der Zeit der Conquistadoren, die Quillotanos, ein spurlos verschwundener Stamm von Indiern, zeichnete sich durch grössere Zahl, durch Sittlichkeit, und durch den Fleiss aus, den sie auf die Bearbeitung des Bodens wendeten. Die Spanier fanden hier fast das Verfahren in der Bodencultur wieder, welches sie schon in Peru beobachtet hatten und was bis heute dasselbe blieb, abgesehen von einer und der andern Abänderung, welche der Anbau der früher ungekannten Cerealien Europas mit sich brachte. In allen Theilen dieses langen Thales wendet man besondere Sorgfalt auf den einträglichen Boden, ein Umstand welcher nicht wenig dazu beiträgt der Gegend ein eben so freundliches als malerisches Ansehen zu verleihen. Bei näherer Unter-

suchung ergiebt es sich jedoch, dass fruchtbare Ländereien nicht allzuhäufig sind, und dass es grossentheils dem Flusse und der Bewässerung zuzuschreiben ist, wenn manche Striche mit vielversprechenden Saaten oder Weingärten geschmückt erscheinen. Die Schicht der eigentlichen Pflanzenerde ist ausserhalb der engen und kurzen Seitenthäler nirgends von bedeutender Dicke, und an vielen Orten ist sogar der Boden wenig mehr fruchtbar als um Valparaiso. Allein die Leichtigkeit einer künstlichen Bewässerung ist hier viel grösser, und die Oertlichkeit ist eine solche, dass der cultivirbare Boden weniger der Gefahr völliger Zerstörung durch äussere Einflüsse ausgesetzt ist. In hohem Grade muss wohl jeden neuangekommnen Fremden die Aussicht von den dünnbebuschten Höhen hinter Concon überraschen, denn sie trägt den höchst eigenthümlichen Stempel des Landes *). Der Fluss von nicht unbeträchtlicher Breite nimmt einen grossen Theil des Thales ein, gespalten in vielfache Arme und durch breite Kieselinseln getrennt, die bei dem plötzlichen Anschwellen der Gewässer verschwinden. Zahlreich liegen kleine Hütten auf dem ebeneren Boden oder auch an dem Abhange zerstreut, bald die vergänglichen Wohnungen der Lehnbauern *(Inquilinos)* der Hacienda, bald der Erbbesitz der thätigeren Landleute, welche, durch den Vortheil nahegelegner doppelter Märkte gereizt, mehr Fleiss und Aufmerksamkeit auf die Verbesserung ihres Eigenthums entwickeln, als der indolentere Bauer des abgelegnen Innern es thut. Kann auch der Blick nicht auf dichten und grünenden Wäldern ausruhen, so bringt doch ein Saum von niedriger Buschwaldung längs der Flussufer im höheren Theile des Thales Abwechslung in das Bild, und oft fesselt wohl auch eine höhere Baumgruppe durch ihr Alleinstehen und ihre verhältnissmässige Seltenheit das Auge. Die bebauten Ländereien ziehen sich aber nicht in der schönen und ununterbrochnen Folge durch das Thal, wie wir sie entlang der Flüsse der kälteren Länder bemerken. Lange Strecken unfruchtbarer Gerölle unterbrechen die grünen Saaten

*) Die erste Tafel des Atlas, Ansicht des Thales von Concon und der Campana de Quillota ist auf einem etwas niedrigeren Standpunkte aufgenommen worden, nämlich an der Hecke, welche nach Osten das Land der Mühle von Concon begränzt. Auch sie mag einen Begriff von der verhältnissmässigen Kahlheit einer nordchilenischen Gegend und den grossartigen Gebirgsumrissen geben.

und die lockenden Weinfelder, Reste, welche der Fluss zur Zeit seiner verderblichen Ueberschwemmungen zurückliess, oder welche die Regenfluthen des Winters von den leicht zerstörbaren Bergen mit sich hinabrissen. Anderemal dehnen sich sorgfältig eingezäunte Weidegründe aus, auf denen nur selten ein Baum steht, und die in der kurzen Frühlingszeit eben so frisch und grün und das Freundliche der Landschaft vermehrend bemerkt werden, als sie durch Vergelbung und Absterben im hohen Sommer abschreckend erscheinen. Rauhe oft mit tiefen Ravinen durchschnittene Wege ziehen sich zwischen den grotesken Fackeldisteln hin, welche von den unfruchtbareren Landstrichen einen unbestrittenen Besitz nehmen; und zwischen ihnen durch werden die buntgekleideten Landleute sichtbar, wie sie im Galopp, scheinbar als mangle ihnen die Zeit und am Ende doch wenig beschäftigt, von Haus zu Haus reiten, sich gegenseitig begrüssen, oder wie sie ihren Weg nach der Stadt verfolgen, wohin die langen Züge der beladenen Maulthiere eine fast unglaubliche Menge von Früchten führen. Von dem Gestade des Meeres an erheben sich sogleich langgestreckte Hügelreihen, ihm fast überall parallel. Weiter im Thale hinauf erscheinen sie jedoch dem Bette des Flusses gleich, den sie beschränken, obwohl sie unverkennbare Producte seiner Anschwemmung sind. In kleiner Entfernung von ihnen streben andere Ketten empor, die, eines minder zweifelhaften Ursprungs, schon durch eine Richtung, die den Anden parallel ist, zu beweisen scheinen, dass sie höchstens vom Flusse quer durchgerissen worden sind, aber dass ihre Entstehung einem grossartigern Process der Natur zuzuschreiben sei. Meistentheils nackt, höchstens innerhalb der unsichtbaren Thalgründe fruchtbareren Boden enthaltend, treten sie als gewaltige Felsberge der kühnsten Umrisse in das Bild hinein. In ihrem höchsten Punkte, der *Campana de Quillota*, einer kaum drittehalbtausend Fuss hohen aber breit daliegenden Masse von ziemlich unfruchtbaren Felsen, entwickeln sich die eigenthümlichen Formen der landschaftlichen Ansichten des nördlichen Chile. Kahl und roth, scharf in den Aussenlinien, verrathen sie schon in grosser Entfernung die Wasserarmuth ihrer unnützlichen, schroffen Seiten. Es schliessen diese Felsberge den Hintergrund, der von dem grünenden Thale und dem rein blauen Himmel angenehm absticht. Täuschend nahe, wenn auch in Wahrheit sie ziemlich entfernt sein mögen, erscheinen die Anden von

Santa Rosa und ragen hoch über die Ketten des mittleren Landes. Der schöngeformte Pico de Aconcagua *) strebt höher als die fast horizontale Schneide der Cordillera, und zu allen Zeiten ziemlich weit hinab mit Schnee bedeckt, welcher niemals schmilzt, rechtfertigt er eine ziemlich verbreitete Sage, welche ihm sechszehntausend Fuss Höhe giebt. Obwohl er die Form eines Kegels genau befolgt, so ist dennoch das Vorurtheil, welches ihn zu einem noch thätigen Vulcan stempelt, ohne Beweismittel, denn mag seine Spitze auch einst den Schein eines innern Feuers verbreitet haben, so ist dieses ganz bestimmt jetzt nicht mehr der Fall. Er liegt tief innerhalb der Anden, und unfern von den Wegen, welche von Santa Rosa de los Andes nach den Cordillerenpässen führt, auf welchen Reisende von Chile aus nach der Provinz San Juan, oder nach Mendoza, und weiterhin nach Kreuzung höchst trauriger Wüsten nach Tucuman oder Buenos-Ayres gelangen. — Ueber diesem fesselnden Bilde ruht ein ganz eigenthümlicher Schein, eine Art von schwer zu beschreibendem röthlichem Licht, das zur Zeit der heftigen Winterregen stets verschwindet, und selbst an den sonnigen Tagen nicht bemerkt wird, die auch in jener Jahreszeit häufig mit den trüben wechseln. Es führt diese Beobachtung zu der Vermuthung, dass grosse Lufttrockenheit die Grundursache der Erscheinung sei, und man wird fester in diesem Glauben, wenn man späterhin dieselbe eigenthümliche Färbung in noch höherem Grade an den regenlosen Küsten Perus, aber zur Zeit der grössten Hitze, bemerkt. Aegypten bietet dasselbe Phaenomen dar.

Gleich den übrigen Flüssen des nördlichen Chile ist der Rio de Aconcagua sowohl der Spender der Fruchtbarkeit, als auch der unwiderstehliche Zerstörer manches kleinen Besitzthumes. Sein Fall ist ausserordentlich gross, denn kaum sind es, alle Krümmungen mit eingerechnet, dreizehn Meilen von dem Punkte seines Ursprungs, unfern der höchsten Schneide der Anden von Santa Rosa *(la Cumbre)*, bis zu der Ausmündung in das Meer, eine Entfernung, welche eine Niveauverschiedenheit von neuntausend Fuss giebt. Sein Wasser ist zwar hell und rein, aber landeinwärts fast zu kalt zum Baden. Die Witterungswechsel der Anden bringen

*) *El Volcan de la Ligua* mancher Karten.

in ihm sehr unvorbereitete Anschwellungen hervor, durch welche die Sicherheit der Thalgründe nicht wenig gefährdet wird. An den mehr als funfzehn Fuss hoch ausgerissenen Ufern finden sich die Spuren jener Fluthen, die alljährlich fruchtbare Felder mit Kieseln überschütten und andere mit sich fortreissen. Das Bett ändert in einem fort ab, und während neue Arme entstehen, versanden andere. Solches ist aber der Charakter fast aller Flüsse Chiles, und durch ihn werden sie zur Benutzung für Mühlen und Maschinen sehr unfähig. Wenn auch die Tiefe im Sommer wohl nur an wenigen Stellen grösser als acht Fuss ist, so ist doch die Gewalt der Strömung so stark, dass jeder Versuch des Uebergangs an Orten, wo das Wasser über die Steigbügel reicht, immer ein grosses Wagniss bleibt. Die Ueberschwemmungen haben das Thal in manchen Gegenden in eine Wüste verwandelt. Weite Felder mit abgerundeten Geröllen bedeckt ermüden den Reiter und sein Thier, und strahlen an sonnigen Tagen eine fast unausstehliche Hitze aus. Der Botaniker findet es kaum der Mühe werth nach ihnen seine Schritte häufiger hinzulenken, denn mit Ausnahme der weidenblättrigen Baccharis, der Buddleja *(B. globosa. L.)*, der Proustien und der südamerikanischen Weide *(S. Humboldtiana. Willd.)* wächst da kein höherer Strauch. Pflanzen, deren Saamen die Fluthen herbeiführten, eigentliche Bewohner der höhern Gebirgsgegenden, erblühen jedoch bisweilen auch auf diesem undankbaren Boden. Wie in fast allen Flüssen Chiles, deren Ursprung in der Andenkette selbst liegt, strömt stets eine bedeutende Menge von Sand mit den Gewässern herab, und so werden die breiten Bänke erzeugt, die den Rio de Aconcagua an seiner Mündung gleich den übrigen Flüssen des Landes verstopfen. Der Nutzen der Flüsse ist zwar in Chile äusserst gross, indem ohne ihre künstliche Vertheilung in bewässernde Canäle in vielen Gegenden auch kein Grashalm cultivirt werden könnte, allein er dehnt sich nicht weiter aus. In den Nordprovinzen findet sich nicht ein einziger Strom, welcher mehr als eine oder zwei Stunden landeinwärts für beladene Boote schiffbar wäre, und selbst dieses mag nicht zu allen Zeiten gefahrlos geschehen. In den mittleren Provinzen ist der Maule der einzige, in welchen zur Zeit der hohen Fluth Brigs von etwa 150 Tonnen einlaufen können, die jedoch nicht über sechs Fuss Wasser ziehen dürfen, und nicht weit über die Mündung hinaufzusteigen vermögen. Der Biobio ist trotz seiner königlichen Breite

nur ein flaches ewig veränderliches Gewässer, welches wir näher beschreiben werden. Der Fluss Callacalla (auch Rio de Valdivia genannt) ist der einzige, in welchen selbst Schiffe von 60 Kanonen ohne bedeutende Gefahr einlaufen können. Allein obwohl Böten weit hinauf zugänglich, ist er völlig unbelebt, denn er strömt durch eine Provinz, welche zwar die Republik ihr Eigenthum nennt, wo sie aber nur einige höchst ungewisse und unsichere Niederlassungen besitzt, deren Fortdauer, mit Ausnahme Valdivias, ganz von der Laune der wilden Indier des Südens abhängt. Wenn aber diese sich ähnlichen und zahlreichen Flüsse des Landes die Verbindung im Allgemeinen nicht befördern, so giebt es deren sehr viele, welche dieselbe sogar sehr erschweren. Die Zahl grösserer Brücken ist in ganz Chile kaum drei oder vier, denn von denen, welche die spanische Regierung hin und wieder erbaute, sind meistens nur noch die Ruinen übrig als Denkmale des Revolutionskriegs und der Verarmung der Staatscassen. Die Reisenden sind gezwungen die gefährlichsten Ströme zu passiren so gut sie es gerade vermögen, und kein Jahr vergeht ohne dass ihnen zahlreiche Opfer fielen, denn zu den Fertigkeiten, die ein Europäer schon in der ersten Periode seiner Reisen in Chile sich erwerben muss, gehört ganz besonders auch diejenige, ohne Bangigkeit und geschickt durch wilde Gewässer sein Pferd zu leiten. Näher den Küsten sind die Betten solcher Flüsse oft mit sehr gefährlichen Ansammlungen von Triebsand erfüllt, welche wenigstens das Gute haben, dass sie in manchen Jahren ganz verschwinden und so grosse Tiefen an ihren Stellen entstehen, dass der trügerische Schein eines festen Grundes keinen Reiter in das Verderben verlocken wird. Solche Orte finden sich selbst in der Nähe von Valparaiso. Der erweiterte Ausfluss — man belegt dergleichen in Chile mit dem Namen von *Esteros* — des übrigens sehr unbedeutenden Baches, der Viña la mar, war 1827 aus jener Ursache sehr unsicher. Die Mündung des Biobio bot 1828 solche Strecken dar, welche noch bei weitem gefährlicher dadurch wurden, dass allerlei Salzpflanzen auf ihnen grünten, während die Tiefe nur ein Gemenge von Wasser und Sand enthielt, in welchem ein Reiter sammt seinem Thiere im Augenblicke verschwunden wäre. Im darauffolgenden Jahre erschienen jene Bänke völlig weggeführt, und an ihrer Stelle ergab sich eine bedeutende Tiefe. Derjenige Sand aber, welcher sich in einiger Entfernung von der Küste,

und namentlich in der Nähe mancher schneller sich auflösenden Berge des dritten Ranges im Flussbette vorfindet, ist im Rio de Aconcagua, im Maule, Biobio, und fast allen aus dem Innern kommenden Flüssen goldhaltig. Solche Berge von zwei- bis dreitausend Fuss Höhe bieten, wie fast alle Anhöhen der Küstengegenden Chiles, die Erscheinung einer überaus schnellen Zersetzung und Zerstörung ihrer Felsmassen durch den atmosphärischen Einfluss. Der Syenit, aus dem sie ausschliesslich bestehen, bildet fast nirgends ausgedehnte Wände, sondern tritt vielmehr unter der Form unregelmässiger Klumpen und Massen auf, welche durch breite Lagerungen eines eisenhaltigen Thons oder Mergels verbunden sind, und oft ganz das Ansehen einer alluvialen Absetzung haben. So rasch und tief eingreifend ist die Zersetzung des chilenischen Syenits, dass manche Arten zum Errichten von Bauwerken ganz ungeschickt sind, welche der Luft ausgesetzt sein sollen. Obwohl diese Eigenschaft des Gesteins unter gewissen Bedingungen die Oberfläche des cultivirbaren Landes vermehren mag, so wird doch auch durch das Herabrollen von Bergseiten und durch Wegwaschung des fruchtbaren Erdreichs zwischen den Geröllen manches nützliche Feld verdorben. Dem Bergsteiger werden beiläufig jene tief durchfressenen Felswände leicht sehr gefährlich, und namentlich in der unmittelbaren Nähe des Strandes; denn mit einer lockenden Vegetation geschmückt, drohen ihre Vorsprünge unter dem unvorsichtigen Tritt zu zerbröckeln und den begierigen Forscher rettungslos in den Abgrund zu stürzen. Vermöge dieser Zersetzbarkeit der vorherrschenden Gebirgsart geschieht es, dass die rothbraun gefärbten Fluthen des Regenwassers im Winter das in den Gebirgen enthaltene Körnergold mit sich fortführen können. In den höhern Andengegenden, wo die Zersetzung des Syenits bei weitem eingeschränkter und langsamer ist, führen die Bäche nie so viel Gold als näher den Küsten. Die Aufsuchung desselben ist bis vor wenigen Jahren ein gern betriebnes Geschäft der Anwohner des Aconcaguaflusses gewesen, allein es hat aufgehört dieses zu sein, seit, wie man leicht genug voraussehen konnte, durch vermehrte Industrie dem Arbeitslustigen die Möglichkeit eines weit mehr sichern und bedeutenden Gewinnes geboten wurde. Ursprünglich war es gerade der Reichthum an Gold, theils in Bergwerken, von denen jetzt nur noch wenige ernstlich betrieben werden, theils in dem Flusssande, welcher die erste dauernde Ansiedlung von

Spaniern im Thale von Quillota hervorbrachte, eine Ansiedlung, welche um dreissig Jahre älter ist als diejenige der Hochebene von Santjago, und also auch allen übrigen in den Mittelprovinzen vorherging. Die Auswaschung des Goldes aus dem Flusssande wird seit einigen Jahren nur noch am Fusse des Bergzuges der Campana von Quillota betrieben, und liefert verhältnissmässig zu ehedem eine nur unbedeutende Menge von Metall. Alle Versuche jedoch diese in Zahlen angeben zu wollen sind unnützlich, denn bei der Schwierigkeit der Controle über solche Art von Bergbau kommt fast alles Gold auf ungesetzlichem Wege in den Handel, und geht auch auf solchem aus dem Lande. Der Goldstaub der Flüsse ist in den nördlichen Provinzen von Chile gemeiniglich nur so fein als das Gold der Bergwerke, welches man durch Amalgamation gewann, oder höchstens um einen oder anderthalb Karat besser *), allein in den südlichen Provinzen der Republik, z. B. um Rere in der Provinz von Concepcion, übertrifft es das Minengold stets um 2 — 3 Karat. Waschgold von Quillota, aus den Bergen nördlich und nordwestlich von Santjago (*Cerros de la Lampa, de la Vizcacha*, *Cuesta de Chacabuco*, *Cuesta de la Dehesa*) und aus den Bergdistricten von Coquimbo, ist im Durchschnitt 21 — 22½ Karat fein, während das Minengold zwischen 18—20 Karat giebt; nur allein die Gruben von Illapel machen eine Ausnahme, indem ihr Gold als das feinste der bekannten Gegenden 22- bis 23karatig ist. Das Waschgold des Südens ist jedoch nie geringer als 23 — 23½ Karat, erscheint jedoch im Handel selten in nennenswerthen Quantitäten.

Das Thal von Quillota enthält manches schöne Besitzthum, und vermag einen ziemlich vollständigen Begriff von der Art des Ackerbaues in den mittleren Provinzen zu geben, wo das Klima und die Eigenthümlichkeit des Bodens ein sehr verschiedenes Verfahren von dem des Südens nothwendig machen. Ehe wir jedoch auf die ernste Erörterung manches hierher gehörenden strenger wissenschaftlichen Gegenstandes eingehen,

*) John Miers (Travels to Chile etc. II. p. 399.) nimmt es als ausnahmlose Thatsache an, dass das Grubengold schlechter sei als der Goldstaub der Flüsse, und stellt überhaupt die Verhältnisse der Feinheit etwas anders. Ihm scheinen die Minen von Illapel unbekannt gewesen zu sein.

mag es vergönnt sein einen Besuch auf einem grösseren Gute jener Gegend zu beschreiben. Solche graphische Darstellungen bieten dem Berichterstatter manchen Vortheil, der auf andere Weise schwerer erreichbar wäre, und mögen dem Leser zu einem klareren Bilde verhelfen als eine mehr systematische Behandlung desselben Gegenstandes es vielleicht vermöchte. Ist auch die Wiedergabe der ersten Auffassung nicht immer leicht, so wird sie doch den Stempel der Wahrheit tragen, wenn anders der Reisende vom Anfange an vorurtheilsfrei auftrat. Dass man dieses letztere oft vernachlässigt, ist die Ursache so manches höchst ungerechten Urtheils und mancher gehässigen Bemerkung. Wo das gesellige Leben, im europäischen Begriffe des Wortes, mit allen seinen kleinen Nuancirungen fast noch im Entstehen ist, wo Civilisation noch im Entwickelungskampfe befangen liegt und der Streit zwischen alter Roheit und neuer Sittigung noch fortdauert, da werden die verändernden Ursachen etwas gewaltsamer auf den äusseren Anstrich einwirken als bei uns, wo die seit den Urvätern gewöhnliche Form zu ausgebildet und zu fest dasteht, als dass sie durch jeden kleinen Einfluss erschüttert werden könnte. Es müssen scheinbare Widersprüche entstehen, aus denen der oberflächliche Beobachter sehr verkehrte Folgerungen zieht, und Manches mag als unverbunden und grell abstechend auffallen, was bei näherer Untersuchung sich als Folge des eigenthümlichen Bildungsprocesses in dem Volke ausweist. Selbst ohne tief auf die Untersuchung des moralischen Zustandes einzugehen, wird man schon bei dem Eintritte in das Haus eines chilenischen Landbesitzers etwas Disharmonisches in den äussern Umständen bemerken, von diesen auf die minder ergreifbaren und klar daliegenden schliessen, und so zu einem mehr vorsichtigen, mehr humanen Urtheil veranlasst werden. In demselben Augenblicke bemerkt man neben einander und unverbunden die Beweise eines sehr verfeinerten Geschmacks, und mancher rohen, sonst aus der guten Gesellschaft verbannten Liebhaberei; man beobachtet die Zeichen eines bedeutenden geistigen Fortschreitens neben den Ueberresten beibehaltener Barbarei.

Im Monat September, zu einer Periode wo schon die Regen längere Zeit ausgeblieben, und die winterliche Feuchtigkeit nur noch in den Thälern sich erhalten hatte, wurde von Concon aus eine kurze Reise nach

einem der grössten Landgüter des Thals von Aconcagua angetreten. Aus Gründen, die nie ein Reisender aus den Augen verlieren sollte, bleibt hier des Eigners Name ungenannt. Nach einer langen und peinlichen Tagereise über dürre Berge, wo die Hitze der Sonne und die regungslose Luft fast den Eindruck der Wüste hervorbringen, der noch durch die grosse Trockenheit der Luft, die den Lungen fast beschwerlich ist, durch Mangel an trinkbarem Wasser und durch allgemeine Leblosigkeit vermehrt wird, bemerkten wir endlich tief unter uns ein grünes Thal. Mit Freude von der kleinen Reisegesellschaft begrüsst, wurde es zum Gegenstand mancher Muthmassungen, während es bald durch die Mündung des engen Hohlweges erschien, und bald wieder verschwand zwischen den erhitzten und glitternden Granitfelsen, die uns umgaben. Mit Mühe geleiteten wir unsere ermüdeten Pferde über die rauhen und rollenden Steinbrocken unseres Weges hinab, der zwar der Haupteingang der Besitzung, aber dennoch nichts anderes als eine Ravine war, die im Winter dem schnell erzeugten Gebirgsstrome zum Bett dienen muss. Solche Hindernisse scheinen aber die chilenischen Landleute gar wenig zu bekümmern, denn sie sausen an den Europäern mit einem freundlichen Grusse vorüber, nicht ohne gewisse Eitelkeit auf ihre Reitkunst, durch welche solche Pfade für sie das Gefährliche verlieren. Nach mancher Wendung und manchem unbequemen Sprunge unserer Pferde, denen man sich aber ziemlich ruhig anvertrauen darf, erreichten wir das Thal, und zugleich einen Fluss, der bei nicht verächtlicher Tiefe rauschend zwischen den grossen Klippen dahinschoss, welche die Gewalt der winterlichen Ströme von den Bergen herabwälzt. Ohne weitere Vorkehrungen passirten wir ihn im ächten Style des Landes, glücklicherweise durch einen Landmann geleitet, der mit der Furt vertraut war. Auf dem entgegengesetzten Ufer versperrte ein sehr rohes Gitterthor den Weg. Es bestand allein aus schweren Balken, die nur eben in Form einer Thüre verbunden, sich in einem Rahmen bewegen, der so nach oben überhängt und so schief in den Boden befestigt ist, dass es keine geringe Kraft erfordert sie zu heben, wobei man aber dennoch im Sattel bleibt. Kaum ist aber das Pferd halb durch die unvollkommen geöffnete Thüre, so führt es auch, an dergleichen Pässe gewöhnt, einen Sprung aus, um dem Schlage des von selbst gewichtig wieder zufallenden Flügels zu entgehen. Auf allen grossen Weideplätzen

(Potreros) legt man in Chile dergleichen Thore an, indem nicht selten öffentliche Wege über sie hinführen, und Nachlässigkeit der Durchreitenden leicht den eingesperrten Heerden den Weg zu sehr verderblichen Besuchen der bebauten Felder eröffnen könnte. Schattenlos lag eine weite Ebene vor uns, und meistens von Staub umhüllt galoppirte der Zug zwischen klafterhohen Disteln und einzelnen Rohrdickigen fort, aus denen gelegentlich das europäische Wasserhuhn, welches auch in Chile zu Hause ist, seinen scharfen Ruf ertönen liess. Fast war dieser der einzig vernehmbare in der Einsamkeit der Mittagsstunden, wo Alles unter der Gewalt der unverhüllten Sonnenstrahlen in Regungslosigkeit versinkt. Wir hätten gern den nächsten Weg ergriffen, welcher anscheinend durch die Mitte einer gelagerten Heerde führte, denn umgeben von einer rothen Staubwolke, halbverdurstet und des zehnstündigen Rittes müde, hätten wir uns Alle gern in dem niedrigen Hause gesehen, welches wir durch die erhitzten und zitternden Luftschichten nur in undeutlichen Umrissen gewahrten. Indessen mehrere alte Stiere erhoben sich gleichzeitig, und nahten sich mit den unverkennbarsten Zeichen der Kampflust, denn mit bemerkenswerthem Instinct unterscheiden diese Thiere sogleich den Fremden, während sie ganz gewiss den Chilenen unangefochten ziehen lassen. Trotz aller Müdigkeit sieht man sich dann gar nicht selten in der Nothwendigkeit rasch davon zu galoppiren, um so das sehr gefährliche Zusammentreffen zu vermeiden. Zwischen verstreuten Obstbäumen eines sehr üppigen Wuchses und reichlichen Ertrags, an denen aber nirgends die Spuren einer höheren Cultur oder nur gewöhnlicher Sorgfalt bemerklich waren, und an einem dichten Hain von Pfirschenbäumen vorüber, erreichten wir endlich das Haus. Zahllose Hunde begrüssten die Ankommenden mit unverkennbarem Verdrusse, und nur der rüstige Gebrauch, den die begleitenden Diener von ihren Lassos machten, verschaffte endlich freien Platz zum Absteigen. Thüre und Fenster waren aber dicht geschlossen, und Niemand kam zu dem Empfange entgegen, wie sonst die ausserordentliche Höflichkeit des Landes ihn gebietet. Das Ganze schien unbelebt, es schien als seien die Bewohner entflohen. Ein abgesondertes sehr kunstloses Gebäude, auf Pfeilern ruhend und nur mit dünnen Rohrwänden versehen, zeigte jedoch Spuren von ihnen, denn aus seinem Innern duftete uns eben nicht allzulieblich der Geruch des Charqui, des

luftgetrockneten Fleisches entgegen, welches der Chileno auf dem Lande ebenso zu jeder Tageszeit zum Vergnügen und zur Näscherei zu rösten pflegt wie der nordische Bauerknabe seine Kartoffel sich bratet. Bei unserm gemeinschaftlichen Eintritte gewahrten wir einen hohen schöngewachsenen, aber sonnengebräunten und wild aussehenden Chileno, der sich langsam von einer Ruhebank am Boden erhob. Es war einer von jenen immer berittenen Guassos oder Knechten aus der niedrigeren Classe der Landleute, wie sie jeder Gutsbesitzer zur Abwartung seiner Heerden halten muss. Wir befanden uns also in der Küche der Hacienda, welche nach dem allgemein eingeführten Brauche während der Tagesstunden der Aufenthaltsort aller derjenigen Mitbewohner des Landgutes ist, die sich gerade nicht den Vornehmsten beizählen dürfen. Aus dem beredten Lächeln des Guasso, der jedoch mit landesüblicher Höflichkeit sogleich Sitze besorgte — eben nichts mehr als rohe Holzblöcke —, schien hervorzugehen, dass er im Stillen seine Glossen über uns Nordeuropäer machte. Die Ungeduld und Zeitökonomie der Fremden fällt bei der jetzt mehr verbreiteten Industrie in den Städten zwar nicht mehr auf, allein der Landmann findet es immer noch wunderlich, dass Jemand ohne Nothwendigkeit in den Stunden der Hitze im Lande sich herumtreiben könne, wo sonst kein Christ, d. h. kein Chileno, an etwas Anderes denken würde als zu schlafen. Wir waren in der That während der Siesta angekommen, der Zeit, wo die sämmtlichen Bewohner in einen mitternächtlich festen Schlaf versunken sind.

Es schien als habe der Lärm der Pferde endlich die Bewohner rege gemacht. Das niedrige, einstöckige Haus öffnete sich, und ein freundlicher Empfang, den jeder Chileno stets mit zierlichen Reden zu verbinden weiss, wurde den Gästen zu Theil. Nach und nach erfüllte sich der kühle Corridor, den das Klima während des Sommers zum eigentlichen Gesellschaftszimmer erhebt, mit den Gestalten der Familienglieder, welche sichtbar genug ohne Ausnahme aus dem festesten Schlafe erwacht waren. Sucht man nun mit unverkennbarer Freundlichkeit Alles zu thun was den Angekommenen angenehm sein, ihnen Beweise des besten Willens und uneigennütziger Gastfreundschaft liefern könnte, so vermag man doch selten ihnen eigne Zimmer anzuweisen. Die Bauart der Landhäuser

Bayerische Staatsbibliothek München

ist selbst in der Mitte sehr werthvollen Grundbesitzes immer noch eine solche, dass man allen Anforderungen genügt zu haben glaubt, wenn das Haus kühl und geräumig ist, und allenfalls ein abgesondertes Zimmer für die Frauen der Familie darbietet. Indessen zieht es der Fremde, ganz besonders wenn er ein ächter Sohn des Landes *(hijo de tierra)* ist, wenigstens im Sommer stets vor sein Nachtlager im Freien zu nehmen. Bei der Herrlichkeit des Klimas zu jener Zeit kostet es ihm keine Selbstverleugnung die gastlichen Einladungen des freundlichen Wirths zur Annahme eines Lagers abzulehnen, welches man für ihn am Abende mitten in dem weiten Zimmer zu errichten pflegt, in welchem sich während der Tagesstunden die Familie aufhielt. Alles jedoch, was man in einer der Haciendas der entlegneren Gegenden um sich sieht, ist in hohem Grade eigenthümlich. Ein unendlich schweres Dach aus Hohlziegeln, welches sich sowohl an allen öffentlichen Gebäuden als auch an den einfachsten Häusern in Chile wiederholt, ruht auf niedrigen Mauern aus hartgestampftem Lehm geformt, welche alles architektonischen Schmuckes entbehren. In dem besten Zimmer sind die Wände so grell durch irgend einen einheimischen Maler verziert, dass man unfehlbar auf den Gedanken kommt, Arabeskenmalerei bezeichne nicht sowohl eine höhere Bildungsstufe der Kunst, sondern gehöre ihrer Kindheit an. Weite grosse Thüren, zu jeder Tageszeit offen, ersetzen den Mangel der wenig zahlreichen Fenster, und bringen einen eben so angenehmen als unschädlichen Zug des Windes hervor. Nirgends aber ist die Mischung des Alten und Neuen zu verkennen, des langsamen Weichens der altherkömmlichen Sitte im Gegensatz der Gebräuche und Genüsse, welche nur erst durch Einführung früher ungekannter Moden und neu angekommener Bequemlichkeiten Europas entstanden. Reiche englische Teppiche bedecken den rohen Tennenboden des besten Gesellschaftssaales; ein eleganter Kronleuchter hängt von dem unkünstlichen Querbalken, der sich frei zwischen Dach und Zimmer hinzieht. Theure Meubles aus Nordamerika oder Frankreich stechen sonderbar ab von den halbvergoldeten und überaus geschmacklosen Zierrathen, mit denen vor eben nicht langer Zeit die Familie noch allein ihr Haus zu schmücken, ihren Reichthum zu zeigen vermochte. Zwischen den reichvergoldeten Rahmen englischer Kupferstiche hängen gar oft die kleinen Bilder der Familienheiligen, und zwar von keiner feineren Art als

jene es sind, welche nürnberger Industrie täglich hervorbringt. Ein aufrechtes Pianoforte von Broadwood's Manufactur, selten wohlfeiler als eintausend Thaler, nimmt den Hauptplatz des Saales ein, ohne jedoch es zu vermögen das Lieblingsinstrument des Landes, die sehr unkünstliche Zither, ganz zu verdrängen. Nicht zufrieden damit die Besuchenden freundlich zu begrüssen, beobachten die Chilenen einen sehr sinnigen Gebrauch. Ihre Frauen überreichen bald dem angekommnen Fremden irgend ein kleines Geschenk, gleichsam als eine Ankündigung der Freundlichkeit und des guten Willens, auf welche er rechnen darf, hat er nur anders es nicht verfehlt, der Volkssitte getreu, schon im Anfange sich ihnen freundlich und theilnehmend zu nähern. Oft ist es eben nur eine Rose oder eine unbedeutende Frucht, manchmal eine Hohlkugel aus Wachs mit den wohlriechenden Wässern gefüllt, in deren Verfertigung die chilenischen Frauen keinen kleinen Theil ihrer häuslichen Kenntnisse setzen. Ein anderer Reisender, welcher mit gleich grossem Scharfsinne und Gutmüthigkeit die Sitten dieses Volks aufzugreifen verstand *), hat sehr richtig bemerkt dass dieser sinnige Gebrauch sich in allen ehemaligen Colonien der Spanier in Südamerika wiederfinde und zu einer Classe von kleinen Aufmerksamkeiten gehöre, die man nirgends weiter so zart zu erweisen versteht.

Der Gebrauch des Landes, der jedoch auch nach und nach verschwinden wird, ist es, dass die Frauen in Chile sich selten schon des Morgens vollständig ankleiden. Während sie sich nun diesem Geschäfte hingaben, durchstreifte unsere ganze Gesellschaft in Begleitung des Besitzers die nächsten Umgebungen. Die Zierlichkeit der Einrichtung aber, die überall sichtbare Ordnungsliebe und die Aufmerksamkeit auf tausend kleine Dinge, mit denen man in Europa das Landleben angenehm und abwechslungsvoll zu machen weiss, versteht man in Chile noch nicht. War der eigentliche Zweck erreicht, so verliert sich alles Uebrige als Nebensache in den Hintergrund. Höchst selten ist es daher einen Blumengarten von grösserer Ausdehnung zu gewahren, selbst nicht einmal auf

*) Capt. Basil Hall, der vorurtheilsfreiste und liebenswürdigste der vielen englischen Reisenden, welche über Südamerika schrieben.

den bedeutendsten Landgütern, eine um so mehr auffallende Erscheinung, je weniger dem Südamerikaner und namentlich dem Chileno dichterische Anlagen abzusprechen sind. Obstbäume, freilich aber nur wie sie unter diesem glücklichen Klima dem Boden fast von selbst entwachsen, stehen fruchtbeladen in dichten Gruppen umher, und die üppigen Weinreben scheinen den beschränkenden Zwang eines niedrigen Steinzaunes zu verschmähen. Sie winden sich hoch in die Zweige der Feigenbäume empor, die hier unter doppeltem Namen jährlich zwei Ernten der süssesten Früchte liefern. Durch das breite Laub dieser Bäume gewahrt man das wohlangebaute Thal, und über Alles hinaus die immer neue und immer interessante Kette der beschneiten Anden. Fast alle irgend gut gelegne Haciendas bieten ähnliche Umgebungen, und in den meisten wird man Gelegenheit haben die Herrlichkeit der südlichen Natur in vollen Zügen zu geniessen. Und in der That ist auch die Lage eines bemittelten Landbesitzers in Chile eine von denjenigen der höchsten Zufriedenheit, wenn nicht Kampf der Leidenschaften, besonders aber Ehrgeiz und Parteiensucht, als Ergebniss der bürgerlichen Lage des ganzen Volkes, störend dazwischen treten. Eigentliche Liebe zur Natur, oder vielmehr eine dichterische Hinneigung zu ihr, ist wohl von einem kräftigen Manne nicht zu erwarten, der unter ganz andern Umständen erwuchs als der weit mehr verzärtelte Europäer, allein Liebe zur Unabhängigkeit, Neigung zu den heftigsten körperlichen Bewegungen, zu den Wagnissen und dem wilden Umhertreiben der Guassos, sind bis jetzt selbst noch einem grossen Theil der stadtgebornen Chilenen eigen geblieben. Sie sind die Ursachen der Sehnsucht nach dem Leben auf dem Lande, welche oft selbst von den reichsten Bewohnern der Hauptstadt ausgesprochen wird, und erklären das anfangs sehr überraschende Vorkommen von verhältnissmässig grosser Bildung in manchem scheinbaren Landmann, der gleich den übrigen mit breitem Strohhut, in Mantel und Ueberstiefeln *(botas)* gekleidet umherreitet, und spät erst als ein Bewohner der Hauptstadt sich zu erkennen giebt. Man wundert sich oft einen solchen feiner erzogenen, der bessern Gesellschaft gewohnten Mann in grösster Leidenschaftlichkeit sein Pferd besteigen, und bis zur Wildheit aufgeregt, ermahnend, befehlend, jubelnd, oder das Ungeschick eines Anfängers verwünschend, hinter einer fliehenden Heerde her galoppiren zu sehen, und zwar mitten unter seinen

Guassos, welche dann im Augenblicke der Erhitzung dem Gebieter nicht immer die gewohnte Achtung erzeigen. — Nach Durchwanderung der vernachlässigten Baumpflanzungen gelangten wir zu mehreren verstreuten Hütten, den Wohnungen eben jener Guassos, die man am richtigsten als Landleute der niedrigeren Classe bezeichnet, in welchen sich die volle Nationalität erhielt, welche, auf mehr oder minder günstige Bedingungen hin, auf dem Lande des Gutsbesitzers sich ansiedelten und dafür bald die eine oder die andere Dienstleistung auf sich haben. Der Scene, welche sich da dem Blicke darbot, fehlte es nicht an Lebhaftigkeit. Ein Guasso war beschäftigt, ein noch nie gerittenes Pferd seines Herrn die Stärke seines Arms und die Kraft seines Willens empfinden zu lassen. Das Thier war schön und muthig; auf einer entlegnen Weide eingefangen hatte man es mit Mühe bis auf jenen Platz getrieben. Ihm auf die gewöhnliche Weise den Zaum anlegen zu wollen würde unmöglich gewesen sein. Man hatte es mit Schlingen niedergeworfen. Kaum erhebt es sich aber seiner Banden befreit vom Boden, so sitzt auch der Guasso mit einem einzigen, raschen Sprunge auf seinem Rücken. Wie nun auch das Thier über die ungewohnte Last zürne, wie es springe, sich bäume oder herumgaloppire, so bleibt doch der Reiter mit ziemlich phlegmatischer Ruhe auf seinem Rücken hängen. Es ist Lachen erregend die Anreden im unverfälschten Dialekte des Landes zu hören, die ein solcher Guasso an das halbermüdete Thier über das Thörige seiner Wuth hält, und wäre nicht der Ausdruck eines gutmüthigen Ernstes unverkennbar, so möchte man das Ganze für Ironie der bittersten Art halten. Auch die wildesten Bewegungen des unbändigen Thieres vermögen das Gleichgewicht des Reiters nur wenig zu stören, und fällt das Pferd, oder wirft es sich selbst zu Boden, so kommt der Reiter fast immer zum Stehen neben ihm, und verfehlt den Augenblick nicht, wo das sich frei glaubende Thier aufspringt, um sich als voriger Plagegeist von Neuem blitzesschnell in den Sattel zu schwingen. Nur erst wenn das Pferd in hohem Grade durch eigne Anstrengung ermüdet ist, zwingt der Reiter es zum Laufe, und entlässt es nach solcher Probe gemeiniglich gar sehr gedemüthigt. Ein oder zwei Versuche mehr von derselben Art genügen, um das Thier zur geduldigen Unterwerfung unter den stärkeren Willen des Menschen zu bringen. — Etwas entfernter bemerkten wir einen Platz mit einem kreisrunden Zaune

umgeben, welcher einen zweiten concentrischen enthielt. Zwischen den beiden Ringen galoppirten zahlreiche Stuten und Maulthiere, von muthwilligen Knaben so geängstigt, dass sie unaufhörlich die Bewegung fortsetzten. Der Boden war mit regelmässigen Schichten von Weizen bedeckt, denn dieses ist die Art zu dreschen in Chile, wo man den Halm kurz unter der Aehre durchschneidet, indem man nur allein in den Haciendas, welche den grossen Städten am nächsten liegen, gelernt hat einigen Vortheil aus dem Stroh zu ziehen. Ein alter grauköpfiger Landmann, der Mayordomo der Pflanzung, sah unter dem Schatten der breitästigen Tara, eines Baumes, welcher den Chilenen ein vortreffliches Farbematerial liefert, mit unverkennbarem Vergnügen der Wildheit der Knaben zu, die denn doch schon das zu werden versprachen, was der Landmann sehr schätzt, furchtlose Reiter und halbe Naturmenschen. Ohne gerade geneigt zu scheinen ihren Fleiss zu übertreiben, sassen mehrere Männer herum, mit der kunstreichen Verfertigung der unzerreisslichen viereckigen Ledersäcke beschäftigt, in denen der Chileno in manchen Minengegenden die Erze, in den Districten des Ackerbaues aber sein Getreide und seine Hülsenfrüchte transportirt. Die Frauen waren eben in den Mysterien der gar nicht verächtlichen chilenischen Färbekunst vertieft, oder beschäftigt eine überaus grobe und unreine Wolle zu verspinnen. Hervorragend über diese homerische Gruppe sass eine nach der Sitte des Landes herumziehende Weberin, im Begriff an einem höchst unkünstlichen Webstuhle einen Poncho, ein sehr volksthümliches Kleidungsstück, zu verfertigen. Nicht wenig stolz schien unser Wirth darauf der Erste zu sein, der in dieser Gegend eine mehr verständige Bereitungsweise des Weines eingeführt hatte. Zwar bestanden noch in einem offnen Nebengebäude die Reihen von sehr geräumigen Kupferkesseln, in denen der Wein nach alter Sitte halb eingekocht wird, um ihm grössere Stärke und Süssigkeit zu verleihen, Eigenschaften, die ihn dem Ungewohnten unleidlich und wohl gar schädlich machen könnten. Indessen fehlten auch nicht die hier sehr theuern Fässer zur Gährung, um Weine den europäischen ähnlich hervorzubringen. Nebenan lag ein halbdunkler wohl vierzig Schritte langer Schuppen. Sein Inneres enthielt eine vierfache Reihe von sehr grossen Gefässen aus rothem Thon in der Form kolossaler Urnen, gegen acht Schuh hoch, und von dem Gehalte von ein paar Stückfässern. Sie

waren mit dem Weine der zwei letzten Jahre erfüllt, denn noch immer ist selbst in den bestbetriebenen Haciendas das Verfahren so unvollkommen, dass nur wenige Weine sich viel über diese Periode hinaus erhalten lassen. In der Hütte des Maulthiertreibers des Gutes, welche wir zunächst betraten, lagen die ausserordentlich schwerfälligen Packsättel über einander aufgeschichtet und die Schläuche aus Ziegenhäuten, die man inwendig mit Erdpech überzieht, um in ihnen die Weine zu versenden, welche durch solches Verfahren weder an Klarheit noch an Arom besonders gewinnen. Ein kurzer Spaziergang in der Abendkühle führte uns durch die Weinfelder, wo die Reben sich bald über niedrige Gestelle, bald über unordentlich hingepflanzte Pfähle fortspinnen, wo sie aber auch ohne ängstliche Pflege fast nie verfehlen die üppigsten Ernten zu liefern. Fast als etwas recht Heimisches begrüsst man die blühenden Felder des Alfalfa, des Luzernerklees, den man in allen gemässigten Gegenden des spanischen Amerika als einziges Futterkraut erbaut. So gelangten wir endlich wieder zu dem Wohnhause, wo schon alle Veranstaltungen getroffen worden waren, um den Abend genussvoll zu machen, diejenige Zeit, wo in allen wärmeren Ländern der Mensch eigentlich erst zur Thätigkeit, oder, was dort oft gleichbedeutend ist, zum Genusse erwacht.

Männer und Frauen von den benachbarten Gütern hatten sich auf ihren flüchtigen Pferden zahlreich eingefunden. Fast möchte dem ungewohnteren Fremden die Sitte als sonderbar auffallen, welche, aus früherer Zeit noch beibehalten, den Frauen gebietet in einer langen und unvermischten Reihe an den Wänden in verhältnissmässiger Gesprächslosigkeit sich zu ordnen, während die sonst vertraulichen Männer, wenigstens anfangs, abgesonderte Gruppen in den entfernteren Winkeln des geräumigen Zimmers bilden. Solche Fesseln der altherkömmlichen Etiquette weichen aber gar bald der schwer unterdrückten Lebhaftigkeit des allgemeinen Charakters. Die scheinbare Steifheit verschwindet in einer launigen oft sehr laut werdenden Unterhaltung, und während der ältere Theil der Anwesenden den Maté, den Aufguss des Krautes von Paraguay, nach der oft beschriebenen Art aus silbernen Röhren *(bombillas)* saugt, kreist unter der jüngern Generation die Tasse mit chinesischem Thee, der seit einigen Jahren durch den Einfluss der Fremden sehr gewöhnlich geworden ist.

Lange Zeit jedoch so zuzubringen erlaubt der Nationalcharakter nicht, denn das Pianoforte oder die Guitarre erklingen, wenn auch nicht immer unter der Berührung einer sehr geübten Hand. Ertönt einmal dieses Signal, so spricht Lebenslust aus den dunkelglänzenden Augen, und die weiten Shawls fallen, welche einer wunderlichen Sitte gemäss von den Frauen halbverhüllend über dem Haupte zusammengehalten werden. Der Tanz entwickelt sich. Ist er in den Gesellschaften des Nordens ein willkommnes Vergnügen, so wird er den Bewohnern der Länder, wo eine schönere Sonne vom Himmel strahlt, zum wahrhaften Bedürfniss. In dem Drange der südlichen Leidenschaftlichkeit schwindet dann jenen Menschen die Welt, und sie schwimmen sichtbar genug auf den Wogen der innern Entzückung. Tritt endlich auch eine Pause ein, so wohnt doch bei weitem zuviel natürliche Poesie in dem Südamerikaner, welches Standes er auch sei, als dass er sich in der Ruhe der Conversation von Neuem gefallen könnte, wenn einmal die lebhaftesten seiner Gefühle erregt sind. Unaufgefordert ergreift irgend Jemand die zwölfsaitige Zither, das höchst eigenthümliche Instrument Spaniens, welches schon in jenen Zeiten bekannt war, wo sonderbar genug eine eiserne Barbarei mit Zartsinn sich paarte und so ein Geist entstand, von dem unser flacheres, aber vielfach mehr ruhiges und bürgerliches Alter keine Spur mehr darbietet. Der Spanier verpflanzte dieses Instrument mit sich in alle Länder, die er sich unterwarf, und seine späten Nachkommen wissen, auch in Amerika, manche nationelle Melodie seinen Saiten zu entlocken. Einfachheit ist zwar in diesen eben so der vorherrschende Charakter als in den Worten, die sie zu begleiten bestimmt sind, allein oft fehlt es den poetischen Bildern der Lieder nicht an Feuer oder an Zartheit. Zwischen einer solchen Natur tritt die lyrische Dichtung eben so auf ihrem angemessnen Orte auf, als sie in dem Getümmel der volkreichen Städte Europas meistens nur als das erzwungene Erzeugniss der Künstelei erscheint. Laune und Witz sind jedoch keinesweges ausgeschlossen, und neckende Einfälle, die bald auf den Einen bald auf den Andern der Anwesenden sich beziehen, beweisen die Gewandtheit der improvisirenden Sänger, und bringen manches fröhliche Gelächter hervor. — Die Gesellschaft hatte sich nach und nach zerstreut, und wir Europäer sahen uns, zum Theil nicht ohne Verwunderung, noch um Mitternacht zu dem Familienmahle aufgefordert,

welches nach unverletzlicher Sitte den Abend beschliessen muss. Die Höflichkeit des Landes verlangt es den Fremden die obersten Plätze der Tafel einzuräumen, von der manche Schüssel, schwer mit Fleischgerichten beladen, dampft. Gern entweicht man in die freie Natur nach so ungewohnten und späten Genüssen, die aber der nächtlichen Ruhe der Chilenen keinen Abbruch thun. Das Ziel der Wanderung war die Spitze eines kühn vorspringenden Felsens, die wir auch schnell erreichten. In der Feier eines halbtropischen Klimas ruhte die Nacht über der weitausgedehnten Landschaft. Ein kühlender Wind war auf den schwülen Tag gefolgt, und flüsterte durch die silberglänzenden Palmen des Landes, die wie manche andere Verwandte sich vorzugsweise auf den luftigeren Höhen gefallen. Das weite fruchtbare Thal lag deutlich erleuchtet unter uns, scheinbar begränzt durch die in der Wahrheit weit entfernte Kette der Anden, welche mit weisslichem Lichte erglänzte. In einiger Entfernung dehnte sich das weite Meer aus, einer ungetheilten schwarzen Ebene vergleichbar, aber am Horizonte dennoch scharf getrennt vom hellgestirnten Himmel. Nur an einer Stelle erschien es erleuchtet von einem glitternden Streifen des untergehenden Mondes, und ein einsames weisses Segel glitt in grosser Ferne geisterhaft über seine unbewegte Fläche. Auch auf ihm war die Ruhe eingetreten, welche die ganze herrliche Natur umfing. Leicht führt das Anschauen einer so grossartigen Landschaft der aufgeregten Phantasie Bilder aus der romantischen Vergangenheit dieser Länder vor. Man meint im langen pomphaften Zuge die Heldengestalten der ersten Eroberer zu erblicken, beladen mit Verbrechen, aber auch unsterblich durch grossartige Thaten, und das Andenken an manche idyllische Scene aus der Vorzeit Amerikas unterbricht das Hochtragische des Gesammteindrucks, den die Geschichte dieses Welttheils stets hervorbringt. Sein Geschick giebt dem Nachdenken um so reicheren Stoff, als ein ungewisses Dunkel über der Zukunft so vieler seiner Länder liegt. — Spät verliessen wir unsern einsamen Standpunkt, um nach einem vielbewegten Tage einige Stunden Ruhe auf den Lagern zu suchen, welche eine freundliche Aufmerksamkeit unter den Corridoren bereitet hatte, an denen die dichten blühenden Zweige des gelben Jasmins sich hinrankten.

Chile ist bis vor wenigen Jahren ein Land gewesen, in welchem es allein zwei Beschäftigungen für den Arbeitslustigen gab, den Bergbau und die Agricultur. Schlimm genug für die Ausbildung des Volkscharakters war es, dass gerade die Möglichkeit den Fleiss dahin zu richten eine sehr geringe war, denn zur Betreibung des Bergbaues gehörten mehr Mittel als ein Mann der unteren Classen je in seinem Bereiche sehen konnte, während die Benutzung des Landes in kleineren Strichen und als unabhängiger Besitz ihm durch sehr sonderbare, man möchte fast sagen unmenschliche Gesetze verwehrt wurde. Nur erst durch den Congress und die Constitution von 1828 wurden die Majorate aufgehoben, die Ursache, aus welcher eben so sehr der Schmuz, die Armuth und die Uncultur der ärmeren Landleute zu erklären ist, als die grosse Vernachlässigung des Bodens, auch in sehr fruchtbaren Provinzen. Es sind dieses Dinge, auf die man stets strenge Rücksicht nehmen sollte, wenn man über einen so wichtigen Gegenstand, wie der Ackerbau eines ganzen Landes es ist, abzuurtheilen sich vornimmt. Unangenehme Erfahrungen haben selbst die entschiedensten Tadler Chiles gezwungen die Hinlänglichkeit oder das Passliche der Art des Bergbaues in Chile anzuerkennen, obwohl es anfangs nicht an bittern Anklagen fehlte. Dasselbe gilt aber auch vom Ackerbau, der durch Klima und die politischen Verhältnisse bedingt, freilich wohl in Chile auf ganz andere Weise betrieben wird als im nördlichen Europa. Dass aber die äusseren Ursachen seiner scheinbaren Vernachlässigung entfernbar waren, dass er unter günstigen Bedingungen sehr zunehmen und in Hinsicht des üblichen Verfahrens sehr verbessert werden könne, haben schon die Erfahrungen der wenigen Jahre gelehrt, welche seit der Ankunft der Fremden in Chile verstrichen sind. Diese Fortschritte werden noch zahlreicher werden, sowie die Zunahme der Bevölkerung und des allgemeinen Betriebs auch grössere Anstrengungen der Einzelnen erheischen, die dann nicht wohl hinter der Bewegung des Ganzen zurückbleiben können, ohne sich selbst grossem Nachtheile auszusetzen. Von der Meinung auszugehen, dass das Volk der Chilenen einer unverbesserlichen Neigung zur Unthätigkeit unterliege, ist eben so ungerecht und inhuman, als es einseitig ist zu behaupten, dass nur ein sehr kleiner Theil des Bodens der Cultur fähig sei. Das Erstere mag ehedem vielleicht dem Vor-

urtheilsvollen so geschienen haben, und liess sich, soweit es gegründet war, aus der sehr gedrückten Lage der untern Classen erklären, indem nichts geschah diesen eine bürgerliche Industrie durch die Gewissheit eines bedeutenden Gewinnes angenehm zu machen; das Letztere mag allein von den nördlichen Provinzen der Republik gesagt werden. Diese aber sind nie diejenigen gewesen, in denen der Eingeborne den Ackerbau mit besonderer Vorliebe betrieben hätte. Um Chiles Fruchtbarkeit und die Aussichten, welche es für die Zukunft seiner zunehmenden Bevölkerung bietet, richtig beurtheilen zu können, wird durchaus die Kenntniss der Südprovinzen erfordert. Wie ausserordentlich verschieden diese in Hinsicht ihres Klimas und Bodens und selbst ihrer Oberfläche auftreten, wird später ihre Vergleichung mit der kleineren nördlichen Hälfte des Landes dem unbefangenen Leser lehren. Der Stand der Agricultur in diesem Augenblicke widerlegt schon eine Menge von trostlosen Voraussetzungen und Prophezeiungen mancher Werke, die noch nicht ein Alter von zehn Jahren erreichten. Einem Volke, welches in der Entwickelungsperiode sich befindet, nachzurechnen ist immer ein schweres Unternehmen. Zeigt ein solches trotz alles früheren Druckes und ehemaliger Versunkenheit in Indolenz einen bedeutenden Grad von Beweglichkeit, von Lebhaftigkeit und leichter Auffassung, so wird man bei seinen Voraussagungen immer der Wahrscheinlichkeit am nächsten kommen, wenn man mit vorsichtiger Beachtung der Hindernisse, welche die Natur selbst entgegenstellen möchte, das Grössere erwartet. Völker mögen nach Erreichung einer sehr hohen Stufe der Cultur zurücksinken, allein es ist sehr selten, dass gleichsam ein giftiger Mehlthau auf die Blüthe ihrer Entwickelung falle, und diese zum Stillstande, vielleicht sogar zum Verderben bringe. Die Lebenskraft eines jugendlich sich erhebenden Volks widersteht manchem Einflusse, der in einem vorgerückten Alter sehr nachtheilig einwirken würde. In der Existenz der Massen wiederholt sich das Gesetz, welches für den Einzelnen gilt. Abnahme der Kräfte und grössere Empfänglichkeit für äussere Störungen werden naturgemäss nur von der Zeit an bemerklich, wo die höchste Ausbildung erreicht war. Die Chilenen schreiten dem zufolge eben so rasch vorwärts, als es unwahrscheinlich ist, dass sie bald stehen bleiben oder gar zurücksinken werden. Manche einseitige oder gehässige Voraussagung ist bereits unerfüllt geblieben, und wenn dieses in moralischer

Bedeutung geschah, so wird es in der mehr bürgerlichen der Industrie unfehlbar auch der Fall sein.

Ein eigentlicher Bauernstand, dieser Nerve der Stärke eines jeden civilisirten Landes, ging Chile, besonders aber seinem nördlichen Theile, bis auf die neusten Zeiten noch ab. Der wahre Grund ist sehr richtig in dem drückenden System der Lehnsherrlichkeit und dem ausschliesslichen Besitze sehr grosser Ländereien gesucht worden, durch welche den älteren Familien des Landes oft mehr ein Zuwachs an Mühen und Sorgen als an Einkommen geboten wurde. Die Unveräusserlichkeit grosser Landbesitzungen so lange noch ein Glied der Familie lebte, ganz besonders aber das strenge Verbot kleinere Theile zu verkaufen, hat ohne Zweifel den Wohlstand des Landes sehr gehemmt und das Fortschreiten der niedern Classe gehindert, allein man hat unstreitig auch dieses ganze Verhältniss in zu schwarzen Farben geschildert. Die spanische Regierung erhielt das Gesetz der Majorate mit eifersüchtiger Strenge aufrecht, und dieses um so mehr, je entfernter eine Colonie war, je schwerer es also sein musste, in ihr stets die öffentliche Meinung zu leiten und zu regeln. Man scheint ziemlich richtig gefolgert zu haben, dass durch die Verhinderung eines kleinen aber freien Besitzthumes die unteren Classen stets so von den höheren abhängig bleiben würden, dass in ihnen das Regewerden der Begriffe von Selbstständigkeit nicht zu fürchten sein werde. Wie nun die spanische Regierung in Amerika sonst auch gewesen sein möge, wie vorsorgend sie auch oft auftrat, so passten die Ideen von Unabhängigkeit nun einmal nicht in ihr fest befolgtes System, und darum wirkte sie ihnen auf alle Weise entgegen. Die Eigner der unzertrennbaren Ländereien für das Interesse der europäischen Regierung zu gewinnen war bei dem ehemaligen Culturstande der Amerikaner eben kein sehr schwieriges Unternehmen, und durch Sicherung der aristokratischen Theilnahme erlangte man eine zwar indirecte, aber darum nicht minder unumschränkte Gewalt, auch über die niedrigsten Einwohner. Den besten Beweis des Einflusses, den die Ausübung dieser Massregeln auf das Volk hatte, liefert die Weise, wie bei dem Ausbrechen der bürgerlichen Unruhen und im darauf folgenden Kriege die Landleute des Südens auftraten. Nur allein an den südlichen oder Indiergränzen hatte die Regierung sich Landstriche vorbehalten,

die sie auch an nicht aristokratische Landleute vertheilte. Die Nähe der immer raubsüchtigen Indier machte dieses Eigenthum eben zu keinem sehr schätzenswerthen, allein es gab den kräftigen Bewohnern das Gefühl von Selbstständigkeit, welches aus jedem freien Besitz erwächst, ein Gefühl, was noch durch ihre frühe Angewöhnung an die Waffen als Folge ihrer geographischen Lage viel Männliches erhielt. Aus einer festen Loyalität, welche von den stolzen Spaniern nicht genug geachtet wurde und unverkennbar grossentheils aus Dankbarkeit herstammte, ergriffen die Südchilenen anfangs die Sache des Königs. Als sie endlich zu der ihnen näher liegenden und naturgemässeren Seite übergingen, schlugen sie sich tapferer als alle Uebrige, und bis heute ist die Bevölkerung der kleinen Gränzdörfer des Südens eine weit entschlossnere als diejenige des Nordens, wo das Land fast ganz allein in grosse Haciendas vertheilt ist. Wenn die Lage des mittellosen, auf dem Lande lebenden Chilenen früher eine sehr beschränkende war, und keine Mittel zur Verbesserung seiner Privatumstände bot, so war dafür auch die Zahl der Bedürfnisse weit kleiner, und die Cultur der befehlenden und wohlhabenden Classe stand zu derjenigen der niedern und ärmern in genauem Verhältnisse. Jetzt sind beide vorwärts gegangen und mit dem zunehmenden Handel und der vergrösserten Industrie wachsen auch die Bedürfnisse auf der einen, Erkenntniss auf der andern Seite. Alles dieses hat dazu beigetragen das Verhältniss früherer Abhängigkeit weit schneller zu zerstören, als man erwartet hatte, und das Gesetz, welches 1828 die Majorate aufhob, also auch dem Unbemittelten die Möglichkeit eines Grundbesitzes bot, war durch die Zeit nöthig gemacht und unaufschiebbar. Die Opposition gegen jene Veränderung im Grundgesetze des Landes war acht Jahre hindurch eine sehr heftige, indem eine Partei, diejenige der sogenannten *Pelucones* oder der Repräsentanten der veralteten und engherzigen Principe der Colonialregierung, ihr Interesse ungemein bedroht glaubte. Die stärkere Stimme der Vernunft siegte, und die unmittelbare Folge war der Ausverkauf mancher allzugrossen Landbesitzung in kleinen Stücken. Dass alle Bewohner des Landes zu Grundeigenthümern werden sollten, hat man nicht erwartet, und bei der Nothwendigkeit eine Zahl von Tagelöhnern für das Geschäft der Viehzucht zu erhalten, welches ziemlich viel Aufsicht und Arbeit erfordert, wäre die unabhängige Ansiedlung Aller kein sehr erfreuliches Ereigniss

gewesen. Ist auch das Arbeitslohn bedeutend theurer geworden indem die Zahl der Haus- und Eigenthumslosen sich sehr vermindert hat, so bleibt immer noch eine Menge lediger Männer übrig, welche bis in ein reiferes Alter der Neigung zu einem unstäten Leben folgen, sich spät erst den Sorgen eines Hausvaters unterziehen, und an eine dauernde Niederlassung und eignen Herd denken. Auf diese Weise hat das System, welches früher in Hinsicht der untern Classe der Landleute herrschte, gar sehr an drückendem Einfluss verloren, und wird diesen in stets vergrössertem Masse zu verlieren fortfahren, wie die Idee der persönlichen Freiheit durch Angewöhnung und durch Vergessen der Eindrücke der spanischen Zeit zunimmt, so dass auch der ärmste Landmann es lernt mit freier Stirne dem reichsten Landbesitzer entgegenzutreten.

Das Verfahren, welches früher das allein mögliche war, wenn ein auf dem Lande Geborner sich anzusiedeln wünschte, war fast überall sich gleich, konnte durch Denkweise des grossen Landbesitzers in seinen Wirkungen unschädlich oder auch sehr verderblich gemacht werden, und war nichts mehr als eine Copie des europäischen Feudalwesens im verjüngten Massstabe. Dem Besitzer grosser Ländereien (*Hacendado*) musste aus vielen Gründen daran liegen eine bedeutende Zahl von Leuten, welche im Verhältnisse der Unterthanen zu ihm standen, auf seinem Boden angesiedelt zu sehen. Einmal entstand dadurch grössere Sicherheit gegen die sehr methodischen Diebstähle, denen die Viehheerden ausgesetzt waren, indem unter allen Vergehen dieses von den gemeinen Chilenen stets am wenigsten als ein unverantwortliches betrachtet wurde; und dann erhielt man vermöge eines drückenden Herkommens auf dieselbe Weise eine Art von Frohnbauern, denen man, je nach der grössern oder geringern Gutmüthigkeit des Grundherrn, bald grössere bald geringere Dienstleistungen zumuthen konnte. Demjenigen, der sich auf einer Hacienda anzubauen wünschte, wurde ein Stück Land, meistens von sehr geringem Umfange, und in der Regel auf den dürrsten Hügeln gelegen, angewiesen, wo er sich seine unkünstliche Hütte innerhalb weniger Tage errichten mochte. Nur in seltenen Fällen gab man ihm die Erlaubniss die Landesfrüchte in einer grösseren Menge zu erbauen, beiläufig eine Erlaubniss, die nur Wenige bei ihren stets beschränkten Mitteln und der Willkür, der

sie auf jeden Fall unterworfen werden konnten, sich hätten zu Nutzen machen können. Bisweilen geschah es, dass die Quantität bestimmt wurde, die ein solcher Frohnbauer oder Häusler *(Inquilino)* allein erzeugen oder frei verkaufen durfte. Dem Hacendado selbst lag oft sehr viel daran sich ein Monopol innerhalb einer weiten Entfernung zu erhalten, und daher kam dann manche sehr ungerechte Beschränkung der Inquilinos, welche jedoch von der Regierung gebilligt wurde. Als Ersatz für jene eben nicht sehr werthvolle Vergünstigung verpflichtete der Frohnbauer sich zur Leistung gewisser Dienste, über deren Gewicht kein bürgerliches Gesetz feste Regeln aufstellte. Indessen herrschte doch insofern noch Ordnung, als man einen Inquilino nicht direct zu mehr unbezahlten Arbeitsleistungen zwingen konnte als denjenigen, zu welchen er sich vom Anfange an contractmässig verpflichtet hatte. Wenn man die gewiss nicht glänzende Lage eines solchen Landmannes als eine noch willenlosere als diejenige eines westindischen Negers schilderte, so gehört dieses dennoch in die Classe der absichtlichen und wenig gutmüthigen Uebertreibungen, durch welche eine Partei eben so Chiles Einwohner herabzusetzen versucht hat, als eine andere, durch das Gegentheil nicht minder einseitig werdend, alles auf sie Bezügliche lobpreisend übertrieb. Auf manchen Haciendas war die Menge der Tage unbezahlter Arbeit grösser, auf andern geringer, und selbst die Art, wie diese verlangt wurde, hing allein vom Grundherrn ab. Die grössere oder geringere Gutmüthigkeit desselben errieth man aus der Zahl der Inquilinos, denn während manche Haciendas edelgesinnter Familien solche Bewohner in Menge enthielten, waren andere wie verlassen. Daher kam es, dass das Verhältniss der Frohnbauern zu dem Hacendado oft eben so unter einer patriarchalischen Form beobachtet werden konnte als unter derjenigen eines rücksichtslosen und gehässigen Druckes. Von dem Ersteren sind mir mehrere Beispiele vorgekommen, sehr wenige von dem Letzteren, und es ist sehr wahrscheinlich, dass künftige Reisende sie noch weit seltener beobachten werden, indem unter dem Einflusse der neuen Institutionen die eine Classe eben so wird lernen müssen ihre Forderungen herabzustimmen, als die andere sich gewöhnt ihren Menschenwerth zu fühlen, und bei der ausserordentlich zunehmenden Nachfrage nach thätigen Arbeitern bessere Gelegenheit zum unabhängigen Verdienst findet als durch die ehemalige blinde Unterordnung unter einen fremden Willen.

Das Verhältniss der Inquilinos brachte es mit sich, dass ihre Ansiedelungen nur sehr ungewisse sein konnten; denn durfte man dem Gesetz gemäss sie auch nicht ohne Weiteres vertreiben, wenigstens nicht so lange als die von ihnen gepflanzte Ernte sich noch auf dem Felde befand, so waren sie dieser Gefahr doch immer von sechs zu sechs Monaten ausgesetzt. Der Hass eines Mayordomo, des Aufsehers, dem in der Abwesenheit des Eigners das Gut anvertraut wird, genügte um einen schuldlosen Mann mit seiner Familie ohne weiteren Process fortzusenden, und anderemal gab es Mittel, wenn anders der Eigner ungerecht genug war oder sich nicht um die Bewirthschaftung bekümmerte, dem Gehassten so viele Dienstleistungen zuzumuthen, dass dieser gern sich freiwillig entfernte. Die öffentliche Gerechtigkeit ist, besonders in Bezug auf die Armen, in den spanischen Colonien nie sehr gross gewesen, sie wurde aber fast in allen Fällen zu einer höchst parteiischen, wo ein Streit zwischen dem Hacendado und Inquilino sich erhoben hatte. — Solches war das System der Majoratsgüter, und solche die Lage der Bewohner bis zu dem Eintritte der erwähnten gesetzlichen Veränderung, die jedoch so mächtig auf das Landvolk einwirkt, dass Alles, was über Majorate in Chile geschrieben wurde, in kurzer Zeit dem Vorrathe historischer Erinnerungen und Antiquitäten aus der frühen Geschichte des Volks wird beigezählt werden müssen. Aus jenem System leitet man wohl mit allem Rechte die besondere Neigung her, welche der Chileno zu einem heimathlosen Leben verräth, seine Liebe zu einem unbeschäftigten, aber oft mit grossen Entbehrungen verbundenen Umherstreifen, ohne Plan und ohne Zweck. Die Aermlichkeit und der Schmuz der Wohnungen der untern Classe auf dem Lande erklärt sich eben daher, denn Keiner wird sich die Mühe nehmen, zumal unter einem Himmel der eine Menge ängstlicher Vorsorgen unnöthig macht, ein Haus bequem und für längere Bewohnung berechnet einzurichten, wenn er nicht weiss wie lange er ungestört in seinem Besitze gelassen werden mag. Der Zunahme der Bevölkerung stand jenes unkluge System entschieden entgegen. Dem verheiratheten Manne, der seiner Familie Obdach zu verschaffen wünschte, blieb nichts übrig, als sich dem Willen und der Laune eines Hacendado zu unterwerfen, und gar Viele gaben daher dem unabhängigeren und gewissermassen viel mehr einträglichen Stande des ledigen Lebens den Vorzug. Sie vermietheten

sich an die Gutsbesitzer, wohnten in kleinen Hütten zunächst um die Hacienda selbst, und wurden für die Arbeit bezahlt, welche der Unverheirathete oft umsonst zu verrichten gezwungen war. Für die Landbesitzer selbst war die Menge der Inquilinos auf ihren Grundstücken nur ein sehr scheinbarer Vortheil, denn die Ländereien, welche man den letzteren überwiesen hatte, waren, selbst im Falle dass man in der Vertheilung liberal verfuhr, in sehr vernachlässigtem und unproductivem Zustande. Niemand pflanzte einen Baum, da Jeder überzeugt sein konnte, dass weder er selbst noch seine Nachkommen die Früchte geniessen würden, und im Gegentheile strebten Alle nur dahin, für den Augenblick aus dem ungewissen Besitz den Vortheil zu erlangen, den ihnen oft ein unredliches Verfahren gegen den Grundherrn oder seine nächsten Nachbarn liefern musste, nicht aber eine stille bürgerliche Arbeitsamkeit. Daher gab es Streitigkeiten ohne Ende, Willkürlichkeiten von der einen Seite, und eine sklavische Unterwürfigkeit von der andern, die sich im Geheimen durch allerlei Betrügereien entschädigen zu müssen glaubte: mit einem Worte, es herrschte ein System für beide Parteien von gleicher Verderblichkeit und die Quelle manches unmoralischen Zuges im Wesen der niedrigeren Classen, die man aber eben deswegen nie anders als nach Berücksichtigung des Jochs, welches noch vor wenig Jahren auf ihnen lastete, beurtheilen sollte.

Wenn auch der Ackerbau in den mittleren Provinzen der Republik nicht so ergiebig ist als derjenige des Südens, so bewirken doch manche Ursachen, namentlich die dichtere Bevölkerung und die Nähe grosser Städte, dass man ihn mit mehr Sorgfalt betreibt, und angefangen hat manche fremde Verbesserung bereitwilliger aufzunehmen. Von der im milderen Europa gewöhnlichen Agricultur unterscheidet sich aber diese schon auf den ersten Blick durch eine grosse Eigenthümlichkeit, durch die künstliche Bewässerung, welche zu den unumgänglichen Bedingungen des Ertrags gehört. Die erste Betrachtung, um in jenen Gegenden den Werth eines Landbesitzes zu bestimmen, ist immer die des Reichthums an Wasser, oder doch der verhältnissmässigen Leichtigkeit und der Wohlfeilheit, mit welcher dasselbe auch aus grösseren Entfernungen dahin geleitet werden könne. Wie fruchtbar auch der Boden sei, besonders in den Gegenden am Fusse der Anden, wo uralte vulcanische Massen durch

ihre nach Jahrtausenden eingetretene Zersetzung und Auflösung ein sehr ergiebiges Erdreich hervorbrachten, so ist doch das Klima ein solches, dass die Vegetation durch die Winterregen eben so ausserordentlich beschleunigt wird, als sie unmittelbar darauf, durch eine fast ununterbrochne Trockenheit berührt, in den am wenigsten begünstigten Gegenden spurlos untergeht. Ehe noch die Cerealien ihre Reife erreichten, ist schon jene Jahreszeit eingetreten, und wenn es auch hin und wieder gelingt noch den Weizen, ohne der künstlichen Bewässerung zu bedürfen, so weit reifen zu sehen, dass man ihn einernten kann, so geschieht dieses doch nicht an allen Orten, und ist nicht möglich bei andern Landesproducten, welche entweder weit längere Zeit zu ihrer Ausbildung nöthig haben, oder in Einem fort neue Ernten liefern sollen. Gewächse der ersten Art sind der Wein, der Hanf und alle Gartenfrüchte, der letzteren der Luzernerklee, der als Futter dem Lande von ausserordentlich grosser Wichtigkeit ist. Durch lange Erfahrungen belehrt zeigen aber die Chilenen auch keine unbedeutende Geschicklichkeit, um sich selbst den dünnsten Wasserfaden zu Nutzen zu machen. Gleich den alten Peruanern verstehen sie es ohne künstliche Nivellirung und ohne die Instrumente, deren man sich in Europa für solche Zwecke bedienen würde, über sehr ungünstige Grundflächen ohne Irrthum jene Canäle zu leiten, deren Besitz von sehr grosser Wichtigkeit ist, und daher nicht selten zu Streitigkeiten Anlass giebt, welche durch das beibehaltne altspanische Gesetz, in seinem unerträglich langsamen Geschäftsgange, oft im Laufe eines halben Menschenalters nicht entschieden werden. Morgens und Abends eröffnet man die unkünstlichen Hauptschleusen, und das Wasser vertheilt sich aus einem Graben in den andern, bis es sich zuletzt in zahllosen flachen Rinnen verliert, und den halbverschmachteten Pflanzen ein neues Leben verleiht. Da aber nicht alle Grundbesitzungen in der Nähe mehr wasserreicher Flüsse gelegen sind, so hat man durch Graben künstlicher Teiche an wenigen Orten diesem Mangel abzuhelfen gesucht, eine Aushülfe von geringer Bedeutung, indem solche Bassins austrocknen, ehe der eigentliche Zweck ihrer Anlegung in vollem Masse erreicht war. Ein Beweis wie unumgänglich nothwendig die Bewässerung auf künstliche Weise im nördlichen Chile sei, und dass es durchaus kein Ersatzmittel für dieselbe gebe, ist die Grösse der Summen, welche man in den am meisten wasserarmen, oder vorzüg-

lich dichtbevölkerten Gegenden für das Recht, Canäle abzuleiten, zu zahlen pflegt. Nach einem Gesetz aus der Zeit des Präsidenten O'Higgins (19. Novbr. 1819) kostet eine einfache Wasserableitung *(regador)* aus dem Hauptcanal des Maypú im ersten Ankaufe die baar zu erlegende Summe von 750 spanischen Thalern. Dass aber dabei noch die Dimensionen desselben sehr genau angegeben sind, mag den Werth von einigen Kubiktoisen von Wasser beweisen, die zufällig ein Landbesitzer mehr oder weniger erhalten könnte. Ein Canal für jenen Preis sollte nur den vierten Theil einer spanischen Vara *(una quarta)* breit sein, und die Tiefe einer Sechstheilvara *(una sesma)* nicht überschreiten dürfen. Dasselbe Gesetz erlaubte aber auch dem Kauflustigen seinen Canal durch irgend ein fremdes Land nach seinem Besitzthume zu führen, mit der einzigen Ausnahme der Baumpflanzungen, indem man mit den Eignern derselben einen Vertrag zu machen hatte. Die Gesellschaft welche auf Actien im Jahre 1832 den Maypúcanal von der Regierung übernahm, verpflichtete sich dasselbe Gesetz zu befolgen. — Der grössere oder geringere Mangel an Wasser bestimmt natürlich genug die Grösse der cultivirbaren Oberfläche des Landes, allein aus der jetzt benutzten Menge schliessen zu wollen, dass das Land nicht mehr biete, würde eine sehr falsche Folgerung sein, indem weder die Industrie noch die Bevölkerung so angewachsen sind, dass man ungewöhnlichere Anstrengungen zu machen sich genöthigt gesehen hätte. Wenn auch die höhern und kahlen Bergrücken des mittleren Chile, diejenigen nämlich, welche die Höhe von eintausend Fuss nicht übersteigen, für alle Zeiten unbenutzt liegen bleiben müssen, wenigstens für die Zwecke des Ackerbaues, so wird doch in künftigen Zeiten manches Thal cultivirt werden, von dem man jetzt keinen Gebrauch macht, weil die Herbeiführung des Wassers allzugrosse Mühe oder Kosten veranlassen würde.

Abgesehen von diesen Zufälligkeiten, wodurch Haciendas eben so leicht zu sehr guten gemacht werden als an Werth verlieren können, ändert sich der Werth von einer jeden derselben mit dem Besitzer. Es ist daher sehr schwer zu bestimmen welche Districte der Mittelprovinzen die reichsten und bestbebauten zu nennen sein dürften, denn sie liefern oft Beispiele ganz vortrefflicher und wohlverwalteter Besitzungen neben andern,

welche nur nothdürftig ihren Besitzer erhalten, und nicht selten in einem höchst vernachlässigten Zustande befindlich sind. Verbesserungen anzubringen ist in Chile, namentlich in Hinsicht des Ackerbaues, kein leichtes Geschäft und erfordert stets ein grösseres Capital, als es sich in dem Bereich der Familien findet, gehörten sie auch den reichsten des Landes an. Als Beleg des Gesagten dient die Hacienda des um Chile vielverdienten Don Ruiz Tagle am rechten Ufer des Maypú. So einträglich sie auch ist, so haben doch die Verbesserungen und die Einführung einer europäischen Bewirthschaftung solche Kosten verursacht, dass sie mit Schulden für Jahre hinaus beladen bleiben muss. Im Allgemeinen sieht man die Provinz Aconcagua für eine der am besten bebauten an, denn aus ihr kommt die grösste Menge des Getreides, welches neben demjenigen der Südprovinzen auf dem Markt von Valparaiso erscheint, und durch den Vertrieb eines neu begründeten Handels zum Theil seinen Weg nach Ländern findet, von deren Existenz noch vor wenig Jahrzehenden die Chilenen keinen Begriff hatten. Allein die sehr schwierige Verbindung zwischen den Getreidedistricten und den Häfen macht die Erzeugnisse fast werthlos, und veranlasst Widerwillen gegen eine Beschäftigung, die weit mühevoller und in ihrem Erfolge ungewisser ist als die Viehzucht, der andere Zweig der Landwirthschaft. In der genannten Provinz giebt es einzelne Erweiterungen des Flussthales von kesselförmiger Gestalt, in denen das Land mit ungewöhnlicher Sorgfalt angebaut ist. Solche sind namentlich die Umgebungen der eigentlichen Stadt Aconcagua, die Thalebene von Santa Rosa de los Andes, und Quillota, die ersteren durch ihre Erzeugung von Getreide berühmt, die letztere durch ihren Ueberfluss an Wein, Hanf und Südfrüchten. In der Provinz von Santjago ist das Thal von Melipilla (ein Arm des Maypúthales) das bestbebaute. Die Hacienda von Aculeu, der Familie Larrain angehörig, gilt in derselben Provinz für die sorgfältigst benutzte und einträglichste Landbesitzung, diejenige aber, welche ehedem von den Jesuiten besessen wurde *(hacienda de la Compañia)* und nun das Eigenthum der alten Familie Correa ist, dürfte vielleicht in diesem Augenblicke die grösste innerhalb der Gränzen der Republik sein. Sto. Domingo, früherhin Eigenthum des Klosters gleichen Namens in der Hauptstadt, war vor der Revolution die reichste aller Haciendas in Chile und konnte als ein passendes Beispiel angeführt werden sowohl von der unverhältniss-

mässigen Grösse manches einzelnen Landbesitzes, als des ausserordentlichen Reichthums der Kirche in Südamerika, von welcher die chilenische im Vergleich zu der peruanischen höchstens als ein armer Theil anzusehen war. Trotz dem beispiellosen Systeme der Verschleuderung, welches hinsichtlich der Kirchengüter zur Zeit der Revolution herrschte, verkaufte eine temporäre Regierung jene Hacienda immer noch für 500,000 spanische Thaler, wie man glaubt für die Hälfte des Werthes, den sie jetzt haben würde. Dieser Werth ist indessen etwas sehr Relatives, und hängt von vielen Nebenumständen ab, an deren Erwägung im Taxationsgeschäfte der Ländereien Europas schwerlich irgend Jemand denken würde. Die schon erwähnte Bewässerung hat, wenn sie als möglich nachgewiesen wird, auf den Preis ihren Einfluss, so dass man also von dem Grundsatze ausgeht, den Käufer die Wahrscheinlichkeit eines höheren Ertrags bezahlen zu machen, welcher aber erst durch Verbesserungen, die er auf eigne Kosten vornehmen müsste, erreicht werden kann. Die grössere oder geringere Entfernung des Markts zum Verkauf der Producte, selbst die Wahrscheinlichkeit, dass durch die zunehmende Energie in den Massregeln der Regierung die Anlegung von fahrbaren Strassen in der Nähe der verkäuflichen Hacienda veranlasst werden könnte, sind ähnliche preiserhöhende Umstände. Seit eine Strasse von Valparaiso in möglichst gerader Linie nach Aconcagua und der Ausmündung des Cordillerenpasses von Mendoza projectirt worden (1832), ein Werk, dessen Nützlichkeit der thätige O'Higgins erkannte, aber unvollendet liegen lassen musste, seit jener Zeit sind alle Haciendas im Thale des Aconcaguaflusses bedeutend im Preise gestiegen. Durch wirkliche Ausführung jener Strasse wird erst das Erbaute wahren Werth erlangen, indem bis jetzt der sehr schwierige Transport auf Maulthieren, wenigstens bis Santjago, und nur von da in Karren nach Valparaiso, oft einen Aufwand von 33—50 Proc. der Summe veranlasste, für die die Feldfrüchte, wenn sie endlich im Hafen ankamen, verkäuflich waren. Der Transport zu Wasser ist den mittleren Provinzen nicht wohl möglich, indem die Flüsse, wie schon oben erwähnt wurde, keine Verbindungswege darstellen, im Gegentheil sogar den Reisen und Versendungen sehr oft hinderlich werden. Man rechnet gewöhnlich, dass der Werth der Haciendas in den zugänglicheren Gegenden der Republik, seit der Erlangung einer unabhängigen Regierung, von zwei- bis viermal

sich vermehrt habe, und eben daher kommt es, dass grössere Güter, auf denen jedoch seit der genannten Periode verhältnissmässig sehr viel Verbesserungen vorgenommen worden sind, und welche vor der Revolution zu 10 oder 15,000 spanischen Thalern geschätzt wurden, jetzt auf 30 bis 40,000 Thaler angeschlagen werden. Unbestreitbar geht man bei diesen Schätzungen von einem falschen Princip aus, so dass ihm gemäss alle Haciendas weit über ihren Realwerth taxirt werden. Es ist nämlich Sitte das jährliche Product mit Zwanzig zu multipliciren, und die so erhaltene Summe als den wahren Werth des Gutes anzunehmen. Richtig genug würde diese Methode sein, wäre der Zinsfuss in Chile nur 5 Proc. (eine Annahme, auf welche jene Calculation gegründet ist), allein da derselbe nie unter 12 fällt, oft 18—24 Proc. beträgt, so ergiebt sich die Unrichtigkeit von selbst. Zwar ist der gesetzliche Zinsfuss in Chile nur 6 Proc., denn eben so wie Europa hat auch die Republik die Wuchergesetze beibehalten, welche ihr aus der Vorzeit überliefert wurden; allein wie überall anders, wo sie gegen den natürlichen Gang des Verkehrs gerichtet sind, bleiben diese Gesetze auch hier unbeachtet. Es wurde 1832 ein Versuch der gesetzlichen Abschaffung jener Beschränkungen gemacht, der jedoch im Congress Widerstand fand, und Veranlassung zu einem sehr ungenügenden Gesetz wurde, durch welches in manchen Fällen der Geldhandel für frei erklärt wurde. Die Peruaner, die sonst am allerwenigsten der erleuchteten Ansichten in ihrer Staatsverwaltung sich rühmen können, sind zufällig einmal den Chilenen zuvorgekommen, und haben den Geldhandel völlig frei gegeben, wodurch ein plötzliches Fallen des Zinsfusses von 50 auf 24 und zuletzt auf 12 Proc. hervorgebracht wurde. Soviel ist aber Geld vor der Hand in Chile und Peru, zu welchem Zweck man es auch anwenden wolle, immer noch werth. Wenige Haciendas tragen nach der aufrichtigen Schätzung der Eigner mehr als 6 Proc., und folglich wird Niemand sich sehr geneigt fühlen eignes oder erborgtes Capital auf den Ankauf so unverhältnissmässig theurer Grundbesitzungen zu verwenden.

Wenn die Anklagen sehr grosser Nachlässigkeit und eines überaus rohen Verfahrens in der Cultur des Bodens, mit welchen die Chilenen von früheren Reisenden nicht immer sehr schonend überhäuft worden sind, zum Theil begründet waren, so ist doch das Vorwärtsgehen auch

in dieser Hinsicht seit einigen Jahren sehr auffallend geworden. Das mehrfach beschriebene Pflügen nach chilenischer Art ist eigentlich nichts anderes als ein flaches Aufreissen des Bodens mittelst einer sehr unkünstlichen Maschine, die der Arme sich oft nur aus einem gekrümmten Baumaste verfertigte, der ihm die Stelle des Pflugs versah. Englische und deutsche Pflüge, zum Theil mit den Verbesserungen versehen, welche die entwickelte Theorie anzubringen rieth, sind häufig von Europa und Nordamerika importirt und im Lande nachgeahmt worden, und haben das Instrument, wenigstens auf allen grössern Gütern, verdrängt, welches Miers u. A. abbildeten. Nur um die Wohnungen der Aermeren herum mag man noch manches Verfahren mit ansehen, welches durch seine primitive Einfachheit Lachen erregen könnte. Ein solches ist das Eggen vermittelst einer Menge zusammengebundener Zweige der unzerbrechlichen und dornigen Acacia *(Mimosa cavenia. Mol.)*, welche noch auf manche andere Art dem Landmanne von grossem Nutzen ist. Man schleift das Bündel auf dem ausgestreuten Saamen umher, indem man es mit Steinen beschwert. Allein oft legt wohl auch der Bauer eine Kuhhaut auf dieses sonderbare Fuhrwerk, und setzt sich oder seine lachende Familie darauf, um sich so lange umherziehen zu lassen, bis alle Saamen bedeckt erscheinen. Das Aussäen geschieht sobald die Winterregen den Boden erweicht und der Bearbeitung fähig gemacht haben, eine Periode, die von dem Eintritte, der ungleichen Dauer und Stärke der Winterregen abhängt, gewöhnlich aber in die zweite Hälfte des Juli oder die ersten Tage des August fällt. Der Weizen blüht im October, und die Ernte ist gegen Weihnachten völlig reif. In den Südprovinzen, wo sich die Regen bedeutend mehr verlängern, säet man einen Monat später und erntet in der zweiten Hälfte des Januar den Weizen, um Weihnachten schon die Gerste. Auf die wunderbare Fähigkeit der Cerealien sich den meisten Klimaten, so lange ihre Temperaturen nicht Extreme berühren, anzupassen, und in ziemlich jeder Art von Boden einheimisch zu werden, wird man in Chile von Neuem aufmerksam gemacht, indem der Weizen daselbst eben sowohl unter dem austrocknenden Himmel Coquimbos als unter dem Einflusse der Nebel und Staubregen Chiloës Ernten giebt, die jedoch nicht als die Muster dienen können, nach denen man die allge-

meine Productivität des Bodens beurtheilen sollte. In dem genannten Archipel ist diese Cultur eine sehr beschränkte, denn die Nässe des kurz dauernden Sommers ist eine solche, dass die Ernte oft nicht reift, dass der Eingeborne den Weizen mehr zur Leckerei als zur dauernden Nahrung erbaut, und dass er sich gezwungen sieht, die gewonnenen Aehren, in dazu errichteten Hütten, mittelst langsamer Feuer zu trocknen. In den nördlichen Provinzen ist hingegen die Trockenheit in minder günstigen Jahren so ausserordentlich gross, dass man sich oft die Mühe der Ernte nicht nimmt, und in die missrathenen Fruchtfelder die Heerden treibt. Nur die Mittelprovinzen bringen hinlänglichen Weizen für ihre Bevölkerung und einen Ueberschuss für Exportation hervor, der Süden aber, die eigentliche Kornkammer aller Länder der südamerikanischen Westküste, erzeugt auch in gewöhnlichen Jahren so grosse, stets zunehmende Mengen, dass der Handel mit denselben mehr und mehr an Wichtigkeit gewinnt. Der Bau der europäischen Cerealien ist in diesen Gegenden keinesweges durch die Höhe des innern Landes sehr beschränkt. Man kann Kornfelder sehen, welche so im Bereiche des Meers liegen, dass sie unfehlbar überschwemmt werden müssten, wären die Springfluthen nördlich von 38° S. Br. noch sehr bedeutend, und eben so ergiebt sich bei genauer Beobachtung, dass im Innern der Getreidebau noch auf Höhen getrieben wird, wo er, gemäss den Voraussetzungen über das Klima solcher Punkte unter der benannten Breite, schwerlich zu grossen Erwartungen berechtigen sollte. Wie erhaben über dem Meere der höchste Punkt sei, auf dem sich in den Anden Chiles noch Weizen bauen lasse, ist als Erfahrungssatz nicht wohl anzugeben, indem Mangel an Raum die Bevölkerung noch nicht veranlassen konnte sich in den meist unfruchtbaren Cordilleren des Nordens niederzulassen, um mühsame Versuche der Cultur zu machen. Allein es ist wahrscheinlich dass die Cerealien der alten Welt, namentlich die Gerste, welche man in Peru unter dem neunten Breitegrade noch auf Höhen von 8,758 engl. Fuss mit Erfolg anbaut, zwei und zwanzig Grade südlicher noch auf 5,200 Fuss absoluter Erhöhung über dem Oceane reichliche Frucht tragen würden. Der höchste mir bekannt gewordene Punkt, auf welchem in den Anden des mittleren Chile Weizen sehr gut gedeiht, war nahe bei dem chilenischen Grenzposten des

Alpenwegs nach Mendoza *(Guardia de los Hornillos)*, welchem von Miers 5148 englische Fuss über dem Meere gegeben werden*). Etwas tiefer auf dem westlichen Abhange desselben Weges *(Puente del Rio colorado, primera Quebrada, Ladera de los loros* etc. 3200—4300 Fuss) schien der Weizen sein angemessenes Vaterland gefunden zu haben, und würde wahrscheinlich auf dergleichen Erhöhung überall in den Anden mit Vortheil sich anbauen lassen, widersetzten sich nicht manche Eigenthümlichkeiten jener Gebirge, welche auch der rüstigste Fleiss stets unüberwindlich finden wird, die erstaunliche Unfruchtbarkeit des steinigen Bodens nämlich und die Unmöglichkeit zwischen den meistens sehr steilen, oft senkrechten Felswänden die geringsten Ausdehnungen in kleine Ebenen zu entdecken. Im südlichen Chile sind bei 3000 Fuss Erhöhung die Ernten ungewöhnlich gut, denn dort bietet der Schoss auch der höchsten Anden noch fruchtbare Thäler erfüllt mit Pflanzenerde, und man darf im Allgemeinen wohl annehmen, dass für das eigentliche Chile südlich vom 30° die obere Gränze des Getreidebaues sich zwischen 3700 und 5200 Fuss befinde.

Der Bau der Cerealien ist in Chile auf nur wenig Arten beschränkt. Weizen ist in manchen Gegenden, namentlich im Norden, fast das einzige Getreide, dem man eine dauernde Aufmerksamkeit schenkt. Man unterscheidet zwei Varietäten desselben, den *Trigo blanco* und den *Candial* **), beide wie es scheint aus Südspanien stammend, aber verschiedenen Werthes, indem der Landmann der Cultur des zweiten den Vorzug giebt, der weit härteres, auf dem Bruche glasartiges Korn besitzt, allein im Allgemeinen besseren Ertrag liefert. Gerste hat man nur seit der Zeit häufiger anzubauen begonnen, wo grössere Nachfrage nach ihr in den neu erstandenen Brauereien geschah, doch ist ihr Vorkommen in mehr beträchtlichen Mengen immer auf den Süden beschränkt gewesen. Hafer kennt man noch nicht als auf einigen Haciendas, wo Versuche gemacht wurden, die

*) In Europa hört die Weizencultur auf bei 900 — 1100 Toisen Erhöhung, namentlich in den Gebirgen der mittelländischen Küste (Alpes maritimes de France 43° 10′ — 43° 30′ N. Br.) nach Alex. v. Humboldt, Distrib. géogr. des plant. 1817. p. 161.

**) Der *Candial* ist wahrscheinlich synonym mit *Triticum brachystachyum. Lag.*

zwar zu günstigen Resultaten führten, aber wohl kaum einen grösseren Anbau nach sich ziehen dürften, indem man in Chile die Pferde auf dem Lande meistens mit grünem Futter oder auf Weiden erhält, und ihnen in den Städten allein Gerste giebt. Doch erscheint eine wilde Haferart in den Anden *), welche so üppig wächst und ein so vortreffliches Futter liefert, dass man schon aus ihr schliessen muss, verwandte Arten würden sehr wohl gedeihen. Roggen ist noch unbekannt und möchte als Brotkorn eben so wenig Beifall finden als in andern südlichen Ländern; Mais wird im Verhältnisse zu dem günstigen Klima wenig gebaut, und ist in der Wirthschaft der Landbesitzer weit entfernt davon die wichtige Rolle zu spielen, die er in den Vereinigten Staaten übernahm, wo die Landleute der abgelegneren Gegenden, namentlich in den neueren Niederlassungen, vielleicht die Hälfte ihrer Subsistenz aus ihm ziehen. Die hin und wieder für eigentliche Species angesehene Abart des Mais, der Curagua, unterscheidet sich nur durch kleinere Verhältnisse, und wird allein in den Gärten gebaut, theils als Futter für das Federvieh, theils um ihn mit dem Kaffee zu rösten, dessen Geschmack er angeblich verbessert. Der Weizenbau ist der am eifrigsten betriebene, besonders in den Provinzen des Südens, wo weit mehr gewonnen wird, als die Einwohner zu irgend einer Zeit consumiren können. Das grosse Schwanken des Preises aber, dem er unterworfen ist, wirkt sehr nachtheilig auf den Wohlstand der Landbesitzer, und hat manche derselben veranlasst seine unsichere Cultur aufzugeben, und auf ihren Gütern allein Viehzucht zu treiben, welche im Verhältnisse einträglicher ist. Die berühmte Hacienda von San Pedro im Thale von Quillota, welche 10,000 spanische Thaler an jährlichem Pacht zahlte, hat seit wenig Jahren eine solche Umwandlung erleiden müssen. Eine Menge von scheinbar sehr geringfügigen Umständen erhöhen oder erniedrigen den Preis des Getreides auf eine in Europa nicht gewöhnliche und nie gleich schnell eintretende Weise. Anhaltende Winterregen, durch welche der Landmann verhindert wird, wie abgehärtet er sonst auch sein mag, nach der Stadt zu kommen, Zerstörung der wenigen Landstrassen durch Ueberfluthungen u. s. w., bringen oft in wenig Tagen eine Preiser-

*) *Trisetum Berteroanum. Kth.*, von den Chilenen mit mehreren nahestehenden Arten verwechselt, und mit dem gemeinsamen Namen *Tiatina* belegt.

höhung von 75 Proc. hervor. Bei dem noch bestehenden Mangel grösserer Magazine *(Bodegas)* in den Häfen, oder doch bei der Unmöglichkeit dieselben stets gefüllt zu erhalten, fehlt es oft so sehr an Vorräthen, dass mittelmässige Nachfragen sogleich eine wenig natürliche, und dem Vertrieb eben nicht vortheilhafte Steigerung des Preises veranlassen. Die Preise haben daher seit einigen Jahren fortwährend mit grosser Unregelmässigkeit in Valparaiso und Concepcion zwischen 12—20 Silberrealen für die Fanega fluctuirt, ein Mass welches, wenn der Weizen völlig rein und gut ist, in Santjago und den Nordprovinzen 150—160 spanische Pfund an Körnern enthält, in dem Süden aber 175—180 Pfund Körner, und 5 Arrobas oder 125 Pfund reines Mehl *(harina floreada)*, geben muss. Im August 1827 war der Preis in Talcahuano nur 9 Realen, im folgenden Jahre, ausgezeichnet durch heftige Regen, welche in allen Richtungen das Land unwegsam machten, erhob sich derselbe zu 24—28 Realen. Im Innern ist der Preis weniger Veränderungen unterworfen, allein der Landmann verliert oft sehr durch die Transportkosten bis zum Hafen, welche sich von 2—6 Realen für die Fanega erstrecken können. Bei dem niedern Preise von 12 Realen hat also der Erbauer kaum einen Ueberschuss von 6—7 Realen, d. h. er hat fast umsonst gearbeitet. Doch treten wohl auch Conjuncturen ein, welche sogar den Werth der ganzen Hacienda erhöhen mögen. Als 1827 der Getreidehandel nach Neusüdwallis von der englischen Regierung sehr begünstigt wurde, indem jene Colonie trotz allen sonstigen Vortheilen, die sie dem Ansiedler bietet, doch dem Missrathen der Ernten so häufig ausgesetzt ist, dass man der Einfuhr bedarf; so stieg der Werth der chilenischen Haciendas, indem man glaubte es werde sich jene Ausfuhr erhalten und vermehren, während in der That die Regierung von Sydney nur von der Nothwendigkeit gedrängt sie gestattete. Einen eigentlichen Mittelpreis des Getreides für Chile festzustellen erlauben diese Umstände zusammengenommen nicht, doch kommt man vielleicht der Wahrheit noch am nächsten, wenn man als solchen 13—14 Realen für die Fanega ansieht. Die Hauptausfuhr des Weizens ist von Concepcion aus nach Lima, den nördlichen Provinzen Chiles, und den kleinen Häfen der peruanischen Küste *(los Intermedios)* gerichtet, mitunter auch nach Rio Janeiro, Buenos Ayres, Sydney und Guatemala. Die Producte der Mittelprovinzen werden meist im Lande selbst verbraucht, und nur der ackerbauende

Süden belebt und erhält jenen Getreidehandel, dessen Umfang Niemand mit Gewissheit anzugeben vermag, indem man wenigstens die allgemeine Summe der Ausfuhr innerhalb eines Zeitraums von sechs Jahren kennen müsste, um ein Resultat mit einiger Sicherheit ziehen zu können *). Ehedem war dieser Handel ein viel mehr beschränkter, indem es an Mühlen fehlte, welche oft kaum Mehl in hinreichender Menge für den Gebrauch des Landes selbst zu liefern vermochten. Man hat es aber trotz der Hindernisse, welche zum Theil als unüberwindlich beschrieben worden sind, verstanden sowohl in den Mittelprovinzen als um Concepcion die Flüsse nutzbar zu machen, und Mühlen von der besten Construction verdrängen die von Miers abgebildete rohe Maschine überall. Ihr Mehl gilt in Lima dem besten nordamerikanischen völlig gleich, und eine derselben, welche ein sehr ehrenwerther Kaufmann, ein Herr Liljevalch, 1829 bei Concepcion anlegte, liefert gegenwärtig 100 Tonnen Mehl im Tage. Schiffbrot wird in solchen Mengen gebacken, dass die Nordamerikaner diesen Gegenstand ihres Handels verloren haben, denn die fremden Kriegsschiffe und selbst die Handelsfahrzeuge versorgen sich gegenwärtig aus den Depôts, welche die Chilenen in Valparaiso und Lima angelegt haben. Nächst dem Weizen erzeugt der Feldbau in Chile noch mehrere nicht unwichtige Gegenstände für den auswärtigen Handel. Neben den Hülsenfrüchten, deren Verbrauch theils auf See theils in den nördlicheren Ländern sehr gross ist, wo sich eine zahlreiche Bevölkerung von Schwarzen vorfindet, bringen die nördlichen Provinzen im Hanf einen Gegenstand hervor, der nirgends weiter an den Gestaden der Südsee cultivirt, für das Land von der ausserordentlichsten Wichtigkeit zu werden verspricht. Seit alten Zeiten schon baute man diese Pflanze in dem Thale von Quillota und in der Umgegend von Santjago an, allein ohne ihr viele Aufmerksamkeit zu schenken, indem ein sehr ungegründetes Vorurtheil ihre Beschaffenheit für gering erklärte. Man hat jedoch neuerdings gefunden, dass der chilenische Hanf den russischen weit an Güte übertreffe, und dass die getadelte geringere Haltbarkeit des im Lande verfertigten Tauwerks nur der rohen Verarbeitung, nicht dem Material, zur Last falle. Wenn man die

*) In den fünf Jahren 1785 — 89 war die allgemeine Summe des in Lima eingeführten Weizens aus Chile 1,159,185 Fanegas.

ausserordentliche Höhe der Stengel und ihr üppiges Wachsthum selbst auf verhältnissmässig schlechterem Boden bemerkt, so erkennt man die Fürsorge, welche die Regierungen seit einigen Jahren auf die Belebung dieses Agriculturzweiges verwenden, als sehr gerecht an. Der Congress gab 1831 ein Gesetz, durch welches auf diesen Artikel der Ausfuhrzoll und die drückende Abgabe der Zehnten *(diezmos)* für die nächsten zehn Jahre erlassen wurde, Grund genug für mehrere unternehmende Landbesitzer, sogleich weite Flächen mit jener Pflanze zu besäen. Bis jetzt sind nur kleinere Mengen nach England und den Vereinigten Staaten ausgeführt worden, weil man weder die Reinigung noch die Verpackung des Products verstand. Man ging noch weiter, indem eine Prämie von 3000 spanischen Thalern für Denjenigen ausgesetzt wurde, welcher die beste Maschine zur Reinigung des Hanfs in Chile einführen würde. Folge davon war, dass in kurzer Zeit der zur Prüfung niedergesetzten Commission einige englische Maschinen vorgelegt wurden, während andere unterwegs waren. Ein anderer, aber sonderbarer Gegenstand des chilenischen Landbaues ist, namentlich im Thale von Aconcagua, der rothe oder spanische Pfeffer (*Aji*, *Capsicum*), mit welchem ein nicht unbedeutender Kleinhandel getrieben wird, der früherhin sogar noch viel beträchtlicher war und auf der grossen Vorliebe beruhte, welche die Südamerikaner aller Classen für dieses so heftig reizende Gewürz besitzen. Der Aji der nördlichen Provinzen ist weit schärfer als der des Südens und daher beliebter. Die Frucht wird nach Eintrocknung in ein feines Pulver verwandelt, welches man in kleinen Flaschen, der Frucht einer eignen Varietät von Flaschenkürbis, welche nie länger als drei Zoll wird, versendet. Wohlfeilheit (ohngefähr sechs Unzen für einen Silberreal) machen diesen leicht erbauten Artikel, welcher in Menge nach andern Gegenden, selbst nach Lima verführt wird, sehr beliebt. — Der Gartenbau steht in Chile auf einer weit geringeren Stufe der Ausbildung als der Feldbau, und ist fast allein den Inquilinos überlassen. Der gemeine Mann ist mit einer sehr einfachen Kost zufrieden, er behilft sich mit Hülsenfrüchten, und mag im Allgemeinen wohl zu indolent sein, um den Anbau von feineren Küchengewächsen blos um des eignen Genusses willen zu treiben. Die Fremden haben eine Menge von europäischen Sämereien eingeführt; wunderbar

ist es, mit welcher Leichtigkeit diese im Lande fortkommen und, ohne auszuarten, sich fortpflanzen lassen. Selbst der Blumenkohl, den man überhaupt in Amerika nur schwer erzieht, und den zwischen den Wendekreisen keine Gärtnerkunst oder Fürsorge zur Entwickelung bringen kann, fand in Chile seinen angemessenen Boden. Nur in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt und der Häfen sind die Gärten in besserem Zustande, indem man da höhere Preise zahlt, und keinem Zweifel kann es unterworfen sein, dass die meisten der europäischen Gartengewächse in Chile eben so leicht gedeihen würden, als sie in den tropischen Gegenden Amerikas der Ausartung ausgesetzt sind. Die Zahl der dem Lande eigenthümlichen Gartengewächse ist nicht gross, denn wenn auch Molina von einer Bohnenart spricht, die er mit dem Namen der grossen chilenischen Art belegt, so hat doch genaue Nachforschung nur die europäischen Phaseolus kennen gelehrt, die, wie überall anderwärts, auch hier in zahlreichen Varietäten vorkommen. Der Pallar *(Phaseolus Pallar. Mol.)*, ein Strauch mit armsdicken windenden Aesten, ist mir nie in Chile, wohl aber in Peru vorgekommen, wo er unter demselben Namen viel angebaut wird. Dafür findet man aber in den genannten Gegenden Perus die europäischen Bohnenarten nicht, sondern an ihrer Stelle den sehr nützlichen und ergiebigen Boroto (*Dolichos glycinoides* Hb. Kth.). Als Pflanze, die man in Europa noch nicht einheimisch zu machen versuchte, obwohl sie es verdient und leicht genug in den südlichen Gegenden unseres Welttheiles fortkommen würde, fällt die Quinoa *(Chenopodium Quinoa. Willd)* auf. Sie wird in den Südprovinzen von Chile auch auf bedeutenden Höhen cultivirt und vom Landmanne gern gegessen, indem ihre Saamen so ziemlich dem europäischen Hirsen gleichen. Nur müssen diese vor der Zubereitung mit siedendem Wasser übergossen werden, weil die Hülsen einen sehr bittern Geschmack besitzen, der nur so entrissen werden mag. In Peru, wo überhaupt die Kunst, gegohrne Getränke aus sehr verschiedenen Pflanzensubstanzen zuzubereiten, sich aus der Zeit der Incas mehr erhielt als in Chile, macht man aus denselben Saamen ein etwas weiniges Getränk *(Chicha de Quinoa)* von erträglichem Geschmack, welches kühlend ist, und von dem Volke für harntreibend und gegen Steinkrankheiten dienlich erklärt wird.

Die Baumzucht ist fast noch mehr vernachlässigt als die Gartencultur, obwohl der Boden im Stande wäre sehr vorzügliche Früchte hervorzubringen. Im Allgemeinen ist das Obst nur von sehr mittelmässigen Sorten, denn auf das Pfropfen und ähnliche Operationen lassen sich nur sehr wenige Landwirthe ein. Mit geringen Ausnahmen findet man alle europäische Früchte wieder, obgleich zum Theil in sehr entartetem Zustande, zum Theil auch auf einzelne Provinzen beschränkt. So finden die europäischen Pflaumenarten das Klima der Nordprovinzen zu warm, und die Orange dasjenige der mittäglichen Provinzen zu kalt. Eigentlich tropische Früchte bietet Chile wenig, denn wenn auch Coquimbo und Copiapó einer viel grösseren Hitze ausgesetzt sind als die eigentlich tropischen Klimate, so widersteht doch die Trockenheit der Atmosphäre dem Gedeihen von Gewächsen, welche aus den feuchtesten Ländern der Welt stammen. Aepfel- und Pfirschenbäume scheinen in Chile ihre angemessene Temperatur und Boden zu finden, denn beide sind aus den Besitzungen ausgewandert, und bilden oft wildgewachsene Haine. Die Pfirschen sind auf den holzarmen Pampas von Buenos Ayres bekanntlich so zu Hause geworden, dass sie in manchen Gegenden das einzige Brennmaterial liefern, aber dort und hier bleiben ihre Früchte höchst unvollkommen, obwohl sie im getrockneten Zustande einen nicht unbedeutenden Gegenstand des Handels bilden. Die Olive kommt gleich den andern Früchten des südlichen Europa ungemein gut fort, und liefert reichliche Ernten. Das gewonnene Oel ist jedoch halb ranzig, indem man dieselbe nachlässige Bereitungsart befolgt, welche unter den Bauern Spaniens gewöhnlich ist. Die Mittelprovinzen eignen sich sehr zu ihrem Anbau, und häufig sieht man Spaziergänge oder öffentliche Plätze von schönen Stämmen umgeben, die theils durch üppigen Wuchs der Krone, theils durch ihre Beladung mit dem schmückenden, hochroth blühenden Loranthus *(L. tetrandrus R. Pav.)* ein weit angenehmeres Bild geben als im südlichen Europa. Klima und Art des Bodens entsprechen dort ziemlich denen der niederen Provence, allein in dem höheren Innern, z. B. in der Gegend von Santa Rosa de los Andes hört diese Cultur auf einträglich zu sein, da die Kälte im Winter schon empfindlicher wird. Die Eingebornen der südamerikanischen Westküste geben dem Oel von Arica den Vorzug vor jeder andern Sorte, beiläufig dem Orte, wo nach der Volkssage die ersten Olivenbäume in

Amerika cultivirt worden sind, und von welchem, obwohl Excommunication dem Thäter drohte, durch Diebstahl ein einziges Exemplar nach Chile kam, aus welchem dann alle übrigen entstanden sein sollen. Jedes Land Amerikas rühmt sich irgend einer Frucht, die in ihm der öffentlichen Meinung nach vortrefflicher gedeiht als in irgend einer andern Gegend desselben Welttheils. So ist Neuorleans und Ostflorida durch seine Orangen, Cuba durch seine Ananas, Peru durch seine Chiromoyas berühmt, und Chile übertrifft vielleicht alle Länder durch die Güte seiner Melonen und Wassermelonen. Die letzteren wachsen in den dürrsten Gegenden des Nordens mit besonderer Leichtigkeit, und liefern ihre Früchte in so ausserordentlicher Menge, dass sie während der wärmsten Monate des Jahres, Januar und Februar, für die Classe der ärmeren Landbewohner ein wahrer Stab des Lebens werden. Wenn man mit Verwunderung zugesehen hat, wie ein solcher Mann in wenigen Augenblicken zwei oder drei jener Riesenfrüchte aufzehrt, so begreift man erst wie alle Ladungen von Melonen, welche von langen Zügen von Maulthieren täglich nach der Stadt gebracht werden, consumirt werden können. — Solcher nun ist der Zustand des Ackerbaues in Chile in der gegenwärtigen Periode, und unstreitig ist er ein sehr verbesserter zu nennen, wenn wir ihn mit demjenigen vergleichen, welchen die Reisenden des vorigen Jahrhunderts beobachteten und zum Theil in nicht glänzenden Farben beschrieben. Aus der vorurtheilsfreien Schilderung geht hervor, dass er in wenig Jahren sich bedeutend gehoben, dass in dem Verfahren selbst sehr viele Veränderungen und Verbesserungen eingetreten sind, welche vor noch nicht funfzehn Jahren kaum dem Namen nach bekannt waren. Er wird und muss in hohem Masse zunehmen, indem Chile in ihm eine sehr natürliche und naheliegende Quelle von Nationalreichthum finden wird, die ihm durch kein Nachbarland streitig gemacht werden kann. Das rasche Fortschreiten wird noch durch manche Fessel gehemmt, von denen jedoch die am meisten nachtheilige, die Nichtexistenz eines Mittelstandes auf dem Lande, d. h. kleiner Gutsbesitzer, durch Aufhebung der Majoratsgesetze beseitigt ist. Die Zehnten sind eine sehr hindernde und drückende Abgabe für die ärmere Classe der Landleute, haben einen sehr demoralisirenden Einfluss, und bilden am Ende für den Staat nur eine geringe Einnahme. Man hat vorgeschlagen von den grossen Landbesitzern, den

Hacendados, eine directe Steuer zu erheben, die nur etwa die Hälfte der bis jetzt üblichen Zehnten betragen würde, wodurch die Staatscasse sich eben so wie die Contribuenten besser befinden müsste, und das System der Eintreibung, bei dem die gehässigsten Leidenschaften in das Spiel kommen, glücklich vermieden würde. Den Gutsbesitzern ist es überlassen von ihren Inquilinos die Beiträge zur Abgabe des Diezmo zu erheben, und daher herrscht auf den Gütern viel Chicane, gegenseitige Ueberlistung, ein fortdauerndes Spioniren der einen und Betrüglichkeit der andern Seite, und manche Ungerechtigkeit, die wiederum Derjenige, welcher ihr ausgesetzt ist, durch Missbrauch der schwankenden Gesetze unschädlich zu machen sucht. Man rechnet dass die Summe, welche durch den Diezmo auf den Producenten lastet, sich mindestens auf eine Million belaufe, obwohl von ihr am Ende kaum 300,000 spanische Thaler jährlich in die Cassen der Regierung fliessen.

In sehr vielen Gegenden der Republik besteht der bei weitem grössere Reichthum des Landbesitzers in seinen Heerden, von denen er aber auch nur erst in den neuern Zeiten zweckmässigen Gebrauch zu machen gelernt hat. Neben den sehr fruchtbaren Thälern und besser bewässerten Hochebenen, auf welchen Ackerbau getrieben wird oder doch für die Zukunft möglich ist, bleibt immer noch ein grosser Theil des Bodens von solcher Beschaffenheit, dass seine Bearbeitung sehr wenig einbringen würde. Alle jene kahlen und schattenlosen Berge, welche der dritten und vierten Grösse angehörend in unendlichen Verzweigungen sich in den Mittelprovinzen weit häufiger durch das Land ziehen als im ebenern Süden, sind fast allein zu Weidegründen geeignet. Bedecken sie sich auch im Frühjahre mit einer üppigen Vegetation, so sinkt die nährende Feuchtigkeit doch so bald und so leicht durch die lockern Schichtungen, aus denen ihr Inneres besteht, auf das Niveau der Thäler und Bäche hinab, dass mit dem ersten Eintritte der Hitze der Boden eintrocknet, aufreisst, und wohl gar in einen leichtbeweglichen Staub sich auflöst, welcher der Cultur der Getreidearten sehr entgegensteht. An Orten, wo gerade die Art der Erde nicht zu den schlechteren gehört, widerräth nicht selten die starke Neigung der Bergseiten die Anlegung von Saatfeldern, indem der aufgepflügte Boden entweder durch die Regengüsse des Winters allzu-

leicht mit fortgewaschen werden könnte, oder doch der Gefahr ausgesetzt wäre mit grobem Sand und Steinen überschüttet zu werden. Liegt nun auch aus diesen Gründen ein grosser Theil des Landes während der einen Hälfte des Jahres im Gewande der Unfruchtbarkeit und Trockenheit da, so verleiht ihnen das Wetter des chilenischen Winters doch während der Monate vom Mai bis September eine bedeutende Nutzbarkeit. Die vielen niedrigen Kräuter und das üppige Gras, welche als schnellvergängliche Dinge dem Boden entkeimen, bieten dem Chilenen Gelegenheit seine Heerden auf ihnen einige Zeit zu erhalten. Vermindert sich diese Quelle der Nahrung, so öffnet man den zahllosen Schaaren der Thiere die mit Dornhecken umzognen und bis dahin sorgfältig geschonten Weideplätze, welche von grossem Umfange sind und es vermögen auch in der unvortheilhaftesten Zeit des Jahres noch hinreichendes Futter zu erzeugen, sei es durch ihre geschütztere Lage, durch natürlich reicheren Boden, oder vermöge der künstlichen Bewässerung. Eine Distelart, ursprünglich aus dem südlichen Spanien stammend, durch Zufall zuerst nach Buenos Ayres verpflanzt, wächst, zum Theil alle andere Pflanzen verdrängend, auf den Potreros, denn so nennt man solche Weideplätze. Sie erreicht oft eine solche Höhe, dass selbst der reitende Landmann zwischen ihr verschwindet, und gilt als ein nährendes, sich selbst in grösster Menge fortpflanzendes Futtergewächs für eine wahre Segnung des Himmels. Am meisten begünstigt sind noch diejenigen Besitzungen, welche sich weiter im Innern des Landes und namentlich am Fusse der Anden befinden, denn ihnen gebricht es weniger leicht an Wasser, und ausserdem gehören gemeiniglich weitläufige Strecken des wilden Gebirgslandes innerhalb der unbewohnten Anden *(la Cordillera brava)* zu ihnen. Dorthin treibt man im hohen Sommer die Heerden, und erreicht erst nach zwei oder drei Tagereisen die fruchtbaren Schluchten, in welchen die Thiere unter der Aufsicht einiger halbwilden Tagelöhner gegen zwei Monate bleiben. Das Klima des Landes erlaubt und die Menge der Thiere gebietet es, die Heerden im ganzen Jahre frei herum laufen zu lassen, und daher existirt nirgends auf den Landgütern eine Spur von den Stallgebäuden, deren Errichtung dem europäischen Landwirthe so bedeutende Summen kostet. Die unvermeidliche Folge des Umherstreifens der Thiere ist es, dass sie, zumal in den abgelegneren Gegenden, in hohem Grade wild und wohl gar gefährlich

werden können. Man sieht sich bisweilen sehr plötzlich von wüthenden Stieren angegriffen, und ist gezwungen seine Rettung durch einen raschen Galopp auf den rauhsten und gefährlichsten Wegen zu suchen.

Viehzucht ist aus doppeltem Grunde der Zweig der Landwirthschaft, dem der Chileno vor jedem andern den Vorzug giebt. Einmal sagt sie seiner Neigung zu einem wilden und unabhängigen Leben und seiner Liebe zu Allem zu, was abenteuerlich und kühn ist und heftige, nicht einförmige Thätigkeit erfordert. Der besterzogne Mann der grösseren Städte kann bei gelegentlicher Anwesenheit auf dem Lande Vergnügen daran finden die Heerden zu verfolgen und die wilden Scenen mitzumachen, von denen eigentlich die Existenz eines berittenen Hirten (*Vaquero*) umfasst wird. Der gemeinere Mann auf dem Lande kennt kein grösseres Vergnügen als das Zusammentreiben und Einfangen der Heerden zur Zeit des Sommers im September oder October, und der Landbesitzer, der dieses Geschäft vorhat, mag ohne Einladung und Bezahlung der Hülfe aller berittenen Männer der Umgegend gewärtig sein, indem diese wie zu einem Fest geschmückt eintreffen und mit Gefahr ihres Lebens ihm in der wilden Jagd beistehen werden. Der Chileno, besonders derjenige der niederen Classen, besitzt eine wilde Kräftigkeit des Charakters, welche von seiner ehemaligen Regierung missverstanden oder doch nicht gehörig benutzt wurde, und ihn für dergleichen Beschäftigungen eben so sehr stimmt, als sie ihn, wohl noch für geraume Zeit, zu einer ängstlich gleichförmigen und sitzenden Industrie unfähig macht. Ein zweiter fast noch wichtigerer Grund ist es, dass die Viehzucht seit Vertreibung der Spanier und seit Einführung eines freien Handelssystems stets vor dem Feldbau Vortheile gezeigt hat. Die lebendigen Thiere, das getrocknete Fleisch, die Häute und der Talg haben unter allen Zeitumständen sich in sehr gutem Preis erhalten, und sind stets verkäuflich. Ihre Erzeugung erfordert weit wenigere Hände, ist ein verhältnissmässig leichtes Geschäft und in seinem Ertrage ein vielfach mehr sicheres als dasjenige des Weizenbaues. In den Mittelprovinzen sind alle nur irgend zur Viehzucht geeignete Güter ausschliesslich zu ihr bestimmt worden, im Norden hat man, soweit die Oertlichkeit dieses zuliess, dasselbe gethan; nur allein der Süden ist mehr ackerbautreibend, indem das Land da einmal sehr fruchtbar ist,

und der gleich theuern und mühsamen Bewässerung durch Kunst nicht bedarf, und indem auf der andern Seite die unaufhörlichen Anfälle der feindlichen Indier der Vermehrung der Heerden nachtheilig waren, oder die Betreibung der Viehzucht sogar widerriethen, da solcher Besitz das sicherste Mittel war um die Raubsucht der braunen Horden zu reizen. Es giebt in der Provinz Concepcion Haciendas des herrlichsten Bodens, auf denen man nur einen beschränkten Ackerbau treibt, und die unbewohnt und unbenutzt daliegen, eben weil man aus der angeführten Ursache die Viehzucht unterlassen muss, welche indessen seit 1829 auch dort im Verhältnisse zu sonst sich etwas vermehrt hat. Die Zahl der Thiere, welche ein einzelner Landbesitzer sein eigen nennt, würde einem europäischen Ohre oft sehr abenteuerlich klingen. Man spricht mit grosser Gleichgültigkeit von Heerden von ein- bis anderthalbtausend Stück, und hält den Mann noch keineswegs für reich, welcher die dreifache Zahl besitzt. Die Haciendas der Mittelprovinzen zählen oft 10—15,000, manche sogar an 20,000 Stück, und sehr gross ist die Zahl der kleineren Besitzungen, welche eben nur 4—5000 Stück enthalten. Durch den vermehrten Handel ist jedoch seit der Revolution der Werth dieses Eigenthums in vielfach vergrössertem Verhältnisse gewachsen, und man ist jetzt weit davon entfernt, so wie es in vergangnen Zeiten häufig genug geschah, ein Thier blos um der wohlfeilen Haut willen zu tödten, und das Fleisch ungenutzt den Condoren zu überlassen *). Kenntniss und Uebung in irgend einem schwerer zu erlernenden System werden in Chile durchaus nicht erfordert, um diesen Zweig der Landwirthschaft treiben zu können. Es genügt dass der Landmann ein guter Reiter, dass er im Gebrauch seiner Fangschlinge, des oft beschriebenen Lasso, wohl bewandert sei, und dass er das ziemlich einfache Verfahren kenne, durch welches er das Fleisch seiner Thiere der Landesart gemäss für spätere Benutzung bewahren kann. Nur allein die grössere oder geringere Fruchtbarkeit des Bodens

*) Die Durchschnittspreise waren 1829—1833 in Valparaiso folgende:

Schlachtvieh, ausgewachsen und fett:	das Stück	12—16	spanische	Thlr.
Junge Thiere zur Zucht (*de cria*)	— —	6—10	—	—
Luftgetrocknetes Fleisch (*Charqui*):	Quintal v. 100 Pfund	4—7	—	—
Talg (*grasa*)	— — —	7—8	—	—
Häute	das Stück	2½—3	—	—

und die Nähe oder Entfernung von der Hauptstadt oder dem Hafen mag eine kleine Verschiedenheit im eigentlichen Zwecke hervorbringen. Diejenigen Haciendas, welche an Wasser reicher sind, bieten Gelegenheit zur Anlegung grosser Felder von Luzernerklee, und also zum Fettmachen der Thiere. Ihre Besitzer kaufen deshalb magere Thiere auf, um sie gemästet nach den Städten zu senden, oder nehmen fremde Thiere für einen bestimmten Preis auf Grasung. Auf andern Viehhöfen *(haciendas de cria)* beschäftigt man sich allein damit Zugthiere oder junges Vieh zum Verkauf an andere Besitzungen, welche man mit einem Vorrathe versehen will, zu erziehen; eine dritte Classe vereint beide Zwecke, und eine vierte, welche besonders in grossen Entfernungen von den Häfen zahlreicher ist, bereitet aus den geschlachteten Thieren das getrocknete Fleisch, dessen Verbrauch so gross ist, dass es einen der wichtigsten Gegenstände des chilenischen Handels abgiebt, und den Talg, der seit alten Zeiten schon in Chile zur Fabrication von Seife im Grösseren verwendet wurde *). Den Nutzen, welchen eine solche Hacienda dem Eigner abwirft, berechnet man auf 25 Proc., d. h. wenn eine Landbesitzung 4000 Stück ernähren kann, so mag man alljährlich 1000 Stück schlachten, ohne dass dadurch eine bemerkbare Verminderung einträte. Es ist jedoch sehr leicht abzusehen, dass die grössere oder geringere Fruchtbarkeit des Bodens auf diese Schätzung ihren Einfluss haben müsse, und in der That kennen nur wenige Besitzer die Zahl ihrer Heerden mit einiger Gewissheit, während wiederum Mangel ordentlicher Buchführung bei den Meisten keine ganz genaue Kenntniss des Ertrags erlaubt; denn auf einige hundert Köpfe mehr oder weniger kommt es den grösseren Besitzern eben nicht an. Statistische Materialien sucht man in Chile über diesen Gegenstand, eben so wie über viele andere, noch umsonst, und nur allein die Exportation der Häute ist aus den Zollhauslisten mit einiger Genauigkeit zu erfahren. Das verbesserte Verfahren und die grössere Vorsichtigkeit im Trocknen hat den

*) Die Exportation von Talg war 1785 — 89 111,891 span. Centner, diejenige der Häute 16,999 Stück (*Viajante universal. Lisboa.* 1804. *Tom.* XIV.). Gegenwärtig hat die erstere abgenommen, indem die Verfertigung von Seife, als Handelsgegenstand, im Lande weit mehr Talg consumirt als sonst. Diejenige der Häute aber ist um so viel grösser geworden, als der directe Handel mit Europa sich vermehrte, und war 1832 gleich 125,500 Stück.

Werth der Häute bedeutend erhöht, und sie finden nun in grösserer Menge ihren Weg nach Europa, vorzugsweise aber nach den Vereinigten Staaten. Indessen ist eben dieser Zweig der chilenischen Industrie nicht ohne Gefahren, die zwar nicht oft eintreten, aber dafür auch erstaunliche Verwüstungen anrichten können. Man hat seit einigen Jahren bemerkt, dass das Klima sich sehr verändere, dass die Winterregen weit später eintreten und sparsamer sich ergiessen. Ungewöhnlich trocknes Wetter ist aber das Allerverderblichste, was nur irgend den Besitzer grosser Viehhöfe treffen kann, da man durchaus nicht darauf eingerichtet ist durch künstliche Mittel solche Unfälle in ihrer Wirkung zu schwächen. In den Jahren 1829—32 starb eine aussergewöhnliche Menge von Thieren durch eine beispiellose Trockenheit, welche sich über alle Provinzen des mittleren und nördlichen Chile gleichmässig verbreitet hatte. Aus einer officiellen Angabe erhellt, dass allein im Jahre 1831 in den Provinzen Coquimbo und Copiapó 515,326 Stück Thiere an Hunger starben, da das ganze Land auch keinen grünen Grashalm darbot *), ein Unglück, welches zum Theil dadurch herbeigeführt wurde, dass man aus Speculationsgeist in den vorhergehenden Jahren den Viehstand ohne Rücksicht auf die Möglichkeit der Erhaltung allzusehr vermehrt hatte. Wenn auch die Zahl etwas übertrieben sein sollte, indem die Hacendados sich absichtlich so unglücklich als möglich anstellten, so bleibt jener Verlust immer ein sehr ausserordentlicher und empfindlicher. Schafzucht wird wenig getrieben, wie sehr auch die Art der Berge, auf denen nur ein kurzes, den Kühen unnützliches Gras sich vorfindet, dazu rathen sollte. Die Thiere sind von sehr unansehnlicher Race und bei der grossen Vernachlässigung ist ihre Wolle so schlecht, dass bis jetzt noch keine Versuche der Exportation mit Vortheil gemacht werden konnten. Sie ist kurz und grob, und wird im Lande allein, wo ihr Preis von 12—14 Silberrealen für die Arroba (25 Pfund) zu sein pflegt, zu Ponchos und einem langwolligen Zeuche *(Bayetilla)*, zum Gebrauch der Frauen bestimmt, verarbeitet. Milchwirthschaft ist fast noch unbekannt, und die Landleute selbst geniessen nur selten etwas

*) Rindvieh: 76,943. Pferde: 9920. Maulthiere: 5193. Esel: 8319. Schafe: 203,376. Ziegen: 211,575. (Officielle Mittheilung und Liste des Gouverneurs der Nordprovinzen, José Maria Benavente, an die Regierung, Coquimbo, 25. Apr. 1832).

Anderes von ihren Heerden als das Fleisch. In den südlichen Provinzen, besonders in Maule, macht man etwas Käse, der nach dem Norden und nach Peru verführt wird; in den Mittelprovinzen wird das Wenige, was man in dieser Hinsicht hervorbringt, von der Bevölkerung selbst verbraucht, und nur in der Nähe der grösseren Orte hat die Nachfrage der Fremden seit einigen Jahren die Verfertigung von sehr guter Butter veranlasst. In künftigen Zeiten werden diese Artikel sehr bedeutend im Handel des Landes werden, und man wird wohl aufhören müssen, wie bisher üblich gewesen, die Kälber so lange bei den Kühen zu lassen, bis andere die Stelle einnehmen, welches alljährlich geschieht, und neben der frühzeitigen Reife dieser Thiere, deren Fruchtbarkeit schon im zweiten Jahre nach der Geburt eintritt, die leichte und grosse Vermehrung des Viehstandes erklärt. Uebrigens werden Kälber nie geschlachtet, indem sich die Volksmeinung gegen ihren Genuss erklärt, den aber doch die Fremden in Santjago und Valparaiso wenigstens unter sich einführten.

Die Zucht der Pferde und Maulthiere wird gegenwärtig kaum mehr halb so eifrig betrieben als unter der spanischen Regierung, denn ihr Besitz war während der Jahre der Unordnungen und Bürgerkriege ein sehr gefährlicher, der den Eigner unaufhörlichen Plünderungen aussetzte. Mit derselben Leichtigkeit wie andere Hausthiere pflanzen auch Pferde sich fort, und sie sind daher eben so gemein geworden als sie einst in Preisen standen, die nur allein der Reichste zu erlegen vermochte. Kurz nach der Colonisirung Chiles galt nach ANTONIO DE HERRERA's Bericht ein Pferd noch eintausend harte Thaler, und in Peru war der Preis noch höher, indem dort, nach der Erzählung des GARCILASSO, ein Pferd nur durch den Tod seines Besitzers verkäuflich wurde, und dann 4—6000 Thaler zu gelten pflegte. Die spanische Regierung kaufte ehedem für die chilenische Cavalerie die Pferde, welche jedoch schon des Sattels gewohnt sein mussten, zu zwei Thalern, und General San Martin zahlte bei seinem Zuge nach Peru drei Thaler für das Stück. Gegenwärtig ist der Preis als Nachfolge des Kriegs höher als ehedem, indessen mag man selbst in den Städten noch ein sehr brauchbares Thier für 24—34 Thaler kaufen, in den Südprovinzen aber für den dritten Theil dieser Summe. Für die Farben seiner Pferde, mit allen nur möglichen Modificationen, besitzt der

Chileno eine grosse Menge von Namen. Eine der am meisten geschätzten Varietäten ist diejenige der *Dordillos (strawberry-greys* der Engländer, *Pilintú* der Pehuenchen-Nation im südlichen Chile), deren überaus schönes Colorit durch eine sehr feine Mischung von Haaren hervorgebracht wird, welche einzeln gesehen rostfarben, weiss oder schwarz erscheinen. Obwohl weniger häufig als andere, sind sie doch sehr gesucht, da man sie für besonders stark hält. Die Falben *(Bayos)* von Strohfarbe, aber mit schwarzem Schweif und Mähne, stehen in demselben Rufe von Vortrefflichkeit. Es scheint dass diese Varietäten von der ächten Race Andalusiens abstammen, ein Glaube, zu dem man am ersten durch die feine Form des kleinen Kopfs, den hohen und gewölbten Hals, den kurzen und gedrängten Bau des Körpers bestimmt wird. Im Allgemeinen sind die Pferde Chiles nur von Mittelgrösse, denn die Riesenthiere, welche den Frachtfuhrleuten Europas unentbehrlich sind, fehlen ganz, und selbst Pferde von hinlänglicher Grösse, um in Kutschen ziehen zu können, sind nur schwer zu erhalten. Seit einigen Jahren hat man angefangen Pferde und Maulthiere nach Neuholland und dem Cap der guten Hoffnung zu exportiren, wo theilweise sehr hohe Preise für sie gezahlt wurden, indessen ist immer grosse Gefahr des Verlustes durch eine sehr verlängerte Reise und manche andere Schwierigkeit mit solchem Unternehmen verbunden, welche aus der Art der Ladung selbst entstehen. Auch nach den Küsten von Niederperu sendet man gelegentlich Pferde, denn seit dem sehr unnachbarlichen Entgegenstehen der Regierungen von Lima und la Paz hat der Handel, welcher ehedem von Tucuman bis Truxillo Züge von Maulthieren und Pferden beförderte, abgenommen, abgesehen davon dass die unaufhörlichen Bürgerkriege in den Staaten des la Plata die Zahl jener Thiere sehr vermindert haben. Ziegen befinden sich in Chile allein im Besitz des ärmeren Landmannes, und sind ihm von sehr geringem Nutzen. Schweine werden sehr wenig gezogen, ausgenommen im Archipel von Chiloë, welcher eine nicht unbedeutende Menge von getrockneten oder halbgeräucherten Schinken hervorbringt und versendet. Sie sind mager, aber wohlschmeckend, und kommen von einer sehr kleinen Race, die man um Valparaiso mit Thieren der grossen englischen Spielart ersetzt hat. Das Einsalzen des Fleisches treibt man seit einigen Jahren in den Häfen, und wenn auch diese Waare nicht ganz so gut ist als diejenige

aus Nordamerika, indem sie sich nicht gleich lange Zeit erhält, so versorgen sich doch schon alle Schiffe mit ihr, und daher kann das Salzfleisch aus den Vereinigten Staaten nicht länger ohne baaren Verlust eingeführt werden, ein Umstand der auch von Schiffszwieback, Mehl, und andern ähnlichen Gegenständen gilt, mit denen die Nordamerikaner noch vor kurzer Zeit einen sehr einträglichen Handel an der Westküste trieben *).

Der Reichthum an neuen oder noch ungesehenen Dingen aus allen Reichen der Natur, welcher schon nach einem wenigtägigen Aufenthalte in Concon bemerkt worden war, brachte den rüstigen Eifer hervor, in welchem ein reisender Naturforscher seinen eigentlichen Genuss findet, und durch den ihm unendlich viele Unannehmlichkeiten gleichgültig werden. Eine Excursion folgte der andern, und obwohl Unbekanntschaft mit dem Lande sie hätte erschweren können, so wurden sie doch ohne Unterschied unbegleitet unternommen, und häufig nach Orten, welche selbst der Eingeborne nicht besucht. Bald waren es die Sandberge der Küste, bald die höhern Berggipfel weiter nach dem Innern gelegen, welche das Ziel der botanischen Wanderungen abgaben, und anderemal boten die verborgnen grünen und waldigen Schluchten, die so leicht niemand im Schosse der braunen, dürren Hügel vermuthen sollte, eine reiche und hinlänglich belohnende Ernte. Nur in sehr seltenen Fällen wurden Ausflüge zu Pferde gemacht; Erfahrung lehrte sie gar bald als unvortheilhaft kennen, denn manche kleinere Pflanze wird so übersehen, und mancher

*) Der Preis der Lebensmittel war 1833 in Valparaiso bei den Verkäufern von Victualien für Schiffe (Shipchandlers, procureurs) folgender:

Frisches Rindfleisch, der Centner	5	Pesos fuertes.	Salz, der Centner	1½	Pesos fuertes.
Hammel, das Stück	1½	— —	Butter, das Pfund	¼	— —
Schweinefleisch, das Pfund	⅛	— —	Speck, — —	⅛	— —
Truthähne, das Dutzend	9	— —	Bohnen (*frijoles*), die Fanega	2½	— —
Enten, — —	6½	— —	Kohlköpfe, das Dutzend	1	— —
Hühner, — —	3½	— —	Zwiebeln, das Hundert	¾ — 1½	— —
Gesalz. Rindfl., d. Tonne v. 200 Pfd.	8	— —	Allerlei grüne Vegetabilien, d. Centn.	3—4	— —
— Schweinfl., — — —	22	— —	Kichererbsen (*garvanzas*) die Fanega	5	— —
Schiffsbrot, der Centn.	3½ — 4½	— —	Linsen, — —	3½	— —
Kajütenbrot, — —	5	— —	Mais, — —	2½	— —
Frisches Brot, feines, — —	7	— —	Gerste, — —	2	— —
Kartoffeln, die Fanega	2½	— —	Nüsse, — —	3½	— —

Nebenweg durch unzugängliche aber lockende Schluchten und am Rande gefährlicher Abstürze muss unterbleiben. Das oft wiederholte Absteigen ist ermüdend, und die Vorsicht unangenehm, welche das Anbinden des Pferdes erheischt, obwohl dieses nicht immer das Losreissen und Davonlaufen desselben verhindert. Nur dann sollte der einmal eingebürgerte Naturforscher sich zum Reiten entschliessen, wenn es gilt einen weit entlegnen Punkt zu besuchen, und wenn das zwischenliegende Land ihm schon bekannt ist. Dort angekommen mag er sein Thier irgend Jemand übergeben, und seine Fusswanderung beginnen, oder er mag, wenn er anders Diener bei sich hat, sein Bivouac errichten, und während die Söhne des Landes nach alter Sitte im Schatten der Bäume die müssigen Stunden verschlafen, in der Umgegend einen höheren Genuss suchen und finden. Dem Vorurtheile des Volks sind in Südamerika solche Fusspartien freilich entgegen, und selbst der geringere Landmann ist im Stande auf den Wanderer mit vielem Stolz oder im besseren Falle mit Mitleiden herabzublicken, wie auf ein bedauernswerth armes Wesen, dem selbst der Besitz eines Pferdes durch das Glück versagt wurde. Indessen hat man dafür bei näherer Bekanntschaft den Triumph doppelt geehrt zu werden, denn einmal ist der gewöhnliche Chileno ein Bewunderer aller Derer, welche Muth und Ausdauer an den Tag legen, und dann schmeichelt es ihm nicht wenig zu sehen, dass sein Land es vermöge die Aufmerksamkeit des Fremden bis zu dem Grade zu reizen, dass dieser der Erlangung besserer Kenntniss die grössten Opfer bringt. Diese Umstände verursachten gar oft, dass ich den Fluss bis Concon, und zwar nicht ohne Gefahr durchwadete, indem gerade jenseits desselben ein sehr interessanter Landstrich anhebt. Viele Vorsicht gehörte zu dem Wagniss, denn die Furt, welche im Zickzack den tiefen und reissenden Fluss kreuzt, ändert nach jeder Anschwellung die Richtung. Entlang der Meeresküsten ziehen sich nördlich vom Flusse breite Sandhügel dahin, den Dünen Hollands und Englands vergleichbar. Sie bestehen aus einem feinen, weisslichen Sande, in welchem man ohne Mühe die Urbestandtheile des Syenits entdeckt, der an dieser Küste die vorherrschende Gebirgsart bildet, an seiner Oberfläche mit einer in unsern Ländern weniger gewöhnlichen Leichtigkeit sich in Blätter auflöst und zum zerreiblichen, leicht zerstörten Gestein wird. Ohne bestimmte Richtung, obwohl scheinbar den festeren Felswänden

weiter nach Innen, den eigentlichen Gränzen des älteren Festlandes, parallel, würden diese sehr beweglichen Anhäufungen des feinsten Sandes in Einem fort ihre Stelle ändern, wären sie nicht um Kerne gelagert, welche unerschütterlich sind, und an denen sie sich bald auf der einen, bald auf der andern Seite vorzugsweise bilden, je nachdem der Wind sie wegdrängte. Unermessliche Betten von Conchylien und Muscheln liegen nämlich durch einen eisenhaltigen Thon oder verhärteten Sand oft wie Breccien verbunden, bald in Nestern, bald in längern Ketten, an der Nordküste verstreut. Allein sie erstrecken sich nicht blos über die Oberfläche oder höher an den bergigen Ufern hinauf, wie aus der Mittheilung mancher nachlässiger oder gar mancher nachgeschriebener Beobachtungen Anderer hervorzugehen scheint, sondern sie reichen auch bis auf unbekannte Tiefen, denn bei zwanzig Fuss unterhalb des Niveaus des Meeres hat man ihr Ende noch nicht aufgefunden. Umgekehrt aber bemerkt man sie auch als völlig dichte Lagerungen, welche von den Flugsandhügeln umschlossen werden, noch bei vierzig Fuss Erhöhung über dem Spiegel des Oceans. Sonderbar genug ist es immer, dass diese Anhäufungen von Seethieren allein aus solchen Arten bestehen, die zwar noch heute an denselben Orten lebend vorkommen, aber bei weitem weniger als die ausschliesslichen Bewohner der Tiefe auftreten. Als solche verdient vor allen der deutlich erkennbare *Loco* genannt zu werden *(Murex. Mol.)*, den der Fischer zwar noch immer dort lebend erbeutet, der aber ehedem in einer wahrhaft unbegreiflichen Menge da gelebt haben muss, denn jene Muschellagerungen, die nur allein nördlich von Concon eine leicht verfolgbare Hügelkette von drei geographischen Meilen in der Länge bilden, sind stellenweis ausschliesslich aus solchen Geschöpfen zusammengesetzt. Selten nur findet man andere Arten untermengt, und zwar am wenigsten häufig zweiklappige Muscheln, die aber auch dann immer noch auf bekannte und lebende Arten zurückgeführt werden mögen. Welche Ursachen es vermocht haben so ausserordentliche Anhäufungen von Thieren derselben Species innerhalb eines kleinen Raumes hervorzubringen ist schwer zu sagen, denn ganz anders verhalten sich andere Muschelconglomerate, welche man, namentlich im südlichen Chile, und oft weit genug vom Meere, zum Theil in grossen Erhöhungen über demselben vorfindet. In ihnen entdeckt man Arten und Gattungen einer antediluvianischen

Schöpfung, von grosser Mannichfaltigkeit, und im Innern von Peru, jenseits der Anden, wo zwischen den Schiefergebirgen von Cassápi (Provinz Huanuco) ganze Berge von Muscheln und andern Seegeschöpfen entdeckt wurden *(la Ventanilla)*, ergiebt sich auch keine Spur der wenig zahlreichen Schalthiere, welche noch heute das artenarme Meer der peruanischen Küste bewohnen. Die verschwundenen Formen aus der Wunderwelt der Pentacriniten, und herrlich geformte Corallengewächse, denen der Südseeinseln entfernt ähnlich, sind deutlich unterscheidbar, obwohl so dicht in das neuer entstandene Gestein eingebettet, dass nur allein ein besonders glücklicher Zufall bei dem Zerbrechen eine und die andere unverletzt dem Auge blosslegt. — In einem Lande, welches wie das nördliche Chile fast keine andern Gebirgsarten darbietet als granitische und vulcanische, ist Kalk ein Gegenstand von nicht geringer Wichtigkeit, und daher liefert der Besitz dieser an ihrer Oberfläche so unnützlichen Dünenhügel ein nicht verächtliches Einkommen. Sie gehören dem Eigner der Hacienda von Quintero an, welcher regelmässig auf jene Muscheln graben lässt, wenn man anders die Eröffnung von kurzen und leicht zusammenstürzenden Schachten so nennen darf, und so einen sehr grossen Theil des Kalkbedarfes für Valparaiso liefert. Der ärmere Landmann der Umgegend von Quintero bedient sich desselben natürlichen Reichthums, indessen mag er nur gegen Vergütung die Erlaubniss erhalten in einem der Hügel zu graben, um mit der nie fehlenden Ausbeute sein Maulthier zu beladen.

Ursprünglich bestand wohl die Küste des Meeres in dieser Gegend eben so wie weiter nach Süden allein aus senkrechten Felswänden, die noch jetzt, obwohl meistens vom Ocean entfernter, die ehemalige Begränzung andeuten. Zwischen ihrem Fuss und den salzigen Fluthen dehnen sich die beschriebenen Hügel von Flugsand aus, welche nur an wenig Orten sich langsam mit einem festeren und mehr versprechenden Boden bedeckt haben. Es leidet keinen Zweifel, dass die Entstehung dieser letzteren in eine verhältnissmässig neuere Periode fällt und zwei Ursachen zugeschrieben werden muss. Die eine, als die am meisten auffallende, ist vielfach erwähnt worden, obwohl auf sie, als Mittel zu allgemeinen Erklärungen, etwas zuviel Gewicht gelegt worden sein dürfte. Sie besteht

in dem raschen und unverbundenen Herauftreten und Erheben ganzer Küstenstriche, welches man bei jedem grösseren Erdbeben in Chile bemerkte, und welches in der That auch während der grossen Erderschütterungen von 1822 überaus auffallend war. Ich selbst habe häufig bei niedrigen Ebben auf einer Klippenreihe in der Mitte der kleinen Bai von Concon nach Seegeschöpfen, besonders nach den so zierlichen Chitonen gesucht, wo die Fischer vor sechs Jahren noch, selbst bei sehr niedrigem Wasserstande, nicht im Stande gewesen waren zu fussen: Beweis genug, dass da eine Erhebung von wenigstens sechs Fuss in senkrechter Richtung vorgekommen sein musste. Allein dieser unleugbaren Erscheinung kann die Bildung der weiten und sehr gleichmässig flachen Küstenstriche, auf denen allein Seesand liegt, nicht eben so ausschliesslich zugeschrieben werden. Die weniger in die Augen fallende Erscheinung des langsamen Zurücktretens des Meers von der chilenischen Küste ist bis jetzt sehr übersehen worden, obwohl sie manchem alten Küstenbewohner des Landes nicht unbekannt ist. Wir werden später sehen, dass im südlichen Theile der Republik sogar ganze Ebenen *(la vega de Concepcion)* noch innerhalb der Zeit durch das Zurückweichen des Meers entstanden sind, welche seit dem Erscheinen der Europäer verstrich, Thatsachen also, welche mit historischer Gewissheit zu beweisen sind. An den Felsen, welche nördlich von Concon dem Ocean parallel dahinlaufen, aber durch Sandhügel und ein breites und unfruchtbares Gestade von ihm geschieden sind, erkennt man mit leichter Mühe die Spuren des Wellenschlags in nahegelegnen Schichtungen, Beweis eines sehr langsamen Zurückweichens der Gewässer, nicht aber einer stossweisen Erhebung des Bodens, zu welcher dieser letztere, da er bis in grosse Tiefe nur aus lockerm Sande besteht, sich wenig eignen dürfte. Besonders auffallend wird die Bildung von Festland an allen den Orten, wo Klippenreihen in einiger Entfernung von der Küste sich erheben, und es ist sichtbar dass manches Cap ehedem eine Insel gewesen sei, die nun durch niedrige Landstriche, die Producte der Anwaschung und des Zurücktretens der See, mit dem Festlande in Eins verschmolzen dastehen. Die Versandung der grösseren Flussmündungen, z. B. des Biobio, und die immer noch zunehmende Unzugänglichkeit mancher Häfen, z. B. des Maule und der kleinern Mündung *(boca chica)* des Ports von Talcahuano, deuten gleichfalls auf das Erwähnte hin. Dass aber in den Tiefen

des grossen Oceans eine ausserordentliche Ansammlung vulcanischer Kräfte schlummere, die nur hin und wieder, aber dann auch auf eine wahrhaft schreckende Weise sich bemerklich machen, und vielleicht noch in unsern Tagen im Stande sein dürften grosse Inseln heraufzustossen, soll deshalb nicht geleugnet werden. Durch Capt. Beechey sind vulcanische Inseln der Südsee eines sehr neuen Datums beobachtet worden, und andere wurden fast im Augenblicke ihrer Entstehung entdeckt und untersucht [2]).

Die Kunde von der reichen Jagd, welche die wasserreichen Umgebungen der Hacienda von Quintero darbieten, veranlassten schon in der ersten Zeit nach der Ankunft in Concon Excursionen, welche später oft wiederholt, immer wieder des Neuen etwas boten und die nicht geringen Mühseligkeiten reichlich vergalten. Jene Dünenhügel von weisser Farbe werfen die Lichtstrahlen mit solcher Gewalt zurück, dass man nach kurzer Wanderung die Augen empfindlich angegriffen fühlt, und erhitzen sich unter den ungehinderten Strahlen der Sonne in einem solchen Grade, dass selbst der abgehärtete Landmann seine Fusssohlen durch Stücke von Leder, die er über dem Fusse zusammenschnürt *(ojotas)*, zu schützen suchen muss. Thermometer von geprüfter Richtigkeit wurden mehrmals da des Nachmittags bis auf dreizehn Zoll unter die Oberfläche versenkt, und zeigten bei aller Vorsicht der Versuche einen Wärmegrad der Sandschicht an, welcher zwischen vierzig und achtundfunfzig Centigraden abänderte, je nachdem der Morgen bewölkter oder völlig heiter gewesen war, oder des Nachts ein leichter Regen gefallen sein mochte. Nur wenn im Winter lange Zeit trübes Wetter geherrscht, und Regengüsse in Einem fort herabgestürzt sind, erkältet sich dieser Sandboden, der wohl in der grösseren Hälfte des Jahres eine Temperatur besitzt, bedeutend höher als diejenige, welche sich an der Erdrinde zwischen den Wendekreisen ergiebt. Vielfache Versuche haben bewiesen, dass die Temperatur des Bodens in tropischen Gegenden, vier Zoll unter der Oberfläche, derjenigen der mittleren Luftwärme ohngefähr entspreche, ein Satz der beiläufig nicht für einen ganz ausnahmlosen zu erklären ist, indem locale Einflüsse bemerkliche Unterschiede hervorbringen können. Um Pará verhielt sich im Juli 1832 die Bodenwärme auf cultivirtem aber nicht völlig unbeschatte-

tem Gartenlande fast gleich zu derjenigen der mittleren Jahrestemperatur, d. h. wie 20° zu 22°; in den sehr feuchten und dunkeln Wäldern des obern Amazonas bei Omaguas im Aug. 1831 wie 18° zu 22°; in Peru, bei einer Erhöhung von 6000 Fuss über dem Meere (Cuchero, Prov. Huanuco), im Novbr. 1829 wie 14° zu 17°, an sehr beschatteten Orten tiefer Thäler nur wie 12° zu 17°. Unstreitig wird noch durch die Zusammensetzung des Bodens selbst seine Fähigkeit die Wärme aufzunehmen und in sich zu erhalten sehr modificirt, und fast scheint es als ob zwischen den Tropen Kalkgebirgsarten weit leichter die Uebereinstimmung der Wärme des Bodens mit dem jährlichen Medium der atmosphärischen Temperatur erkennen liessen, als der meistentheils grössere Kälte anzeigende Thonschiefer. — Dieser glühende Boden der chilenischen Sandhügel, welcher im Sommer stets doppelt so warm ist als die Atmosphäre, ernährt an den geschützteren Orten dennoch eine Menge sehr interessanter Pflanzen, von denen nicht wenige durch Feinheit der Formen oder Pracht der Blüthen auffallen, und von denen die Mehrzahl sogar diesen Standorten allein angehört. Die blauen Nolanen ranken mit mehreren Winden gemeinschaftlich umher, und finden an den kurzen Stengeln der Liliaceen (*Eucrosia*) mit zweifarbiger Blumenkrone ihre Stützpunkte. Vielartige Astragalus und Phaca, oft mit weissfilzigen Blättern wie unsere Strandpflanzen versehen, leuchten mit blauen und violetten Blüthen, die aber dennoch das botanische Auge nicht von den kleinen Calandrinien abziehen können, welche bescheiden an den Boden gedrückt, nach der Art ihrer Verwandten nur am frühsten Morgen ihre rothen Blüthen zeigen, und eben so wie diejenige der stengellosen Oenothera, die als ein schneeweisser, fast spannenbreiter Kreis dicht am Boden sich ausbreitet, vor dem Strahle der Sonne sich schliessen. Die Adesmien mit ihren fedrigen und seidenhaarigen Früchten, die gesellig wachsenden Conantheren mit ihren kornblumenblauen Sternen, und die silberglänzenden Ranken der Dichondren beleben auch die unfruchtbarsten Orte des leichtbeweglichen Sandes, der nur in grösseren Tiefen Spuren von Feuchtigkeit zeigt. Höchst überraschend aber ist der Anblick eines Mesembryanthemum, eines fremdartig gestalteten Repräsentanten der afrikanischen Flora und der einzigen Art jenes weitläufigen Genus, die sich in der neuen Welt vorfindet, mitten unter den heimathlichen Formen einer Salicornia, der

Salsola und Armerien. Strauchartige Senecionen erhöhen den bunten Reiz; Cuscuta mit wohlriechenden Blüthen wuchert auf ihnen, und gar manches anspruchslosere Pflänzchen verlebt in ihrem Schatten sein kurzes Dasein. Leicht und angenehm ist der Weg auf dem ebenso feinsandigen Strande, der, von den Wellen des Meeres durchnässt und hartgemacht, glatter und sicherer ist als der sorgfältigst gehaltene Lustgang eines Gartens, und dem eilfertigen Wandrer nicht wenig zu Statten kommt. Allein dreifach gross wird die Noth, wenn dieser, mit dem Stande des Mondes nicht vertraut, gerade seinen Weg antrat, wenn das Meer von Neuem zu wachsen beginnt und jede neue Welle einige Klaftern weiter über die flache Küste hinüberrollt, bis endlich, selbst nach beschleunigtem Schritte, sich keine weitere Hoffnung darbietet. Droht nun auch nicht die Gefahr eines rettungslosen Untergangs wie auf den verrätherischen Sandbänken der schottischen Küste, wo schon mancher Unvorsichtige umsonst es versuchte den immer näher herbeirollenden Wellen durch eine Eile zu entgehen, welche die Todesfurcht zur beflügelten erhob; so bleibt doch auch hier nichts übrig als die Dünenhügel zu erklettern, und auf ihnen, während man bei jedem Schritt bis an die Knie in den glühenden Sand versinkt, den mühsamen Weg fortzusetzen. Jedoch ist ein solcher Marsch oft Ursache, dass man unverhofft genug auf seltnere Geschöpfe stösst, in denen man einen reichen Ersatz aller Mühseligkeiten findet. Mancher merkwürdige Vogel belebt das Gestade. Zwerghaft kleine Strandläufer, braun wie der Sand auf dem sie eilfertig in gerader Linie dahinlaufen, und immer versammelt in kleinen Flügen, welche gesellig nebeneinander in derselben Richtung sich bewegen, würden dem Auge des Jägers entgehen, machte nicht eben die grosse Schnelligkeit ihres Laufes auf sie aufmerksam, wenn eine herbeirollende aber geschickt vermiedene Woge sie zur Flucht zwingt. Ein Himantopus *(H. nigricollis. Vieill.)*, dem europäischen sehr ähnlich, steht dagegen einsam da, aber mit scharfem Auge auf die kleinen Seegeschöpfe wachend, welche jede Welle zurücklässt und die ihm, dem Langsamen, die beweglichen Möven oft entreissen, ehe er seinen gleichsam peinlich scheinenden Weg bis zu seiner Beute in weiten und schwankenden Schritten zurücklegen konnte. Zahllose kleine Krebse wohnen in cylindrischen Vertiefungen des Sandes, und lauern bei der annahenden Fluth auch auf ihren Antheil an der Spende der Wellen, selbst

bedroht durch die hochbeinigen Falken, die vielleicht aus Noth, vielleicht auch darauf angewiesen, an der Küste Chiles den Schalthieren und überhaupt allen Seegeschöpfen mit ungewöhnlicher Begierde nachstellen. Aber nur ein rasches Herbeifliegen mag dem Vogel eine solche Crustacee verschaffen, die auch der fleissige Naturforscher allein durch mühsames Aufgraben erhält, denn die geringste Erschütterung des Bodens unter dem Tritte, der Schatten schon, den der Herbeieilende wirft, warnen das kleine Thier gegen die Gefahr, und mit Blitzesschnelligkeit fährt es rückwärts in seine bergende Höhle. Schaaren von kleinen Fischen lassen sich absichtlich von jeder Welle weit auf den Strand rollen, und scheinen sich in dem Spiele zu gefallen, denn so rasch sind sie und so aufmerksam, dass man umsonst versucht einen einzelnen zu ergreifen, oder einer Zahl den Rückweg in der abfliessenden Welle abzuschneiden. Nur die gravitätischen Reiher vermögen sie durch ihre starre Ruhe zu täuschen, die aber im günstigen Augenblicke, durch eine fast convulsivische Bewegung unterbrochen, den Tod eines Getäuschten herbeiführt. Zwischen den hohen Sandhügeln treibt ein sonderbarer Raubvogel sein Wesen, eine Eule, deren Gewohnheit es ist nur am Tage ihrer Beute nachzustellen, und unterirdische, nicht unkünstliche Nester zu bauen *). Wunderlich ist ihr Anblick im Glanze der mittäglichen Sonne, denn kaum scheint es dass ihre grossen halbkugeligen Augen für die Ertragung so intenser Lichtstrahlen geschaffen wären. Unverwandt sieht sie den herbeischleichenden Jäger an, und bleibt ruhig am Boden sitzen, denn nie erblickt man sie auf einem Baume, selbst dann nicht wenn harte Verfolgung sie drängt. Gleichsam neckend und lockend stösst sie ein pfeifendes Geschrei aus, und fliegt nur wenige Schritte, allein gar bald ergiebt sich der Irrthum der Voraussetzung, dass sie tagesblind sein müsse. Umsonst bemüht man sich ihr näher zu kommen; sie beobachtet mit scharfem Auge ihren Feind, und wird oft von dem ähnlich gefärbten Boden ununterscheidbar, bis sie zuletzt, des Spieles müde, auf einmal in eine der Höhlen verschwindet, mit denen sie die sandigen Abhänge erfüllte. Die vielen Arten von Mäusen, welche der chilenische Land-

*) *Strix coquimbana. Mol.*, verschieden von einer Art, welche in dem westlichen Theile der Vereinigten Staaten beobachtet wurde, gleiche oder doch sehr ähnliche Sitten besitzt, und in Wilson's amerikanischer Ornithologie, unter dem Namen *burrowing owl*, beschrieben ist.

mann *Lauchas* nennt, der Degu, ein niedliches Thier von dem Ansehn eines nordamerikanischen Zwergeichhorns und ein geschäftiger, wenig furchtsamer, theilweise aber sehr schädlicher Mitbewohner der chilenischen Landbesitzungen, scheinen der auffallend grossen Menge von Raubvögeln in den Küstengegenden Chiles häufig zur Nahrung zu dienen. Durch seine Geselligkeit fällt jener Degu, welcher selbst in der unmittelbaren Nähe dichtbevölkerter Städte häufig ist, wohl jedem Fremden auf. Unter den Wurzeln alter Bäume und in den Hecken dichteren Strauchwerks legt er seinen wenig kunstreichen Bau an, und läuft, besonders wenn die Mittagssonne sonst alle andere Thiere zum Verbergen veranlasst, mit vermehrter Lebhaftigkeit auf grünen Grasplätzen umher. Nicht selten sind kleine Gesellschaften versammelt, die auf höchst possierliche Weise ihre Spiele treiben, aber bei einem leisen Geräusch durch die Schärfe ihres Gehörs gewarnt mit Blitzesschnelligkeit entfliehen, um bald darauf, gleichsam neckend, mit ihren schwarzen Augen aus ihren Schlupfwinkeln hervorzublicken. Ohne Zweifel giebt es noch manches unbekannte kleinere Säugethier in diesen einsamen Strandgegenden, wo der Naturforscher sich ganz selbst überlassen ist, und wo nur selten das Geräusch eines eilig dahingaloppirenden Landmannes mit dem gleichförmigen Rauschen der Wellen und dem Rufe einzelner Seevögel abwechselt. Ein Thier dieser Art, der *Cucurrito* [3]) der Chilenen, ist bis jetzt den Forschern, welche doch häufig genug die zugänglicheren Theile Chiles besucht haben, entgangen; denn obwohl es eben nicht selten ist, so sind seine Sitten doch solche, dass nur ein längerer Aufenthalt und Erfahrung zu seinem Besitz verhelfen mögen. Von den Eingebornen wird man zwar mit vieler Bereitwilligkeit auf Thiere und Pflanzen aufmerksam gemacht, die nach ihrer Meinung merkwürdig sind, allein gerade der Umstand, dass ihnen oft etwas Bemerkenswerthes gleichgültig scheint, während sie das wirklich Interessante nicht kennen oder nicht achten, veranlasst, dass man aus jener Bereitwilligkeit, die der deutsche Bauer schwerlich in gleichem Grade gegen Fremde zeigen möchte, verhältnissmässig wenig Vortheil zieht. Bei dem Aufgraben der Zwiebeln von Liliaceen, welche später fröhlich in Deutschland erblühten, entdeckte ich zufällig ein künstliches Nest, dessen zahlreiche Ausgänge durch sternförmige Canäle mit dem eigentlichen Mittelpunkte, dem Wohnorte selbst, verbunden waren. Es erforderte einen

kleinen Hund, manche Stunde von nächtlichem Wachen zwischen den einsamen Dünen, und die Durchwadung des breiten Flusses um Mitternacht, um einige Exemplare der ungekannten Bewohner zu erhalten. Der Cucurrito, so genannt in Nachahmung seiner knurrenden Laute, welche denen des gemeinen Meerschweinchens nicht unähnlich sind, steht der afrikanischen Gattung der Bathyergen sehr nahe, und liefert einen Zusatz zu der sich in Chile überall aufdrängenden Beobachtung, dass eine unleugbare Verwandtschaft, eine Art von Familienähnlichkeit zwischen der Thier- und Pflanzenwelt der Südspitze Afrikas und Chiles und selbst Neuhollands bestehe. Kaum misst der Körper über sechs Zoll, allein diese Kleinheit verhindert nicht die Entwickelung eines überaus kampfsüchtigen und zänkischen Naturells. Vielleicht sogar ist dieses Thier eben so erbittert in seinen unterirdischen Streitigkeiten als der europäische Maulwurf, dessen Gefrässigkeit und Wuth durch neuere, freilich im Berichte den Leser sehr widrig berührende Versuche deutlich genug bewiesen worden sind. Die eine Hälfte dieser mühsam eingefangnen Thiere wurde verstümmelt gefunden, bald fehlte ein Fuss, bald war der glänzend schwarze, seidenhaarige Pelz mit übel geheilten Narben bedeckt, den Folgen von Bissen mit den zwei unförmlich hervorragenden elfenbeinartigen Nagezähnen, die schon auf den ersten Blick das Thier unterscheiden. Mangel an Nahrung ist wohl schwerlich die Ursache dieser unterirdischen Gefechte, denn die Lieblingsspeise, die knolligen Wurzeln der Oxaliden und die Zwiebeln der Liliengewächse, ist in zu grosser Menge vorhanden als dass ihr Eigenthumsrecht so blutige Uneinigkeiten veranlassen könnte. Die Beobachtung einiger Eigenthümlichkeiten im Bau des Thieres *) führen zu einer verschiedenen Vermuthung über die Motiven der Gefechte. Bestimmt als fleissiger Graber nur im Dunkel zu leben, und gewohnt nur dann die Oberfläche des Bodens, der ihn nährt und den scharfsichtigeren Feinden entzieht, zu betreten, wenn die Sonne lange schon verschwand, bedarf der Cucurrito keines sehr ausgebildeten Auges; doch ist dasselbe noch nicht so klein, so unvollkommen als dasjenige des ziemlich gleichmässig

*) Testiculi amplissimi, in nonnullis fere penduli, genitalia pro animalis mole in universum satis magna, arteriae earundem partium nervique insignius tumidi, pugnas istas acerrimas feminarum causa iniri, nobis comprobare videntur.

lebenden Maulwurfs. Man mag ihn wohl einige Tage gefangen halten, ohne ihn aber zähmen zu können. Stets sitzt er dann mit gekrümmtem Rücken ruhig da, und nur Reizung vermag ihn seine knurrenden Töne auszustossen, seinem Gegner einen sehr schmerzhaften Biss zu versetzen, oder ohne die Stellung sehr zu verändern im langsamen und schleppenden Gange einen schützenden Winkel zu suchen.

Hat man endlich die sandige Ebene des Strandes hinter sich gelassen, so sieht man eine isolirte Felsenspitze weit in das Meer hinaustreten, und ein paar dürftige Fischerhütten an ihrem Fusse. Sie trägt den Namen der Spitze von Quintero, und verdient wohl die Untersuchung, denn während auf den Klippen des Fusses, über denen mit grosser Gewalt das Meer sich bricht, manches seltene Geschöpf zufällig dem Suchenden zu Theil werden mag, lockt der Gipfel durch ein Gewirr der interessantesten Pflanzen. Eine fleischfarbene Holothurie *) hängt an den Steinen, und wo irgend eine mehr schlammige Stelle sich zwischen ihnen vorfindet, mag man sicher sein eine kleine Raja **) zu entdecken, welche zwar des so gefährlich verwundenden langen Stachels des Schwanzes anderer Arten entbehrt, aber von den Eingebornen doch für sehr giftig erklärt wird. Zwischen den langen Zweigen eines schönen Seegrases, welches, an den Felsen wachsend, jeder Bewegung der Wellen nachgiebt und stets an der Oberfläche bleibt, wohnt eine erstaunliche Menge von kleinen Krebsen, deren Aufsuchung allein mehrere Excursionen erfordern würde. Aber am allermeisten fällt ein Geschöpf aus der so manches Wunderbare bietenden Familie der Weichthiere auf, durch das Eigen-

*) *Pentacta peduncularis. n. sp.*

P. pyriformis; carnea; glabra; pedunculo anali incurvo.

Viva clavata, mortua pyriformis, succo sanguineo ad quantitatem unciarum duarum usque scatet. Longitudo decimetr. 1 — $1\frac{1}{2}$.

**) *Raja lima n. sp.*

R. dentibus obtusis, asperis; cauda compresso-triquetra supra simplici spinarum serie tecta; linea dorsali, regione frontali et margine corporis anteriore scaberrimis; reliquis partibus pituitoso-glabris.

Corpus obtuse rhomboideum, lat. centim. 15, long. cent. 11, cauda cent. 9. Color supra hepaticus, subtus pallidior; margo posterior striatus. Pinnae caudales ellipticae, 2; spinae albae fortes, 10 — 12. — Chilensibus audit „Trucho“.

thümliche seiner Behausung. Zwischen den Spalten der Felsen oder an den Steinen gewahrt man, je nachdem die Oertlichkeit die Ausbreitung erlaubt oder beschränkt, stahlblaue warzige Halbkugeln, oder flechtenförmige Krusten oder pilzförmige Bildungen verschiedener Dicke und Grösse, die aber bei der geringsten Berührung zusammenschrumpfen und unmittelbar die Farbe ihres Felsens annehmen, so dass es oft sehr schwer wird, zumal wenn gerade höhere Wellen herbeirollen, sie von Neuem zu entdecken. Das ganze Innere besteht aus Zellen, in denen beutelförmige Thiere gesellig aber getrennt leben. Eine jede hat eine Mündung, aus welcher, so lange der ganze Bau nicht berührt wird, der trichterförmige Rüssel der Bewohner hervorragt, der von glänzend rother Farbe und geringelt erscheint, und mit einem Kreise von gegliederten Fangarmen umgeben ist. Den Pyuren MOLINA's nahe verwandt, dürfte dieses Thier mit noch einigen Arten, welche die südlicheren Küstengegenden bieten, wahrscheinlich eine besondere Gruppe im System der Weichthiere bilden. Höher an dem Felsen hinauf, da wo die scharfen Seiten den nimmer rastenden Winden ausgesetzt sind, erhalten sich nur wenige Pflanzen. Eine neue nicht unzierliche Flechte *) schmückt die kahlsten Stellen, und Talinen mit hochrothen schnellvergänglichen Blumen wurzeln an den mehr geschützten Orten. Oft hängt eine strauchartige Oxalis in langen Ranken weit an dem Felsen herab, ihre fusslangen fleischigen Wurzeln, die den Umfang eines menschlichen Arms gewinnen, senkt sie Nahrung suchend tief in die Ritze des Gesteins, während die hellgrünen Blätter, welche dicht mit krystallförmigen, glitternden Bläschen besetzt sind und dem Landmann als sicheres Mittel gegen Scorbut dienen, unbeschädigt im Winde umherfliegen. Weiterhin dehnen sich Triften aus, durch Ansammlungen niedriger Büsche unterbrochen, über welche sich vielerlei Mutisien hinranken. Wo der Boden etwas sumpfiger ist, da erheben sich in dichten Gruppen die weisslichen Stämme des chilenischen Zimmtbaumes *(Canelo)*, der Drymis, die schon den ältesten Seefahrern so auffiel, dass Quantitäten der Rinde im 16. Jahrhundert nach Europa gebracht wurden als unumstösslicher Beweis vom Reichthume des Landes.

*) *Roccella loriformis. Dr. G. Kunze. MS.*

Es war dieses der Idee früherer Zeiten völlig gemäss, wo der Orient mit seinen Droguen und Specereien allein romantisch erschien, und wo sein Bild so die Phantasie erfüllte, dass selbst einem Columbus die Entdeckung der ersten Länder Amerikas nur darum von Werth dünkte, weil diese ihm die Nähe des ersehnten Reichs des Moguls anzudeuten schienen. Indessen selbst der Chileno findet es unmöglich sich jener Rinde zu bedienen, da sie viel schärfer und weniger angenehmen Geruchs ist als diejenige des ächten Zimmts. Als Hausmittel einer untrüglichen Nützlichkeit dient dieselbe Rinde in der Abkochung dem Landmann gegen die Hautkrankheiten seiner Pferde und Hunde, und dem unabhängigen Indier des Südens sind die Blätter unentbehrlich, um einen berauschenden Dampf während seiner Zauberversuche und Beschwörungen hervorzubringen. In dem landschaftlichen Bilde Chiles spielt die Drymis keine unwichtige Rolle, denn ihre zahlreichen weissen Blüthenbüschel treten neben den grossen, glänzenden, unten blaugrauen Blättern und neben den rothen Blattstielen sehr charakteristisch auf, und sind nicht minder auszeichnend als die Myrten, welche ganze Bergrücken oft ausschliesslich in Besitz genommen haben. — Der Mangel an Insecten giebt dieser Landschaft ein ungemein ödes, lebloses Ansehen, selbst dann wenn sie im schnell vergänglichen Frühlingsschmucke lacht und von den Strahlen eines halb tropischen Sonnenlichtes beleuchtet wird. Jedem müsste dieses auffallen, der, an Naturbeobachtung gewöhnt, die Gefilde Chiles im September und October durchstreift. Schwerlich dürfte einem europäischen Entomologen die Behauptung glaublich klingen, dass einige grosse Waldwiesen Deutschlands mehr Ausbeute geben würden als ein ganzer Landstrich in Chile. Giebt es doch kaum mehr als neun Arten von Schmetterlingen, die noch obenein sich keines sehr festlichen Kleides rühmen dürfen. Eine Menge von Blumen, mit Honigvorräthen ausgerüstet, stehen wie verwaist da und locken nicht die unendlichen Mengen von geschäftigen Gästen herbei, welche man in den Tropenländern auf blühenden Lantanen, Mimosen und Liliengewächsen bewundert, und die selbst in den milderen Klimaten beider Welten, da wo die Formen der Dolden und Synanthereen vorwalten, das Bild eines fröhlichen Lebens, einer unermüdlichen Thätigkeit und einer zärtlichen Vorsorge aufstellen. Man begreift nicht, wie jener grosse Apparat zur Ernährung unzähliger Geschöpfe auch hier in sein Dasein treten, und wie-

der vergehen könne, ohne den Zweck erfüllt zu haben, den die Natur durch ihn zu erreichen beabsichtigte. Nur aus der Trockenheit der Atmosphäre während sechs Monate, und aus dem daher entstehenden Mangel an fliessenden Gewässern, aus der Seltenheit grösserer Waldungen, vielleicht auch aus der unverhältnissmässigen Stärke der Südwinde, lässt sich jene Erscheinung erklären. Aus denselben Ursachen ist es vielleicht abzuleiten, dass kryptogamische Pflanzen, ganz besonders diejenigen der niedrigeren Ordnungen, mit der einzigen Ausnahme der Seewasseralgen, im nördlichen Chile nicht häufig vorkommen.

Die Bai von Quintero ist nicht viel sicherer während der Winterzeit als jene von Valparaiso, und bietet dem Unkundigen noch mehr Gefahren, indem einige Klippenreihen sich weit in das Meer hinaus erstrecken. Der holländische Admiral Georg Spilberg besuchte sie im 17. Jahrhunderte, und errichtete zum Schutze seiner Wasser und Holz suchenden Parteien einen Halbmond. Die Holländer hielten einen überaus reichlichen Fischzug, und waren so zufrieden mit dem Hafen, dass sie sich in ihrem Berichte mit vieler Wärme über die Schönheit des Klimas, die Annehmlichkeiten des Landes, die Güte des Wassers, und die Sicherheit des Ankerplatzes aussprachen. Noch jetzt ist die Gegend von Quintero unter denen, welche Valparaiso näher gelegen sind, die einzige, wo ein mehr bedeutender Wald, von der Küste wenig entfernt, die Berge überzieht, und wo allenfalls ein einlaufender Feind sich mit Holz versorgen könnte. Schön sind diese Waldungen nicht, denn selten sind hohe und kräftige Stämme, wenn auch die Zahl der Arten der Bäume weit grösser ist als in dem fast auf ähnlicher Breite liegenden Sicilien. Sie erscheinen zwar so einsam und unbesucht als in irgend einer andern Gegend Amerikas, und mit Ausnahme von unschädlichen Schlangen sieht man sich umsonst selbst nach Thieren um, allein dem geübten Auge wird es leicht in ihnen die Zeichen des Unterschieds von den andern ungeheuren Wildnissen Südamerikas zu entdecken. Selbst den höheren und in kräftiger Gesundheit dastehenden Bäumen fehlt die Moosdecke, der breite, gewaltige Wipfel und die wilde Ueppigkeit, welche man ebensowohl in den tropischen Wäldern als in dem feuchten Klima der chilenischen Südprovinzen beobachtet. Trotz der anscheinenden Verlassenheit deutet Alles auf

die Nähe des Menschen, der unfern von diesem Punkte dichter zusammengedrängt gezwungen ist die Gaben der Natur mit mehr Sparsamkeit zu benutzen, und mit Sorgfalt den Vortheil berechnen muss, den er aus ihnen ziehen kann. Daher modert in jenen Wäldern kein zerbröckelnder Stamm da wo ihn der Sturm hinstürzte, und nicht leicht dürfte eine Anhäufung herabgefallner Aeste am Boden liegen bleiben, um die Gleichgültigkeit der Bewohner zu verrathen, oder um wie anderwärts das Zeichen einer zu dünnen Bevölkerung zu sein. — Zwischen den Sanddünen, die sich auch jenseits des Vorgebirges von Quintero fortsetzen, aber viel häufiger mit Triften abwechseln, welche mancherlei kleine Pflanzen hervorbringen, ziehen sich längs dem Meere verschiedene flache Lagunen hin, von denen einige von nicht unbedeutender Ausdehnung sind. Schon von fern gewahrt man eine unendliche Menge von Sumpf- und Wasservögeln, und naht sich mit grosser Spannung den beutebietenden Gründen. Allein nicht alle sind auf das vorherrschende Element angewiesen, denn nicht selten kommt hier der überaus schöne Adler Chiles *(Falco Eguia. Temm.)* vor. Vor allen andern fällt der herrliche Schwan auf, der in zahllosen Gesellschaften diese halbgesalzenen Seen bedeckt, schneeweiss ist, aber Hals und Kopf von sammtartig glänzendem Schwarz besitzt. Es ist keine Uebertreibung zu sagen, dass auf einer einzigen dieser Lagunen *(Laguna de la hora*, wie die Landleute sie, vielleicht fälschlich, nennen) von einer Quadratstunde Oberfläche mehr als zweitausend von ihnen stolz umherschwimmen mögen; durch das Zählen der nächsten und sichtbarsten bis auf einige Hundert lässt eine solche Schätzung sich mit ziemlicher Gewissheit und ohne Mühe machen. Doch ist es nicht leicht dieses Thieres durch einen geschickten Schuss sich zu bemeistern, denn die unaufhörlichen Verfolgungen durch die Chilenen, denen das Fleisch ein geschätztes Gericht ist, haben es überaus misstrauisch gemacht. Noch viel schwerer ist es aber den getödteten Vogel so schneeweiss zu erhalten als er ursprünglich war, und man hat als Sammler keine geringe Noth mit solchen Dingen, eine Art von Sorgen, über die Andere wahrscheinlich lachen würden und die glücklicherweise so ziemlich den schlimmsten angehören, welche den Naturforscher in seiner gemüthlichen Existenz zwischen den Alles lohnenden Wundern weit entlegner Gegenden anfechten können. Dieser Ueberfluss an Vögeln lockt nicht selten aus dem gegen neun

Stunden entfernten Valparaiso Gesellschaften von Jägern herbei, die dann in dem weiter nach dem Innern gelegnen, aber wenig einladenden Gebäude der Hacienda die gastfreundliche Aufnahme, wie Landessitte sie gebietet, finden. Das Besitzthum selbst ist gross, allein der Boden eignet sich wenig zum Ackerbau, da er halb sumpfig und halb salzig ist und nur allein die höheren Gegenden ein besseres Erdreich darbieten. Man beschäftigt sich daher mit Viehzucht, welche wegen der Nähe Valparaisos gut rentirt. Einst gehörte die Hacienda dem Lord Cochrane an, der noch jetzt im Gedächtnisse des Volks unter dem Namen des englischen Admirals fortlebt. Ein schwarzer oder neuholländischer Schwan, dem er die Freiheit gab, und der dort vereinzelt unter den zweifarbigen Verwandten seiner Gattung umherschwimmt, ist fast das einzige Andenken an ihn und an eine Zeit, wo hier ein grösseres Geräusch gehört wurde und unablässig militairische Thätigkeit herrschte, wo aber auch Luxus und Vergnügungen die Ordnung des Tages waren. Oft lag in jener rühmlichen Periode der jungen Republik die ganze bewaffnete Seemacht in der Bai von Quintero vor Anker. Eine Menge von ausgezeichneten Fremden und die zahlreichen Officiere der Escadre versammelten sich um den vielbewunderten Chef, und es erklang festliche Musik aus dem zierlichen Hause, welches der Admiral sich an der Küste erbauen liess. Das Erdbeben von 1822 stürzte dieses nieder; der Besitzer verliess auf immer das Land. Die Seemacht ist aufgelöst, die Officiere sind nach allen Weltgegenden zerstreut, und bald wird die wuchernde Distel die letzten freien Reste des Gartens überzogen, die wenigen Ruinen unsichtbar gemacht haben. Man wird mit Trauer erfüllt, wenn man, ein einzelnes menschliches Wesen, auf diesen verlassenen Trümmern ausruht. Kaum durchschneidet in grosser Entfernung ein ärmlicher Fischerkahn dieselbe unbelebte Bai, wo früher die dem Feinde entrissenen Fregatten lagen und die Flotte, von der die lärmende Fröhlichkeit der Matrosen herübertönte. Die alte tiefe Einsamkeit herrscht von Neuem über der unbewohnten Küste, und nur der Ruf der Möven unterbricht die öde Stille.

Eine sehr verschiedenartige Ansicht und eine andere Flora bieten die Striche der Küste, wo stufenweis das Land sich erhebt und kleine Ebenen sich ausdehnen, welche nach dem Meere hin durch senkrecht

abfallende Felswände begränzt werden. Selten nur sind sie von dem Landmanne der Cultur unterworfen worden, obgleich sonst auch die Unvollkommenheit des Ackerbaus in Chile es mit sich bringt, den Boden häufig zu wechseln. Von einer sparsamen Benutzung desselben kann da die Rede nicht sein, wo sein Besitz im Ganzen von geringerem Werth ist, oder die Kosten solche sind, dass der geringe Ertrag halberschöpfter Ländereien und die Schwierigkeit der Bearbeitung mit dem Aufwande in keinem Verhältnisse stehen. Da man mit einem geringeren Ertrage als einem funfzehnfältigen nirgends das Land anbaut, vielleicht ohne offenbaren Verlust es nicht anbauen kann, so sieht man häufig wie die cultivirten aber durch Mangel an Düngung ausgesaugten Ländereien wieder verlassen werden, während man andere urbar macht. Wenn auch dieses Geschäft nur ein einfaches und verhältnissmässig müheloses ist, denn selten hat man grössere Holzungen auszurotten, so verfehlt es nicht bedeutenden Nachtheil auf das Land im Allgemeinen auszuüben. Der niedrige halbwüchsige Wald ersetzt sich unter diesem Klima, wenn er einmal ausgerottet wurde, nicht wieder, und trostlose Unfruchtbarkeit hält ihren Einzug, wenn die Cultur der gelichteten Stellen von Neuem aufhört und der Eigner den Wasserfaden, den er nun besser brauchen kann, irgendwo anders hin leitet. Durch Ruhe kehrt aber die Fruchtbarkeit des schnell ausgesognen Landes nicht zurück, denn unter dem Einflusse der trockensten Hitze und der heftigen Winde vermehrt sich in wenigen Jahrzehenden die Sterilität bis zur Unverbesserlichkeit. Eine eigenthümliche Vegetation erzeugt sich dann auf solchen Stellen, die nur noch als Weidegründe dienen können, ohne jedoch länger als für kurze Zeit ein spärliches Futter darzubieten. Häufig sind weite Landstriche, die weder dem einen noch dem andern Zwecke genügen können. Solche sind die weit ausgedehnten mit dornigen Büschen verwachsenen Flächen *(Espinales)* an den Abdachungen der Küstenberge; dem Naturforscher eben so interessant und belohnend, als sie dem Wanderer hinderlich entgegenstehen. Nicht ohne Lebensgefahr steigt man durch eine Schlucht an dem Felsen empor, an dessen Fuss eine ewige Brandung tost, und halb gewaltsam erringt man das allerschönste aller ananasartigen Gewächse, die zweifarbige Bromelie, die sich da vorzugsweise ansiedelt. Kaum ist man aber durch die bedrohenden Gruppen der riesigen Fackeldisteln hindurch, welche

meistens am Rande des felsigen Absturzes emporwachsen, so befindet man sich zwischen einer Ansammlung von Pflanzen, die leicht zu den unangenehmsten gehören denen man irgendwo begegnen kann. Verrätherisch liegen kleine Melonencacten am Boden, oft nicht grösser als Haselnüsse, so lange sie jung und gesellig in dichtgedrängten Gruppen halb unter dem beweglichen Sandboden verborgen sind, grösser und leichter vermeidlich, wenn sie ein höheres Alter erreichten. Allein in ein wahrhaft feindseliges Gewirr vereinigen sich die wunderlichen Colletien, Büsche niedrig, gedrungen, in unendliche Aeste getheilt, von denen jeder in einen langen Dorn sich endet, und von aschgrauer Farbe. Kaum würde man ihnen Leben zutrauen, bedeckten nicht zahllose weisse Blüthen die Zweige, an denen nur im ersten Frühjahre kleine Blätter hervorkommen, welche so überaus schnell vergänglich sind, dass die Botaniker den Strauch selbst als einen blattlosen, obwohl mit Unrecht, beschrieben haben. Ihr Holz ist so unzerbrechlich hart, ihre Aeste starren so in allen nur denkbaren Richtungen umher und sind so in einander verflochten, dass es fast unmöglich wird, ohne eine Verletzung davon zu tragen, zwischen ihnen den Fuss auf den Boden zu setzen. Das geringste Straucheln oder gar ein Fall möchte dem Unvorsichtigen theuer zu stehen kommen, denn diese Wunden sind fast unheilbar. Allein manche schönblühende Pflanze, die man sonst wohl nirgends finden dürfte, lohnt das unverdrossene Eindringen in die weiten grauen Dornenfelder, denen man ohne blutigen Zoll so leicht nicht entkommt. Polygalen, Asclepiadeen, selbst die europäischen Formen bunter Wicken und Lathyrus liegen da am Boden. Nicht selten findet man auf der jenseitigen Gränze solcher Dornenfelder freiere Felsen, mit niedrigem Gras überzogen, und auf ihnen überrascht dann der Anblick einer der sonderbarsten Orchisformen des Landes (*Chloraea fimbriata. n. sp.*), oder der schönen Solanen mit mächtigen, amethystblauen Blumen. Wo sich weiter landeinwärts der Sand in den rothen Thon verliert, der im Winter von den Regen erweicht die Wege so ungangbar macht, und im Sommer nach kurzer Trockenheit eine Härte annimmt, welche den gewöhnlichen und rohen Ackerwerkzeugen der Eingebornen widersteht, da erstaunt man die unfruchtbaren Abhänge mit einer Menge kleiner Liliengewächse bedeckt zu finden. Gelangt man aber endlich bis auf die letzte Stufe der Bergzüge, wo sich mannichfach durchschnittene Ebenen

ausdehnen, so verliert das Bild mit jedem Schritte mehr an Abwechselung und Annehmlichkeit. Ohne Wasser, also auch ohne krautartige Vegetation, dehnt sich das staubige Land aus, höchstens bewachsen mit verstreuten Gruppen von den vielerwähnten strauchartigen Synanthereen und der immergrünen Duvaua, deren Beeren man, obgleich umsonst, versucht hat statt deren des europäischen Wachholders, denen sie an Geruche gleichen, zur Verfertigung eines sehr mittelmässigen Branntweins zu benutzen. Allein auch hier ist die Frühlingsvegetation erfreulich, wenn auch bei weitem bescheidener als in den tieferen und gegen die Sonne mehr geschützten Thälern. Das wahrhaft prachtvolle Sisyrrhinchium, mit kaum bemerkbar niedrigem Schafte und einer einzigen, mehr als zollgrossen, glänzend indigoblauen Blume, öffnet diese des Morgens um acht Uhr der Sonne und schliesst sie um Mittag vor dem stärkeren Strahle, um nie wieder zu erblühen. Ueberhaupt setzt die Menge der Pflanzen aus dem letzteren Geschlechte den Botaniker nicht wenig in Verlegenheit, denn eigenthümlich und kaum zu lösen ist die Schwierigkeit die Arten von einander mittelst einer kunstgerechten Phrase zu unterscheiden, welche doch die Natur deutlich genug getrennt hat. Die Seiten der Thäler und Schluchten sind oft trocken und grasig, und stellenweis mit einer Chusquea, einem baumartigen Grase, bedeckt, welches hier in geschützterer Lage viel höher aufwächst als auf den ewig vom Winde gepeitschten Gipfeln von Valparaiso. Es stellt sich dieses bei Excursionen eben so als ein höchst ermüdendes Hinderniss in den Weg, wie die Ipomöen des tropischen Südamerika und die Pisonien Westindiens, welche als dicke Stämme horizontal von Baum zu Baume sich spinnen, oder wie die grossblumigen Rhododendren, welche im bergigen Innern Nordamerikas das Land undurchdringlich machen. Wenn man endlich über und durch alle diese Hindernisse bis in die Schluchten selbst gelangt, die auf einem Plateau anfangend schnell immer tiefer werden, bis sie sich zuletzt als sehr bedeutende Thäler in das Hauptthal ausmünden, so sieht man sich nicht selten zwischen Scenen, welche im Augenblick alle Mühe vergessen machen und den Einsamen mit jenen Empfindungen erfüllen, durch welche die Natur still aber überreichlich die ihr bewiesene Anhänglichkeit lohnt. Eine Ueppigkeit des Wuchses der krautartigen Pflanzen und ein Grün anzutreffen, wie sie sonst nur den mildern Zonen der nördlichen Halbkugel eigen sind, über-

rascht den Botaniker, der nach kurzem Aufenthalte fast glauben möchte, es vermöge dieses Land wenig mehr als unansehnliche Büsche hervorzubringen, und der gar bald es lernt eine grüne, saftige Staude mit ungewöhnlicher Theilnahme zu begrüssen. Zwischen Myrten, die immer höher werden, je fruchtbarer der Boden sich zeigt, und die mit einem Schnee von Blüthen überschüttet sind, aber nicht alle die unveränderliche Blattform unserer europäischen Arten besitzen, und zwischen blühenden Stauden der grössten Verschiedenheit steigt man an den steilen Wänden hinab, und gelangt endlich in der Tiefe des engen Thals an einen rasch dahinströmenden Bach, wo Bäume und Sträuche des üppigsten Wachsthums die Fruchtbarkeit der Ufer verkünden. Lorbeeren und andere steifblättrige Bäume einer dunkeln Färbung *) stechen ab von dem freundlichen, saftigen Grün des Mayten, der fast nach Art unserer Trauerweiden die langen Aeste herabsenkt. Mancherlei Schlingpflanzen, schön wie jene der Tropen, allein nicht halb so hinderlich und niemals die entschiedenen Feinde des kühner Eindringenden, steigen an den Stämmen empor und verbinden die Kronen. Staunend bleibt man vor dem wahrhaft prachtvollen Tropaeolum mit Scharlachblume stehen, denn alle Theile der Pflanze verlangen eine gern gezollte Bewunderung; die zierlich dünnen Zweige, die frei von den erkletterten Gebüschen herabhängen und im Winde sich wiegen, die Feinheit des sehr regelmässigen Laubes und der Glanz der Blüthen fesseln gleichzeitig die Aufmerksamkeit. Kleine Veilchen mit gelben Blumen und niederliegende Dolden (Bowlesien) wachsen in dem Schatten, und die in Europa so wenig gekannten Gattungen der Miersien und Gilliesien, untermischt mit hellblauen Scilloideen, mit blassgelben Ornithogalen oder weiss und violett gestreiften Triteleien, mit zahllosen Calceolarien, mit Valerianen, deren Wurzeln eine grosse, gallertartig durchscheinende Kugel darstellen, wechseln mit Anemonen und Ranunkeln, welche lebhaft an die halbvergessenen Formen der entfernten Heimath erinnern. Manche feinblättrige Farrnkräuter bieten sich dem Suchenden. Sie sind jedoch nicht allein auf diese mehr schattigen und feuchten Orte beschränkt, denn ganz gegen die Gewohnheit ihrer Familie vegetiren einzelne Arten auf dem undankbaren und verhärteten Boden, und ein

*) *Citharexylon cyanocarpon. Hook.* (*Poeppigia. Berter.*).

weiss bestäubtes Adiantum *(A. sabrum. Kaulf.)* giebt ihm sogar den Vorzug. Sind auch die Vögel, welche in das landschaftliche Gemälde des tropischen Amerika einen so ausserordentlichen Reiz bringen, hier weit seltener, so bemerkt man doch häufig genug kleine Colibris von Goldglanz, die mit Blitzesschnelligkeit von Busch zu Busch fliegen und besonders ihre Nahrung aus den honigreichen Purpurblumen zweier strauchartigen Lobelien ziehen, welche der Tupa verwandt und kaum weniger giftig sind. In den dunkeln Schatten der Büsche, besonders da, wo diese bis fast auf den Boden herab mit Aesten versehen sind, treiben kleine aber sehr zutrauliche Vögel, braun von Farbe und unsern Zaunkönigen nahestehend, ihr geschäftiges Wesen; ihre possierliche Zanksüchtigkeit und ihre Stellung mit erhobenen Schwanzfedern haben ihnen unter den Landleuten einen entsprechenden Namen *(Gallitos)* verschafft. Der Hamster des Landes, der Degu, hat auch hier seine Colonien errichtet, denn wenn ja während einiger Monate die hier weit weniger sparsame Nahrung aus Früchten ihm fehlen sollte, so liefert das Thal ihm doch den häufigen Mayu *(Sophora)*, dessen Blätter er gern verzehrt, während der Landmann aus ihnen schwarze Farbe zu machen weiss.

Wenn die Natur ihrem Jünger in diesen Gegenden solchen Genuss bietet, so erhält ihn dieser doch nicht ohne den Preis mancher dauernden Entbehrung und manches grossen Opfers. Die Art des Landes ist in Chile noch immer eine solche, dass die Aufgabe einen passenden Wohnsitz zu entdecken keineswegs eine so leicht lösbare ist wie in Europa. Selbst der Genügsamste kann oft in Verlegenheit gerathen und auch seine bescheidensten Wünsche unerfüllbar finden, wenn es ihm darauf ankommt sich längere Zeit an einem Orte häuslich niederzulassen. Nur allein in den Landstädten, die denn doch ein Naturforscher nicht leicht aus freiem Willen zum Wohnort sich wählen würde, ist es möglich kleine Häuser zu miethen, die aber nach der Sitte des Landes nichts darbieten als die leeren Wände. Oft muss man es für ein besonderes Glück erkennen eine solche Wohnung zu erhalten, in welcher sich ein paar Zimmer ohne Fenster finden, die aber mittelst eines dichteren Daches wenigstens Schutz gegen den Regen verleiht. Auf dem Lande ist es noch weit schwieriger ein Unterkommen zu entdecken, welches dem Naturforscher

genügen könnte, der, um grosse Sammlungen zu machen, stets einigen Raum verlangt, wenn ihm auch persönliche Entbehrungen sonst gleichgültig wären. Nicht Jedem mag es genehm sein der unstreitig sehr grossen Gastfreundschaft chilenischer Landbesitzer auf lange Zeit sich zu bedienen, und die Hütten der ärmeren Landleute sind so klein, dass oft kaum die Familie in ihnen Platz findet. Doch gelingt es wohl durch Geldanerbietungen die Bewohner zum Abtreten der dürftigen Rohrhütte zu vermögen, in der man gegen die Schaaren halbverhungerter und sehr misshandelter, dafür aber sehr diebischer Hunde, mit denen die Landleute sich umgeben, sicher ist. Nicht gering ist die Schwierigkeit, mit der man selbst in der Nähe grösserer Städte sich die einfachsten Lebensbedürfnisse verschafft, und man sieht sich gezwungen vorsichtig auf die Bewahrung einiger Vorräthe zu wachen. Bei aller Fruchtbarkeit des Bodens ist das Landvolk so arm und lebt so von einem Tage zum andern, dass oft bis in geraume Entfernungen nichts für Geld zu erhandeln ist. In den zum Theil sehr schmuzigen Pulperias — einer Art von Schenken, die für den Hacendado von einem abhängigen Inquilino verwaltet werden — sucht man meistens umsonst nach soviel Bequemlichkeit oder Vorräthen, als man im traurigsten Kruge einer wüsten Haide des nördlichen Deutschlands finden würde. Oft lässt sich der Wirth nur durch langes Bitten, oder besser durch Bewilligung ziemlich unbescheidener Forderungen, bewegen mit dem hungrigen Reisenden die wenigen Pfunde luftgetrockneten Fleisches zu theilen, von denen seine zahlreiche Familie ihr Festmahl zu bereiten vorhatte. Bisweilen sogar findet man es völlig unmöglich an Orten, wo man sonst der Anziehungspunkte genug entdeckte, ein Unterkommen zu erhalten. Meistentheils ohne viele Mühe mag man sich dann von dem Besitzer des Landes die Erlaubniss verschaffen an der passenden Stelle eine Hütte zu erbauen. Ich selbst liess eine solche unfern der Hacienda von Concon errichten, und mass auch ihre Grundfläche kaum funfzig Quadratschuh, so entsprach sie doch ihrem Zweck, denn sie gewährte Unabhängigkeit und Ruhe, und die in ihrer engen Umschliessung verlebten Tage der höchsten Zufriedenheit und eines vielbelohnten Fleisses gehören nach Jahren noch zu der Classe der angenehmsten Erinnerungen. Jeder Landmann versteht es ein solches Haus herzustellen, dessen Skelet allein etwas kostspieliger ist, indem die wenigen dünnen Bäume, die zu

seiner Verfertigung erfordert werden, in diesem holzarmen Lande immer noch einen so hohen Preis haben, dass bei dem Wegziehen von einem Orte nach dem andern der Besitzer gemeiniglich die Wände zerstört, um das Holzwerk mit sich zu nehmen. Die Zwischenräume werden mit den Zweigen einer weidenblättrigen Baccharis leicht durchflochten und obenhin mit Lehm überzogen; eine Kuhhaut vertritt die Stelle der Thüre, so ist der Landesgebrauch; irgend ein Gegenstand dient zum Sitze, und ein Flechtwerk mit einem Fell bedeckt muss bei der Armuth an Bretern den so nothwendigen Arbeitstisch abgeben. Stücken von Colliguërohr neben einander auf einem Gestell aus Baumästen geordnet *(Barbacoa)*, die man mit Streifen frischer Kuhhaut verband, stellen das Bett vor, auf dem man die verschiedenen wollenen Decken ausbreitet, welche zu dem von Andern schon vielfach beschriebenen chilenischen Reitsattel gehören. Was sonst noch der eigenthümliche Zweck des Reisenden an Vorkehrungen erfordern möge, zum Trocknen seiner durchnässten Pflanzenpapiere, und zur Bereitung und Bewahrung der vielfachen Naturproducte, bis Gelegenheit zur Versendung nach Europa sich vorfindet, das lehrt lange Erfahrung selbst mit den geringen Hülfsmitteln des Landes zweckmässig einrichten. Wenig oder nicht wird unter den Landleuten Chiles die gewöhnliche Sicherheit eines Reisenden bedroht, vorausgesetzt dass er allgemeine Vorsichtsmassregeln nicht vernachlässige, und nicht geradezu durch kindische Bewaffnung, wo sie nicht erfordert wird, den Unwillen reize oder den Verdacht grosser Reichthümer muthwillig hervorrufe. Hat man auch in so abgeschnittener Lage auf jeden geselligen Umgang, er heisse wie er wolle, völlig Verzicht zu leisten, so bleibt dem Einsiedler doch die Genugthuung eine unbeschränkte Freiheit für die Aufopferung eines jeden andern Genusses des civilisirteren Lebens und seiner Bequemlichkeiten eingetauscht zu haben. Die Leichtigkeit allein, mit grösster Unabhängigkeit Beobachtungen über die fremdartige und reiche Natur der Umgebungen anstellen zu können, lässt die sonstigen Unannehmlichkeiten einer solchen Lage fast unbemerkt vorüberstreichen. Der kühle Morgen führt über Berge und durch Thäler, wo Flora die schönsten ihrer Kinder dem rüstigen Freund mit freigebiger Hand spendet. Stunden des häuslichen Fleisses folgen, und der Abend trifft ihn wieder als Jäger an dem Strande des herrlichen Meeres, auf dem die letzten Strahlen der Sonne verglänzen.

Wenn er dann nach einem langen mühevollen Tagewerke vor der niederen Thüre seiner Hütte ausruht, während schon die ganze weite Landschaft in lautlose nächtliche Ruhe versank, steigen zum Lohne Empfindungen in ihm auf, die es ihm klar werden lassen, dass der Mensch mehr als das wofür ihn einst ein Dichter Englands erklärte *), mehr als „Spiel der Hoffnung und des Zufalls" sei.

ANMERKUNGEN ZUM DRITTEN CAPITEL.

1) Concon, obwohl nur eine Hacienda, und zwar einer wenig bedeutenden Grösse, figurirt auf einigen neuern Karten, und sogar in einem deutschen Handbuche der Geographie als Flecken. Dörfer im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. die vereinten Wohnungen der Ackerbau treibenden Besitzer der nahegelegnen Ländereien, sind in Peru und in Chile eben so grosse Seltenheiten als ausgedehnte Wiesen, Dinge, welche beide einer nördlichen Landschaft auf den ersten Blick etwas sehr Eigenthümliches geben. Was wir Europäer der Grösse nach mit einen solchem Namen belegen möchten, gilt dort schon für einen Marktflecken (*pueblo*), oder trägt wohl gar den pomphaften Namen einer Stadt, und hat selbst in Hinsicht des Lebens der Bewohner und der ganzen Verhältnisse nichts mit unsern Dorfschaften gemein. Bei allen dem erscheinen auf den Karten eine Menge von Namen, mit dem Zeichen der Dörfer begleitet, deren Existenz im besten Falle höchst zweifelhaft ist. Oft sind sie aber gar nicht vorhanden. Die Manuscriptkarten, welche von den Generalcapitainen und andern Mächtigen ehedem nach Madrid gesendet worden sind, waren meistens nur als Beweismittel gezeichnet worden, dass gerade unter dieser oder jener Administration in den entlegnen Colonien zur Verbreitung der königlichen Macht durch Anlegung von Dörfern u. s. w. sehr viel geschehen sei. Die Aufführung solcher Orte auf Karten und in Katastern gründete sich oft auf nichts mehr als auf eine öffentlich ergangne Einladung an die Landleute sich unter günstigen Bedingungen und gewissen Privilegien an einem gegebenen Orte niederzulassen, oder auf den Befehl an eine Unterbehörde für die Colonisirung eines solchen Punktes zu sorgen. Ob die erstere Wirkung hatte, ob der letztere befolgt wurde, war oft sehr gleichgültig, denn auf jeden Fall wurde die neue Niederlassung gehörigen Ortes eingetragen. Bei der Gründung mancher andern Nieder-

*) A thing of hope and chance. Byron.

lassungen ist man zwar weit redlicher verfahren, allein oft traten so viele anfangs unerwartete Hindernisse ein, dass man genöthigt gewesen ist sie schnell wieder aufzugeben. Dennoch erhielten sich solche Punkte in allen Karten, da man in Hinsicht des spanischen Südamerika bis auf die neuesten Zeiten zum unaufhörlichen Copiren veralteter Materialien gezwungen gewesen ist. Orte, die man blos projectirte, haben eben so ihren Platz gefunden, und stehen in unsern Karten noch immer an Stellen aufgeführt, wo nie ein civilisirter Mensch sich eine dauernde Wohnung erbaute. Andere, die früherhin blühend waren, sind in Folge grosser Naturereignisse (der Ebbe und Fluth, welche die Bevölkerung Amerikas, trotz ihrer Geringfügigkeit, nicht minder bewegt als die unendliche Population unserer Erdhälfte) und politischer Umkehrungen, welche die neueste Geschichte jenes Welttheils bilden, mit der Schnelligkeit verschwunden, die uns mehr als alles Andere auf die geringe Tiefe, in welcher die Civilisation dort wurzelt, aufmerksam macht. Es gilt dieses von allen Theilen des spanischen Amerika. Ein Reisender fühlt sich fast wehmüthig, wenn er umsonst nach Orten sich erkundigt, die dadurch ein historisches Interesse erlangten, dass wenig Jahrzehende früher ein vielfach berühmterer und vielfach verdienstvollerer Vorgänger sie zum Schauplatze einer nützlichen Thätigkeit erwählte. Die Missionen des obern Orenoko, Atabapo und Cassiquiare, zusammen einem Wunderlande angehörig, dessen Schilderung wohl manchen Leser enthusiasmirte, und die nur der Feder eines Alexander von Humboldt so gelingen konnte, würden den muthigen Reisenden der Urwälder jetzt nicht mehr so freundlich aufnehmen wie sonst. Die gastfreien Mönche sind aus jenen Gegenden verschwunden, und die verlassnen Hütten der Indier zerfallen unter dem Einflusse eines alles zerstörenden Klimas so schnell, dass vielleicht in weniger als funfzig Jahren nur ein oder der andere verwilderte Fruchtbaum, der mitten im neu aufgeschossenen Walde sich erhielt, dem Forscher die Stellen andeuten wird, wo einst Atures, Maypures und Esmeraldas standen. Bei meinem Aufenthalte in der Barra do Rio negro in Brasilien (April 1832) ergab es sich, dass alle jene Niederlassungen so gut wie vernichtet waren, und dass bereits blutgierige Caraiben wieder angefangen hatten, sich in ihrem lange verlornen, nun von den Weissen und der höheren Civilisation verlassenen Lande zu zeigen, und die Sicherheit der einzelnen Reisenden zu bedrohen, welche gelegentlich aus dem Innern Columbiens bis an die Gränze Brasiliens zu kommen pflegten. In diese Kategorie der blos projectirten, nie wirklich begonnenen Niederlassungen gehört eine Menge von angeblich bewohnten Punkten entlang der grossen Flüsse im Innern des tropischen Südamerika, und dann alle Orte, welche südlich vom 40° verzeichnet sind. Orte wie Nahuel-huapi sind nicht einmal Missionen gewesen, sondern gleich allen andern Patagoniens höchstens die leicht erbauten, aber auch schnell wieder verlassnen Wohnorte nomadischer Stämme. Die Städte, welche südlich vom Biobio verzeichnet sind, wurden bereits vor zweihundert Jahren (1598 — 1603) zerstört, und an ihre Wiederaufbauung hat man mit der einzigen Ausnahme Osornos seitdem nicht denken dürfen. Imperial, Angol, Villarica sind verschwunden, und nur von der ersteren Stadt soll man noch Spuren alten Mauerwerks bemerken können. Die Besitzungen der Chilenen südlich vom Biobio beschränken sich auf Arauco, einen kleinen ärmlichen Flecken, den ein unzähliche Male zerstörtes Fort schützen soll, d. h. ein Platz kaum gross genug zweihundert Mann zu enthalten, und allein mit einem breiten Graben

und einer Mauer befestigt; auf San Pedro, einer Gruppe von Haciendas gegenüber Concepcion; auf Nacimiento mit kaum zwanzig Familien; auf Valdivia mit seinem unbedeutenden Gebiete, und den jetzt sehr vernachlässigten Missionen; auf Osorno mit Calbuco, und auf Carelmapú, gegenüber Chiloë, Niederlassungen, welche zusammen vermuthlich nicht viel über 7000 Einwohner zählen. Alles zwischenliegende Land wird von Indiern bewohnt, die, zwar vor der Hand noch unabhängig, gegen die Republik Chile wahrscheinlich nicht im Stande sein werden den Widerstand zu leisten, durch den sie sich der spanischen Generalcapitanie einst furchtbar machten. Eine Menge von Namen der Karte des Araucanerlandes beziehen sich auf die veränderlichen Wohnsitze jener Volksstämme, und mancher Ort, obwohl mit Namen bezeichnet und als solcher den Chilenen bekannt, hat nie eine Hütte oder dauernde Bewohner besessen. Es rührt dieses von der Gewohnheit der Maulthiertreiber u. s. w. her, gewissen Stationen, welche durch Wasser, Weide, den Kreuzungspunkt eines Flusses, oder durch eine Volksanekdote bekannt geworden sind, einen Namen beizulegen, der entweder an die herrschende Religion des Landes erinnert, oder an ein hervorstechendes Product oder Ergebniss der Natur. Daher die *Cruces*, *Almas*, — *Sauces*, *Robles*, *Guanacos*, *Leones*, — *Honduras*, *Nieves*, *Piedras*, *Arenas*, Namen, mit denen in der weiten Wildniss, der Verständlichkeit wegen, einzelne Orte bezeichnet wurden. Noch mehr ist dieses längs der grossen Flüsse des tropischen Amerika der Fall, und man erstaunt über die grosse Menge von Namen, welche eine einzige Tagereise auf dem Marañon bietet, in Gegenden zwar, wo die Dörfer durch zwanzig und mehr Meilen von dichtbewaldeter Einöde getrennt sind, und wo der Europäer es unmöglich findet irgend einen hervorstechenden Zug zu entdecken, der eine Gegend von der andern eben so einförmigen unterschiede.

Sehr wenig Vertrauen ist mit geringen Ausnahmen in die bis jetzt erschienenen Karten Chiles zu legen, indem sie alle, in Hinsicht auf das Innere, Copien alter und mangelhafter Originalblätter sind, wie die Spanier sie besassen. Unter den speciellen Karten bleibt die des südlichen Chile immer noch die beste, welche, von einem pseudonymen Eingebornen (*Poncho chileno*) entworfen, die spanische Uebersetzung von Molina's Civilgeschichte begleitet. Molina's Generalkarte von Chile, zu seiner Naturgeschichte gehörig, ist voll von Irrthümern, allein sie war lange Zeit die Grundlage aller geographischen Arbeiten in Europa. Miers gab eine Karte, welche in den Mittelprovinzen Verbesserungen bietet, in Beziehung auf den Süden aber wie die vorhergegangenen unvollkommen ist. Seine Karte des Alpenweges von Santa Rosa bis Mendoza ist nur eine erweiterte Copie eines Blattes, welches Wm. Faden in London nach einer von einem deutschen Kaufmanne Valparaisos mitgetheilten Zeichnung stach. Die letztere wurde zufällig in Santjago entdeckt, und beruht wahrscheinlich auf den Beobachtungen des Don Felipe Bauza und einiger spanischen Genieoffiziere, welche (1794) sich auf diesem Wege der Expedition Malaspina's anzuschliessen versuchten. Die spanische Regierung hat in der That über einen grossen Theil des westlichen Abhangs der Anden, besonders über den Strich von Santjago bis an die Quellen des Biobio, Originalzeichnungen besessen, auf welchen alle Pässe und Mündungen der Thäler (*boquetes*) bemerkt waren, durch die ein Einfall der Indier möglich schien. Gegenwärtig bemüht man sich in Santjago umsonst sie zu entdecken,

denn entweder sind sie von den Spaniern vernichtet worden, oder im Anfange der Revolution in den unordentlichen Bureaus verloren gegangen. Seit der letzteren Periode ist es mehrmals angekündigt worden, dass man sich von Seiten der Regierung mit Anfertigung von Karten beschäftigen werde, indessen ist nichts Ernstes geschehen, so leicht auch das Geschäft in einem Lande sein müsste, wo man wenig mit schwierigen Längenbeobachtungen zu thun hätte, sich fast alles auf Berichtigung von Breiten beschränken würde, und die hohen Marken der Anden sowie die genauer bestimmte Lage der vorzüglichsten Küstenpunkte die Arbeit erleichtern. Innerhalb der Anden würde man auf grössere Schwierigkeiten treffen, wegen der Wildheit und Oede derselben, besonders aber wegen der grossen Unzugänglichkeit einzelner Striche. Man hat selbst während des Kriegs die Nothwendigkeit von besseren Karten nicht gefühlt. Einmal war die Art seiner Führung sehr verschieden von der in Europa gewöhnlichen, und dann waren auch die Armeen so klein, dass bei ihren Bewegungen natürliche Hindernisse, die durch geographische Kenntniss allein vermieden werden können, von weniger Belang schienen. Die Officiere, von denen leider nur ein sehr kleiner Theil so gebildet ist, dass ihm eine Karte mehr als ein verschlossnes Buch sein kann, verliessen sich auf ihre Localkenntniss. Der Gebirgskrieg, welcher 1828 schon seit sieben Jahren dauerte, war ohne die Hülfsmittel fortgesetzt worden, mit denen jeder Subaltern in Europa sich bald genug versehen würde. Im Hauptquartier der Südarmee befand sich damals auch nicht eine einzige Karte. Don Manuel Bulnes, der Chef der Expeditionen gegen Pincheira, sonst ein wackerer Haudegen, dem am Ende jener Räuberhäuptling noch unterlag, schien auf solche Mittel wenig zu geben, und war nicht im Stande einen klaren Bericht über die Entfernungen zu erstatten, bis in welche er — wie es schien weit südlich — innerhalb der Anden vorgedrungen war. Nur General Viel, ein Officier von Napoleon's Garde, besass eine Art von Plan der merkwürdigen Cordilleren von Chillan bis in die Gegend von Sa. Barbara. Es war sehr unvollkommen und gründete sich auf blosse Muthmassungen, da der Besitzer selbst nie jene beschwerlichen Züge nach den Gebirgen mitzumachen pflegte.

2) Die vulcanische Thätigkeit im südlichen Ocean, und zwar in grossen Entfernungen von jeder Insel, ist ziemlich auffallend und wurde von jeher auch von den Chilenen anerkannt, indem sie diejenigen Erdstösse, welche von W. kommen, für gefährlicher erklären als alle andern. Dieser Richtung folgten die Erdbeben, welche einst Callao (1746) und Penco viejo (1751) durch Austreten der See vernichteten, und eigne Erfahrung bewies mir während eines zweijährigen Aufenthalts in Chile, dass die Mehrzahl der, glücklicherweise nicht sehr bedeutenden, Erdstösse in jener Periode von W. und SW. kamen. Alle Augenzeugen des ausserordentlichen Erdbebens von 1822 stimmen darin überein, dass auch damals die Richtung der Stösse von SW. nach NO. ging *). Wären die südlichen Gegenden des grossen Oceans in

*) Miers Travels. I. p. 392. 394. — Mrs. Graham (Residence in Chile p. 306.), deren wenige Beobachtungen meistens sehr unzuverlässig sind, giebt NW. und SO. als Richtung; ein Irrthum, der sich auf einen falschen Schluss gründet, welchen sie aus der veränderten Stellung manches Hausraths zog, aber doch den Ent-

allen Richtungen von so zahlreichen Schiffen durchschnitten wie das atlantische Meer, so würde man wahrscheinlich häufigere Kunde von vulcanischen Ausbrüchen in seiner Mitte erhalten. Ein merkwürdiges Beispiel von den letzteren verdient wohl der Erwähnung, da es ein Gegenstück zu dem Erscheinen und Verschwinden neuer Inseln an den Küsten Siciliens und der Azoren liefert. Capt. Thayer, vom amerikanischen Schoner Yankee, hatte in den Jahren 1824 und 1825 eine Reise nach den südlichen Polargegenden unternommen, um Seehunde und Seeelephanten auf den entlegensten Inseln aufzusuchen, wohin unaufhörliche Verfolgung sie drängt. Er hatte eine höhere Breite erreicht als irgend ein anderer Kauffahrer vor ihm, mit Ausnahme des Capt. Weddell. Nach viermonatlichem Umherkreuzen zwischen Eisbergen zwang ihn die Kränklichkeit seiner Mannschaft den Rückweg anzutreten. Auf seiner Reise nach den Fidjee-Inseln erblickte er am 6. Septb. 1825 unverhofft ein kleines felsiges Eiland, aus welchem ein dichter Rauch aufstieg. In der Vermuthung, dass an diesem unwirthbaren Orte vielleicht eine Zahl von Schiffbrüchigen sich gefangen sehe, legte er bei und ging in seinem Boote an das Land. Bei grösserer Annäherung zeigte sich nichts als ein schwärzlicher, völlig vegetationsloser Fels, der kaum einige Fuss über die Meeresoberfläche hervorragte. Es bestand aus einem breiten Ringe, welcher in seiner Mitte einen kleinen Teich enthielt, und an einem Punkte durchgebrochen, dem Meer Zutritt zu geben schien. Man landete da, und die Matrosen sprangen in das Wasser, um das Boot über die Untiefe zu ziehen. Allein eben so schnell flüchteten sie, auf das Aeusserste erschreckt, wieder auf das Fahrzeug, indem das sehr heisse Wasser ihre Füsse empfindlich verbrannt hatte. Bei genauerer Untersuchung ergab es sich, dass der Teich eine Temperatur von 68° Fahr. hatte, und dass der Rauch aus mehreren Rissen aufstieg, welche den umgebenden Ring durchbrachen. Mit Ausnahme einer einzigen Stelle, wo sich eine Menge von glänzend schwarzem Sand angehäuft hatte, fand man den Rand nur aus Laven zusammengesetzt; seine Form war fast diejenige eines Kreises, dessen Durchmesser achthundert Schritte überstieg, jedoch war die Abdachung nach Aussen so schnell, dass das Senkblei bei 100 Faden Entfernung schon keinen Grund mehr finden konnte. Das Wasser des Teiches, obwohl sehr warm, hatte keinen andern Geschmack als den des Seewassers, allein noch in Entfernung von vier englischen Meilen von diesem Krater fand man die Temperatur des Meeres um 10 bis 15° Fahr. höher, als man sie im Allgemeinen bei dem Kreuzen auf diesen Breiten bis dahin bemerkt hatte. Mit einer am Bord der Kauffahrer seltenen Genauigkeit waren während der ganzen Reise täglich dreimal thermometrische Beobachtungen angestellt und aufgezeichnet worden. Die Gefahr, mit welcher diese unbekannte Felsinsel, deren Ursprung wahrscheinlich sehr neu war, dem Seefahrer drohte, veranlasste Capt. Thayer (beiläufig derselbe, der 1825 die lange bezweifelten und bestrittenen Aurora-Inseln sah und Veranlassung zu ihrer neuen und richtigen Eintragung in nordamerikanische Seekarten wurde) hier beizulegen und die Lage zu bestimmen. Er fand die Breite 30° 14′ S., die Länge durch

stehungspunkt der Erschütterung auch in den Ocean verlegt. Schmidtmeyer (Travels p. 360.) nennt, ohne seine Quellen anzugeben (sein Buch erschien zwei Jahre vor Miers'), die Richtung von SW. als diejenige der Erschütterungen von 1822.

Monddistanzen und Chronometer 178° 55′ O. Greenw. Diese, seitdem vielleicht wieder versunkne Insel, welche sich ziemlich gerade im S. von Macquarries-Insel befindet, erhielt von ihm den Namen *Brimstone-Island*, weil sich am Rande des Kraters viel Schwefel vorfand. Die genaue Durchsicht des Logbuchs jenes Schoners, welche mir in Talcahuano vergönnt wurde, erlaubte keinen Zweifel an der Wahrheit der Sache oder der Richtigkeit der Beobachtung. — Eine ähnliche aber minder verbürgte Entdeckung wurde im Jahre 1828 in einer nördlicheren Gegend des grossen Oceans gemacht. Ein Schiff von Guayaquil nach den Intermedios bestimmt, und von einem Engländer commandirt (wahrscheinlich wohl ein peruanisches), traf unter 22° S. Br. 91° W. L. Greenw auf eine ziemlich grosse, vegetationslose und niedrige Insel, aus deren Mitte am Tage eine Rauchwolke, des Nachts eine Feuersäule emporstieg. — Ueber das Nähere dieser Entdeckung war zu der Zeit, wo sich die Kunde in Chile verbreitete, nichts zu erfahren.

3) Dieses Thier, welches einst *) von mir für eine neue Art von Bathyergus gehalten wurde, unterscheidet sich so auffallend von jenen afrikanischen Geschöpfen, dass es in eine besondere Gattung zu stellen ist, die folgenden Charakter tragen würde.

Psammomys.

Dentes. *Incisores* superiores labiis octies longiores, laeves, scalpriformes; *molares* utrinque octo, truncati. Auriculae ovales, erectae, liberae. Cauda pedibus posterioribus longior, pilosa.

1. *P. noctivagus*. — Hab. in collibus ex arena mobili conflatis ad littora Chile borealis.

Dimensiones animalis recenter mortui.

Longitudo	a naribus ad apicem caudae	164	Millim.	gall.
—	caudae	36	—	—
—	capitis ad crist. occipital. usque	40	—	—
—	aurium	10	—	—
—	dentium incisorum	7	—	—
—	pedum anteriorum.	44	—	—
—	palmarum	19	—	—
—	digitorum	10	—	—
—	pollicis	2	—	—
—	unguium	3	—	—
—	pedum posteriorum	64	—	—
—	tarsi	27	—	—
—	digitorum	10	—	—
—	pollicis	2	—	—
—	unguis	2	—	—

*) Froriep *Notizen a. d. Gebiete d. Nat.- u. Heilkunde Bd.* XXIII. *p.* 279. — Ausgestopfte Exemplare des Cucurrito, welche von mir eingesendet worden, befinden sich in mehreren Sammlungen Deutschlands, namentlich in der sehr reichen des Prof. der N. G. Dr. Schwägrichen zu Leipzig.

Latitudo inter oculos	19	Millim.	gall.
— inter aures	28	—	—
Circumferentia ad humeros	78	—	—
— ad hypochondria	57	—	—

Differentia hujus generis a Bathyergo Illig. inprimis in forma incisorum superiorum, qui in illo acute triquetri in animali nostro utrinque plani, in molarium numero, in auricularum et caudae magnitudine posita est.

Descriptio. *Truncus* subcylindricus. *Caput* magnum, ovatum; facie quadrata; nasu truncato; auribus externis nudis, oblique ovatis, nigrescentibus; apertura palpebrarum elliptica, parva; oculis atris; genis tumidis; mystacibus longissimis, caput adaequantibus, albidis, patulis. *Dentes* incisores aequales, labiis octies longiores, eburnei, laeves nec sulcati, leviter curvati, truncati; molares postici sensim minores, anteriores tres obtuse quadranguli, lateribus utrinque sulcati, corona plana, margine prominulo, centro paullisper excavato, postremo (quarto) triangulari, facie exteriore retuso. *Planta* et *palma* cute laevi, nigrescente tecta; haud barbati ut in Bathyergo. *Digiti* inaequales, tertio longissimo. *Pollux* pedum anteriorum brevissimus, ungue rotundato, aliquando obliterato. *Ungues* acuti, convexi, basi compressi, apice subtus complanati et canaliculati. *Pedes posteriores* vix diversi, nisi pollice longiore. *Genitalia* maris scroto pendulo, pro mole maximo, insignia. *Cauda* quartam fere corporis partem adaequans, squamulis obtusis minutis imbricata, teres, pilis rigidioribus, sparsis, tecta. *Vellus* mollissimum, sericeum, nitidum, nigrum, in nonnullis fere atrum, nitore ferrugineo aut castaneo praeditum. *Pili* singuli basi grisei, pedum incani, rigidiores, digitorum subsetacei.

VIERTES CAPITEL.

Reise nach den Anden von Santa Rosa.

Eine ununterbrochne aber wohlbelohnte Thätigkeit hatte die Blüthezeit der Küstengegenden mit doppelter Geschwindigkeit verstreichen lassen, und viele Dinge mahnten nun an die Nothwendigkeit einen neuen und gleich ergiebigen Wohnort aufzusuchen. Wenige Wochen eines trocknen wolkenlosen Wetters hatten hingereicht, um schon im September dem Festschmucke der Natur ein Ende zu machen. Mit dem Eintritt der verschiedenen Jahreszeit verschwanden die fröhlichen Kinder des Frühlings mit derselben Zauberschnelle, mit welcher sie in das Leben getreten waren. Bald blieben nur die grauen, harzigen Sträuche zurück, um durch ihre fremdartigen Formen das Einerlei des rothen Thonbodens oder der zerbröckelnden Granitfelsen zu unterbrechen. Die meisten Bäche vertrockneten; Wolken eines dichten Staubes oder des schlimmeren Flugsandes trieben vor der Gewalt des unwiderstehlichen Südwindes her, und überzogen das schwärzliche Grün der perennirenden Gewächse mit einer hässlichen grauen Decke. Die kleineren Vögel, welche die kurze Blüthenzeit herbeigelockt hatte, flogen davon, um sich theils in den höheren Gebirgen, theils im milden fruchtbaren Süden freundlichere Wohnungen zu suchen. In der grossen Thätigkeit der Natur wurde auf einmal ein Ermatten bemerkbar, — mit einem Worte, der Sommer, wie er im nördlichen Chile sich zeigt, war eingetreten. Nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten, welche aus Mangel an Hülfsmitteln entstanden, wurde die erste und sehr bedeutende Sammlung verpackt, nach Valparaiso begleitet, und dort am Bord eines segelfertigen Schiffs verlassen. Gleich allen übrigen erreichte

sie Europa unversehrt, indem mir das seltene Glück geworden ist, wenigstens von den Sammlungen nie etwas zu verlieren, welche sich einmal eingeschifft befanden.

War schon das Ansehen der besseren Thäler unvortheilhafter geworden, so hatte Valparaiso ganz wieder den Anstrich von Dürre und Verbranntheit des vorigen Märzmonats angenommen, und das Colorit verbreitete sich über seine Umgebungen, welches einst einen nordamerikanischen Reisenden veranlasste Chile nicht unpassend mit dem Namen „des braunen“ zu belegen. Ein sehr unangenehmes Ergebniss des hohen Sommers sind für jene Stadt die fast unerträglichen Südwinde, welche nicht etwa gradweise erscheinen, sondern nach zehn Uhr Morgens unter der Gestalt der heftigsten Wirbelwinde auftreten und Staub und Sand in dichten Wolken in die Höhe treiben. Oft hat man Mühe, besonders in den breiteren Strassen der Vorstadt, sich aufrecht zu erhalten, wenn sie dahersausen, und wird durch sie zum öfteren Kleiderwechsel gezwungen. Nur erst gegen Sonnenuntergang lassen sie nach, um einem leichtern Landwind Platz zu machen. Oft wehen sie mit Sturmesgewalt auf See, besonders in den Herbstmonaten vom Februar bis zum April. Das sicherste Anzeichen ihres späteren Eintritts ist es nach der Erfahrung der Küstenbewohner, wenn die Sonne ganz unverhüllt an dem durchsichtigen Firmament emporsteigt, und der westliche Seehorizont zeitig des Morgens nicht scharf abgeschnitten erscheint, sondern in der eigenthümlichen und ungewissen Vibration, welche man sonst nur während der heissen und windstillen Mittagsstunden bemerkt. Diese Winde sind zwar an der Westküste vorzugsweise stark, allein sie treten auch in allen andern Gegenden, südlich von dem Wendekreise des Steinbocks, mit einer bedeutenden Gewalt auf, welche bis auf die Breite von 60° sogar zuzunehmen scheint. Selbst noch in Paraguay ist ihre Kraft eine solche, dass sie die südlichen Kirchenfenster der Missionen zerbrachen, und die Jesuiten zwangen den Luxus der Glasscheiben aufzugeben. Man ersetzte ihre Stelle mit den weit weniger durchscheinenden Platten eines dünnen Alabasters, den man mit grossen Kosten aus Peru kommen liess *). — Unter solchen Umstän-

*) Dobrizhofer. Paraguay. I. 269.

den war der Aufenthalt im Hafen ein doppelt unangenehmer, und möglichst wurde mit den Zubereitungen zu einem längern Ausfluge nach dem Innern geeilt. Mancher Befragte hatte sich sehr zweifelnd über das gehoffte Grün der Cordilleras ausgesprochen, welche zum Ziele der Reise ersehen waren. Oft hatte der Anblick dieser ungeheuren schneebedeckten Mauer — denn so erscheinen die Anden in der Entfernung — erregend auf den einsamen Botaniker eingewirkt. Sie lag zu nahe, als dass der Wunsch ihre Wunder genauer kennen zu lernen ein leicht unterdrückbarer gewesen wäre. Es wurde der Plan gemacht in den höheren Anden von Santa Rosa und Mendoza, an irgend einer passenden Stelle, den Sommer der höchsten Gebirge zu botanischen Forschungen zu benutzen. Der folgende Winter Chiles sollte, sammt seinem unangenehmen Regenwetter, durch einen verlängerten Aufenthalt an den Gränzen Oberperus, oder vielleicht in Tucuman vermieden werden, und der nächste Sommer nach den Nordprovinzen Chiles, und von da nach Chiloë führen. Ein unerwarteter Unfall störte später den Plan, und gab dem ganzen Wege eine andere, vielleicht vortheilhaftere Richtung. Die Vorbereitungen zu der ersten Reise in das Innere des Landes kosteten mehrere Tage, und eine im Verhältniss der Umstände nicht unbedeutende Summe. Wer in diesen Ländern mit der Absicht des Naturforschers reist, wem es also wünschenswerth scheinen muss sich unabhängig auch in den abgelegensten Gegenden, in den ärmlichsten Hütten aufhalten zu können, muss auf eine Weise vorbereitet und eingerichtet sein, die der Europäer nicht kennt, der nur in einem Welttheile sich bewegt, den eine uralte Civilisation beglückt. Wie sehr man auch seine Bedürfnisse zu beschränken und seine Hülfsmittel durch eigne Thätigkeit und Erfahrung zu vervielfältigen gelernt habe, so bleiben dem Naturforscher immer noch manche Dinge unentbehrlich, die in so unbesuchten Gegenden kein Gold erkauft, und mit denen er sich also beladen muss. Schon wurde es erwähnt, wie schwierig es sei in einiger Entfernung von den Städten einen Wohnort zu finden, der die Vortheile der Unabhängigkeit und Ruhe, und die geringen Bequemlichkeiten darböte, ohne die kaum an eine erfolgreiche Thätigkeit zu denken ist. In Peru und Chile giebt es, wenigstens so lange man zu Lande reist, nur ein Verfahren um diesen Zweck zu erreichen. Man versieht sich mit einem eingebornen Diener, der für einen

für jene Länder sehr geringen Monatsgehalt (von 7—10 spanischen Thalern) die vielfachen Aemter eines Kochs, Maulthiertreibers, Bedienten, Baumeisters und Couriers vertritt, und sie recht gut versieht, da jeder Chileno durch sein Naturleben von Jugend auf sich eine Menge Erfahrungen und Fertigkeiten erwirbt, die dem Europäer der gleichen Classe fremd bleiben. Solche Männer, mit dem Namen von *Peones* belegt, sind in Santjago und den übrigen grösseren Orten zahlreich und immer reisefertig, da die häufigeren Reisen der Fremden sie auf das Einträgliche solcher Dienstleistungen aufmerksam gemacht haben, die ausserdem noch ganz mit ihrer Neigung zum unstäten Leben übereinstimmen. Vermeidet man es nur einen ganz Unbekannten in seine Dienste zu nehmen, und gebraucht man die Vorsicht einen festen Vertrag zu schliessen, so wird man selten Ursache haben über seinen Begleiter zu klagen. Nur wenn man zufällig einen Ort berührt, wo eben eins der zahlreichen Kirchenfeste gefeiert wird, mag man vielleicht etwas Nachlässigkeit und Neigung zu Ausschweifungen, unter denen man selbst leidet, bemerken. Befindet man sich aber mit seinem Peon einmal in der Wildniss, so hört aller Grund zur Unzufriedenheit auf, denn er ist dann fast unveränderlich gut gelaunt, durch körperliche Beschwerden nicht leicht zu verstimmen, und in gefährlichen Lagen eben so entschlossen als thätig. Wo ein europäischer Begleiter verlegen dastehen würde, zieht sich der südamerikanische geschickt aus den schwierigsten Lagen, und er weiss oft auf das Sinnreichste dem schwergefühlten Mangel an Hülfsmitteln zu begegnen. Behandelt man den Chileno der niedrigeren Stände mit Billigkeit, aber auch mit festem Ernste, denn seit der Revolution hat sich in ihm ein höheres Selbstgefühl entwickelt, so mag man seiner treuen Begleitung während vieler Monate gewiss sein. In irgend eine Ferne wird er seinem Gebieter folgen, wenn er sich nur anders die Mittel gesichert weiss, nach seiner Heimath allein zurückreisen zu können, falls es Jenem einfiele nicht wieder nach dem Orte des Abganges zurückzukehren. So gross ist die Reiselust der Chilenen dieses Standes, dass sie nicht selten lange Zeit ihre Familien verlassen, nachdem sie sich ausbedungen, dass man diesen einige Monate des Lohns vorausbezahle. Im nördlichen Chile sind jetzt Männer schon weniger selten, welche Naturforscher begleiteten, denen also die Geschäfte des Bereitens von Thieren und Pflanzen nicht mehr wie ehedem als zweideutig oder

gar als verkehrt erscheinen. Die nächste Sorge ist die Erwerbung von Maulthieren. Man lernt aber bald, dass solcher Handel für den Fremden sehr unpassend sei, denn einmal wird man unfehlbar durch den listigen Verkäufer betrogen, und dann entstehen aus dem Besitze selbst eine Menge von Unannehmlichkeiten. Bleibt man länger an einem Orte, so ist es oft gleich schwer und gleich kostspielig seine Heerde *(tropa)* auf einem Weidegrunde unterzubringen; bald verlaufen sich einzelne Thiere, und nicht selten werden sie wohl gar entwendet, denn bis auf die Achtung dieser Art von Eigenthum des Fremden dehnt sich chilenische Gewissenhaftigkeit nicht überall aus. Man folgt mit grösserem Vortheile dem Beispiel der Eingebornen, welche in den meisten Fällen einen Maulthiertreiber mit seinem Zuge miethen, oder einer reisenden Truppe sich anschliessen. Mit einem kleinen Küchenapparat einer sehr tragbaren Art muss man ebenfalls versehen sein, denn oft entspricht die Hütte eines Landmannes in dieser Art auch nicht den einfachsten Anforderungen. Das kleinere Gepäck und den geringen Vorrath von Büchern vertheilt man in die Lederkoffer *(petacas)*, die weit vor den europäischen den Vorzug verdienen und am kunstreichsten auf den Pampas von Buenos Ayres verfertigt werden. Zwei von ihnen machen eine Maulthierladung, und in dem Zwischenraume auf dem Rücken des Thiers bringt der Botaniker die unentbehrlichen und im Innern unersetzlichen Riesse von Löschpapier an. Die Lebensmittel vertheilt man in kleine Pakete. Sie bestehen aus dem luftgetrockneten Fleische, den Bohnen des Landes, mehreren Blasen mit Rindstalg, einem Vorrathe von Salz, welches in manchen Gegenden sehr selten ist, und einer Art von Schiffszwieback *(pan biscochado)*, den jeder Landmann zu verfertigen weiss. Ein Schlauch mit Landwein, Zucker, Paraguaythee u. s. w. gehören schon zu den Luxusartikeln, denen man bisweilen einige Loth Indigo oder Rollentabak von Saña und Bracomoros in Peru zusetzt, als das sicherste Mittel, sich in den abgelegneren Gegenden die Einwohner höchlichst zu verbinden. Ueber das Gepäck des einen Maulthiers wird ein langer Sack, der aus Leder wasserdicht verfertigt ist, gelegt. Er enthält die kleine und dünne Matratze, die zwar in den Bivouacs nicht gebraucht wird, allein nicht wenig dazu beiträgt, dass der Reisende bei seinem Verweilen im botanischen Standquartier sich häuslicher fühle. Die übrigen Ladungen sind mit leichten Häuten

bedeckt, als Schutz gegen den Regen, und im übelsten Wetter der Anden als Dach für die Schlafenden. Nicht zu vergessen ist bei der Ausrüstung ein kleiner Vorrath europäischen Handwerkszeuges, denn versteht auch der Chileno tausend Dinge mit Hülfe seines Messers allein zu verfertigen, und oft den Mangel eiserner Befestigungen auf das Beste mit angefeuchteten Streifen von Häuten zu ersetzen, so kommt man doch wohl in Lagen, wo solches nicht ausreicht. Der Reisende und sein Peon sind auf die oft beschriebene Art des Landes gekleidet und gerüstet, der Poncho, der breite braune Hut, aus dem Haar der peruanischen Vicuña, die riesengrossen Sporen, der aufgethürmte Sattel, der des Nachts ein Bette herstellt, auf dem man nach kurzer Gewöhnung vortrefflich schläft, geben Beiden ein nicht unmalerisches Ansehen.

Wenn endlich nach allen diesen Vorbereitungen der Morgen der Abreise nahte, so versammelt sich zeitig der kleine Zug, und die Thiere werden mit einer Schnelligkeit und einem Geschick beladen, welche alle Europäer bewundern. Die Landleute, unter denen man lebte, glauben dem geschätzten Fremdling noch einen Beweis ihres Andenkens geben zu müssen, und daher nahen sie sich nicht selten mit allerlei kleinen Spenden, deren Nichtannahme sie bitter beleidigen würde. Die Wohlhabenderen vermehren durch Geschenke den Mundvorrath des Reisenden, und die Frauen überreichen ein paar Blumen oder Früchte. Häufig wird man an den bekannteren Häusern zum nochmaligen Absteigen eingeladen und oft ist man genöthigt seine Maulthiere allein ihres Weges ziehen zu lassen. Diese folgen ihrem ungelehrigen Starrsinn und zerstreuen sich in der Entfernung, bis Herr und Diener unter manchem nachgerufenen Wunsche des Abschieds den Pferden die Sporen geben und hinter der unordentlich laufenden Truppe her galoppiren. Kaum merken aber die Lastthiere die Ankunft des Peon und den sausenden Lasso, so wenden sie sich willig in den verlassenen Weg zurück, und versuchen es sobald nicht von Neuem die Ordnung zu brechen. Der Reisende setzt sich nun an die Spitze, gefolgt von dem Zuge der Lastthiere, und der Letzte ist der vielnützliche Diener, der übrigens selten in die Verlegenheit kommt allein reiten zu müssen. Bald gesellt sich irgend ein Landmann zu ihm, der desselben Weges zieht, und das laute Lachen und geschwinde Sprechen

beweisen, mit welcher Lebendigkeit dort die unentbehrliche Unterhaltung geführt wird. So zieht man nun fort über Berg und Thal, bis die Mittagshitze gebietet die lange Tagereise in zwei Hälften zu theilen. Irgendwo wird ausgeruht; während die Thiere grasen, verschläft der Chileno ein paar Stunden der Siesta, und der Reisende findet wohl genügende Arbeit, wenn er mit der Natur sich zu beschäftigen gelernt hatte. Stets kann man sich auf die Ortskenntniss seines Führers verlassen, denn sollte auch ein Chileno nur einmal einen Weg gemacht haben, so wird er nach Jahren noch sich der Stellen erinnern, wo sich Weide, Wasser und Holz darbieten. Auf allen besuchteren Wegen giebt es solche Stationen, von denen die Eingebornen nur ungern abgehen, denn Erfahrung lehrt sie als die besten Theilungspunkte der Tagereisen, oder als Nachtlager kennen. Missbilligt der Fremde, der mit solchen Umständen unvertraut ist, den Vorschlag das Bivouac zeitig zu errichten, so setzt der Chileno stillschweigend seinen Weg fort. Oft tritt dann auf der Mitte gefährlicher Bahnen schon die Nacht ein, und das häufigere Stolpern der Lastthiere beweist ihre zunehmende Müdigkeit. Dann wird man genöthigt an Orten zu übernachten, wo die abgetriebenen Thiere kaum ein sparsames Futter finden, und missvergnügt streckt man sich auf dem harten Boden aus, oft ohne einen erfrischenden Trunk oder ein erheiterndes Feuer. Folgt man aber dem Rathe des eingebornen Begleiters, so erreicht man zur rechten Zeit den passendsten Platz. Er bietet auf jeden Fall etwas Brennholz, Weide und Wasser. Man entledigt die Thiere ihrer Bürden und lässt sie frei in der Nähe des Bivouacs herumstreifen, denn es ist nicht zu befürchten, dass sie ihre Leiterin *(la madrina)* verlassen werden, die mit einer Glocke am Halse festgebunden wird. In wenig Augenblicken rollt schon die Flamme durch das schnellgesammelte Holz, welches der Bergstrom liegen liess, und durch die abgehauenen Zweige steifblättriger Sträuche, welche auch in den dürrsten Gegenden vorkommen und vermöge ihres Harzgehaltes auch im völlig grünen Zustande hell und wärmend brennen. An der ebensten Stelle des Bodens bereitet dann der Diener dem Reisenden sein Lager, und sucht mittelst der Ladungen, welche fast mit militairischer Genauigkeit aufgestellt werden, ihm Schutz gegen den kalten Nachtwind zu bereiten. Der Maté, das erfrischende Getränk, dessen Nützlichkeit man erst auf solchen Reisen kennen lernt, ist

inzwischen bereitet, und der Peon bringt zuerst seinen Theil dem Reisenden, der vom Augenblicke der Abreise an den Namen des Patron trägt. Das einfache Abendessen ist schnell und ohne viele Mühe bereitet. In einem Lederbeutel hat man stets ein Gemisch bei sich, welches aus geschnittenen Zwiebeln, gebräuntem Weizenmehl, rothem Pfeffer, geröstetem und dann zwischen ein paar Steinen pulverisirtem Charqui besteht. Einige Löffel davon in Wasser gesotten geben eine hinreichende Portion eines eben so nahrhaften als gesunden Nahrungsmittels, welches freilich dem europäischen Gourmand nicht zusagen dürfte. Ein Becher des starken Landweins macht den Beschluss, und bald darauf streckt sich Jeder auf seinem Lager aus, um in der Regel die Nacht ruhig zu verschlafen, denn höchst selten sind, besonders im nördlichen Chile, während des Sommers leicht vorübergehende Regen. Der früheste Morgen schon findet die ganze Gesellschaft munter, denn gleich den Bewohnern aller wärmeren Länder ist der Chileno Freund des zeitigen Aufstehens. Während das Frühstück, gleichviel wie zeitig es sei, genommen wird, sind schon die Maulthiere herbeigebracht, gesattelt und beladen. Alles ist in Ordnung und reisefertig noch ehe der Tag völlig heraufstieg, und im raschen Trabe setzt der Zug sich in Bewegung, um die kühleren Stunden zu benutzen. Nur um dringenden Einladungen zu genügen, oder um alte Freunde zu besuchen, kehrt man des Abends bisweilen auf einem Landgute ein. Der Chileno liebt es mehr im Freien zu schlafen, denn in den Monaten des hohen Sommers bietet eine Hacienda nicht mehr Bequemlichkeit als das wohleingerichtete Bivouac. Solche ist die Art des Reisens in Chile. Sie ist mit geringen örtlichen Veränderungen dieselbe in Peru und Columbien, und deshalb verdiente sie wohl auch hier einer näheren Schilderung. Nur in den Staaten des Plata ist sie etwas durch die erstaunliche Geschwindigkeit der Bewegung verschieden, wodurch der Transport des Gepäcks erschwert wird.

Der Weg, welcher ergriffen worden war um die Anden zu erreichen, war derjenige, welcher über die Hauptstadt nach Santa Rosa de los Andes und Mendoza führt. Er ist gerade von den meisten neueren Reisenden beschrieben worden, und selbst die Flüchtigsten unter ihnen haben sich an ihm versucht. An sich eben nicht sehr interessant, bietet er

jetzt des Bemerkenswerthen um so weniger dar. Kaum hat man die Bergkette, welche den Hafen von Valparaiso kesselförmig einschliesst, überstiegen, so eröffnet sich eine Scene, welche mit höchst geringen Veränderungen bis an den Fuss der Anden dieselbe bleibt. Wellenförmige, schmale Ebenen dehnen sich aus, und sind von Gebirgszügen begränzt, die man mühsam genug übersteigt, ohne damit viel zu gewinnen, denn die auf der entgegengesetzten Seite von Neuem beginnende Ebene ist in der Regel nur um sehr wenig höher als die eben gekreuzten. Allein die Bergketten erheben sich in stets zunehmender Höhe, in regelmässiger Abstufung. Dem Umstande, dass man bei bedeutender Entfernung von dem Meer und also nahe dem Fusse der Anden sich nur auf Höhen befindet, welche im Verhältniss unbedeutend genannt werden mögen, ist es zuzuschreiben, dass der Anblick der Cordilleren so ausserordentlich grossartig ist. In Peru, besonders auf der Breite der Hauptstadt, tritt das Gegentheil ein; dort führt jeder Schritt landeinwärts höher und die breiten und niedrigen Stufen, welche vom Meer sich bis zum Fusse der chilenischen Anden erstrecken, fehlen ganz. Miers hat sehr richtig bemerkt, dass der herkömmliche Glaube nichts für sich habe, welcher Chile zu einem Lande macht, das aus deutlich markirten Längsthälern, den Anden parallel und stufenweis über einander liegend, bestände. Molina's Nachrichten gaben zu diesem Irrthum Veranlassung, der nicht einmal in den Südprovinzen Entschuldigung findet, trotz dem, dass sie dem Verfasser der Naturgeschichte jenes Landes fast ausschliesslich vorschwebten, wenn er von allgemeinen Beschaffenheiten spricht. In der Provinz Concepcion, wo die Entfernung des Meers von den Anden sehr bedeutend ist, herrscht noch weniger Parallelismus der Bergketten, die bis an den Fuss der Anden kaum die Höhe von 400 Klaftern erreichen und unregelmässig geformte Ebenen einschliessen. Ausläufer von der Cordillera durchschneiden oft das Land im rechten Winkel zur Grundlinie der Anden, folgen zum Theil einer Diagonale und hören oft plötzlich auf, während niedrigere Bergketten eben so unverbunden und ordnungslos sich in der Mitte des Landes erheben, und so wie die Cerros de Guanuco, die Berge von Rere (Prov. Concepcion) durchaus kein bemerkliches System befolgen. Daher ist die Zahl wahrer Thäler eben nicht häufig, am wenigsten solcher, die von gleicher Weite sich ununterbrochen und meilenweit ausdehnen. Die

häufig ausgesprochne Ansicht, welche Chile zu einem Abhange der Anden macht, dem also auch die Unregelmässigkeiten einer jeden Bergseite eigen sein müssten, gewinnt immer mehr für sich, je mehr man das Land in verschiedenen Richtungen kreuzt und Erfahrungen sammelt, die freilich nicht das Resultat einer kurzen Reise nach Santjago sein können.

Die Landstrasse von Valparaiso nach der Hauptstadt ist die einzige in Chile, der man den Namen einer künstlichen geben mag. Durch D. Ambrosio O'Higgins in den Jahren 1794—96 angelegt, ist sie von der spanischen Regierung bis zu dem Ausbruche der Revolution mit grosser Sorgfalt erhalten worden. Mit dem Beginn derselben hörten die Ausbesserungen in demselben Masse auf, als der Krieg selbst zu ihrer Zerstörung beitragen musste. Nur allein in den neuesten Zeiten haben sich die Häupter des Landes, besonders der Präsident D. Manuel Pinto, ihre Wiederherstellung angelegner sein lassen. Die Kosten der ersten Anlegung sollen ausserordentlich gross und viel höher gewesen sein, als man öffentlich zu gestehen für gut fand, indem die geringe Vertrautheit mit dem Strassenbau auf sehr ungünstigem Boden manche sehr kostspielige Veränderung des schon Fertigen veranlasste. Dem Fremden vermag sie eben keine sehr vortheilhafte Idee über das Land beizubringen, welches vielleicht Jahre lang der Gegenstand seiner Sehnsucht, und das Theater war, nach welchem seine Phantasie die Verwirklichung der Idylle verlegte, die wohl ein Jeder umsonst in der alten Welt sucht. Dieselben dürren braunen Flächen, welche Valparaiso umgeben, dort aber die Seiten von Bergen bilden, deren Umrisse wenigstens malerisch sind, dehnen sich oft zu ermüdenden Längen ohne Wasser und ohne Schatten aus, und bieten keine Fernsichten, die es allein vermöchten das Traurige der nächsten Umgebungen vergessen zu machen. Nicht einmal Pflanzen noch ungesehener Arten erfreuen den Botaniker im Laufe der ersten Tagereise, denn man reitet dahin entweder über vertrocknete Ebenen, auf denen die Heerden kaum ein kümmerliches Futter finden, oder durch flache Vertiefungen, wo fast ausschliesslich die dornige Acacie des Landes gedeiht, deren Besitz jedoch dem Landeigner von viel grösserer Wichtigkeit ist, als man auf den ersten Blick zu glauben geneigt sein dürfte. Es giebt Haciendas, wo man jährlich einige Tausende aus dem Verkaufe der vortrefflichen Kohlen

zieht, welche der Espino liefert, die besonders in den Städten in sehr grosser Menge verbraucht, aber auch theuer bezahlt werden. Anderemal bewegt man sich zwischen endlosen Reihen von niedrigen und hässlichen Lehmwänden, mit denen der Landmann sein Eigenthum umgiebt, oder man kommt durch Dörfer oder an Posthäusern vorüber, die mit ihrem unwohnlichen Ansehen und ihrer weniger musterhaften Bevölkerung eben nicht dienen können den Eindruck zu einem vortheilhaften zu machen. Dass Fremde auf der besuchtesten Landstrasse Chiles, besonders wenn man ihnen völlige Unvertrautheit mit dem Lande anmerkt, oft sehr ungerechten Erpressungen ausgesetzt sind, ist eben nicht wunderbar, indessen sollte man von solchen Begebenheiten nicht geradezu auf den Charakter des Volks im Allgemeinen schliessen wollen. Wenn auch der Weg nach Santjago nicht immer ganz sicher ist — so im engen Thale von Curicavi, wo zu der Zeit der öffentlichen Unruhen und der bürgerlichen Verarmung mancher Räuberanfall stattfand, und einige Morde vorkamen — so ist darum noch nicht jeder Chileno zum Strassenraub geneigt. Man unterdrückt oft nur mit Mühe den eignen Unwillen, wenn man so einseitige Urtheile zu hören oder zu lesen gezwungen ist, und dabei das ganze Wesen des Richtenden auf Unbekanntschaft mit dem Lande deutet. Es ist unglaublich, unter welcher widrigen oder doch lächerlichen Form eine Menge der ankommenden Fremden in allen diesen Ländern auftritt. Entweder liefern sie das deutliche Abbild einer Alles verurtheilenden Selbstgenügsamkeit, oder sie erscheinen in der überaus ungeschickten Gestalt, welche oft den ungereisten Europäer so sehr auszeichnet, dass die eignen Landsleute in dem fernen Himmelsstriche über ihn lächeln müssen. Solche aber sind der Mehrzahl nach die Richter und Berichterstatter. — Wenn man mühsam und oft in seinen Erwartungen einer grossartigeren Aussicht betrogen fast anderthalb Tagereisen zurückgelegt hat, wartet des Geduldigen ein reicher Ersatz auf der zweiten der höheren Bergketten, welche die Ebene des Maypú von der Küste trennen. Müde des staubigen Wegs, der auch kein ungesehenes Pflänzchen zum Lohne bot, hatte ich am Fusse der Cuesta del Prado den Diener und seine Maulthiere verlassen, um auf einem wenig gebrauchten Fusspfade den Kamm des Gebirges allein zu übersteigen. Ohne etwas Anderes zu erwarten als die Wiederholung der die Aussicht beschränkenden Berge, war ein hoher

Punkt, dem östlichen Abhange nahe, erreicht worden. Zwischen dichtbebuschten Felsen war der Weg geraume Zeit fortgelaufen, allein plötzlich traten diese zurück, und in blauer Ferne ausgebreitet lag das ganze weite Thal von Santjago vor dem erstaunten Blicke da. Es gleicht, von diesem erhabenen Standpunkte gesehen, einem grünenden Garten, denn die dichte Bevölkerung hat in ihm eine sorgfältigere Bodencultur herbeigeführt, und zwei wasserreiche Flüsse, welche in einem Netzwerk von Canälen durch das Land vertheilt sind, haben diese letztere erleichtert und einträglich gemacht. Lange Reihen von italienischen Pappeln *) theilen die fruchtbaren Gefilde in fast gleich grosse Stücke, und unzählig sind die einzeln verstreuten Wohnhäuser, die ein freundlicheres Ansehen besitzen als alle noch gesehene, und die Einförmigkeit der mit Mais, Weizenfeldern und Weingärten bedeckten Ebene unterbrechen. Weiterhin erhebt sich, scheinbar auf einem flachen Hügel, die Hauptstadt, und stattlicher als irgend eine andere dieses Landes, geschmückt mit manchem hervorragenden Gebäude und sogar mit einer Kuppel, leuchtet sie schon in grosser Ferne mittelst ihres weissen Kalkanwurfs, und verspricht mehr als sie bei näherer Bekanntschaft erfüllt. Indessen war dieses nur erst ein Theil der Gesammtansicht, denn dichtere Dünste verhüllten die Kette der Anden. Ein günstiger Wind zerriss sie bald darauf, und unerwartet lag die Cordillera in täuschender Nähe da, als eine ungetrennte Kette von Schneebergen. Hat man geglaubt sie ganz zu übersehen, so beweist nur allzubald ein absichtsloser Blick auf das über sie ausgespannte Firmament den Irrthum. Zwischen den brechenden Nebeln hindurch werden beschneite Riesengipfel auch noch in einer Höhe sichtbar, wo das Auge sonst nur die „eilenden Segler der Lüfte“, die flüchtigen Wolken zu suchen gewohnt ist. In starrer Majestät, gehüllt in das Kleid des ewigen

*) So gewöhnlich die lombardische Pappel (*P. dilatata. Ait.*) auch in dem aussertropischen Südamerika zu beiden Seiten der Anden geworden ist, und so wohl sie da auch gedeiht, so wenig gekannt ist sie noch in Peru. Ein Fremder schlug 1829 den Behörden Limas vor einen Theil der Baumreihen, welche nahe bei der Stadt die Strasse nach Callao schmücken, und welche sehr gelitten hatten, mit Pappeln herzustellen, die er auf seine Kosten aus Chile herbeizuschaffen versprach. Das Anerbieten ist wohl nicht angenommen worden, und schwerlich möchte auch das Klima Perus diesem Baume angemessen sein.

Winters, blicken sie gleichsam mitleidig auf das kleinliche Treiben des Geschlechtes der Menschen und seine vergänglichen Baue. Wie die Dünste von den anziehenden Spitzen sich losreissen, und eine leichte und bunte Wolke nach der andern emporsteigt, so tritt auch ein Berg hinter dem andern hervor, und ein Umriss nach dem andern verschärft sich, bis zuletzt der lange Zug unverhüllt daliegt, einer kolossalen Mauer, einem im Sturme plötzlich gefrornen Meere vergleichbar, und sichtbar innerhalb einer Ausdehnung von mindestens drei Graden der Breite.

In den Mittagsstunden der dritten Tagereise hatte endlich unser Zug das Thor von Santjago erreicht, wo damals noch jeder Reisende durch die Vorkehrungen, welche eine inländische Douane mit sich brachte, aufgehalten wurde, und wohl Gelegenheit finden mochte sonderbare Erfahrungen über Unregelmässigkeit in den Leistungen der Staatsdiener, über Eigenmächtigkeiten und Bestechlichkeit zu machen. Solche Dinge dürften gegenwärtig weit seltener vorkommen, da eine festere Regierung Ordnung und Controle eingeführt hat, wie sie weder unter den Spaniern gebräuchlich waren, noch in den Unruhen der Revolution hergestellt werden konnten. Besonders vortheilhaft ist nun eben der Eindruck nicht, den die Hauptstadt auf den Ankömmling macht, auch wenn dieser lange genug in Amerika gelebt hätte, um polizeiliche Institute Europas zu vergessen. Die minder breiten Strassen, durch welche man von der westlichen Seite in die Stadt einzieht, sind vorzugsweise diejenigen der Industrie, voll von Handwerkern, welche mehrentheils vor ihren Thüren unter Schattendächern arbeiten, und voll von kleinen Victualienläden (Esquinas genannt, da sie meistens in Eckhäusern sich befinden), aus denen gerade nicht die angenehmsten Gerüche hervorströmen. Die Hitze war ausserordentlich empfindlich, denn während wenige Stunden früher auf der weiten und schattenlosen Fläche zwischen dem halbversumpften See von Pudaguel und den Stadtthoren das Quecksilber nur auf 19 Centigrade sich erhob, stand es innerhalb der Strassen um 6 Grade höher. Die Bevölkerung ist auf eine in den wärmeren Ländern ungewöhnliche Weise in Santjago zusammengedrängt, und die Unreinlichkeit in den Wohnungen der niedrigern Classen und der ärmeren Handwerker scheint beinahe noch

grösser als in Valparaiso zu sein. Zum Glück der Stadt versieht der schwarze Geier hier mit derselben Furchtlosigkeit sein Amt, und ist eben so, mehr durch öffentliche Meinung als durch das Gesetz, vor Verfolgung geschützt als in den verpesteten Hafenstrassen der Havanna, wo an heissen Sommertagen den landenden Fremden eine wahrhaft giftige Atmosphäre entgegenweht. Santjago gilt in Chile für einen verhältnissmässig ungesunden Ort *), welches sich einestheils aus dem erwähnten Mangel öffentlicher Reinlichkeit erklärt, aber ausserdem auch durch klimatische Einflüsse hervorgebracht werden mag, über welche es noch an genaueren Nachforschungen fehlt. Wohl nur eine Stadt an der ganzen Westküste, Lima nämlich, ist in dieser Hinsicht, durch die Bemühungen eines verdienstvollen Eingebornen, des D. Hippolito Uñanue, bekannter geworden. Bei dem Bestehen so verderblicher Einflüsse, wie jene es sind, welche die Bevölkerung Santjagos täglich erleidet, müssten unter jedem minder günstigen Himmel die tödtlichsten Epidemien sich entwickeln. Die Summe, welche der Polizei zu Gebote steht, ist übrigens eine so geringe (sie belief sich 1832 monatlich nur auf 195 Duros, von denen 150 auf Strassenreinigung u. s. w. verwendet werden konnten), dass keine Verbesserungen

*) Mortalität von Santjago in zehn Monaten.

		Begraben	
1831.	29. Aug. — 25. Septbr.	347.	Männer 389.
	26. Sept. — 30. Octbr.	367.	Weiber 343.
	31. Octbr. — 27. Nov.	312.	Kinder 612.
	28. Nov. — 31. Dcbr.	318.	
		1344.	davon starben in Hospitälern 529.
1832.	1. Jan. — 29. Jan.	313.	Männer 397.
	30. Jan. — 4. März	434.	Weiber 373.
	5. März — 1. April	455.	Kinder 432.
		1202.	davon starben in Hospitälern 478
	2. April — 29. April	565.	Männer 668.
	30. April — 3. Juni	731.	Weiber 534.
	4. Juni — 1. Juli	515.	Kinder 609.
		1811.	davon starben in Hospitälern 870.
	Total =	4357.	

Aus dieser Liste, die aus verschiedenen in den öffentlichen Blättern von Santjago zerstreuten Notizen zusammengezogen wurde, ist keineswegs auf die Bevölkerung der Hauptstadt eine untrügliche Folgerung zu machen, da einmal viele Fremde dort bei gelegentlichen Besuchen sterben, und jene Jahre etwas ungesunder waren als andere.

möglich waren. Die Bevölkerung ist auf die verschiedenste Weise geschätzt worden, und was von Unbestimmtheit der Seelenzahl Valparaisos oben gesagt wurde, gilt auch von der Hauptstadt. Genaue Zählungen fehlen noch immer, und es ist daher unmöglich zu sagen, welche der an vielen Orten angegebenen Zahlen die richtige sei, obgleich sich zwischen ihnen Differenzen von 10,000 Menschen ergeben. Die neueste, halbofficielle Schäzzung (nicht Zählung), vom Jahre 1831, nimmt 60,000 Seelen für die Hauptstadt allein an, 110,000 für sie mit Einschluss des flachen Thals, in dem sie liegt.

Die Bevölkerung der Republik Chile kann nimmermehr mit Genauigkeit angegeben werden, so lange nicht officielle Mittheilungen vorliegen, und so lange es nicht zu erweisen ist, dass man bei der Anstellung der Zählungen vorsichtig, und ohne durch politische Nebenabsichten geleitet zu sein, verfuhr. Die Versuche der Fremden zur Ergründung derselben, auch wenn sie ohne Parteilichkeit angestellt wären, können allein annähernde Resultate liefern. Es muss Jedem, der in statistischen Untersuchungen wenigstens soviel gegenseitige Annäherung der einzelnen Schätzungen verlangt, dass es möglich wird Mittelzahlen zu ziehen, wahrhaft lächerlich dünken, die erstaunlichen Differenzen der Angaben, die sich oft wie 1 : 4 verhalten, zu beobachten. Nimmermehr sind Schäzzungen zu vereinigen, die fast in demselben Jahre einem Lande 300,000 und 1,200,000 Einwohner geben. Es ist kaum der Mühe werth solche unvollkommne statistische Notizen in historischer Folge aufzuführen, indessen mag es genügen zu wissen, dass P. Schmidtmeyer die erstere Zahl giebt, die schon dadurch sich sogleich als höchst fehlerhaft ausweist, dass die Bevölkerung einer einzigen und kleinen Provinz, diejenige des Archipels von Chiloë, laut sehr umständlicher und mit ehrenwerthem Fleisse geführter Tafeln sich auf den siebenten Theil jener allgemeinen Summe beläuft. Vor diesem Reisenden hatte schon D. Antonio J. de Yrizarri die Bevölkerung auf 1,200,000 geschätzt, und wenn auch ihm, dem Beauftragten Chiles bei dem Geschäfte der englischen Anleihen, vorgeworfen werden mag, dass er aus leicht errathbaren Gründen in der Darlegung der Finanzen seines Vaterlandes nicht besonders redlich verfahren

sei, so konnte er keinen solchen Grund haben um jene Seelenzahl höher anzugeben als er sie selbst gegründet glaubte. Wieder ein andrer, sehr wenig authentischer Census, vom Jahre 1813, also in der Zeit der Revolutionen und des Misstrauens erhoben, giebt 980,000 Einwohner *). Der nordamerikanische Reisende BRACKENRIDGE **) hält sich an die Zahl YRIZARRI's, welche in der That auch diejenige ist, die man in den neuern Zeiten allgemein annahm. JOHN MIERS, der nun einmal Chile und Chilenen in allen Hinsichten hart beurtheilt, glaubt auch die Zahl der Bevölkerung verringern zu müssen, und stellt sie auf 560,000 fest ***). Vermehren liesse sich diese Aufzählung der Schätzungen in dem Masse, dass für alle Mittelglieder zwischen den Summen 300,000 und 1,400,000 sich in Abständen von funfzig- zu funfzigtausend besondere Autoritäten ergeben würden. — Kein Fremder, wie begünstigt er auch sei, wird je über die Volkszahl Chiles oder irgend eines andern Landes von Südamerika richtig urtheilen können, so lange die Regierungen selbst ohne Kenntniss desselben Gegenstandes sind. Man sagt und glaubt zwar, dass die spanische Regierung im Geheimen sehr genaue Nachweisungen über diese Zahl besessen habe, allein in Santjago kennt man nichts Näheres, und umsonst würden alle Nachforschungen in den Bureaus sein. Einmal ist es im Allgemeinen sehr problematisch, dass dergleichen Tafeln existirt haben, denn nirgends ist etwas über eine seit 80 oder mehr Jahren vorgenommene Zählung angemerkt, und dann würden wohl die abziehenden spanischen Beamten hier eben so wenig als an andern Orten so wichtige Documente unvernichtet gelassen haben. Die gegenwärtige Regierung hat bereits mehrfache Census angestellt (1813, 1823, 1828), allein stets sind die Resultate so unvollkommen, so aller Wahrscheinlichkeit entgegen gewesen, dass man es für besser gehalten hat sie gar nicht zu veröffentlichen, und sich mit Muthmassungen begnügte. Im Jahre 1832 wurde eine neue Zählung anbefohlen, und viele Tabellen gingen ein, die als Versuche, eine geläuterte

*) ALEX. v. HUMBOLDT. Reise. IV. cap. 24. — SCHMIDTMEYER Travels. p. 355. u. a. andern Orten.

**) *Voyage to South-America. Lond.* 1820.

***) MIERS *Travels.* I. *p.* 481.

Methode bei der Arbeit zu befolgen, viele Mühe verursacht hatten, indessen noch Manches zu wünschen übrig liessen. Man hatte sich entschlossen sie dem Congress im Juli des nächsten Jahres vorzulegen, und im Falle der Billigung zu drucken. Das Volksvorurtheil und die Beschaffenheit der Oberfläche machen es in allen diesen Ländern den Behörden ungemein schwer, Zählungen mit einiger Sicherheit zu veranstalten. Das erstere widersetzt sich solchen Versuchen auf das Entschiedenste, denn ohne den Zweck zu kennen, sehen die Bürger der niedrigeren Stände in ihnen nur die andeutende Vorbereitung zu irgend einer neuen Contribution oder zu irgend einer andern persönlichen Belastung. Die Guassos, d. h. die Landleute des untersten Ranges, denken unmittelbar an einen Zwang zum Soldatendienst, dem sie überaus abgeneigt sind, und der auch in der That in Chile über seine Glieder ein schweres Joch der Armseligkeit und des härtesten Mangels legt. Daher entziehen sie sich der Zählung wie sie nur können, sollte dieses auch allein für den Preis eines unfreiwilligen Exils während einiger Zeit zu erreichen sein. So werden die Tabellen doppelt unvollkommen, da sie einmal weniger Einwohner aufzählen als das Land in der That enthält, und dann die Zahl der Frauen so anwächst, dass man ohne Kenntniss der bewegenden Ursachen in Chile ganz in seinem Glauben irre werden könnte an dem Zahlenverhältniss beider Geschlechter, wie es sich, durch die sichersten Beobachtungen bewiesen, anderwärts als das naturgemässe darstellt. Noch entwickelt sich ein besonderes Hinderniss in einer Bewegung, der Ebbe und Fluth vielleicht vergleichbar, unter deren Einflusse die Bevölkerung der minder civilisirten Länder liegt, indem die Nothwendigkeit der ängstlicheren Industrie und unveränderlich fester Wohnorte sie nicht wie den Europäer trifft. Die Einwohnerzahl einzelner Districte, oft sogar sehr weitschichtiger Provinzen, nimmt bisweilen ungewöhnlich schnell zu, anderemal vermindert sie sich eben so geschwind, und es lassen sich Fälle anführen von Gegenden Südamerikas, in denen einst die Volkszahl eben so gross war, als sie gegenwärtig unbedeutend dasteht. Einmal sind solche Erscheinungen oft Resultate eines plötzlich aufgefundenen Metallreichthums gewesen, der nicht immer sich gleich blieb, und dann auch Folgen des Zwangs oder der politischen Lage des Volks. Sobald in Peru oder Chile irgend-

wo eine vielversprechende Silberader entdeckt wird, verbreitet sich das Gerücht mit Schnelligkeit bis in grosse Entfernungen, und von allen Seiten strömt eine leichtbewegliche Bevölkerung herbei, um an dem Strome der Reichthümer Theil zu nehmen, den man, gleichviel mit welchem Rechte, gemeiniglich für unerschöpflich hält. Mitten in der dürrsten Gegend, wo nie ein Mensch sich ansiedelte, erhebt sich in wenig Monaten eine Ansammlung meist sehr übelgebauter Hütten, denen man den Namen eines Pueblo beilegt. Vermehrt sich die Ausbeute, so gleicht die Scene nicht selten einem ununterbrochenen Jahrmarkte, oder wohl richtiger einem Schauplatze der grössten Ausschweifungen und Zügellosigkeiten, welche sogar die Behörden zum Einschreiten mit bewaffneter Hand zwingen mögen. Es bleiben nach der Abnahme des Ertrags und dem Verschwinden der herbeigeströmten Menge, die nur ein hoher Grad von Gelddurst herbeilockte, wohl noch einige Familien zurück, allein der Ort sinkt so rasch herab, dass Zählungen, wären sie auch mit noch so grosser Genauigkeit vorgenommen worden, nach wenig Jahren völlig unwahr erscheinen. Daher erklärt es sich, dass, wenn ein Census in solchen Gegenden nicht in sehr kurzer Zeit beendet wird, leicht dasselbe Individuum zwei und wohl auch drei Mal gezählt werden könne, und dass daher die Bewohner der Minendistricte in Chile und Peru gemeinhin für zahlreicher angenommen werden, als sie in der That es sind. Eine andere Ursache der falschen Schätzungen liegt in der Auswanderung, welche jetzt allein freiwillig und als Folge versprochner Vortheile und Begünstigungen geschehen kann, die aber ehedem gar nicht selten durch Zwangsbefehle veranlasst wurde. Der spanischen Regierung scheint von jeher viel daran gelegen zu haben die Bevölkerung in den Nordprovinzen Chiles zu vermehren, in Landstrichen, die nur allein durch mineralische Reichthümer anlocken können, sonst von keinem Belange sind, und höchstens eine sehr geringe Menschenmenge durch den Ertrag des eignen Bodens zu ernähren vermögen. Es ergeben sich Spuren von der gewaltsamen Verpflanzung ganzer Dorfschaften nach jenen Gegenden, gemäss den Anordnungen der Regierung, denen Keiner in den vergangnen Zeiten zu widerstehen wagte. Diese Colonien, gleich allen jenen, welchen nur Zwang, nicht aber das Interesse der Ansiedler selbst zu Grunde liegt, vermochten nur

kurze Zeit sich zu erhalten, und verursachten einem mittelloseren Lande stets weit mehr baare Ausgaben, als sie, selbst im Falle des spätern Gedeihens, wieder ersetzten. Sie gingen unter, sowie die Gründer ihrer müde wurden, figurirten aber nicht selten in den Katastern in runden Zahlen fort. Was die Bemühungen der Generalcapitaine, gleichviel ob als gewaltsamer Zwang oder als mehr friedliche Einladung, nicht veranlassen konnten, das geschah in Hinsicht der Volkszunahme der nördlichen Provinzen durch die gewaltsamen Erschütterungen der Revolution, deren rücksichtslos geführter Kampf in kurzer Zeit den dichtbevölkerten und fruchtbaren Süden zu einer rauchenden und menschenleeren Einöde machte. Die rachsüchtigen Truppen des Königs, ihre Alliirten, die losgelassenen unmenschlichen Indier, und die Guerrillas, Räuberhaufen, die sich unter dem Namen der Patrioten umhertrieben, liessen es sich wechselsweise angelegen sein das Land zu verwüsten, so, dass dem verarmten und dem Morde ausgesetzten Bewohner nichts übrig blieb, als seine grünende Heimath zu verlassen und nach dem dürren, unfruchtbaren Norden auszuwandern, wo nur in den günstigsten Lagen ein angestrengterer Fleiss dem Boden einen sparsamen Ertrag abtrotzt. So wenig bietet jene Hälfte der Republik, dass, ungeachtet seiner langen Dauer, der Krieg nie dahin verpflanzt wurde, wo selbst kleine Heerhaufen sich nicht zu halten vermochten. Es entstand eine vorübergehende wenn auch mühsame Bodencultur in jenen Gegenden, und die junge Republik glaubte sich Glück wünschen zu dürfen zu der scheinbaren Zunahme der Volkszahl, die denn doch allein auf Kosten verwüsteter Provinzen entstanden war. Kaum war aber einige Sicherheit auf dem verlassnen Kriegstheater im Süden eingetreten, als auch der Zug dahin von Neuem begann. In den Jahren 1827 und 1828 war dieses besonders auffallend und dürfte es gegenwärtig wohl noch mehr sein, indem mancher Grund der Unsicherheit, welcher damals trotz der Vertreibung der Spanier noch fortdauerte, jetzt völlig beseitigt ist, und die Brüder Pincheira, Räuberhäuptlinge, von denen bald mehr mitgetheilt werden wird, nach vieljähriger Anstrengung endlich unschädlich gemacht worden sind.

Aus dem Gesagten geht nun wohl deutlich genug hervor, dass es einmal zu sehr an Materialien fehle, um eine genaue und Zutrauen verdie-

nende Schätzung der Volkszahl von Chile zu geben, und dass selbst den Behörden auch bei dem besten Willen und verhältnissmässiger Kenntniss Schwierigkeiten in diesem Geschäft sich entgegenstellen, die man in Europa nicht befürchtet. Es wird daher wohl nicht erwartet werden können in diesen Blättern eine neue Angabe zu finden, am allerwenigsten eine solche, welche gleich den übrigen, trotz des Mangels an begründenden Thatsachen, auf den Namen einer zuverlässigen Ansprüche machte. Der Minister des Innern glaubte (laut seiner indirecten Privatmittheilung) die Volksmenge im Jahre 1832 auf 1,400,000 schätzen zu müssen, eine grössere Zahl als man je vorher dort vermuthete, deren Annahme aber durch die Summirung der Populationstabellen, soweit sie im Februar 1833 eingegangen waren, und durch die daher entstandenen Schlüsse auf andere Provinzen gerechtfertigt zu sein schien *). Der bei weitem grösste Theil dieser Zahl fällt auf die Mittelprovinzen, wo nach Verjagung der Spanier die grössere Menge der aus dem Süden durch den Kampf mit den Indiern Vertriebenen sich ansiedelten, während nur der Mittellose sich entschliessen konnte im Norden sich anzubauen, wo zwar der Boden oft umsonst zu haben war, dafür aber auch nichts eintrug. Von jetzt an wird aber die Volksmenge des Südens zunehmen und wohl bald die überwiegende werden, da mit der vermehrten Macht der Republik die Indier von jenseits des Biobio schwerlich sich je wieder so erheben können, als sie es im Laufe des 17. Jahrhunderts mehrfach thaten, wo sie sogar bis in die Ebene des Maypú vordrangen. Die häufiger in Chile sich ansiedelnden Fremden wählen, wenn ihr Zweck nicht als rein kaufmännischer sie an den Hafen bindet, meistens die Südprovinzen zum Wohnort, und verbreiten dort Cultur und Civilisation. Die Einwohnerzahl derselben ist im Allgemeinen etwas sicherer bekannt als diejenige des Nordens, und was 1828 als Ergebniss einiger bessern Zählungen in Santjago darüber bekannt war, mag hier, bis die Veröffentlichung des neuesten Census es überflüssig

*) Nimmt man die Oberfläche von Chile ohne das Land südlich von Chiloë zu 14,240 □ Leguas (20 = 1°) an (Al. v. Humboldt, Reise. IV. c. 26.), so kämen also fast 100 Menschen auf jede Quadratlegua.

macht, einen Platz finden *). Unter allen Zählungen, welche zum Theil durch die Regierung von Santjago öffentlich bekannt gemacht worden sind, zeichnet sich keine so sehr durch Eingehen in Einzelnheiten aus als diejenige von Chiloë, die jedoch, um dem Gebote der Raumersparniss zu genügen, hier nur im Auszuge gegeben werden kann. Der Intendente jener Provinz, D. José Santjago Aldunate, hat das Verdienst der Erste seit der Eroberung gewesen zu sein, durch welchen auf jener Inselgruppe eine Zählung veranstaltet wurde. Auffallend ist es, dass in den Tafeln von 1826 die Zahl der Weiber geringer ist als diejenige der Männer, da sonst auf dem Festlande Chiles die Zahl der Frauen fast den höchsten Grad des Vorwiegens erreicht, den man unter monogamischen Völkern irgendwo beobachtet hat. Man vermag dieses nicht leicht blos aus dem langjährigen Kampfe zu erklären, welcher der Losreissung Chiles folgte, wohl Manchem das Leben kostete, aber das Missverhältniss nicht allein begründen kann. Würden in Chile stets so grosse Anforderungen an die Zahl der männlichen Bevölkerung gemacht, zögen, wenn anders der Ausdruck erlaubt ist, Seehandel, gefährliche Handwerke und die Krankheiten der

*) Bevölkerung des südlichen Chile im Jahre 1827.

		Männer.	Weiber.	Total.
I. Provinz Maule.				
Departamientos	1. Cauquenes	14,614	16,547	31,161
	2. Itata	14,484	14,101	28,558
	3. San Carlos	5,804	6,746	11,550
	4. Parral	5,528	6,175	11.703
	5. Linares	8,920	9,209	18,129
	Total	48,350	52,778	101,128
II. Provinz Concepcion (ohne Einzelnheiten. District Isla de la Laxa mit 1,950 E. Stadt Concepcion 4,380 E.)				102,000
III. Provinz Valdivia.				
Departamientos	1. Valdivia	1,551	1,372	2,923
	2. Los Llanos	1,132	1,071	2,203
	3. Osorno	901	753	1,654
	Total	3,584	3,196	6,780
IV. Provinz Chiloë.				
Zehn Partidos	1826.	21,260	21,130	42,390
	1827.	21,523	21,767	43,290
	1829.			43,320
	1831.	21,547	22,258	43,805
	Total aller Südprovinzen			253,198.

Uebervölkerung stets so starke Wechsel auf das Leben der männlichen Bewohner Chiles wie auf dasjenige der Männer unseres Welttheils, so würde sich das Missverhältniss auf eine höchst nachtheilige Weise entwikkeln. Wenn in Chiloë dieselbe unverhältnissmässige Zahl von Weibern beobachtet würde, so liesse sich dieses leichter aus den politischen Verhältnissen erklären als irgendwo anders, denn Chiloë blieb bis auf den letzten Augenblick in den Händen der Spanier, welche manchen Verlust ihrer Landarmeen, ganz besonders aber die Lücken, die am Bord ihrer Kriegsschiffe entstanden, mit Chiloten füllten. Von alten Zeiten her haben diese den Ruf sehr vortreffliche Seeleute zu sein, und Erfahrung zeigt, dass sie nach kurzem Dienst, selbst in englischen Schiffen, wo mehr Disciplin herrscht als in chilenischen Küstenfahrern, ihren Platz genügend füllen. Die Lebensdauer ist auf Chiloë sehr hoch, denn 1826 befanden sich unter einer Volksmenge von 42,000 Seelen gerade 700 Individuen, welche das Alter von 70 Jahren überlebt hatten. Wie viele Halbindier sich in Chiloë aufhalten mögen, davon schweigen alle jene Tafeln, indessen möchte es auch nicht leicht sein zwischen der einen und andern Race die Gränzlinie zu ziehen, da an den Südgränzen der Republik durch Vermischung mit den Indiern so viele Kasten entstanden sind, dass nur gradweise Uebergänge, nirgends aber die völlig reinen Formen des Indiers in den Städten der Weissen mehr auftreten*). Der Schulunterricht

*) Wenn Chile von der spanischen Regierung eben nicht mit Vorliebe behandelt wurde, so verfuhr dieselbe fast stiefmütterlich mit Chiloë, einem Lande, welches nur Kosten veranlasste, und allein darum behalten wurde, weil das Interesse Spaniens durch die Festsetzung einer andern Macht unfern dem silberreichen Peru gefährdet werden konnte. Der Handel jenes Archipels, der sich jetzt zu heben beginnt, wurde noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts allein mittelst zweier von Lima dahin gesendeter Schiffe betrieben. In noch früheren Zeiten war die ganze Gruppe in einhundert Encomiendas getheilt, die man zur Belohnung an Spanier abgab. Die armen Eingebornen waren Leibeigne der Encomenderos, und strenger behandelt als in Peru, wo ein ähnliches System herrschte, dessen missglückte Einführung auf dem Festlande Chiles die langdauernden blutigen Kämpfe mit den Araucanen hervorbrachte. Die armen Chiloten mussten Federmäntel zum Verkaufe weben (beiläufig eine jetzt untergegangene Kunst), Bohnen, Gerste und Erbsen für ihre Zwingherrn säen, und erhielten dafür nichts als Kost, Kleidung und „Unterricht in der christlichen Religion". Man durfte mit ihnen nach Belieben schalten, sie verkaufen, vertauschen, gelegentlich von einer Insel nach der andern verführen; nur sie ganz aus ihrem Geburtslande wegzubringen war verboten. — *Journael van de Reyse* etc. *naer de Custen van Chili onder Hendr. Brouwer* etc. Amsterdam 1646. p. 51.

ist in jenem entlegnen Winkel der Erde auf weit besserem Fusse als man erwarten sollte, urtheilt man gemäss Dem, was man auf dem Festlande Südamerikas sonst sieht. Die Zahl der Schulkinder war 1826 = 3511, im folgenden Jahre belief sie sich auf 4489. Wenn auch bei dem Worte Schulen *(Escuelas de primeras letras)* an nichts Anderes gedacht werden darf als an Institute, wo ein Unterricht, kaum dem einer deutschen Dorfschule gleich, ertheilt wird, so ist es immer ein sehr bedeutender Gewinn, wenn der Mann der niedrigeren Classe in so wenig civilisirten Gegenden es bis zum Lesen und Schreiben bringt. Bei der Bekanntwerdung jener Tafeln machte ein chilenischer Journalist die sehr gerechte Bemerkung, dass es unstreitig nicht zur Ehre der Hauptstadt sei, dass sie, die denn doch 10,000 auf einem engen Raume zusammengedrängte Bewohner mehr zählt als der ganze Archipel von Chiloë, bei weitem nicht dieselbe Zahl von Schulkindern darbiete wie jene armseligen Inseln. — Die Zählung der Einwohner der isolirten Provinz von Valdivia geschah durch den Intendente D. Ramon Picarte, und scheint mit den Nachrichten Anderer, die längere Zeit als Militairs sich in Valdivia aufhielten, übereinzustimmen. Alle Weisse, welche sich zwischen Arauco und dem Canal von Chiloë aufhalten, sind übrigens nicht in der Zahl eingeschlossen. Das eigentliche Gebiet von Valdivia ist nur klein, aber in friedlichen Zeiten hält noch mancher Weisse sich in den Indierländern auf, welche südlich vom Biobio beginnen. Die Bevölkerung des entlegnen Osorno besteht grossentheils aus Spaniern, die wegen politischen Hasses sich zur Zeit der Revolution nach dem Lande der Indier begaben, nicht zurückkehrten, und gegenwärtig sich um Osorno niedergelassen haben, wo sie sich friedlich verhalten und als Chilenen angesehen werden. Die Behörden von Valdivia fanden es unmöglich die Zahl der Indier ihres Districts anzugeben, dessen Gränzen sie freilich weiter zu rücken scheinen, als ihre Waffengewalt reichen würde. Doch glaubte man mittelst einer vorsichtigen Calculation jene Zahl auf 40,000 schätzen zu dürfen, indem man annahm, dass die in den Missionen lebenden Indier (13,393 Seelen) höchstens den dritten Theil der Ureingebornen ausmachten. Die meisten der Indier dieser Classe sind Christen, d. h. sie sind getauft, und machen die Hülfstruppen der Provinz aus. In den Monaten des Februar und März ist jedoch nicht auf sie zu zählen, da sie sich dann dem Genusse des Aepfelweins *(chicha*

de manzanas) so sehr hingeben, dass Viele, unbekümmert um die Folgen, ihre Ernte verlassen, um der Trunkenheit, dem unausrottbaren Laster des braunen Amerikaners, sich hinzugeben. Sie würden diesem Alles aufopfern, verhinderte sie nicht die Regierung wenigstens an der Veräusserung ihrer Ländereien, welche das ausschliessliche Mittel ihres Unterhaltes sind und bei den meisten auch die alleinige Art von Eigenthum ausmachen. Diese Missionen dauern noch fort und sind die einzigen, welche sich in jenen Gegenden bis auf unsere Zeiten erhielten, denn nirgends im übrigen Amerika haben der Verbreitung der katholischen Religion so grosse Hindernisse entgegengestanden als in Chile. Die Wildheit der Indier hat manchem Priester das Leben gekostet, und die nomadische Sitte der Indier der Anden, vom Stamme der Moluches und Pehuenches, stand einem dauernden und erfolgreichen Wirken der gutmeinenden und muthigen Missionaire eben so entgegen, als die Gesetze der aristokratischen Republik, welche in roher Form unter den sogenannten Araucanos *(Indios costinos)* beobachtet wird. Ursprünglich wurden diese Missionen durch Jesuiten verwaltet, deren Stelle später von den Franciscanern des Collegiums von Chillan besetzt wurde. Gegenwärtig befinden sie sich unter Aufsicht einiger Priester des Ordens der Recoletas, allein sie sind durch den Indierkrieg während der Revolution zusammengeschmolzen und belaufen sich nur noch auf sechs, in denen man die Neophyten der verlassenen Plätze concentrirt hat *). Man beschäftigt die Indier mit Ackerbau

*) Die Namen der noch bestehenden Missionen sind:

Mission	del pueblo de Valdivia					gegründet	1769.	
—	de la costa de Niebla	NW. . . .		von Valdivia		—	1777.	
—	de Rio bueno (schliesst Osorno ein)	SO. 28 Leguas	—	—		—	1779.	
—	de Dallipulle	O. 25	—	—	—	—	1787.	
—	de Cudico	N. . . .	—	—	—	—	1787.	
—	de San José	O. 7 Leguas	—	—	—		. . .	

Der spanische Herausgeber von MOLINA's Civilgeschichte von Chile (Madrid 1795. 1 Vol. 4°), DON NICOLAS DE LA CRUZ Y BAHAMONDE giebt eine authentische Tabelle der Missionen, wie sie im Jahre 1792 bestanden. Er führt zwölf auf, von denen jedoch zwei, Sa. Barbara und Tucapel, nur erst seit 1818 eingegangen sind, und eigentlich nicht dahin gehörten, da sie in der Provinz Concepcion und ziemlich weit von den Missionen Valdivias entfernt liegen. Nach ihm belief sich damals die Zahl der getauften Indier auf 8000, so dass also, wenn man der oben gegebenen Schäzzung trauen darf, sich die Reducidos seitdem sehr vermehrt hätten. Wenn man bedenkt wie nachtheilig der Kampf der Revolution nicht nur in Chile sondern im ganzen spanischen Amerika

und dem Verfertigen von Ponchos und andern groben Wollenzeuchen, deren Ertrag zur Erhaltung der Mission verwendet wird. Ein gewisser Ueberschuss des Verdienten gehört dem Indier. Die Missionaire sollen gesetzmässig dreissig Thaler für jeden Monat ihres Aufenthalts empfangen; sie sind aber gleich den übrigen Staatsdienern manches Jahr unbezahlt geblieben, jedoch geniessen sie dafür einer grossen Unabhängigkeit und sind den militairischen Behörden nicht unterworfen.

Kein Land des weiten Amerika erfreut sich der Vortheile, welche einem Staate aus einer homogenen Bevölkerung und der Abwesenheit von Kasten erwachsen, in dem Masse wie Chile. Wenn diese junge Republik sich schneller als irgend eine andere ihrer zahlreichen Schwestern aus dem anarchischen Zustande des revolutionairen Kampfes erhob, und wenn sie schon jetzt, mit einer Geschwindigkeit, die in jenem Welttheile noch ohne Beispiel dasteht, eine höhere Stufe von Civilisation und Ordnung erreichte, so dankt sie dieses wohl ganz vorzüglich dem Umstande, dass sie unter ihren Bürgern sehr wenige Farbige zählt. In ihr sind die vielfachen Uebergänge der einen Race in die andere unbekannt, deren Unterscheidung dem Fremden schwer fällt, und die in Ländern wie Brasilien, früher oder später, einen furchtbaren Kampf der Vertilgung herbeiführen müssen, in Peru und Colombien aber die Begründung einer allgemeinen Sittigung auf sehr entfernte Zeiten verlegen. Den Chilenen selbst ist dieser Umstand bekannt, und mit Recht wünschen sie sich Glück dazu, dass die Eigenthümlichkeiten ihres Landes und ihrer Vorfahren sie vor dem Entstehen einer Bevölkerung bewahrten, die als ein dauerndes Uebel das Wohl auch der spätesten Nachkommen gefährdet. Ist es schon ein grosser Nachtheil für einen Staat Menschen zweier sehr verschiedenen Racen zu seinen Bürgern zählen zu müssen, so wird die Unordnung zu einer allgemeinen und die verderblichsten Reibungen treten ein, wenn durch eine

auf das Bestehen dieser und anderer bürgerlicher Institute, welche jährliche Unterstützung aus den Staatscassen erforderten, gewirkt hat, so möchte man die Treue der neuesten Angabe fast bezweifeln. Ich verdanke sie der Mittheilung eines Adjutanten des D. Ramon Picarte, der von der bemerklichen Sucht der Südamerikaner Alles, was sich auf ihr Vaterland bezieht, zu vergrössern, ziemlich frei zu sein schien.

unvermeidliche Vermischung die Racen entstehen, die weder der einen noch der andern Partei angehören und meistens alle Fehler ihrer verschiedenartigen Aeltern, selten aber etwas von ihren Tugenden erben. Bestände die Bevölkerung Perus allein aus Weissen und Indiern, so wäre die Lage des Landes weniger hoffnungslos als sie jedem ruhigen Beobachter erscheinen muss. Wenn auch der Indier der peruanischen Sierra ein Wesen von sehr beschränkter Geisteskraft ist, selbst in dem Grade, dass er Jahrhunderte hindurch unter dem Scepter seiner Incas leben konnte, ohne einiges Streben nach etwas Höherem und selbst ohne ein fest bestimmtes Eigenthum, so steht er doch weit indifferenter da, und kann weder so hinderlich noch so gefährlich werden als sein Halbproduct, der Mestizo, oder der Neger und Mulatte. Von der Natur selbst, wie es scheint, bestimmt als Race nur für einen beschränkten Zeitraum sich auf der Erde zu erhalten, sterben die Indier trotz aller Vorkehrungen, welche die Menschlichkeit dictirt, im Norden und im Süden des grossen Welttheils mit gleicher Schnelligkeit aus, und werden in wenig Jahrhunderten den Weissen den unbestrittenen und einsamen Besitz des Landes lassen. Nicht so der Neger, der in Amerika ein Vaterland fand, welches ihm selbst mehr als der Welttheil seiner Entstehung zusagt, so dass seine Menge fast überall eine beunruhigende Zunahme zeigt. In demselben Verhältnisse wie die eine Zahl wächst, und die weisse Bevölkerung nicht wie ehedem durch häufige Einwanderungen aus der spanischen Halbinsel sich recrutirt, vermehrt sich die Menge von Farbigen, d. h. der Kastenmenschen, deren Färbung zwischen der weissen und schwarzen oder der weissen und braunen mitten inne steht, und noch manche andere Verschiedenheiten darbietet, die weit weniger im Aeussern bemerklich sind. Gehasst von der dunkelgefärbten Mutter, mit Misstrauen angesehen vom weissen Vater, vergelten die Mischlinge jener mit Verachtung, diesem mit einem Widerwillen, der nur durch Umstände von dem Ausbruch abgehalten wird, aber unbesiegbar ist, da er sich auf einen hohen Grad von angebornem Stolz gründet. Umsonst sind alle Versuche gewesen durch Vorkehrungen, wie längere Erfahrungen und Politik sie an die Hand geben, die unähnlichen Elemente jener Bevölkerung, wenn auch nicht zu amalgamiren, doch so zu stellen, dass sie ohne sich zu reiben neben einander beständen, und zur Erhaltung der ganzen Staatsmaschine gemeinschaftlich

arbeiteten. Was die Natur selbst, in dieser Hinsicht, entschieden trennte, das vereint wohl nimmer der Mensch zu einem heilbringenden Ganzen, eine Bemerkung, die so leicht Keiner, der länger in Amerika lebte, sich scheuen wird Andern mitzutheilen, wenn er sich auch dadurch der Gefahr aussetzt, für einen inhumanen Vertheidiger des Vorurtheils über Farbeverschiedenheit erklärt zu werden. In der ersten Periode der Colonisation schon gab man Gesetze, welche streng die verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung sonderten. Die Zeiten änderten sich; die Conquistadoren waren nicht mehr, und wie über die alte Welt das Licht grösserer Aufklärung hereinbrach, geschahen auch in Amerika Schritte um die einzelnen Theile einer grossen Bevölkerung, die nur Einem mächtigen Scepter gehorchte, gegenseitig zu versöhnen. Doch war Alles umsonst, und selbst die neuesten Schicksale jener Länder haben eher den Bruch noch erweitert und ihn zum unheilbaren gemacht. Obwohl das Verhältniss jetzt umgekehrt ist, und obgleich oft diejenigen die Herrschenden sind, welche früher unter dem Druck lagen, so dauert doch die alte Feindseligkeit fort und verheisst den späten Nachkommen nichts Gutes. Betrüglich ist das Argument, mit dem nicht selten die Amerikaner den geringen Nachtheil einer so bunten Bevölkerung zu beweisen suchen, dasselbe, zu welchem auch Diejenigen ihre Zuflucht nehmen, die als sanguinische Propheten von der künftigen Grösse des tropischen Amerika sprechen. Nach ihrer Meinung trägt eher eine solche Mischung zum Gedeihen des Staats bei, denn sie vergleichen die verschiednen Racen mit den Gewichten und Gegengewichten einer wohlgeregelten Maschine. Allein Gleichheit, wenn auch einer feindlichen Bedeutung, findet nie statt zwischen den Racen, da bald die eine bald die andere, je nach den Zeitumständen, besonders aber nach den Districten des Landes vorwiegt. Ausserdem scheint man nur das Ideal reiner Abstammung im Auge gehabt zu haben, ohne zu bedenken dass die Mischlinge eben so zahlreich, vielleicht sogar häufiger sind. Wie der Staat diese bei ihren unendlichen Unterabtheilungen, von denen die eine immer mehr Ansprüche macht als die andere, zu Hebeln und Mitteln gegenseitiger Bekämpfung anwenden solle, ist schwer abzusehen, da auch die geringste Verzweigung sich abgesondert hinstellt und mit andern nie gemeinsame Sache macht. Jene Feindlichkeit, jene gehässigen Reibungen der verschiedenfarbigen Classen werden fortbestehen, hinderlich dem Staate, voll von

Unheil für das Wohl der einzelnen Bürger, und vielleicht der Grund des Versinkens ganzer Völker. Eher mag sich der stumpfe und doch heimliche Indier offen an den Weissen anschliessen, ehe die gemeine Classe der Mulatten zuverlässig und wohlmeinend wird, oder mit ihrem Hass gegen den Weissen viele ihrer angebornen Laster ablegt. Dieselbe Natur, welche da, wo sie ungestört waltet, schon dadurch alle fremdartigen Kreuzungen zu missbilligen scheint, dass sie stets die Urform wieder herbeizuführen sucht, oder das Zwitterproduct der Fortpflanzung seiner Art unfähig macht, hat zwar den hochstehenden Menschen nicht so eng beschränkt, allein sie straft ihn durch die moralische Ausartung der Frucht seiner Lüsternheit. Darum hat der weisse Amerikaner zu büssen was seine Vorfahren verschuldeten, und darum besteht er einen dauernden, in seinem Ausgange ungewissen Kampf.

Ueber die Nachtheile, welche sich aus der Existenz einer grösseren Menge von Schwarzen, mitten in einem von Weissen besessenen Lande entwickeln, herrscht in unsern Zeiten wohl nur eine Ansicht. Das Schicksal, welches früher oder später über einen grossen Theil des mit Negersklaven erfüllten tropischen Amerika hereinbrechen muss, und welches die schönsten Gegenden des weiten Brasiliens, namentlich seine Nordprovinzen, mit Blut überschwemmen und in eine Wüste umwandeln wird, in welcher der gebildete Weisse für die Folgezeit nicht wieder Fuss fassen kann, mag zwar weniger leicht in demselben Umfange Peru und Colombien treffen, allein immer werden diese Länder an den Uebeln leiden, die aus dem Vorhandensein einer fremdartigen Race entspringen, welche stets einen Staat im Staate bildet. Wenn selbst Länder wie die Vereinigten Staaten sich gedrückt und gehindert fühlen durch ihre verhältnissmässig minder vorwiegende schwarze Bevölkerung, und wenn man dort, wo die Weisheit und Macht der Regierung vom Gemeingeist unterstützt wird, umsonst abhelfende Massregeln zu entdecken sucht, so muss der Uebelstand noch vielfach empfindlicher in Ländern werden, wo, wie in Peru, der schlaffe Charakter des weissen Einwohners unaufhörliche Revolutionen begünstigt und die vorübergehenden Machthaber sich durch nichts weniger als durch Klugheit und wahren Patriotismus auszeichnen. Der unendlich rohe Neger besitzt nichts als eine thierische Stärke, die ihn

aber gerade in solchen Ländern einer geringen moralischen Ausbildung doppelt gefährlich macht. Er und sein Nachkomme zur Hälfte, der Mulatte, haben mit dem weissen Peruaner gemeinschaftliche Sache gemacht, als es sich um die Vertreibung der Spanier handelte, allein sie würden die erste gebotene Gelegenheit ergreifen und sich gegen ihren ehemaligen Alliirten kehren, bände sie in diesem Augenblicke nicht ihr Mangel an moralischer Kraft und Bildung. Die letzteren werden aber das Ergebniss der Folgezeit sein, denn von Natur weit energischer als der weisse Creole, werden die Neger und die Farbigen, durch die Umstände begünstigt, gar bald eine Kenntniss und Denkart erhalten, durch welche sie dem eingebornen Weissen sich gleichstellen, welcher nicht in demselben Verhältnisse fortschreitet um seinen Vorsprung zu behaupten. Neben diesen Menschen einer afrikanischen Abstammung stehen in Peru die zahlreichen Indier, Mestizen und andere Kasten. Die unzähligen Abstufungen der Farbe verbinden diese nur im Aeussern, denn der leichteste Schatten der Hautfarbe bringt andere Ansprüche hervor, und vermehrt die Abneigung der einen Spielart gegen die andere. Nie kann dabei an die Einigkeit des Volks selbst zu denken sein, die unter keiner Regierungsform so sehr zum Gedeihen erfordert wird als unter der republikanischen. Von den Höchsten zu den Niedrigsten herrscht daher in Peru ein nie endender Streit um Autorität, denn während in Lima Revolutionen, die glücklicherweise wenig oder kein Blut kosten, in jedem Augenblicke dem Staate irgend ein anderes Haupt geben, äussert sich dieselbe Parteisucht auch in dem abgelegensten Gebirgsdorfe. Bald regiert ein Weisser mit eiserner Ruthe, bald bedrückt der Mestize den Indier, und mit der Zunahme der fast unglaublichen Willkür erweitert sich die Spaltung und der gegenseitige Hass, und nie wird ein solches Volk, durch Herzlichkeit vereint, mittelst gemeinsamer Anstrengungen sich im Innern Kenntnisse und Reichthum, im Aeussern Macht und Achtung zu verschaffen vermögen.

Von allen den Uebeln, welche aus der unverbesserlichen Abneigung der einzelnen Kasten entstehen, ist Chile frei, denn weder die unruhigen Neger noch die für viele Staatszwecke unbrauchbaren Indier bilden einen Theil seiner Bevölkerung. Als Vortheil, der fast alle andere aufwiegt, ist noch die Gleichartigkeit der Sprache in allen Provinzen zu nennen. Drei-

fach erschwert wird in Peru die öffentliche Verwaltung und das Fortschreiten der Bürger durch die grosse Verschiedenheit der Sprachen, die, mit Hartnäckigkeit beibehalten, oft in der Entfernung von wenigen Tagereisen nicht mehr verstanden werden. Der Eingeborne von Lima versteht kein Wort von der Sprache des Indiers der Anden, der, oft kaum durch eine Entfernung von zehn deutschen Meilen von der Hauptstadt getrennt, dennoch entweder das Spanische nicht spricht oder doch es nicht zu sprechen vorgiebt. Nur diejenigen Bewohner der Küste, welche länger in den Anden lebten, kennen das Idiom der Peruaner, und keiner, selbst nicht der Eingeborne von Maynas, ist mit den vielen höchst barbarischen Dialekten vertraut, welche trotz des Verbots und trotz aller Anstrengungen der Jesuiten immer noch von den Xibitos, den Panos, den Cocamas und andern Bewohnern der Missionen mit Vorliebe gesprochen werden. Selbst die uralte Sprache der Peruaner ist in zwei sehr unähnliche gespaltet worden, denn gegenwärtig versteht der Indier von Chachapoyas, welcher den Quichuadialekt zu sprechen vorgiebt, nicht mehr den Indier von Cuzco, der sich, vielleicht mit Recht, rühmt die Sprache der Incas in ihrer Reinheit erhalten zu haben. Ein Hebel von grosser Wichtigkeit, durch den die Regierung minder civilisirter Länder fast noch kräftiger auf den Bürger einwirken kann als in Europa, das directe Anreden des Volks mittelst Proclamationen, verliert in Peru seine Anwendbarkeit. Es ist sonderbar, dass unter den Tausenden, welche in den Andengegenden das Quichua reden, unter denen sich nicht selten recht gebildete Männer befinden, nur höchst Wenige diese Sprache zu schreiben verstehen, eine Kunst beiläufig, die mit der Vertreibung der Jesuiten in Verfall gerieth. Daher ist die Mittheilung und Deutung aller officiellen Actenstücke, die, wenn auch zunächst für die Indier bestimmt, in Lima in spanischer Sprache verfasst werden, den Behörden des Innern überlassen. Man muss selbst in den weit entlegnen Provinzen von Peru Zeuge gewesen sein, wie die höchst rohen und unwissenden Menschen, welche da die Regierung vertreten, solche Aufgaben lösen, um die völlige Zwecklosigkeit aller officiellen Mittheilungen einsehen zu können. Nicht genug, dass häufig ein unabsichtliches Missverstehen der Befehle eintritt, kommen sogar Betrügereien vor, deren Gelingen wenig Mühe kostet, indem dem Indier die Mittel zur eignen Untersuchung fehlen. Eine keineswegs sehr tiefe Kennt-

niss des Quichua, als Folge eines zweijährigen Aufenthalts im Innern Perus, genügte schon, um mich in Maynas die Unredlichkeit entdecken zu lassen, mit welcher bei öffentlichen Versammlungen den Indiern die Decrete der Regierung übersetzt wurden, Decrete, welche zum Theil auf die Verbesserung ihrer Lage sich bezogen, aber eben deshalb nicht mit den Absichten und Gewohnheiten der Gouverneurs der Districte harmonirten. Der Centralregierung, deren Gliedern höchst selten die alte Sprache des Landes geläufig ist, fehlen also die Mittel einer directen Verbindung mit den Indiern, folglich auch der Controle über die Beamteten solcher Provinzen, die man wiederum wegen ihrer Kenntniss des Idioms stets aus denselben Gegenden nehmen muss, wo es seit alten Zeiten gebräuchlich gewesen ist den Indier zu bedrücken. In Chile findet so etwas nicht statt, denn Spanisch ist die Sprache aller Stände, und selbst an den Südgränzen, wo die Verbindung mit den Indiern häufig ist, verstehen nur Wenige das Araucanische mit seinen Dialekten. Ist auch das Spanische der niederen Stände in Chile kein classisches, so ist es doch gewiss ein besseres als dasjenige des Galliciers oder Catalanen. Eben so wie das Englische in Nordamerika mit einer geringen Verschiedenheit, die nur ein feines Ohr und Uebung entdeckt, an den Gränzen von Canada gesprochen wird wie in Georgien, eben so bleibt sich auch in Chile überall das Spanische gleich, und besteht ohne Provinzialdialekte im Norden und Süden.

In allen den Ländern Amerikas, wo die Eroberer einen etwas höheren Grad von Civilisation antrafen, und wo also dem mehr gebildeten Europäer seine Verbindung mit eingebornen Weibern weniger Aufopferung kostete und eher von ihm gerechtfertigt werden konnte, findet sich eine starke Bevölkerung von Mestizen. Nicht so wo rohe, grausame und unbändige Stämme sich entgegenstellten, wie die Caraiben in Guyana, die Indios bravos in Choco und Mexico, oder wo die Bildung so hässlich war, dass sie selbst den gemeinen Soldaten zurückscheuchte, z. B. unter den Indiern der südlichen Pampas. In Peru fanden die Conquistadoren ein gutgebildetes und sanftmüthiges Volk, dessen aristokratischer Theil sich eben so durch schönere Form auszeichnete und den Stempel eines verschiedenen Ursprungs zu tragen schien, wie noch heutigen Tags die begünstigten Kasten auf den Südseeinseln. Der gemeinste Spanier

konnte auf diese Weiber Anspruch machen, und selbst die Familie der Incas war nicht ausgenommen. So entstand in Peru eine überaus grosse Menge von Mestizen. In Chile gestaltete sich Alles anders. Mit Tapferkeit wehrten die Eingebornen den spanischen Angriff ab, und einige der besiegten Völker sind ohne Zweifel ausgewandert, da es kaum glaublich ist, dass sie dem historisch nicht nachzuweisenden Drucke der Spanier unterlegen wären, eben so wie auf Cuba. Wohin sich die weniger kriegerischen oder weniger glücklichen Indier der Provinzen nördlich vom Maule gewendet haben mögen, ist bei der Entfernung jener Zeiten und bei dem Mangel historischer Documente schwer zu erforschen, doch bleibt es wahrscheinlich, dass sie sich mit irgend einer der südlichen und gleichfalls Ackerbau treibenden Nationen, z. B. den Huilliches, verschmolzen. Mit den Indiern des Südens kamen die Conquistadoren nie auf einen freundlichen Fuss, und daher entstand auch so keine farbige Bevölkerung. Daher ist es wohl zu erklären, warum die Volksmenge in Chile in der ersten Zeit so ungemein langsam zunahm. Sie konnte allein durch Einwanderung vermehrt werden, und der Volkssage nach waren es besonders Gallicier, welche in dem ersten Jahrhundert nach der Eroberung mit ihren Familien, über den Isthmus von Panama kommend, in Chile sich niederliessen. Sie verdrängten gar bald die letzten Reste des Urvolks, welches schon den ersten Versuchen Almagro's unterlag, allein sie mussten aus sich selbst sich fortpflanzen wegen der angegebenen Gründe, so zahlreich übrigens auch die Indier gewesen sein mögen. Die Menge der letzteren beweisen die vielen kleinen Flecken in den Mittelprovinzen, welche mit geringen Ausnahmen die Stellen andeuten, wo einst ihre Niederlassungen lagen. Manche Tradition ist hierüber im Umlauf. Die grössere Menge der Ortsnamen ist aus der Sprache der Indier genommen und zeugt von ihrer früheren Ausbreitung. — Aus dem bis jetzt Gesagten erhellt, dass in den nördlichen Provinzen die Racenmischungen, und also auch die Farbeverschiedenheit, nur sehr unbedeutend sein können. Kennt man in ihnen auch die Namen, mit denen im übrigen Amerika die Kasten bezeichnet werden, so ist die Gelegenheit doch selten gegeben sie auf einzelne Individuen anzuwenden. Nur unter den niedrigsten Ständen bemerkt man hin und wieder ein ungewöhnlich braunes Colorit, und meistens zeichnet es dann Menschen aus, die aus den Südprovinzen stammen. In der Provinz Concepcion

ist die Vermischung mit Indiern etwas häufiger gewesen, theils dadurch, dass mancher im Indierlande geborne Mestizo später seinen Wohnsitz im Lande der Weissen nahm, theils weil nicht unbedeutende Niederlassungen bekehrter und verpflanzter Indier ehedem in jenen Gegenden bestanden haben. Wie auf allen Gränzen gleicher Art, ist die Vermischung mit Indiern eigentlich allein auf die Gegenden südlich vom Biobio beschränkt, wo die letzten Niederlassungen der Weissen in den Bergen von San Pedro und um den sehr unbedeutenden Flecken von Arauco bestehen. Die Armuth der Eingebornen jener entlegnen Landstriche ist so gross, dass sie sich häufig in den Städten einfinden, um Arbeit zu suchen, und oft für die übrige Zeit ihres Lebens da sich ansiedeln. Häufiger als die Männer wandern die Weiber aus, die sich in moralischer Beziehung nicht über die eigentlichen Indianerinnen erheben, und in Städten wie Concepcion, Chillan und vielleicht selbst in Valparaiso das Geschäft der Prostitution treiben. Noth zwingt sie dazu, und die öffentliche Denkart, die freilich in Chile anders über diesen Punkt ist als im kalten Norden, entschuldigt sie. Als zur Zeit meines Aufenthalts in Talcahuano ein Alcalde dem lästigen Zunehmen dieser Weiber durch polizeiliche Aufgreifung vorzubeugen versuchte, wies es sich aus, dass vier Fünftheile der Gefangenen der Classe der Halbindianerinnen von der äussersten Gränze angehörten. Nicht wenige der Farbigen jener Gegend verdanken ihren Ursprung den Kriegen, welche seit dreihundert Jahren an der Gränze geführt worden sind. Wenn die Indier ihrem Brauche treu die chilenischen Weiber raubten, indem ihr Besitz nicht selten oft allein der Grund der erbarmungslosen Raubzüge war, welche ohne Kriegserklärung unternommen wurden, so ahmten die Chilenen das Beispiel nach und führten die Indierweiber, welche sie fingen, einige Zeit mit sich. Man kennt in den Südprovinzen zwei Abstufungen von Farben zwischen dem europäischen Weiss und dem amerikanischen Braun, und nennt die mit ihnen bezeichneten Individuen Cholos oder Chinos. Der erstere Name ist gleichbedeutend mit dem Worte Mestizo der Peruaner, Mamaluco der Brasilier, und bezeichnet das Product der directen Vermischung der Weissen mit den Indiern. Solche Individuen sind sehr leicht zu erkennen, denn ungeachtet die Färbung ihrer Haut nicht immer ihrem Ursprunge entspricht, so bleiben doch genug unverwischbare Kennzeichen. Weniger gedrungenen Körperbaues als

der Indier, dafür aber nicht selten viel höherer Statur, bleiben den Cholos doch die breiten Schultern, der kurze Hals, die verhältnissmässig kurz zu nennenden Arme, und die kleinen Hände und Füsse ihrer braunen Mutter. Ihre Haare sind diejenigen des Indiers; sie sind lang, straff und hart, von glänzend schwarzer Farbe, und wachsen stets sehr weit in die ohnehin kleine Stirn hinein. Von allen verliert sich am wenigsten die Bildung der vorstehenden Jochbeine und diejenige der Nase, die stets etwas plattgedrückt und, vermöge der grossen ovalen Nasenlöcher, an ihrer Basis sehr breit ist. Was eigentlich ein Chino sei ist weniger leicht zu sagen, denn selbst manche Chilenen erklären diesen Namen für gleichbedeutend mit dem ersteren, oder sind der Meinung dass allein das Kind, welches zwischen Weissen und Cholos erzeugt wird, also nur noch zum vierten Theile Indier ist, so genannt werden müsse. Sie sind von Olivenfarbe, und ausgezeichnet durch schiefe Stellung der Augenspalte, eine Eigenthümlichkeit aller südlichen Indier in einem hohen Grade. Als eigne Varietät erhalten sie sich jedoch nicht, und gehen bald in den Mestizen, bald in den Weissen über. Ihr Unterschied in Beziehung auf Farbe ist so gering und das Colorit der Chilenen, die sich dem Wetter viel aussetzen, z. B. der Landleute und Maulthiertreiber, ist so sonnengebräunt, dass es kaum möglich sein dürfte eine sehr feine Unterscheidungslinie zu ziehen. Alle Mestizen geniessen den guten Ruf sehr brauchbare Diener abzugeben, und werden daher im Norden und besonders in der Hauptstadt unter dem erwähnten Namen von Cholos viel gesucht. Die Armuth und der Druck, unter welchem sie aufwachsen, geben ihnen ein Ansehn von Bescheidenheit und Demuth, welches der weisse Chileno der dienenden Classe keineswegs immer besitzt. Ein besonderes System herrscht im Süden, um gute Diener zu erziehen. Die Aermsten der Landleute einer nicht ganz reinen Abstammung verkaufen ihre Kinder für baares Geld an die Bewohner der Städte. Sie begeben sich aller Ansprüche, allein sie machen es zur Bedingung, dass man die Kinder mild erziehe und nur als Dienstboten gebrauche. Das Gesetz erkennt diesen Handel nicht an, und wenn die Zöglinge sich aus dem Hause der Familie flüchten, welcher sie angehören, so kann man sie keineswegs verfolgen wie anderwärts die Negersklaven. Trotz dieses Mangels eines festbindenden Contracts geschieht es nur selten, dass eins dieser adoptirten Kinder, die man zum Dienen erzieht, sich

vor der Zeit entferne, wo es möglich wird durch eigne Thätigkeit den Unterhalt zu gewinnen. Viele bleiben bis zu dem Alter von 18 — 20 Jahren, und dienen treu, denn der Chileno behandelt in der Regel seine Untergebenen mit vieler Freundlichkeit, oft wohl mit einer Vertraulichkeit, die dem Europäer anfangs sehr auffällt und die er, der an dergleichen wenig gewöhnt ist, nicht nachahmt, weshalb er sich nur selten guter Diener rühmen kann. Von der frühesten Jugend an wachsen diese gekauften Kleinen mit den Kindern der Familie auf, und geniessen in dem Mittelstande ganz gleiche Behandlung mit ihnen. Nur erst wenn sie älter werden giebt man ihnen einen geringen Lohn, und manche bleiben ihr halbes Leben hindurch in der Familie als Diener, deren Treue natürlich grösser ist als die eines gewöhnlichen gemietheten Fremden. Der Preis eines Kindes ist nach Alter, Geschlecht und Ansehen sehr verschieden. Halbindier von Arauco, Nacimiento u. s. w. verkaufen bisweilen ihre Kinder für sechs spanische Thaler, und ich selbst habe gesehen dass der Capitain eines Küstenfahrers einen lebhaften Knaben für dreizehn Thaler erkaufte, ein Handel bei dem er gewann, da er jenen in sehr kurzer Zeit in einen vortrefflichen Diener umwandelte. Selten fragen die Aeltern wieder nach ihren Kindern, denn die Vermehrung ihrer Familien ist so gross, und sie selbst sind so arm, dass ihnen über dem neuen Zuwachs weder Zeit noch Lust bleibt sich der entfernten Sprösslinge zu erinnern. Die Fremden in Chile haben sich über diesen Handel häufig verwundert, und sich wohl tadelnd über die Herzlosigkeit der Aeltern ausgesprochen, die ihre eignen Kinder verkaufen können. Einmal aber sind es sehr selten Weisse einer unbezweifelt reinen Abstammung, die so etwas thun, und dann muss man selbst Zeuge der Fürsorge und theilweisen Parteilichkeit gewesen sein, mit welcher diese „Cholitos“ in den Familien behandelt werden, um es begreiflich zu finden, warum arme Aeltern sich so leicht von den Kindern trennen, die sie auf solche Weise unterbringen. Abgesehen von der unbedeutenden Geldvergütung ist dieses Verfahren ganz dem in Europa gewöhnlichen gleich, wo ebenfalls ärmere Aeltern es für ein Glück halten, wenn sie, nicht selten auf viel weniger vortheilhafte Bedingungen, ihrer Kinder durch eine Art von halber Adoption sich entledigen können. Die im ganzen Nordamerika gewöhnliche Verpflichtung zur Dienstleistung nicht allein der Kinder sondern selbst der Erwachsenen

(Indenture) ist unstreitig noch strenger und beschränkender, indem der sie Brechende polizeilich verfolgt und gefangen zurückgebracht werden kann. Ganz anders verhält es sich jedoch mit den kleinen Indiern *(Indiocitos)*, die man nicht selten in den Familien der Chilenen antrifft. Es ist allgemein bekannt, dass sie der Mehrzahl nach geraubt sind, indem die Indier, welche der Gränze zunächst wohnen, sich ein Geschäft daraus machen sie aus den Gegenden des Innern zu entführen, sie einige Zeit bei sich zu behalten, und dann auf der Nordseite des Gränzflusses an Weisse zu verkaufen. Ein gleiches Loos trifft alle Kinder, welche den Indiern von Arauco bei ihren oft wiederholten Streitigkeiten mit den Nomaden der Anden in die Hände fallen. Die spanische Regierung hat auf diesen Handel keine Aufmerksamkeit gerichtet, ihn vielleicht nicht einmal verhindern wollen, da mancher Indier auf diese Weise eine Erziehung erhält, die ihm zwischen seinen Bergen und Wäldern schwerlich zu Theil geworden wäre. Die republikanische Regierung jedoch hat den Kinderverkauf der Indier auf die Provinz Valdivia beschränkt. Sie glaubte durch solche Massregeln dem Kinderraube vorbeugen zu können, welcher unaufhörliche, meist sehr blutige Privatstreite hervorbringt. Man war von der Ansicht ausgegangen, dass doch nur wenige Kinder von den Familien Valdivias gekauft werden könnten, indessen man hat sich geirrt, denn in jedem Sommer bringen die Indier, wenn auch heimlich, ihre Gefangnen an den Biobio, wo sie auch ihre Käufer finden, da es in Santjago fast für Luxus gilt ein paar solcher brauner Kleinen als Diener zu besitzen.

Da Chile nie eine irgend erhebliche Zahl von Negersklaven besass, so gehören eingeborne Mulatten zu den Seltenheiten. Das Klima, die Art der Bodencultur und die politische Lage des Landes haben die Einführung von Schwarzen von jeher entweder widerrathen oder unmöglich gemacht. Nur die reichsten Familien besassen einen oder den andern, mehr zur Behauptung eines vornehmen Anstrichs als zum Nutzen, und nie hat man sich ihrer auf dem Lande zum Arbeiten bedient. Sie ertragen das kühle Klima weniger gut, und allein in Valparaiso, in Santjago oder der Umgegend findet man einige wenige. Im Jahre 1827 hielten sich in Valparaiso nur acht eingeborne Neger auf, und auf keinen Fall dürfte sich in ganz Chile ihre Gesammtzahl über einige Hundert belaufen. Sie waren

ehedem etwas häufiger, allein der Krieg der Revolution hat ihre Reihen gar sehr gelichtet. General San Martin hatte aus den Negern der Provinzen des Plata ein starkes Bataillon gebildet, ehe er seinen nicht unmerkwürdigen Zug über die Anden antrat. Einer seiner ersten Schritte war es in Chile die Aufhebung der Sklaverei zu betreiben. Die chilenischen Neger schlossen sich der schwarzen Abtheilung der Befreiungsarmee an, und fielen theils in Peru, theils in Chile unter dem spanischen Schwerte. Man sagt es sei geheimer Befehl gewesen sie stets zu den gefährlichsten Expeditionen zu beordern und sie dem heftigsten Feuer auszusetzen, indem man sich gern von ihnen befreit gesehen hätte. Leicht mag der Hass, mit dem die Chilenen nicht ohne Ursache jetzt ihren Befreier verfolgen, Veranlassung zu jener unverbürgten Sage gegeben haben. Indessen bleibt soviel gewiss, dass nur wenige Schwarze nach Chile zurückgekehrt sind. In der Provinz Concepcion sind sie von jeher so grosse Seltenheiten gewesen wie mitten in Deutschland, und viele der dortigen Landleute hatten nie einen von ihnen gesehen. In Concepcion existirte 1828 kein Neger, und nur in Talcahuano lebten drei oder vier, die als Diener von Fremden nach Chile gekommen und da geblieben waren, und aus Westindien oder Nordamerika stammten.

Wenn auf der einen Seite die Bevölkerung Chiles durch die vielfachen Vortheile ihrer politischen Lage begünstigt im raschen und unbestreitbaren Zunehmen ist, so ist sie auf der andern den vermindernden Einflüssen wenig ausgesetzt, die unter der Form tausendfacher Krankheiten auf die Volksmenge anderer Länder einwirken. Dass die ausserordentlichen Lobsprüche des Klimas von Chile durch ältere Reisende nur mit gewissen Beschränkungen gestattet werden können, leidet keinen Zweifel, allein was auch über die Vortheile, welche es in Beziehung auf Gesundheit darbietet, je gesagt worden sein mag, darf in seinem ganzen Umfange geglaubt werden. Schwerlich dürfte man auf dem weiten Erdballe ein anderes Land von gleich grossem Umfange entdecken können, dessen Einwohner in ähnlichen Verhältnissen von Krankheiten befreit wären. Weder die grosse Trockenheit der nördlichen Provinzen, noch die langdauernden Winterregen des Südens äussern einen bemerklichen Einfluss auf die Lebensdauer oder die Gesundheit der Eingebornen. Manches

nahegelegne Land leidet an epidemischen Uebeln, die nimmer durch polizeiliche Massregeln oder durch ärztliche Vorsicht ausgerottet werden dürften. In Mendoza und San Juan, die nur durch die Andenkette getrennt sind, ergreift die Kropfkrankheit alle Classen in einem Grade, dass der Anblick mancher Einzelnen widrig wird, und Cretinismus gehört dort nicht zu den unbekannten Uebeln. Von dem letzteren weiss man nichts in Chile, und von der ersteren Krankheit zeigen sich sehr selten einige Spuren unter den Landleuten, die im Norden an dem Fusse der Anden wohnen, nicht aber an den Eingebornen der ewig grünen Alpenthäler der Provinz Concepcion. Kaum hat man den Wendekreis durchschnitten und setzt den Fuss an die Küste Perus, so droht auch schon die Gefahr der dreitägigen Fieber, denen so leicht kein Fremder bei längerem Aufenthalte entgeht, welche eine unbedeutende Unvorsichtigkeit hervorbringt, und oft kaum die grösste Aufmerksamkeit, der verständigste Curplan heilt. In Chiles Klima hingegen hat man nicht nur diese Krankheit, die nie ohne Nachwehen vergeht, nicht zu fürchten, sondern findet in ihm ohne weitere Arzneimittel leicht die gewünschte Heilung, und deshalb kommen alljährlich mehrere Peruaner nach Chile, um von Neuem zu gesunden. Die Regelmässigkeit der meteorologischen Erscheinungen, das gradweise Uebergehen der einen Temperatur in die andere, das Fehlen der gewaltsamen Sprünge, die in dem nördlichen Europa auch die stärkste Constitution erschüttern mögen, sind ein Theil der Ursachen, denen die Chilenen eine Gesundheit zu danken haben, die keinesweges allein das Erbe der niedrigen und überall vorzugsweise robusten Stände ist. Selbst unter den Reichen Santjagos sind jene Geisseln wenig bekannt, unter denen sonst die wohlhabenderen Städter seufzen. Die Reinheit des Trinkwassers, der Mangel an Sümpfen und feuchten Wäldern, endlich die nie ruhenden Winde tragen das Ihrige bei das Land zu einem sehr gesunden zu erheben. Die gelegentlich eingeführten Krankheiten ansteckender Art verlieren unter dem Himmel Chiles gar bald ihre Gewalt. Trotz der häufigen Verbindung sind die ansteckenden Faulfieber Guayaquils selten nach Valparaiso verpflanzt worden. Man erinnert sich nur einmal ihres Erscheinens, und zwar zu Anfang unsers Jahrhunderts. In den nördlichen Häfen fielen damals jener Krankheit, die man allgemein für eine importirte erklärte, zahlreiche Opfer. Der Beschreibung nach war sie, die seit-

dem nicht wieder erschien, den Faulfiebern sehr ähnlich, welche sich alljährlich in tropischen Gegenden entwickeln und nicht selten auf nahgelegne Länder übertragen werden. Nur allein die Pockenkrankheit ist häufig, und in manchen Jahren ziemlich verderblich. Wo sie nach langem Verschwinden oft auf einmal wieder herkomme, weiss Niemand mit Genauigkeit anzugeben, denn eine Meinung legt den Entstehungsort nach Peru, die andere nach den Ländern der südlichen Indier. Das erstere ist darum wahrscheinlicher, weil die Verbindung mit Peru die häufigere ist, und die Krankheit sich fast immer zuerst in den Seehäfen zeigt. Jene Pockenepidemien erscheinen am gewöhnlichsten gegen Ausgang des Winters, vom Juli bis November, und nehmen einen bösartigeren Charakter an, sobald sich häufiger als sonst helle und warme Tage zwischen den Tagen des Regens einstellen, und man glaubt allgemein dass ein dauernd nasses Winterwetter die Unterdrückung der Epidemie viel mehr begünstige als die angenehmere, aber weit mehr veränderliche Witterung des ersten Frühjahrs. Die Unreinlichkeit der Wohnungen und der Lebensart der niedrigsten Stände unter den Bewohnern der Häfen begünstigt die Verbreitung der Pocken, die im Anfange ihres jedesmaligen Erscheinens zwar sehr gutartig auftreten, allein fast immer nach einiger Dauer eine mehr gefährliche Wendung nehmen. Diese einzige epidemische Krankheit des Landes wird durch das verkehrte Verfahren der Eingebornen leicht sehr gefährlich. Man treibt allerlei Missbrauch mit einheimischen Mitteln, bringt den Kranken nach dem engsten und verschlossensten Winkel des Hauses, zündet Kohlenfeuer um ihn herum an, erstickt ihn fast unter wollenen Decken und verhütet alle Lufterneuerung, zusammen ein Verfahren, welches bei jeder Krankheit beobachtet wird. Uebrigens treten die Pocken nicht in jedem Jahre mit derselben Verderblichkeit auf, und man will überhaupt seit einigen Jahrzehenden Verbesserung ihres Charakters bemerkt haben. Bisweilen ergreifen sie nur einzelne Provinzen und gehen wenig über ihre Gränzen, obwohl keine Sperre oder andere Massregeln ihre Verbreitung verhindern. Hin und wieder sind ihre Verwüstungen sehr gross, so z. B. im Jahre 1828 in der Provinz Concepcion, wo allein die Hauptstadt nahe an 500 Todte zählte, also fast den neunten Theil ihrer Bewohner verlor. Sehr selten sind die Fälle von so schreckenden Verheerungen wie jene von 1831 und 1832 es waren. Das Einimpfen der Kuhpocken

ist in Chile seit ohngefähr dreissig Jahren bekannt, indem damals die spanische Regierung zum erstenmale Impfstoff mit einem Kriegsschiffe sendete. Obgleich unter den Landleuten der Anwendung der Kuhpocken kein hartnäckiges Vorurtheil hinderlich entgegensteht, wie ehemals im civilisirten Europa, so war doch zu ihrer Verbreitung durch das Volk selbst sehr wenig geschehen, indem man sich während des Zwischenraums von einer Epidemie zur andern gemeiniglich in Sicherheit wiegte. Die Indolenz unter den Landleuten war in dieser Hinsicht stets auffallend gross, und die schwachen Versuche der spanischen Regierung, sie zu besiegen, sind erfolglos geblieben. Die Höhe, welche das Uebel erreichte (1832), und mehr als Alles der öffentliche Geist, welcher sich täglich kräftiger entwickelt, brachte Vereinigungen hervor *(Juntas de Vacuna)*, die von der Regierung unterstützt, den Zweck hatten die Vaccination zu verbreiten und Armen unentgeltlich diese Wohlthat angedeihen zu lassen. Zu ihren Sitzen ersah man Santjago, Valparaiso, Rancagua, Aconcagua, Santa Rosa, Concepcion, Valdivia, Chiloë, und stellte an diesen Punkten Impfärzte an, — freilich nur einen einzigen in jeder Provinz, da die Geringfügigkeit der Geldmittel keine grösseren Ausgaben erlaubte *). Ein Glück war es zu nennen, dass der Impfarzt Alvear die Kuhpocken auch an den Kühen Chiles entdeckte, so dass es also aufhörte nöthig zu sein, den Impfstoff von Frankreich oder Nordamerika kommen zu lassen. Das Volk, durch Furcht getrieben, kam in grossen Zahlen, ohne der Einladung zu bedürfen, so dass die Gesammtzahl der Geimpften vom Juni 1830—32 sich auf 37,834 belief. — Unter den Indiern richten die Pocken weit mehr Verwüstungen an als unter den Chilenen, und es ist daher wohl nicht zu verwundern, wenn sie gleich den Bewohnern der tropischen Urwälder, die später der Gegenstand einer Schilderung werden sollen, eine ausschweifende Furcht vor dieser Krankheit an den Tag legen. Sowie irgend ein Glied einer nomadischen Horde Symptome der Pocken zeigt, so bricht diese ihre Hütten schnell ab, die gewöhnlich neben einem fliessenden Wasser errichtet sind. Der Angesteckte, dem man Maismehl zur Nahrung und ein

*) Der Sold der Impfärzte war im Verhältnisse zu ihrem Thätigkeitskreise von 240 — 480 Duros im Jahre. Das gesammte Institut kostete dem Lande jährlich 4952 D. Solche war die officielle Angabe in der Zeitung Santjagos. (Araucano de Chile 1832. Nr. 97.).

Pferd zurücklässt, wird verhindert die Fliehenden zu begleiten; überlebt er die Ursache dieser traurigen Ausstossung, so mag er sich später den Seinen wieder anschliessen. Unter den Völkern östlich von den Anden ist die Furcht noch viel grösser, und man sagt dass diese sie so unmenschlich mache, dass sie den Pockenkranken mit allem seinen Eigenthum in seiner Hütte mitleidslos verbrennen.

Es ist schwer anzugeben, welche Krankheiten in Chile eigentlich vorherrschen, denn die Listen der Hospitäler und selbst die Verzeichnisse der Todesfälle der Privatpraxis in der Hauptstadt, welche gesetzmässig dem Publicum mitgetheilt werden, liefern wenig brauchbare Materialien zur Beurtheilung, da schwerlich ein unbeschränktes Zutrauen in die Diagnostik aller Aerzte zu setzen sein möchte. Doch scheint aus ihnen, eben so wie aus den Beobachtungen, die man bei längerem Aufenthalte selbst sammeln kann, hervorzugehen, dass acute Krankheiten weniger häufig und selten tödtlich sind, ausgenommen in den Fällen des typhösen Uebergangs. Und selbst in Leiden der letzteren Art beobachteten die besten Aerzte, unter denen der verdiente Protomedicus Dr. G. C. Blest, ein Engländer, zuerst genannt werden muss, selten das plötzliche Erliegen der Lebenskraft wie in den kälteren Ländern Europas oder in den tropischen Gegenden, und versicherten dass daher der Anwendung der Heilmittel ein mehr günstiges Feld geöffnet werde. Die Sterblichkeit ist in den Städten grösser als auf dem Lande, doch scheint es dass die Lebensdauer im ganzen Lande länger sei als in Peru, wo allein die Farbigen und die Indier ein hohes Alter erreichen. Ein sehr grosser Theil der Landleute stirbt an Erschöpfung und zwar in einem Alter, welches selten Einer mit Genauigkeit anzugeben vermag. Eine nicht unbedeutende Zahl erleidet einen mehr oder minder gewaltsamen Tod, theils durch das Stürzen ihrer Pferde, die sie bei Festlichkeiten am liebsten dann recht tollkühn herumtummeln, wenn gerade der Genuss von Wein sie dazu am unfähigsten gemacht hat, und Mancher stirbt an den Folgen der Wunden, die sie sich gegenseitig bei eben nicht bedeutender Reizung beibringen. Unter den chronischen Krankheiten sind die Nachwehen jenes furchtbaren Uebels am zahlreichsten, welches, nach der Meinung Einiger eines amerikanischen Ursprungs, nur erst seit einigen Jahrhunderten in Europa bekannt wurde.

Man darf dasselbe in Chile für epidemisch erklären, denn von ihm sind auch die entlegensten Dörfer nie völlig frei. Einer höchst wohlthätigen Einwirkung des Klimas ist es zuzuschreiben, wenn diese Krankheit, die überhaupt im ganzen Südamerika bei weitem nicht die Furchtbarkeit besitzt, durch welche sie im nördlichen Europa sich auszeichnet, nicht die Verwüstungen anrichtet, zu welchen eine höchst verkehrte Behandlung leicht genug die Veranlassung geben könnte. Der Landmann beobachtet Diät, trinkt Aufguss von Sarsaparilla, und wird ohne den Gebrauch metallischer Arzneimittel nicht selten wieder völlig gesund. In den Städten tritt aber diese Krankheit weniger gutartig auf, was wohl zum Theil der Quacksalberei zuzuschreiben sein dürfte, denn nicht nur spielt das berüchtigte Universale Leroy's hier eben die grosse Rolle wie in allen andern, selbst den entlegensten Winkeln der aussereuropäischen Welt, sondern noch manches andere Nostrum, aus spanischer Zeit herstammend, hat sich erhalten. Die Klage, dass an keinem Punkte der südamerikanischen Küste die Schiffsmannschaften so häufige Ansteckungen erleiden als in Valparaiso, wird von den Aerzten aller Kriegsschiffe wiederholt. Die Hospitallisten führen oft unter ihren Kranken die eine Hälfte als von dieser Krankheit ergriffen auf. Unter den Indiern Chiles ist sie nicht gewöhnlich, und soll den Stämmen, welche östlich von den Anden wohnen, noch nie mitgetheilt worden sein. Bis in die neuesten Zeiten waren viele unserer europäischen Krankheiten unbekannt. Indessen scheint es fast als ob mit der Verbreitung der höheren Civilisation unseres Welttheils auch nach Chile manche Uebel verpflanzt werden müssen, welche man sonst nicht als Folge unseres geselligen Zustandes anzusehen geneigt ist. Als eine Krankheit dieser Art ist vor allen das Scharlachfieber zu nennen, welches bis 1831 unbekannt war, dann aber sehr plötzlich als eine schonungslose Epidemie auftrat, und unter den niedern Ständen zahlreichere Opfer verlangt haben mag, als die officiellen Listen mitzutheilen vermochten *). Diese Krank-

*) In Valparaiso allein erkrankten, vom 2. — 8. Jan. 1832, 547 Personen. Die Zahl der Frauen (183) ist die bedeutendste, diejenige der Kinder (118) die niedrigste. Doch war die Epidemie gutartig, denn nach dem Berichte des obengenannten Protomedicus ergaben sich unter jener Zahl nur 25 bösartige Fälle (unter der Form der F. scarl. miliaris), bei denen der Uebergang in Typhus vorkam. Doch starb auch von ihnen nur der vierte, von allen Kranken aber etwa der zwölfte Theil.

heit ist zwar seitdem verschwunden, indessen mag sie in der Zukunft wohl wieder erscheinen, wenn die hervorbringenden atmosphärischen Ursachen von Neuem zusammentreten. Der sehr verbreitete Glaube der Chilenos, dass ein von Europa gekommenes Schiff sie eingeführt habe, bedarf keiner Widerlegung. — Die Ausübung der Heilkunst befindet sich in Chile noch auf einer sehr niedrigen Stufe, denn nur erst seit den neuesten Zeiten geniessen die Aerzte der öffentlichen Achtung. Vor ohngefähr zwanzig Jahren war das Geschäft derselben noch in den Händen sehr unwissender oder farbiger Menschen, die man wenig höher stellte als gewöhnliche Barbiere. Es fehlte damals noch weit mehr als jetzt an Instituten zur Bildung wissenschaftlicher Aerzte. Die Verwaltung der Hospitäler war in den Händen der Mönche, die gemäss mancher alten Ueberlieferungen Medicinen vertheilten, und die wenigen gebildeten Aerzte, die freilich ihre Kenntnisse in Europa suchen mussten, fanden in Lima einen vortheilhafteren Wohnsitz als irgendwo in Chile. Jetzt ist dieses umgekehrt, denn die Menge der Aerzte, die der Mehrzahl nach Fremde sind, ist fast zu gross für das Land, und Santjago bietet ein Collegium, wo Arzneikunde gelehrt wird, obwohl nach einem etwas compendiösen Plan. Auf dem Lande fehlt es aber immer noch so an Aerzten, dass die Ankunft eines Europäers, welcher Bekanntschaft mit der Natur verräth, das Signal für alle Gebrechliche der Umgegend wird herbeizueilen, Rath zu erbitten, und denselben gläubigst anzunehmen. Hat man Medicinen bei sich, theilt man davon gelegentlich aus, so mag man sicher erwarten von allen Seiten her Besuche zu erhalten und zur Heilung manches so veralteten Uebels aufgefordert zu werden, dass weder die Zeit noch der Apparat, den man bei sich führt, zur Heilung hinreichen dürfte, an der vielleicht selbst ein sehr erfahrner Arzt mitten in Europa sich umsonst versuchen würde. Matronen treiben hauptsächlich die Heilkunde unter den Landleuten, die in Fällen einer grösseren Bedenklichkeit sich nicht scheuen alte Indianerinnen um Rath zu fragen, da man ihnen theils grössere Bekanntschaft mit den einheimischen Heilkräutern zutraut, theils auch viel von ihrem magischen Wissen hält. Die Landleute sind ziemlich vertraut mit den Kräften der einheimischen Pflanzen, deren Zahl in der That für ein aussertropisches Land beträchtlich ist. Mancher Pflanze werden aber auch Eigenschaften zugeschrieben, die sie nicht besitzen kann, und manches an-

dere Mittel heiligt der Aberglaube. Diejenigen Theile der Thiere, an denen man eine vorzugsweise grosse Ausbildung gewahrt, werden auf verschiedene Weise bereitet eingenommen, wenn die entsprechenden Theile des menschlichen Körpers erkranken. Augen von Raubvögeln in Kohle verwandelt heilen Augenübel, Condorklauen gichtische Schmerzen in den Händen, das Essen der glatthäutigen Eidechsen soll Schorfkrankheiten vertreiben. Aehnliche Fabeln liessen sich noch in Menge aufzählen, indessen ergiebt sich bei der Schilderung der Indier Perus Gelegenheit noch einmal auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Für die gewöhnlichen Fälle bleibt die einfache Materia medica des Landes hinreichend, und zu wünschen ist es, dass noch manches Jahr vergehen möge, ehe sie durch Einführung von neuen Krankheiten, den Folgen des zunehmenden Luxus und der wachsenden Volksmenge, unzureichend gemacht wird.

Santjago ist so zugänglich, so lockend für die in Valparaiso angekommenen Fremden, und daher so häufig von ihnen besucht worden, dass sich zu den Beschreibungen, an denen sich Viele versuchten, schwerlich viel hinzusetzen lassen dürfte. In einer sehr malerischen Gegend gelegen, ein Klima geniessend, welches selbst in Chile für schön gilt, dem Bewohner des Hafens aber durch seine grössere Winterkälte auffällt, umgeben von den bestbebauten Ländereien, vereint diese Stadt als der Sitz der Regierung und der ältesten und wohlhabendsten Familien des Landes eine Menge von Vortheilen, die wohl jeden Fremden, den seine Geschäfte nicht gerade an den Hafen binden, veranlassen könnten sich vorzugsweise in ihr niederzulassen. Die wissenschaftlichen Institute, deren sich Chile nicht allein im Projecte rühmt, die es vielmehr durch sehr verständige Männer geleitet fröhlich und vielversprechend erblühen sieht, hat man mit allem Rechte auf Santjago beschränkt, da in der That die Provinzialorte noch nicht in dem Stande sind, dass in ihrer Mitte solche Anstalten gedeihen könnten. Doch fehlt es im Süden nicht an Schulen für Gymnasialunterricht, denn Talca und Concepcion haben solche aufzuweisen. Die eigentliche Universität von Santjago hat nie bedeutende Lebenszeichen von sich gegeben, und ist eines natürlichen Todes gestorben. Ihre Stelle war 1827 noch von keiner andern Anstalt eingenommen, indessen hat die kräftige Regierung der späteren Jahre den allgemeinen Anforderungen

durch Errichtung von einem sogenannten Collegio zu genügen verstanden, an dem zwar der Unterricht aus Mangel an einer hinreichenden Zahl von Lehrern etwas encyklopädisch zu sein scheint, wo aber doch vielfach mehr Bildung erlangt werden mag als je vorher auf der Universität. Das Unterrichtssystem ist genau von der Regierung vorgeschrieben, und die Aufsicht über dasselbe dem Ministerium des Innern übertragen worden, und trotz der beschränkten Mittel hat man sogar einen botanischen Garten anzulegen vermocht, der früher nur dem Namen nach vorhanden war. Eine Militairschule war damals schon entworfen; sie ist auch später zur Ausführung gekommen, und so einem dringenden Bedürfnisse entsprochen worden, denn die Officiere der chilenischen Armee waren grossentheils Männer aus den ungebildeten Ständen, und hatten durch persönliche Bravour sich ihren Rang auf dem Schlachtfelde verdient. Es wird sich bei der Schilderung des Aufenthalts auf dem südlichen Kriegstheater Gelegenheit zur Erzählung mancher Thatsachen darbieten, aus denen der Zustand des republikanischen Heers am deutlichsten hervorgehen dürfte. Zu jener Zeit war unter den unverhältnissmässig zahlreichen Officieren nur ein Eingeborner, der, mit höherem militairischen Wissen vertraut, in seiner Person fast allein das Geniecorps repräsentirte, der General Borgoño, ein Mann, der auch in seinem Privatleben durch Bildung und Liebenswürdigkeit sich auszeichnete. — Die Gesellschaft der Hauptstadt macht sich, ganz im Verhältnisse der ihr gebotenen grösseren Mittel, durch höhere Bildung und durch einen feineren Umgangston bemerklich, allein wenn man auch unter ihr umsonst nach einer Menge altherkömmlicher Gebräuche sucht, die noch vor wenig Jahren den Fremden auffielen und oft nicht allzumild beurtheilt wurden, so ist doch die nationelle Freundlichkeit und das höfliche Zuvorkommen, welches das ganze Volk so rühmlich auszeichnet, nicht mit der Abschaffung mancher alten und theilweis sonderbaren Sitte verschwunden. Der Fremde, ganz besonders derjenige, welchen wissenschaftliche Zwecke in das Land führten, mag stets der freundlichsten Aufnahme gewärtig sein, und wird es sich in den meisten Fällen wohl selbst zuzuschreiben haben, wenn ihm nicht die Unterstützung zur Erreichung seiner Zwecke wird, die man zwar in Chile allemal eher entbehren mag als in den uncivilisirten Gegenden des tropischen Amerika, die aber dennoch von grossem Nutzen sein kann. Wie in allen jenen

neuentstandenen Republiken spielt Politik in der geselligen Unterhaltung eine grosse Rolle, und man hat als Fremder oft Mühe sich aus ihr herauszuwinden, ohne gerade der einen oder der andern Partei zu nahe zu treten. Nicht selten werden Fragen so gestellt, dass es fast aussieht als wünsche man die directe Entscheidung eines Europäers, dem man ein ruhiges Urtheil über den streitigen Gegenstand zutrauen darf, der selbst von den Frauen mit ungewohnter Leidenschaftlichkeit besprochen wird. Die Völker Südamerikas haben in ihrem gesellschaftlichen Zustande mit der Vergangenheit gebrochen, sie haben wenig aus derselben in die Lage mit hinübergenommen, welche sie sich, gleichviel ob zu ihrem Vortheil oder Schaden, errangen, und daher befestigt sie kein Band mehr an dieselbe. Aus diesem Verhältnisse muss es nothwendig folgen, dass die der neuen Eindrücke fähigen Mitglieder der Gesellschaft, gleichsam unter dem Einflusse einer geistigen Jugend, in ihr das sichere aber doch vielbestrittene Uebergewicht erhalten. Man bemerkt eben deshalb oft, wie ältere Männer mit gewisser Beschämung das Gefühl der Untergeordnetheit anerkennen und der neuen Ordnung der Dinge, durch welche sie selbst in den Hintergrund gestellt wurden, weniger günstig sind. Man sollte bei der Beurtheilung des Volkscharakters, oder doch des geselligen Tons der höheren Stände eines solchen Landes, nie die angeführten Umstände aus dem Auge verlieren. Unser europäischer Massstab passt nicht auf Völker, die noch im Entstehen sind, und über deren frühere Culturgeschichte wir nicht die seit Jahrhunderten durch Augenzeugen geschriebenen Materialien besitzen, die uns zu Gebote stehen, wenn wir die Entwickelung eines europäischen Volks verfolgen wollen. Ein sehr grosser Theil der gegenwärtigen Bevölkerung hatte schon ein reiferes Alter erreicht, ehe die Revolution ausbrach, und war also mit Ansichten erfüllt, die nicht immer mit gleicher Leichtigkeit der neuen Lehre wichen. Wo eine Politik, wie diejenige der Spanier in ihren Colonien es war, seit dreihundert Jahren gewaltet und eingewirkt hatte, wo durch die rücksichtslose Umwandlung aller seit dem Anfange bestandenen Verhältnisse eine ausserordentliche Menge von Privatinteressen verletzt wurde, da waren auch Parteiungen unvermeidlich. Je grösser vorher der Zwang gewesen, um so ungezügelter mussten dann die Leidenschaften ausbrechen, und je geringer die Summe der Bildung, um so grösser waren die bedauernswerthen Missgriffe.

War die dem Alten holde Partei stark, so liess sie sich nicht ohne langes Widerstreben den Sieg aus den Händen winden, und was dann offene Gewalt nicht erzwingen konnte, suchte List und Intrigue zu erreichen. Von allen diesen Kämpfen ist Santjago lange Zeit Zeuge, oft das Theater gewesen, und würde es noch manches Jahr geblieben sein, läge nicht im Volkscharakter eine Neigung zum Nachdenken und zur klaren Erkenntniss, die den übrigen Südamerikanern viel weniger zu Theil wurde, den benachbarten Peruanern aber ganz fehlt. Schon zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, war man in der Hauptstadt des revolutionairen Treibens müde, und die heftig werdenden Unterhaltungen hatten nicht sowohl das eigentliche Princip, die Unabhängigkeit des Volks von Spanien, zum Gegenstande, sondern die Massregeln, welche in das Chaos neue Ordnung bringen sollten. Deutlich genug ergab es sich, dass die praktische Erfahrung den Theorien keineswegs die Wage hielt, denn die bald darauf erschienene Constitution des Präsidenten Pinto (1828) war ein rein theoretisches Product, für das Land wenig passend, und daher dem allgemein vermutheten und im zweiten Jahre eingetretenen Umsturz ausgesetzt. Der Parteigeist, der sich schlummernd befand, oder sich allein auf unnützliche Streite in den Gesellschaften beschränkte, brach von Neuem aus; der Präsident versuchte die Parteien zu versöhnen, machte sich dieselben nothwendig beide zu Feinden, — und ein Bruch der Constitution gab die Veranlassung zu einem Kampfe, zu dem sich schon Alle lange vorher bereitet hatten. Eine doppelte Regierung bildete sich. Generale, Soldaten und Volk schlossen der einen oder der andern sich an; Feldzüge, Gefechte zu Land und See und alle Ergebnisse eines Bürgerkriegs folgten, bis 1830 die Ruhe wieder hergestellt wurde. Die Partei der Pelucones oder Estanqueros siegte, vielleicht zum Glück des Landes, denn obwohl der Hinneigung zu altspanischen Principen angeklagt, enthält sie die Masse der Gebildeten und der Reichen im Volke, und vermag ohne Zweifel weit eher das Schiff des Staats zu steuern als die demagogische, unwissende, und meistens von unnützem Militair zusammengesetzte Gegenpartei, die in allen ihren Elementen derjenigen ganz analog ist, welche in Buenos Ayres und Lima seit Jahren verderblich waltet und heillose Unordnung veranlasste. Der Klugheit und Menschlichkeit dieser siegenden Partei macht es nicht wenig Ehre, dass sie nach Erhaltung des Siegs grosse Mässigung zeigte, denn an dem

kaltblütigen Morden, wie dasjenige des Obersten Tupper, eines gebornen Engländers, hatte sie keine directe Schuld. Diese Revolution, wahrscheinlich die letzte gewaltsame, welche Chile zu erleiden haben dürfte, verursachte natürlich manches Uebel, aber auch manches Gute. Die siegende Partei fand bei ihrem Antritt, wie gewöhnlich, die Staatscassen leer, die Hülfsquellen des Landes erschöpft, und selbst die einzige unter den mehr sichern, diejenige des Handels, zerrüttet oder durch den Mangel an Zutrauen gehemmt; sie fand eine schwer zu beruhigende Aufregung der Gemüther, und zahlreiche, wenn auch geschlagene Feinde, die nur auf den günstigen Augenblick zur Hervorbringung einer neuen Umwälzung zu warten schienen. Man sah ein, dass allein eine grosse Wachsamkeit, Energie, und vor allen Dingen ein vernünftiger Staatshaushalt einer andern Katastrophe vorbeugen könne. In jedem Lande, wo Unwissenheit mit Parteigeist sich paart, um immer neue Veränderungen hervorzubringen, ist es unstreitig ein grosser Gewinn, wenn endlich unter der Mehrzahl die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer festbestehenden Ordnung allgemein wird, wäre es auch für den Preis empfindlicher Opfer. Wenn die Chilenen bis dahin wenig Antheil an den Veränderungen der Regierung genommen, und dem verächtlichen Treiben, welches sich oft nicht über den Marktplatz der Hauptstadt hinaus erstreckte, mit peruanischer Gleichgültigkeit zugesehen hatten, so zeigte es sich doch 1830 deutlich genug, dass die Zeit vorüber sei für Chile, wo ein Oberster an der Spitze eines Bataillons nach Belieben eine Revolution machte. Das Volk schien ungeneigt solche Ereignisse als Kinderspiel ansehen zu wollen, und zeigte sich sehr bereit eben so entschlossen mit bewaffneter Hand gegen demagogische Ruhestörer als gegen Diejenigen aufzutreten, denen es an Unterdrückung der allgemeinen Denkfreiheit lag. Oeffentliches Vertrauen war die Folge dieser Entdeckung, denn während die höhere Classe der Eingebornen die Ueberzeugung gewann, dass das Spielen mit Revolutionen, die von nun an überaus blutig werden mussten, sein Ende erreicht hatte, begriffen auch die Regierenden, dass ihr Heil allein in einer gerechten und ehrlichen Verwaltung bestehen könne: Ansichten, durch welche Alle gleichmässig gewannen. Nach der Wiederherstellung der Ruhe war es das erste Bestreben der Regierung einige Ordnung in das Finanzwesen zu bringen, denn man hatte diese Seele des Staates in beispielloser Verwirrung

gefunden. Geld war so wenig vorhanden als Credit; Auflagen neuer Art konnte eine von verschiedenen Seiten bedrohte Regierung nicht durch Gewalt erzwingen, und an Gewährung von neuen Anleihen war unter solchen Umständen nicht zu denken. Einschränkung und Ersparniss hiessen die Mittel, durch welche allein die nöthigen Summen herbeizuschaffen waren, und zum ersten Male seit der Revolution wurden die Einkünfte des Landes nicht nur für zureichend erkannt, sondern man entdeckte sogar, dass bei dieser besseren Bewirthschaftung sich alte Schulden abtragen und manche neue Verbesserungen machen liessen, und wenn Chile seit zwei Jahren so grosse Fortschritte gemacht, so liegt in dieser grösseren Ordnung allein der Grund.

In jedem der bis jetzt erschienenen Werke über Chile finden sich Versuche die Einnahme und Ausgabe des Staats abzuschätzen. Was von den Annahmen über die Bevölkerung oben gesagt worden, gilt eben so von allen andern auf die Statistik dieser Länder bezüglichen Dingen. Es fehlt an genügenden Materialien, denn wenn auch hin und wieder eine Administration sich Nachweisungen zu verschaffen, Ordnung einzuführen suchte, so wurde sie entweder mit Leichtigkeit von untergeordneten Behörden hintergangen, oder erhielt sich selbst zu kurze Zeit um zu einer allgemeinen Uebersicht kommen zu können. Selbst die gegenwärtige Regierung hat noch kein Budget vorzulegen gewagt, und entschuldigte sich damit, dass die Verwaltungszweige in zu grosser Unordnung seien. Was hier über diesen Gegenstand mitgetheilt wird, besonders so weit die Angaben in Zahlen ausgedrückt sind, begründet sich auf die Schätzungen des D. Diego Portales, eines in Chile als Chef der Regierungspartei sehr hochstehenden, aufgeklärten, und wahrhaft verdienstvollen Mannes. Sie sind als Privatmittheilungen anzusehen, an denen jedoch der Minister bei der einstigen öffentlichen Vorlegung nicht glaubte Vieles abändern zu müssen, da man durchaus alle sanguinische Erwartungen bei der Schätzung ausschloss, und sich allein auf Thatsachen beschränkte. — Man hat seit der Revolution von 1829 es dahin gebracht, dass die Ausgabe die Einnahme deckt, indessen war jedes Jahr ein kleines Deficit entstanden, da sich die Regierung weder zur Machung von baaren Schulden noch zur neuen Verbreitung von Papiergeld entschliessen konnte, und den Grundsatz

streng durchführte alle Einkäufe baar zu bezahlen. Unstreitig war dieses ein sicherer Weg zur Ersparniss, denn kaum dürfte es glaublich klingen welche Preise die Regierung für ihre Bedürfnisse ehedem erlegen musste, um auf Credit etwas zu erhalten. Dieses Deficit wurde durch manche kleine und unschuldige Vorkehrungen gedeckt bis 1833, wo man Ueberschuss zu haben hoffte. Zu O'Higgins Zeiten (1822) machte man in London eine Anleihe von einer Million Pfund zu 6 Proc. jährlicher Zinsen. Zum Besten der Industrie und der Schulen, denen man angeblich durch jene Summe aufzuhelfen vorhatte, ist vielleicht kein Thaler verwendet worden, denn die Land- und Seeexpeditionen unter San Martin und Cochrane verschlangen dieses Gold, und ein kleiner Rest wurde unter der darauffolgenden Administration des General Freire vergeudet. Die Interessen dieses Capitals sind bekanntlich seit so vielen Jahren rückständig, dass die englische Regierung sich schon zu sehr ernsten Vorstellungen veranlasst gesehen hat. Dagegen aber macht Chile eine Anforderung an Peru von fünf Millionen Duros, als Beitrag der Kosten im Befreiungskriege des letzteren Landes, die aber nicht anerkannt sind, und wahrscheinlich bei dem fortdauernd hoffnungslosen Zustande Perus nimmermehr bezahlt werden können. Unter allen Bürden lastet keine auf der neuen Regierung Chiles mit solcher Schwere, als jene höchst unvorsichtig geschlossene und dann so kopflos verschwendete Anleihe, die man früher oder später wird bezahlen müssen, und über welche man schon gegenwärtig sich mit den europäischen Gläubigern zu vergleichen sucht. Eine inländische Schuld wurde 1828 geschaffen. Seit der Vertreibung der Spanier zehrte eine übergrosse und unnütze Menge von Officieren der Armee als wahre Drohnen an dem Marke des Landes. Meistens ohne Erziehung, oft ohne irgend einen Broterwerb, des herumziehenden Lebens gewohnt, einer bürgerlichen Thätigkeit feind, und von dem Nationallaster des Spielens mehr angesteckt als irgend ein anderer Stand, machten diese Menschen unaufhörliche Forderungen, zu denen sie zum Theil berechtigt waren, die aber ihren Mangel an Mannszucht nicht entschuldigen konnten. Weit entfernt den militairischen Geist der römischen Prätorianer zu besitzen, übertrafen sie dieselben noch in der Neigung zu Aufständen und zum gewaltsamen Abändern der Regierungsform, Vorfällen, denen keineswegs politische, wenn

auch missverstandene Ansichten, sondern allein die Begierde des Plünderns zu Grunde lag. Der neu erhobene Häuptling der Soldatenmacht vergass nicht auf öffentliche Kosten seine siegreichen Anhänger bestens zu entschädigen, und vergass eben so wenig sich selbst bei der allgemeinen Spende. Schon der Präsident Pinto, der auch durch Militairrevolution an die Spitze gestellt wurde, sah 1828 das Gefährliche solcher Instrumente ein, und suchte, nachdem er sich ihrer bedient, sie unschädlich zu machen. Man schlug eine Verringerung des Officiercorps durch eine Ausgleichung vor, durch welche diese *(oficiales reformados)* sich jedoch so wenig befriedigt fanden, dass schon während meines Aufenthalts in der Mitte der Südarmee die Gährung zum Ausbruch zu kommen drohte. Die siegreiche Partei der Revolution von 1829 machte sich ihr Uebergewicht sogleich zu Nutzen. Sie verringerte die Armee, strich alle Generale und Officiere der Gegenpartei, schonte auch die Neutralen nicht, die sich anfangs geweigert hatten die neue Regierung anzuerkennen, und brachte es durch dieses Verfahren dahin, dass sie 1831 im Stande war nicht nur alle ihre Beamten und das noch übrige Militair am Schlusse jeden Monats in klingender Münze zu bezahlen, sondern auch allen Entlassenen den bis zu dem Tage der Streichung von der Armeeliste noch schuldigen Sold nach und nach abzutragen. Allen denjenigen Officieren, deren man nicht mehr bedurfte, die aber Ansprüche hatten, oder doch zu haben glaubten, gab man nach Rang und sogenanntem Verdienst eine gewisse Summe in neugeschaffenen Assignationen, wogegen sie sich für alle Zeit befriedigt erklären mussten. Von diesen Papieren *(papeles de reforma)* theilte man bis zum Belaufe von 600,000 Thalern aus, welche jährliche Zinsen zu 6 Proc. tragen, und fertigte auf diese Weise soviel Officiere ab, als die Summe erlaubte. Zu gleicher Zeit wurde ein Tilgungsfonds geschaffen und versprochen nach Einlösung jener Papiere andere für gleichen Zweck und zu demselben Belaufe auszugeben. Unter allen Verhältnissen hat die Regierung fortgefahren diese Zinsen regelmässig zu zahlen, so dass im December 1832 nur noch die Summe von 418,500 Duros in dergleichen Obligationen umlief. — Ausser diesen beiden consolidirten Staatsschulden giebt es noch einige, die sich aus früheren Zeiten herschreiben, theils anerkannt, theils als unzulässlich angesehen wurden, und keine Zinsen tragen. Die aner-

kannten, d. h. die Anforderungen *(Reclamos)* aus früheren Zeiten, welche der Congress für statthaft erklärte, sind seit 1830 meistens getilgt worden, eben so wie alle Soldrückstände, und ihr Total kann sich nicht über 400,000 Duros belaufen. Sie stehen im Geschäftsleben zu 25 bis 28 Proc., während die nicht anerkannten einen sehr geringen Werth haben, denn nur in den Fällen, wo sie von der ausübenden Gewalt autorisirt waren, sind sie etwa für 5 Proc. baar verkäuflich. Die Reformpapiere stehen 50 Proc., d. h. pari, denn da sie nur 6 Proc. Interessen tragen, können sie, dem Geldwerthe in Chile gemäss, keinen höheren Cours haben. Assignaten, oder irgend ein anderes für den allgemeinen Gebrauch bestimmtes Papiergeld, giebt es in Chile nicht, denn die Regierung bezahlt alle kleineren Summen baar, grössere aber in Zollhauswechseln, welche in vier Monaten zahlbar sind, und allein zwischen den bedeutenden grösseren Handelshäusern umlaufen. — Die Einnahme des Staats ist gemeiniglich zu anderthalb Millionen angenommen worden, denn sie belief sich in gewöhnlichen Jahren, z. B. von 1825 bis 1830, auf 1,736,800 Duros. In Folge der Revolutionen, der grossen Trockenheit des vorhergehenden Jahres, welche den Viehstand im Norden ruinirte, und vermöge der ausserordentlich gesunkenen Getreidepreise (1831 im Innern nur 13 Realen für die Fanega Weizen), war 1831die Staatseinnahme nur 1,509,000 Duros. Durch Ersparniss und Ordnung wurde den übeln Folgen soweit vorgebeugt, dass am Schlusse von 1832 das Einkommen schon wieder auf 1,634,633 Duros anwuchs *).

Das Ministerium schätzte die Einnahme der Republik für 1833 folgendermassen:

*) *Mensaje del presidente Pinto al congreso de* 1833.

Zollhäuser zu Santjago und Valparaiso *)	800,000	Pesos duros.
Zehnten (*Diezmos*) im Norden und den Mittelprovinzen	200,000	— —
Zehnten in der Provinz Concepcion **)	60,000	— —
Estanco (Monopol der Regierung an Wein, Tabak, Spielkarten u. s. w.)	350,000	— —
Stempelpapier	25,000	— —
Gewerbscheine (*Patentes*) ***)	20,000	— —
Catastro und Alcabala im ganzen Lande	100,000	— —
Zollhäuser von Coquimbo, Huasco, Copiapó	100,000	— —
Zollhaus von Concepcion	20,000	— —
Zollhäuser von Valdivia und Chiloë	10,000	— —
Totaleinnahme:	1,685,000	Pesos duros.

*) Brutto-Einnahme der Zollhäuser von

	Santjago.	Valparaiso.
1828	—	365,380 Pesos duros.
1829	412,088 Pesos duros.	547,254 — —
1830	378,801 — —	466,941 — —
1831	329,346 — —	369,838 — —
1832	370,054 — —	470,947 — —

**) Zehnten von Weizen in der Provinz Concepcion 1827.

Partidos	Fanegas.	Partidos.	Fanegas.
Quinluë	4,000	Conuco	1,500
Cauquenes	5,000	Florida	2,500
Linares	5,000	Pemuco	1,500
Parral	3,000	Rere	1,800
San Carlos	3,000	Gualqui	1,200
Chillan	3,000	Yumbel	500
Quiriguë	3,000	Tucapel	500
Ninguë	2,000		
			37,500

Diese Schätzung der Zehnten, welche ich einem Herrn Palma in Concepcion, und Herrn Mathieux, einem Franzosen, verdanke, welche geraume Zeit Pächter jener Einkünfte waren, beweist, wie gross selbst in dem damaligen höchst traurigen Zustande der Südprovinzen der Ertrag gewesen sei. Der Aufenthalt unter den Landleuten jener Provinzen lehrte mich später eine Menge Unterschleife kennen, durch welche sie eine so drückende Abgabe umgehen, und machte es sehr glaublich, dass der Gesammtertrag der Provinz nicht nur sich um 25,000 Fanegas höher belaufe, was selbst die Pächter annehmen, sondern vielleicht 420,000 Fanegas statt der versteuerten 375,000 betrage. Nimmt man den Mittelpreis des Weizens zu 18 Silberrealen an, so wäre schon 1827 der wahre Werth der wirklich erhobenen Zehnten 84,375 Duros gewesen. Da sich seitdem der Ackerbau des Südens ganz ungemein gehoben hat, so lässt es sich wohl ermessen, wieviel gegenwärtig die Regierung vermöge des verkehrten Systems der Eintreibung an jenen Einkünften verliere.

***) Der grössere Theil dieser Summe wird durch die Erlaubnissscheine gedeckt, welche auch der ärmste Besitzer einer Pulperia, d. h. eines oft sehr schmuzigen Winkels, in welchem Wein und Branntwein im Einzelnen verkauft wird, zu lösen hat. Da diese Scheine auch von den sehr Vielen, welche Victualienläden (*Esquinas*) halten, oder allerlei kurze Waaren verkaufen (*Tienderos*), nachgesucht und alljährlich erneuert werden müssen, und ihr Betrag von drei bis achtzig spanischen Thalern sein kann, so wird es wahrscheinlich, dass das obengegebene Total zu gering sei. Eine officielle, jedoch sichtbar sehr unzuverlässige Mittheilung über die Staatseinnahme von

Es ergiebt sich aus dieser Mittheilung, dass bei weitem der grössere Theil der Staatsrevenuen aus den Zöllen des Handels gezogen werden muss, indem die directen Abgaben, d. h. Diezmos, Catastro und Alcabala (welche letztere obgleich indirect dennoch allein auf den Haciendas lastet), nur 360,000 Duros betragen. Der reine Ertrag der Zehnten, welchen sonst die Priester genossen, den aber jetzt die Regierung bezieht, war mehrere Jahre hindurch unbedeutend.

1821 —	134,698	Pesos duros	1827 —	207,402	Pesos duros.
1824 —	215,835	— —	1828 —	196,842	— —
1825 —	179,700	— —	1829 —	200,069	— —
1826 —	243,133	— —			

Die Brutto-Einnahme dieser Zehnten rechnet man auf dreimal mehr, denn von dem, was das Land unter jenem Namen zahlt, fliesst nur ein kleiner Theil in die Staatscassen. Zwei Drittheile gehen durch die Erhebungskosten verloren, da man diese Revenue nach Districten an Generalpächter überlässt, die wieder ihre Unterpächter anstellen. Könnte man diese Abgabe in eine Grundsteuer umschaffen, so würde der Staat und der Abgaben Zahlende ebenmässig gewinnen, denn das Heer der Zehntenpächter wirkt gleich nachtheilig auf den Wohlstand und die Moralität des Volks ein.

Die Ausgaben der Republik wurden für das Jahr 1833 von demselben Minister auf 1,400,000 — 1,600,000 Duros geschätzt. Den grösseren Theil der Einkünfte des Landes verschlingt die Armee, denn das Kriegsministerium empfängt jedenfalls die eine Hälfte derselben. Die Civilverwaltung ist an sich nicht theuer, und könnte noch weit wohlfeiler sein, verringerte man die Zahl der unnöthigen Beamten. Die Besoldungen sind im Verhältnisse zu dem Lande nicht hoch *). Sie sind jährlich:

Chile (*Aurora de Chile*, Zeitung vom 11. Aug. 1827), welche aber gläubig in England nachgedruckt wurde (*London Courier* 20. Dcbr. 1827) und seitdem auch in mehreren deutschen Büchern Aufnahme fand, schätzt in diesem Falle mit Richtigkeit den Ertrag der Gewerbscheine weit höher.

*) Die Regierung wünschte den Gehalt der Minister auf 6000 Duros zu erhöhen, ein Ansuchen, welches vom Congress mit der officiellen Phrase „*que no hay lugar*“ als unstatthaft verworfen wurde. Die Intendentes sind nicht alle gleich besoldet, und bemerkenswerth ist es, dass der Juez de letras von Valparaiso der einzige Richter für eine Bevölkerung von vielleicht 20,000 Menschen ist.

Der Präsident der Republik	21,000	Pesos duros.
Jeder der drei Minister	4,000	— —
Der Gouverneur von Valparaiso	6,000	— —
Der Intendente einer Provinz	4,000	— —
Die Richter der Appellationstribunale im Durchschnitte (einige weniger)	3,000	— —
Juez de letras in Valparaiso	1,200	— —
Juez de Commercio in Valparaiso	1,200	— —

Als ausserordentliche und in einen so jungen Lande etwas auffallende Ausgabe ist wohl die Summe (seit 1831) von jährlichen 6,000 Thalern anzusehen, die dem Präsidenten „zu geheimen Staatsausgaben" gezahlt werden, und fast an die Einführung einer geheimen Polizei und ähnlicher, vielleicht nöthig gewordner Anhängsel europäischer Reiche denken machen. Der Präsident mag sie mit der Zustimmung von zweien der Minister verwenden wie er will, ohne dem Congress Rechenschaft schuldig zu sein. — Hat sich auch seit den letzten Staatsveränderungen durch Reduction der Armee die Summe, welche sie früher erforderte, sehr vermindert, so bleibt die Erhaltung des Militairs immer noch eine drückende Ausgabe. Das Heer würde für ein Land von Chiles Umfang, Bevölkerung und Sicherheit gegen europäische Angriffe viel zu gross zu nennen sein, erhöbe nicht die Nähe der ewig unruhigen aber gewiss nicht länger unbesiegbaren Indier es zu einem nothwendigen Uebel. Es bestand 1828 aus 4800 Mann aller Waffengattungen, 1832 nur aus höchstens 3,200 Mann, mit Inbegriff der Zöglinge der eben errichteten Cadettenschule von Santjago*). Diese Armee steht unter dem Befehle von acht Generalen und Obersten des Generalstabs *(coroneles graduados)*, mit Rang und Sold eines Generals so lange sie in activem Dienste sind. Sie sind gegenwärtig fast alle

*) Südarmee. (Hauptquartier Chillan)	1,500	Mann.
Garnison von Chiloë und Valdivia	500	—
Garnison von Santjago, Cordillerenpass von Santa Rosa und Portillo, Artilleriepark und Cadettenschule	600	—
Garnison der Nordprovinzen, von Valparaiso	120	—
Garnison von Juan Fernandez	80	—
Halbinvaliden (*Veteranos*)	400	—

beschäftigt *) allein gleich allen andern Officieren, welche die Regierung gelegentlich im administrativen Fache anstellt, können sie nur einen, nie aber doppelten, Sold für zwei Aemter ziehen, und mögen dann wählen zwischen dem ihres Ranges oder dem ihrer temporären Anstellung. Generale beziehen nur ihren vollen Sold wenn sie eine Division commandiren, sonst aber denjenigen eines Obersten, und in demselben Verhältnisse alle andere Officiere **). Die Kriegsmarine Chiles bestand 1827 noch aus fünf Fahrzeugen, allein sie ist gegenwärtig auf die Brig Achilles von 22 Kanonen und auf eine Schoonerbrig von vier Caronaden zusammengeschmolzen. Dieses geringe Seewesen kostet dem Staate monatlich 8 — 10,000 Thaler. Man ist neuerdings wieder zu der Ueberzeugung gekommen, dass ein Küstenstaat wie Chile nicht ohne Seemacht sein dürfe, und hat vor aus den ersten sich ergebenden Ersparnissen einige Schiffe anzuschaffen. Milizen hat es zwar in Chile von jeher gegeben, und in manchem alten Buche ist die Rede von ihrer sehr bedeutenden Zahl, indessen war ihre Mannszucht und ihre militairische Uebung überall eine so geringe, dass man ihnen kaum irgend ein kriegerisches Geschäft zumuthen durfte ***). Nur an den Gränzen der Südprovinzen hatte die Nothwendig-

*) 1 Präsident. 2 Intendentes. 1 Militairgouverneur des Nordens (*Commandante de armas del norte*), 1 Militairgouverneur des Südens. 1 Viceadmiral (nicht angestellt). 1 des Landes verwiesen. 1 Chef der activen Armee des Süden.

**) Monatliche Besoldung der Armee Chiles 1833.

	Infanterie.	Cavalerie.	Artillerie.	Geniecorps.
General	226 Pesos duros.	—	—	—
Oberst	190 — —	210 Pesos duros.	226 Pesos duros.	210 Pesos duros.
Oberstlieutenant	120 — —	150 — —	140 — —	150 — —
Major	80 — —	108 — —	108 — —	108 — —
Capitain	48 — —	76 — —	66 — —	76 — —
Erster Adjutant	42 — —	52 — —	52 — —	52 — —
Lieutenant	35 — —	38 — —	44 — —	38 — —
Unterlieutenant	24 — —	33 — —	33 — —	33 — —
Soldat (wenn die Rationen baar bezahlt werden)	8 — —	10 — —	10 — —	—

***) Seit der Revolution v. 1829 hat es Regierung und Volk für unumgänglich nothwendig erkannt dem demoralisirten Militair ein Gegengewicht zu geben. Dazu war die nach alter Art organisirte Miliz nicht tüchtig, und man schritt daher zur Formirung einer neuen. Santjago allein besitzt vier Bataillons, welche gut gekleidet, bewaffnet und geübt sein sollen. Ein jedes ist gegen 400 Mann stark, hat seine Musik, Cadres und Officiercorps aus dem Bürgerstande, denn nur die Chefs dürfen Militairs sein. Diese Miliz scheint zwar der Stolz von Santjago zu sein, indessen, ob

keit auch aus dem Bauer einen halben Soldaten gemacht, der sich sehr gut schlug so lange der Kampf auf die ihm besser geläufige Indierweise geführt wurde, aber dem Flintenfeuer augenblicklich auswich.

Obgleich Santjago die Hauptstadt der Republik ist, und zweifelsohne als der Ort angesehen werden darf, wo sich die Bildung und vielleicht auch die Talente des Landes allein in grösserer Menge versammeln, so würde doch ein Fremder, den ein streng wissenschaftlicher Zweck in das Land führte, und dessen Richtung überhaupt eine ernstere ist, sich schwerlich lange in seinen Mauern gefallen können. So angenehm der Ton des geselligen Umgangs in solchen Städten auch sein mag, so fehlt es ihm doch gegenwärtig noch sehr an Tiefe, und man zieht sich bald unbefriedigt zurück. Weit entfernt zwar von der Flachheit und Frivolität des Limeño, entbehrt der Bewohner Santjagos in den meisten Fällen ein mehr gediegenes Wissen, oder was wichtiger ist, einen warmen und ausdauernden Antheil an demselben. Häufiger als in der Hauptstadt begegnet man in den Provinzialstädten, namentlich denen des Südens, einzelnen Männern, aus deren Unterhaltung man Nutzen zieht, und die wiederum selbst sich fremde Kenntnisse anzueignen suchen. Das politische Treiben, der Kampf der Parteien, der damals, wenn auch verdeckt, darum nicht gering war, und der etwas vergnügungssüchtige Geist aller Stände, sind dem tiefen Studium entgegen. Wenn auch Santjago eine Bibliothek besitzt, so wird man sich in ihr eben so wenig Trostes erholen als in denjenigen Limas. Die Voraussetzung dass die alten Bücher, deren dichter Staub von Nichtbenutzung zeugt, manches Interessante in Beziehung auf die geschichtliche Vorzeit dieser Länder darbieten würden, findet sich sehr wenig erfüllt. Polemik der früheren Jahrhunderte, mönchische Literatur und ascetische Abhandlungen machen den grössern Theil des älteren

sie bei dargebotener Gelegenheit der Schutz oder die Plage des Landes sein werde, muss die Erfahrung lehren. Dieselbe Einrichtung findet nun in allen grösseren Orten statt, denn diese Municipalgarde versieht abwechselnd mit dem Linienmilitair den Dienst, und erhält dann Sold. In der Regel ist kein Militair in Santjago, ausser einer kleinen Abtheilung von Cavalerie, die zu Ehrengarden und Ordonnanzen bestimmt ist. Auch Valparaiso hat zwei Bataillons errichten müssen, jedoch zur grossen Unzufriedenheit des Volks, welches da weit mehr dem Geschäftsleben als dem Soldatenwesen geneigt ist.

Theils der Sammlung aus und nur die gewöhnlichen spanischen Geschichtschreiber über Amerika finden sich vor, keineswegs aber die alten Chroniken oder Handschriften, die man vielleicht erwartet hatte. Wer nach Südamerika ginge in der Hoffnung unbekannte und reichhaltige Materialien zur Geschichte jener Länder zu entdecken, würde sich sehr täuschen. Die Archive Spaniens, besonders wohl Sevillas, sind die einzigen Fundorte. Sieht man auch ein und das andere Manuscript, dessen pomphafter Titel nicht selten sehr viel verspricht, so lehrt Untersuchung doch nichts in ihm kennen als wortreiche Schilderungen höchst uninteressanter und kleinlicher Begebenheiten, die Dem, der die politische Geschichte dieser Colonien zu studiren wünscht, oder sich über ihre moralische Entwickelung zu belehren sucht, nicht genügen können. Auf manches alte Heft wird ein unverdienter Werth gelegt, und mancher Irrthum entsteht und erhält sich auf diese Weise. Oft sind die Geschichten der früheren Zeit in Versen aufgezeichnet worden, — schwülstige Schilderungen eines Räuberkriegs, wo aus den Raufereien einer Handvoll von Spaniern mit einem Haufen roher Wilden, denen man eine ganz fremdartige Civilisation zuschrieb, Begebenheiten gemacht werden, die selbst Ercilla in poetischer Freiheit mit einer Schlacht von S. Quentin in Parallele zu stellen versuchte. Wenn dieser Dichter der Homer Chiles ist, so hat er auch seine Homeriden in grosser Menge hervorgebracht. So rein local ist das Interesse seines Epos, dass selbst die Freunde der spanischen Literatur in Europa es nur wenig kennen; seine Nachahmer vermag man auch in Chile nicht ohne Ungeduld zu durchblättern. Die Geschichte Südamerikas ist mit Ausnahme einer und der andern kurzen Episode nur in der Periode der ersten Eroberung, und in dem Beginn derjenigen Revolutionen merkwürdig, denen die Eingebornen jetzt ihre Unabhängigkeit verdanken. Alles übrige ist so langweilig oder einförmig wie die Begebenheiten, welche die Chronik einer europäischen Landstadt erzählt. Was nach Vertreibung der Spanier sich begeben, sei es in Peru, Chile, Colombien, oder Buenos Ayres, ist eine endlose Wiederholung von Reibungen, von kleinlichen Vortheilen der einen Faction über die andere, von Tumulten ohne Grund, mit einem Worte ein Gewirr von unwichtigen Ereignissen, in die man selbst als Zeitgenosse umsonst eine chronologische Ordnung zu bringen strebt, und die der künftige Geschichtsschreiber allein

mit dem Namen einer vieljährigen, glücklicherweise nicht sehr blutigen, Anarchie bezeichnen wird, aus der nun endlich einzelne Völker hervortauchen. Was die Hauptstadt sonst noch darbietet, sei es in Bezug auf ihre geringfügigen Sammlungen, sei es in Hinsicht der öffentlichen Institute, erscheint Alles neu; denn es ist die Folge der Revolution gewesen, dass dieses um zweihundert Jahre zurückgebliebene Volk sich nicht gradweise der Civilisation Europas wieder anschliessen konnte, die einen zu weiten Vorsprung gewonnen, sondern dass der gewagte Schritt geschehen musste alles Bestandene auf einmal zu stürzen und das Neue unvorbereitet hinzustellen. In Chile begünstigte der Volkscharakter diesen Schritt, oder benahm ihm viel von seiner Gefährlichkeit, in Peru entstanden aus ihm nur traurige Folgen. Der Rausch der Revolutionen ist in dem ersteren Lande verflogen. So wie man in der Staatseinrichtung nun auf das Gründliche und Festbestehende hinarbeitet, so wird derselbe Geist sich auch über alle wissenschaftliche Anstalten verbreiten. Das leichte Flittergold des flacheren Theils der neuen französischen Literatur wird in den Bibliotheken eben so den gediegneren Werken weichen, wie in dem System der öffentlichen Erziehung die glänzende Oberflächlichkeit des encyklopädischen Wissens, auf welches man Werth legte, dem tieferen Studium, als dem Erfordernisse des jungen Staates, Platz macht. — Santjago bietet manche Bauwerke, welche wohl auf der Westseite des Cap Horn Aufmerksamkeit erregen dürfen, aber doch schwerlich von solcher Wichtigkeit sind, dass neue Schilderungen von ihnen an diesem Orte Entschuldigung verdienten. Eins derselben, weniger durch Schönheit als durch seinen grossen Nutzen ausgezeichnet, der Tajamar und Malecon, ein Steindamm und ein Abzugsgraben, um den oft sehr anschwellenden Mapocho unschädlich zu machen, hatten im vorhergegangenen Winter, wo auch Valparaiso in grosse Gefahr gerieth, zwar die Hauptstadt gerettet, allein sie waren so zerstört, dass ihre Wiederherstellung für jede Quadra der Länge (150 spanische Varas, oder 428 englische Fuss) 1,300 Duros erforderte.

Nach wenigen Tagen verliess ich bereits wieder die Hauptstadt, denn unendlich mehr als Alles, was sie bieten konnte, lockten die nicht sehr entfernten Anden. Die Hoffnung in ihnen einem zweiten Frühling zu begegnen wurde jedoch als vereitelt erkannt, denn es war die Meinung

aller Befragten, dass die Jahreszeit zu weit vorgerückt sei, als dass an den steinigen und unbewässerten Bergseiten noch viel Neues blühen könne. Um so eiliger war daher der Abzug, und der Wunsch, die Bäder von Colina vorher zu besuchen, musste der Nothwendigkeit einer schnelleren Ankunft in den Gebirgen weichen. Höchst uninteressant ist die Gegend von Santjago bis nahe an die Stadt Santa Rosa. Niedrige Berge ziehen sich zur rechten Seite fort; sie sind an sich unmalerisch, aber immer noch so hoch, dass sie die Ansicht der Anden verhindern. Staub und Wassermangel quälen während der zwei Tagereisen, und grüne Bäume unterbrechen nur selten das Einerlei der Fruchtfelder, von denen die weit grössere Menge brachliegend erscheint, der langen Zäune, die der Bauer aus aufgethürmten Acacienästen verfertigt, und der ärmlichen Hütten, die hin und wieder am Wege stehen. In unglaublichen Mengen wächst der oft genannte Caven auf den dürren und steinigen Flächen, und man begrüsst mit einer halben Dankbarkeit die verstreuten Gruppen der chilenischen Algarroba, die stets den unfruchtbarsten Boden zu ihrer Wohnung aussucht und seinen traurigen Anblick durch ihre freundlich grünen Aeste verbirgt. Der scharlachrothe Eccremocarpus schlingt sich gemeinschaftlich mit mehreren Loasen über die Zäune, und ist fast das einzige Neue aus dem Bereich der Botanik, was dem Reisenden auffällt. Obwohl dem Fusse der Anden parallel nach Norden reisend, steigt man doch unvermerkt höher, bis man die Cuesta de Chacabuco, einen rechtwinkligen Ausläufer der Anden, erreicht. Obwohl schon von bedeutender Höhe *) entspricht die Vegetation nicht der Erwartung und lohnt nicht das mühsame Ersteigen. Die Aussichten vom Gipfel sind aber um so herrlicher, und gleichen jener in vielen Beziehungen, die alle Fremde auf der Cuesta del Prado überrascht. Je dürrer die nächsten Umgebungen sind, um so lockender und freundlicher erscheint nach Norden das fast dreieckige Thal von Santa Rosa, welches hoch cultivirt und grünend die Nähe eines befruchtenden Stromes verkündet. Nach Süden überblickt man bis in die neblige Ferne

*) 2656′ engl. nach eigner Messung mit einem Barometer von Fortin, der bald darauf verloren ging. Die Höhe wurde an Ort und Stelle nach den Oltmann'schen Tafeln calculirt, welche, obwohl mit mehreren bedeutenden Druckfehlern, in den früheren Jahrgängen des Annuaire du bureau des longitudes sich finden, die ich bei mir hatte. Miers giebt der Schneide der Cuesta 2896′.

das ebenere Land von Santjago, allein ohne den Schmuck einer gleich kräftigen Vegetation, die zwar nicht ganz fehlt, aber unter der grossen Ausdehnung des unfruchtbaren Landes verschwindet. Wenige Stunden bringen auch den langsamer Reisenden von hier nach Villa nueva oder Santa Rosa de los Andes, einer kleinen aber wohlhabenden und überaus malerisch gelegenen Landstadt. Eine stundenlange Reihe von Landgütern schliesst den Weg zu beiden Seiten ein, und wird von den Chilenen der Provinz, welche auf sie stolz sind, mit dem Namen der *Calle larga*, der langen Gasse, belegt. Als Hauptgegenstand der Cultur erscheint da die Alfalfa, der Luzernerklee, indem in allen solchen Besitzungen eines geringeren Umfanges *(chacaras)* es die Haupteinnahme des Eigners ist fremde Thiere auf die Weide oder Mästung zu nehmen. In dem Städtchen selbst verschaffte eine mündliche Empfehlung eine äusserst freundliche Aufnahme. Man räumt dem Fremden einen Corridor, bisweilen wohl in grösseren Häusern ein Zimmer ein, und quält ihn so wenig mit übergrosser Aufmerksamkeit, obwohl man nie die Höflichkeit gegen ihn vergisst, dass er es sich nur allein zuzuschreiben hat, wenn sein Aufenthalt ihm unangenehm wird. Nach zwei Tagen schon waren meine Maulthiere wieder im Stande die Reise fortzusetzen, denn die von dem kurzen Wege aufgeriebenen waren hier gegen bessere, nicht ohne Zusatz einer runden Geldsumme, umgetauscht und so zum erstenmale eine etwas unangenehme Erfahrung gemacht worden, über das Missliche solches Handels und Besitzes für Fremde. Kaum tritt man aus Santa Rosa und seinen Weingärten heraus, wo reichliche Bewässerung eine üppige Vegetation hervorbringt, so naht man sich auch der anfangs sehr breiten Mündung des Thals, welches bald darauf sich verengt, dann zur Schlucht wird, und als solche die Schneide der Anden erreicht. In seiner Mitte strömt der Fluss herab, der hier weit wilder auftritt als da, wo er sich zwischen den Dünenhügeln von Concon in das Meer ergiesst. Hier führt der Pfad hinauf, der zwar unbequem genug, dennoch aus vielen Gründen unter den drei gebräuchlicheren Andenpässen der besuchteste ist. Sobald man sich dem Fusse der Berge naht, hört das Freundliche, was in dem landschaftlichen Bilde von Santa Rosa erfreute, auf, und es scheint als solle man schon bei dem ersten Eintritt in die Vorhallen der riesigen Natur der chilenischen Anden andeutende Winke über dasjenige erhalten, was man gar

bald als die Charakteristik des Landes erkennen wird. Ueberall hin liegen Felsbrocken eines grossen Umfangs zerstreut, denn wenn sich die Gebirgsarten in den Anden unter dem atmosphärischen Einflusse chemisch weniger leicht zersetzen als diejenigen der Küste, so erliegen sie um so schneller den Ursachen, welche ihren mechanischen Zusammenhang aufheben. Die Regen waschen die Schichten der Erde zwischen den einzelnen Lagen des Gesteins weg, und wenn einmal an der Spitze eine Masse zu rollen oder zu gleiten beginnt, dann fährt nach und nach die ganze Bergseite mit hinab, und so entstehen die gefährlichen Abhänge von losen Steinen überschüttet, von denen die Anden voll sind. Vereinzelte Reihen von einheimischen Bäumen, unter denen vorzugsweise der nützliche Seifenbaum, der Quillay, und die nahe verwandte Kageneckia genannt zu werden verdienen, umgeben den Fuss der Felsenberge wie grünende Gürtel. Zwischen ihnen ist der Boden ziemlich unfruchtbar, denn er besteht bis in bedeutende Tiefen aus einem groben Grand, der an seiner Oberfläche nur wenig interessantere Pflanzen ernährt, unter denen am ersten noch die schwarzrothe Calceolaria und einige Oxaliden auffallen. Verlässt man aufwärts steigend diesen schmalen Streifen einer mehr baumartigen Vegetation, so geräth man zwischen die gewöhnlichen Bewohner solcher Ländereien, die dornigen Colletien, Trevoa und Ceanothus, und bemerkt wie sich gewisse Pflanzenformen vorzugsweise auf dem schlechtesten Boden entwickeln, und es gleichsam zu scheuen scheinen das fruchtbarere Land andern und mehr nützlichen Gewächsen zu entziehen. Es giebt Gewächse, gegen die man auf Reisen wahrhaft feindlich zu fühlen lernen kann. Jedes wärmere Land nährt eine oder die andere solcher Gruppen, in denen entweder der Botaniker die sichern Zeichen einer ihm unwillkommenen Unfruchtbarkeit des Bodens erkennt, oder Feinde fürchtet, die sich seinen Wanderungen entgegensetzen, während sie selbst alle anderen Gewächse verdrängen. Zu diesen darf man in Chile die unaufhörlich wiederholten Formen der Cereus oder baumartigen Fackeldisteln *(Quisco, Giganton)* rechnen, die sich als 15—20 Fuss hohe Säulen überall dem Blick aufdrängen. In zahlreichen Gesellschaften stehen sie trauernd und starr umher, und suchen gleichsam in den höhern Schichten der Atmosphäre die Nahrung, welche ihnen die lose, glühendheisse Anhäufung von zer-

kleinerten Steinen nicht bieten kann. Grau von Farbe und bekanntlich blattlos bieten sie zu allen Jahreszeiten denselben einförmigen Anblick, und mahnen unangenehm an Durst und Hitze, denn wo sie wachsen sucht man umsonst nach einer erfrischenden Quelle. Wenn aber die Regenzeit sich ihrem Ende nähert, schmücken auch sie sich mit einem festlichen Kleide. Fusslange, schneeweisse Blumen von sehr eleganter Form entwickeln sich dann auf diesen stachligen Säulen in grosser Menge. Während der Nacht verbreiten sie einen nicht unangenehmen Geruch, allein ehe noch die Sonne die erste Hälfte ihrer Bahn durchlaufen hat, sinkt die zarte Blume zusammen, um sich nie wieder zu öffnen. Kaum nennenswerth sind die Pflanzen, die sich in solchen Cereusfeldern *(Quiscales)* ansiedeln, und an ihnen ist der Ausdruck der Kränklichkeit und Vertrocknung unverkennbar. Indessen wie hinderlich diese wunderbaren Gewächse auch dem Pflanzensammler sein mögen, und wie einförmig durch sie auch das landschaftliche Bild gemacht werde, so fehlt es ihnen dennoch keineswegs an Nutzbarkeit. Einmal sind sie auch auf dem unfruchtbarsten Boden die ersten Ansiedler, und ihr gradweises Vergehen erzeugt zwischen den Spalten der Felsen bald einige Pflanzenerde, auf der dann die zarteren Gewächse sich anzusiedeln vermögen. Die fusslangen, überaus harten Stacheln dienen noch heute in den abgelegensten Gegenden den Landweibern statt der Stricknadeln, und die eingetrockneten Stämme, obwohl scheinbar von viel zu faseriger Textur, liefern ein vortreffliches Brennmaterial, dessen man sich überall in dem holzarmen Norden des Landes, ganz besonders aber in der Umgegend von Copiapó zum Schmelzen des Kupfers bedient. Keineswegs ist aber der Quisco der einzige Repräsentant der zahlreichen Gattung der Cactusgewächse. Jedes Tausend Fuss höher in die Anden hinauf bietet andere Formen von ihnen, von denen kaum drei oder vier bis jetzt ihren Weg in die europäischen Gärten fanden. Bald sind es kleine kaum zollhohe Cylinder, die, in eine dichte Heerde versammelt, nach allen Seiten mit Stacheln drohen und verrätherisch vom kurzen Grase bedeckt werden. Andere Arten, die sogenannten Melonencacten, treten als grosse Kugeln auf, die blos in ihren äussern Umrissen mit den Zwergen unserer Gewächshäuser etwas Aehnliches haben. Sie reichen dem Vorübergehenden wohl bis an die Hüften, erscheinen bald

mit orangenfarbnen Blüthen geschmückt, bald auf ihrer aschgrauen Oberfläche mit langen silberweissen Stacheln bewehrt, und von einer Brut ihrer jungen Nachkommenschaft umgeben.

Einige Stunden oberhalb Santa Rosa verengt sich das Thal, und bald ist man genöthigt den wild rauschenden Fluss auf einer schmalen und schwankenden Brücke zu kreuzen. Sie ist unter dem Namen der Puente de las Vizcachas den Reisenden bekannt, die sie mit grossem Vergnügen begrüssen, indem sie eine von den sehr wenigen Vorkehrungen ist, mit denen man jenem Wege etwas von seiner Gefährlichkeit zu nehmen versuchte. Nur zwei Brücken befanden sich damals auf der westlichen Seite des Gebirgs, trotz dem dass der Weg gegen funfzehn leicht anschwellende Bäche kreuzt, und Tausende von Maulthieren, die oft sehr werthvolle Ladungen tragen, auf ihm auf- und absteigen. Einige Hütten liegen in dieser etwas fruchtbareren Gegend des Thals in einen kleinen Weiler versammelt, freundlich umgeben von Obstbäumen, die doppelt stark von dem kahlen Felsen hinter ihnen abstechen. Sehr hoch erheben sich schon die Berge, und durch die Windungen der Schlucht gewahrt man die schneebedeckten Joche der höchsten Kette. Die Felsen, grossentheils Porphyr, zeigen eine auffallend bunte Färbung, und besonders fällt das reine Blutroth mancher hohen Spitze auf. Die Thalschlucht ist eng, und gestattet nur an wenig Orten einen dürftigen Anbau, denn die unbedeutenden Flächen an den Seiten des Stroms sind das Product der Anwaschung, entweder zu steinig, oder zu sehr der Gefahr der erneueten Fortreissung ausgesetzt, als dass die dünn verstreuten Bewohner des Thals aus ihnen Nutzen zu ziehen versuchen sollten. Ehedem, scheint es, standen nur an der Mündung des letzteren einige Hütten; gegenwärtig begegnet man mehreren bis an den Rio colorado, dessen Entfernung von Santa Rosa sechs Leguas beträgt, und höher hinauf liegen bis in die Gegend des Gränzpostens noch einige Hütten sehr armer Menschen, die dort einige Kühe weiden, einen kleinen Vorrath von Feldfrüchten erbauen und im Winter in das Thal hinabziehen. Alle Versuche ein Unterkommen in irgend einer dieser Wohnungen zu finden misslangen, wie bescheiden auch die Forderungen meinerseits waren. Etwa eine Viertelstunde unterhalb der Einmündung des Rio colorado stand neben einer sehr geringen

Bauernhütte ein niedriges Schutzdach ohne Wände, zur Aufbewahrung des wenigen Vorrathes und einiger Ackergeräthe bestimmt. Mit mehr Aufmerksamkeit als in Europa der Aussenseite eines Hôtels gezollt worden wäre, hatte ich schon vorher diese Behausung beobachtet, und zu ihr zurück ging der Zug, als nach zweitägigem Suchen sich nirgends, auch selbst in dem Militairposten der Guardia nicht, ein Obdach entdecken liess. Geringe Entschädigung veranlasste den Eigner zur Abtretung und zum Beistande beim Ausbau, und mittelst Lehm, Kuhfellen und allerlei Flechtwerk stellten wir gar bald etwas Bewohnbares her, und veränderten den leichten Bau in ein Haus, was in solchen Umständen immer einem Palaste gleichgeachtet werden konnte. Kaum war dieses nothwendige Geschäft beendet, so begannen auch von Neuem die Excursionen, welche durch die Abreise von Concon unterbrochen worden waren. Vielfach beschwerlicher als im niedrigeren Lande, theilweise sogar mit sehr grossen Gefahren verknüpft, waren sie weit entfernt davon gleich grosse Ausbeute zu geben. Die wenigen Pflanzen mussten mit unverhältnissmässiger Mühe errungen werden, denn es herrscht nicht die Mannichfaltigkeit und das Durcheinanderwachsen derselben wie in den Alpen Europas. Um etwas Neues zu erbeuten ist das Ersteigen von einer zwei- bis dreitausend Fuss höheren Schichtung nothwendig, und da in dieser fast unbewohnten Gegend nirgends Seitenwege sich eröffnen, und die Bergwände von halb unersteiglicher Steilheit sind, so bleibt nichts übrig als dem engen und sehr unebenen Thale auf- oder abwärts zu folgen. Thäler parallel der höchsten Andenkette, also rechtwinklig auf das Thal des Aconcaguaflusses stossend, finden sich selten, da die Steilheit des westlichen Abfalls der Cordillera meistens zu gross ist, um ihre Bildung zu erlauben. Verlässt man das Thal, um an dem einschliessenden Gebirgszuge hinauf zu klettern, so geräth man bald auf so unsichere Steingerölle, dass man den Versuch aufgiebt, den noch ausserdem die geringe Zahl der gefundenen Pflanzen und ihre Vertrocknung überflüssig macht. Was die nächsten Umgebungen der Hütte darboten wiederholte sich mit wenigen Abänderungen bis hoch hinauf; nur erst in der Nähe der Schneeregion ergab sich manches Neue. An dem tobenden Bergstrome, der oft den Boden des Thals so völlig einnimmt, dass der Saumpfad die bequemere Tiefe verlassen muss, um sich hoch oben an den steilsten und gefährlichsten Wänden dahinzuwinden,

wachsen nur die überall sich wiederholenden Weiden, die Buddleja, der Quillay und ein paar Myrten. Nichts von Wichtigkeit entdeckt man zwischen den Anhäufungen von grossen runden Steinen derselben Orte, und nur die mürben Felswände bieten einige interessantere Gewächse, Mutisien mit sehr verschiedenartigen Blumen, die gelben Sterne der Diplopappus und die vielerlei Calceolarien in Strauchform. Höhere Bäume fehlen, und selbst die minder hohen unter denselben stehen sehr selten umher, nicht weil das Klima zu kalt, sondern weil der Boden zu unfruchtbar ist. Kahles Gestein oder eine kränklich aussehende Vegetation war Alles, was um die Hütte bemerklich war, die zwar in einer kleinen Erweiterung der Schlucht gelegen, dennoch keinen erfreuenden Blick auf die entfernten Gebirgszüge gestattete, und also die Eigenthümlichkeit der Anden im Allgemeinen besass, in deren Innern dem Reisenden so wenige Möglichkeit eines freien Umblicks gestattet ist, dass er im hohen Sommer sie kreuzen mag, ohne einen jener riesigen mit ewigem Schnee beladenen Dome erblickt zu haben, die er in der Entfernung bewunderte, und in deren grosser Nähe der beschränkte Saumthierweg dahinläuft. Aus solchen Gründen war jene Alpenwohnung keineswegs eine besonders angenehme, denn selbst an einem ebenen wenn auch noch so kleinen Platze fehlte es, um nach angestrengter Arbeit noch bei einem kurzen Spaziergang den herabsinkenden Abend zu geniessen. Der ziemlich viel besuchte Weg nach Mendoza lief hart an der Hütte vorüber, und erforderte manche unangenehme Vorsicht, denn in diesen unbewohnteren Gegenden erlauben sich vorüberziehende Reisende manchmal Eingriffe, die ihnen anderwärts weder einfallen noch ungerochen hingehen würden. Es war daher nothwendig, dass der Diener wachend bei der kleinen Habe zurückblieb, während ich selbst unbegleitet bis in ziemliche Entfernungen die Anden durchstreifte. Die Maulthiere waren einstweilen nach den Weidegründen von Santa Rosa zurückgesendet worden, und da wir mit Provisionen für mehrere Wochen versehen waren, — denn nichts boten die einzelnen Hütten der Bergschlucht, — so begann dasselbe einsame aber unabhängige Leben wie früher, nur mit dem Unterschiede, dass die Natur weder so viele erheiternde Genüsse bot als in der vielfach schöneren Küstengegend, noch die Entsagung des menschlichen Umgangs ihrem Forscher so reichlich lohnte als dort.

Nach mehrfachen Streifereien eines mehr beschränkten Umfangs wurde in den ersten Tagen des Decembers eine Excursion angetreten, deren Zweck kein geringerer war als die Ersteigung des höchsten Punkts, den die Handelsstrasse von Santa Rosa nach Mendoza in den Anden erreicht, der Cumbre, die sich auf der Schneide der Centralkette befindet. Vor Tagesanbruch schon war das einzige Maulthier gesattelt, welches dabehalten worden war und in der Umgegend der Hütte seine nicht überreichliche Nahrung fand. Alle jene kleinen Geräthschaften, deren ein Sammler bedarf, wurden mit kunstgerechter Ordnung an dem Sattel vertheilt; seine breiten Taschen enthielten den kleinen Vorrath von Lebensmitteln, und ein halb verkohltes Stück Holz um leichter das Wachtfeuer anzünden zu können, und an seinem Knopfe hing der kleine kupferne Kochtopf und das Handbeil, ohne welches man nicht excurrirt. Unter dem lustigen Bellen des begleitenden Hundes ging es hinaus in die Kühle des grauenden Morgens, während der heimbleibende Antonio, seine Papiercigarre drehend, mit Kopfschütteln dem Verschwindenden nachsah, der wegen ein paar unbedeutender Pflänzchen sein Leben wagte. Der Rio colorado, dem man zuerst begegnet, ist ein wildes Gebirgswasser, und wie alle andere zwar weder tief noch breit, allein so ausserordentlich reissend, so voll von rollenden Steinen, dass es unmöglich ist ohne die grösste Gefahr durch ihn zu reiten. Seiner beständigen Vermischung mit einer braunrothen Erde, die vielleicht aus zersetzten Laven wie in gewissen Gegenden des südlichen Chile entstand, verdankt er seinen Namen. An einem Punkte, wo ziemlich hohe Felsen das Bett des Stroms beschränken, hat man zwei roh bearbeitete Bäume von einer Seite auf die andere gelegt und mit Faschinen unordentlich bedeckt. Diese ist nun die letzte Brücke in den Anden, denn weiter hinauf überlässt man es dem Reisenden so gut er kann die Ströme zu durchreiten, und sollte er sie zu angeschwollen finden, so mag er Tage lang warten, bis die Gefahr sich vermindert. Da keine Einfassung diese schmale, schwankende Brücke schützt, so steigt man von seinem Maulthier ab, ohne dadurch die Gefahr sehr zu vermindern, denn oft hat man grosse Mühe das furchtsame oder widerspenstige Thier hinter sich drein zu ziehen. Am Anfange der Ladera de los loros, den man bald nachher erreicht, liegt das letzte der Häuser, die auch im Winter bewohnt bleiben. Mit dem Namen *Ladera* bezeichnet man in

Peru und Chile die schmalen Reitpfade, welche an den wenig geneigten und sehr glatten Bergseiten *), oft in schwindelnder Höhe, dünnen Faden vergleichbar dahinlaufen, und die einzigen Wege sind, um der Richtung der Thäler zu folgen, deren Tiefe nicht selten eine so grosse ist, dass zwischen dem Fuss der Berge nur spärlicher Raum für einen tosenden Strom bleibt. Solche lange Abstürze haben meistens einen Boden, dem man sich nicht ohne Gefahr anvertraut. Breite Massen von Sand und Gerölle fallen häufig von oben herab, und nicht selten machen sich grosse Felsstücke los, und zertrümmern den ohnehin schon engen Pfad. Solche Stellen sind locker und verrätherisch, und die Maulthiere pflegen wohl an ihnen stehen zu bleiben und vor jedem Tritt vorsichtig den Grund zu untersuchen. Auf der einen Seite setzt sich der Abhang mit grosser Steilheit fort, und ist so mit losem, leichtbeweglichem Gestein überschüttet, dass kein Busch auf ihm keimt, und der Hinabrollende nirgends den geringsten Anhaltepunkt finden würde. Indessen sind die Laderas, besonders wenn es geraume Zeit nicht geregnet hat und also ein mehr ausgetretener Weg sich bildete, nicht so gefährlich als die sogenannten *Escaleras*, diejenigen Stellen nämlich, wo das Thal eine andere Wendung nimmt und die Felsen eine scharfe, weit vorspringende Ecke bilden. In Peru legt man da bisweilen die wirklich schauerlichen *Barbacoas* aus Holz an, Vorrichtungen, die später zu beschreiben sind; in den Anden von Chile veranlasst der grössere Holzmangel, dass man das Hinderniss durch Umgehungen zu beseitigen sucht, ohne jedoch alle Gefahr vermeiden zu können. Mittelst blosser Handarbeit hat man einen kleinen Theil des Felsens entfernt, und der Pfad windet sich an dem äussersten Rande hin. Er ist höchstens fünf Fuss breit, und führt über die plattenartigen, nach dem Abgrunde geneigten Steine, die hin und wieder sogar in ungleichen und beschwerlichen Stufen sich übereinander erheben, woher der Name solcher Stellen abgeleitet wurde. Das Maulthier geht stets am äussersten Saume des Weges, denn instinctartig fürchtet es auf der ent-

*) Man nennt diese *Faldas* und hat davon ein in Spanien ungebräuchliches Zeitwort abgeleitet: *faldear*, an solchen Bergseiten reiten (*andar faldeando*), und bedient sich desselben Ausdrucks, um zu bezeichnen dass ein Fluss, ein Waldrand u. s. w. der Richtung eines Bergzugs folge.

gegengesetzten Seite anzustossen und zum Wanken gebracht zu werden Mit wohlberechneten Sprüngen arbeitet es sich von einer Stufe zur andern fort. Während dessen hängt der eine Fuss des Reiters über dem dunkeln Abgrund, aus dessen Tiefe das Rauschen des Stroms tönt. Wer da hinabfällt, von dem erhält man nie wieder Kunde, denn selbst der Leichnam verschwindet, da jene Gebirgswässer so voll von Fällen und ausserordentlich tiefen Stellen sind, dass hineinstürzende Ladungen oder Maulthiere im Augenblick unsichtbar werden. Nach und nach steigt man wieder in das erweiterte Thal hinab, und begegnet dann engen Seitenthälern, aus welchen sich stets Bäche nach dem Hauptstrom ergiessen, die man bisweilen nur mit Mühe durchreitet. In der Gegend des Salto del Soldado bietet sich manches Interessante. Ein Ausläufer der Felsen verbindet die beschränkenden Wände des Thals, indem er dasselbe quer durchschneidet. Der Strom hat sich da eine senkrechte und sehr enge Schlucht durchgerissen, und die Volkssage erzählt, dass ein fliehender Deserteur über diese schauerliche Mündung gesprungen sei, was jedoch selbst für ein Guanaco nicht möglich wäre. Zum erstenmale seit mehreren Stunden begegnet man da einer bessern Vegetation, denn neue Arten von Myrten, deren Blätter unten rostfarben sind, und eine bedeutende Zahl von Senecionen und strauchartigen Cacalien, welche im Vorzuge Berge zum Wohnort wählen, ziehen den Blick auf sich. Endlich erreicht man die Guardia de los hornillos, die letzte Menschenwohnung auf dieser Seite der Anden, den Wachtposten, durch welchen der Contrebandehandel verhütet werden soll und eine Art von Polizei über die Reisenden zwischen Chile und Buenos Ayres geübt wird. Ein Officier des Zollwesens und zehn bis zwölf Soldaten halten sich während des Sommers da auf, denn wenn einmal der Winter eingetreten ist, vermöchte selbst der Gewinnsüchtigste nicht die Anden mit schweren Bürden zu kreuzen. Die Natur schliesst dann auf die kräftigste Art den Pfad durch ausserordentliche Lasten von Schnee, und hängt an den Felswänden Lauvinen auf, die in den Anden zwar viel weniger häufig sind als in den Alpen, aber doch in manchen Gegenden dieses Wegs mit Verderben drohen. Die kleine Garnison, die den Aufenthalt in der Guardia nur als ein trauriges Exil ansieht, zieht dann in den niedrigsten Theil des Thals hinab, wo unfern von Santa Rosa ein anderes Wachthaus liegt. Das Thal ist an der Guardia

ebener als irgendwo anders, und so von steilen Bergen eingeschlossen, dass es in der That durch eine querübergezogne Mauer völlig geschlossen wird. Selbst zu Fusse möchte man es schwer finden sich an den Bergen hoch genug hinauf zu arbeiten, um den Wachtposten zu umgehen. Die Garnison bewohnt ein paar Häuser, die mit Ziegeldächern versehen sind, und deren Thüren man im Winter mit fortnimmt, damit die Reisenden, die bisweilen auch dann, wiewohl zu Fuss, das Gebirge kreuzen, sie nicht verbrennen mögen. Einige arme Bewohner des Thals von Santa Rosa hatten sich da für den Sommer niedergelassen, und den ersten Versuch des Weizenbaues auf solcher Höhe gemacht. Die Körner wurden reif und die kleine Ernte war im Verhältniss zu der sehr geringen Güte des Bodens eine gute zu nennen. So abgelegen dieser Platz auch ist, so fehlt es doch nie an Menschen, denn die meisten Reisenden richten sich so ein, dass sie hier eine Tagereise beenden und in der Nähe bivouaquiren. Seit alten Zeiten ist zwar dieser Weg über die Cordillera bekannt und benutzt, allein er war vorzugsweise lebhaft zu der Zeit des Kriegs zwischen Brasilien und Buenos Ayres. Durch die Sperrung des Platastromes stiegen die europäischen Waaren so im Preise, dass die Kleinverkäufer von Tucuman, San Juan, Rioja und Mendoza es viel vortheilhafter fanden ihren Bedarf in Chile zu suchen. Gegen vierhundert beladene Maulthiere waren allein im November und December 1827 durch die Guardia gegangen, nach jenen Orten bestimmt, und hatten einen nicht unbedeutenden Zoll eingetragen. Mit dem Frieden hat der Handel seinen alten Weg wieder gewählt, allein noch immer ist der Vertrieb über die Anden nach Mendoza ein bedeutender zu nennen, und wird unbezweifelt zunehmen, wenn diese Strasse durch einige geringe Baue und besonders durch Anlegung von Brücken gangbarer und sicherer gemacht wird. Der Gebirgspass des Portillo ist kürzer und auch weidereicher, allein gefährlicher für Maulthiere, und derjenige von los Patos durch Flüsse durchschnitten, die oft den Reisenden Tage lang aufhalten können.

Hinter der Guardia nimmt man von aller höheren Vegetation Abschied, und die ganze Natur wird noch vielfach ernster als in den untern Theilen des Thals. Die Berge zu den Seiten sind noch steiler, und scheinen den Ausweg zu versperren, indem eine Wand querüber zieht, die

aller Versuche der Uebersteigung spottet. Der überaus rauhe Pfad führt jedoch auf tausend mühsamen Wendungen an ihrem Fusse hin. Man tritt da in eine Region, wo das alte Chaos noch zu thronen scheint. Fragmente von rothem Porphyr, von denen die einzelnen viele tausend Kubikfuss messen, liegen aufgethürmt über einander, und bilden eine furchtbare Masse von Zerstörung, die man hoch an den Bergen hinauf verfolgt, die keine Pflanzen ernährt, und von keinem Thiere bewohnt wird. Merkwürdig und auch den Bewohnern der niedrigeren Gegenden bekannt ist der Peñon rajado, eine Felswand von ausserordentlich glatter Oberfläche und so wenig geneigt, dass sie dem Auge leicht als ganz senkrecht erscheint, ein Irrthum, der Entschuldigung verdient, allein bei den meisten ähnlichen und schroff abfallenden Wänden auch in Europa begangen wird. Der Name (gespaltener Fels) zeigt an, dass das Volk die Entstehung dieser Wand richtig auffasste, denn nur eine ausserordentliche Revolution der Natur vermochte ihr diese Gestalt zu geben. Ihr gerade gegenüber bemerkt man die andere Hälfte des zerrissenen Berges, der ersteren in allen Umrissen, und sogar in den grösseren Ungleichheiten der Fläche entsprechend. Die Höhe dieser Wände über das Thal beträgt nahe an 2000 Fuss, und sie dehnen sich in einer ungetheilten Masse aus. Man fühlt sich fast unheimlich, wenn man an den ausserordentlichen Aufwand von Kraft denkt, welcher erfordert wurde um solche Berge in der Mitte zu spalten und die eine Hälfte einige hundert Fuss fortzuschieben; — man erschrickt im Gefühl der eignen Wehrlosigkeit, wenn die Phantasie sich das Bild von den furchtbaren Aeusserungen entfesselter Naturkräfte hinmalt, die einst hier wirkten, und in demselben Augenblick von Neuem zu wirken vermögen. Der Tag war zum grössten Theil verstrichen, als in dem sehr angeschwollnen Rio de los Ojos de Agua sich ein unerwartetes Hinderniss entgegenstellte, welches nicht ohne Gefahr überwunden wurde. Botanisirend wurde von nun an der Weg zu Fuss fortgesetzt, während das ermüdete Maulthier geduldig folgte. Sei es dass die eintretende Erschöpfung abstumpfte, oder dass die Wiederholung derselben Scenen und die zunehmende Beschwerlichkeit des Wegs zuletzt die Geduld ermüdete, es wurde doch endlich der Wunsch eine passliche Stelle zum Nachtlager zu entdecken immer lauter und die Umgebung immer gleichgültiger. Indessen, fast war die Stunde des Sonnenuntergangs herangekommen, ehe

unfern der Casucha del Juncalillo ein Ort entdeckt wurde, der zum Bivouac geschickt schien. Obwohl man sich da in einer ziemlich engen Schlucht befindet, erhebt sich doch auf der einen Seite ein kleiner weniger schroffer Abhang, der zwar rings von Felsstücken umgeben ist, aber doch einen freien Ueberblick über die wunderbare Scene gewährt. Er war allein mit spärlichem Grase gedeckt, und zu ihm hin ging der Zug unter beschleunigtem Schritt, da selbst das müde Maulthier es ahnte, dass es der Arbeit entlassen werden würde. Der beste Platz wurde ausgewählt, von Steinen möglichst gesäubert, das Reitthier entsattelt und mit einem langen Seil an dem grasigsten Orte angebunden. Nachdem die wenigen Augenblicke der übrigen Helligkeit noch zur Aufstellung des Barometers und zur Verpackung der gefundenen Pflanzen verwendet worden waren, damit ihnen die Hitze des nächsten Tags nicht schaden möchte, verlangten auch die häuslichen Sorgen einige Aufmerksamkeit. Ein Wachtfeuer ist in einem Bivouac selbst in einem tropischen Lande ein unumgängliches Erforderniss, denn auch die mildeste Nacht erzeugt in solchen Einöden einen unangenehmen Eindruck, wenn man sie im Dunkeln verbringt. Die Temperatur der Atmosphäre hätte gerade kein Feuer erheischt, denn gegen alle Erwartung war auf dieser Höhe, die schon aus einmaliger Beobachtung des Quecksilbers auf 7500 Fuss geschätzt wurde, die Kälte keineswegs empfindlich, und selbst mit dem Grauen des Morgens zeigte der Thermometer immer noch sieben Centigrade über dem Gefrierpunkte. Diese Höhe liefert kein Holz, selbst nicht einmal einen Strauch. Die Natur hat jedoch auch hier für den Menschen gesorgt, wo sein Aufenthalt nur ein kurzer, seine Besuche nur selten sein können. Eine Valeriana*) wächst hier in ausserordentlicher Menge, die zwar von unansehnlichem Aeussern, doch das einzige Brennmaterial abgiebt. Zieht man an den Stengeln, so löst sich das Wurzelgewebe, welches sehr lang und holzig ist, leicht vom steinigen Boden, und man thürmt von ihm einen grossen Vorrath auf, denn solches Feuer ist eben so leicht vergänglich als wärmend. So wurde dann das einfache Gericht bereitet, von dem der treue Hund seinen wohlverdienten Antheil erhielt, und nachdem alle andere

*) *Valeriana glauca. Poepp. — DeC. Synops.* IV. *p.* 639.

Arbeiten beendet waren, schloss eine Scene von Luxus das beschwerliche Tagewerk. Ein Becher mit chinesischem Thee dampfte, und der immer neue Begleiter langjähriger Reisen, der herrliche Shakspeare, verlor auch in dem einsamen Engpasse der Anden nichts an seinem Zauber. Langsam hatte sich das Maulthier dem Feuer genähert und sah mit halbverständigem Blick auf die Scene, denn selbst die Thiere schliessen sich in der Mitte dieser gewaltigen Schöpfung dem Menschen halbverschüchtert an. Die umgebende Stille ist tief, fast schaurig, und die am Tage wenig belebten Felsschluchten erscheinen nun doppelt erstarrt oder gleichsam erstorben, indem ihre Bewohner nur Tagethiere sind, die mit dem eintretenden Dunkel verschwinden. Kein Nachtschmetterling, den das Feuer blendete, kein sumsendes Insect, selbst nicht der klägliche Ruf des chilenischen Caprimulgus vertreiben den Glauben, dass man das einzige lebende Wesen in der Mitte der weiten Wildniss sei. So gross ist die Leblosigkeit, welche hier für immer ihren Thron aufgeschlagen zu haben scheint, dass man fast Zweifel fühlen möchte, ob man als einer ihrer Bürger dieser vielbewegten Menschenwelt noch angehöre. Kaum vernehmbar tönt auf dem leisen Nachtwind herbeigetragen das Rauschen des entfernten Gebirgsstromes, und nur selten hört man ein dumpfes Rollen, was wohl auf keinen Fall vulcanisch ist, da es mit keiner Erschütterung verbunden auftritt, aber dem Chilenen bekannt und von ihm gläubig für ein Zeichen genommen wird, dass die Gebirge zürnen. Der Himmel glänzte mit den unzähligen Sternen des Südens, und eine ungewöhnliche Menge von sehr hellen Sternschnuppen durchschnitt das Firmament. Ein sehr schwer erklärliches, aber von Vielen auch im niederen Lande bemerktes gelbliches Licht wurde periodisch zwischen den unfernen Bergjochen sichtbar, während die sparsameren Schneegipfel mit phosphorischem aber gleichbleibendem Schein wie Geistergestalten leuchteten. Diese Nachtfeier, die so wenig mit der Prosa des europäischen Lebens gemein hatte, wurde jedoch bald auf höchst störende Weise unterbrochen. Das Maulthier hatte plötzlich sein Seil zersprengt; es stürzte, gleichsam um in des Menschen Nähe Schutz zu suchen, auf das Feuer los, und wild bellend sprang der Hund auf. Der Barometer war aufgestellt geblieben, um zeitig am Morgen von Neuem beobachtet zu werden; er wurde umgestürzt und unter dem Hufe des Thiers lag nun Röhre, Scalen und Schrauben

zertreten am Boden. Mechanisch wurde nach dem Gewehr gegriffen, indessen nur zwei oder drei Gestalten waren in undeutlichen Umrissen bemerklich, im Begriff sich eilig zu entfernen. Es waren Pumas, oder Löwen, wie die Chilenen sie nennen, feige Thiere von bedeutender Grösse, die in den Cordilleren sehr häufig sind, fast nie den Menschen angreifen, selbst sich kaum an den Schlafenden wagen, vor jedem Hunde fliehen, aber die verderblichsten Feinde der Hausthiere sind. Bei der Unsicherheit des Ziels waren beide Schüsse einer Doppelflinte ohne Wirkung, und trauernd über den unersetzlichen Verlust wurde das Lager aufgesucht, und die Nacht ohne neue Störung verschlafen.

Lange schon strahlten am folgenden Morgen die höchsten Bergspitzen, ehe es im tiefen Thale einigermassen hell wurde. Das Farbenspiel war auf den scharfgezeichneten Kanten und Rändern noch weit auffallender als in den europäischen Alpen, denn selbst die kahlen Felsenhäupter nahmen ungewöhnliche Tinten an, unter welchen ein röthliches Violet vorzugsweise auffiel. Mit dem langsamen Eindringen des Lichts in die engen Schluchten erhoben sich in ihrer Tiefe schmale weisse Nebelstreifen, die sich mit verdoppelter Schärfe von dem umgebenden schwärzlichen Gestein abschieden, und den Lauf des dampfenden Alpenstroms bezeichneten. Getreu dem unendlich erhabenen und ernsten Charakter, der überall in den höhern Anden vorwaltet, unterbrach keine freundliche Episode diese Scene der Einsamkeit. Die Natur gefällt sich in den engen Hochthälern der Cordillera nur in einer starren, oft in einer furchteinflössenden Majestät, und sie verschmäht es zu lächeln, auch wenn sie nicht droht. Des geschäftigen Lebens der Thiere bedarf sie hier nicht, um gewaltig und gross zu erscheinen; ihr Anblick erfüllt mit Ehrfurcht vor ihrer Macht und ihrem Reichthum, auch dann noch, wenn kein Singvogel die aufsteigende Sonne begrüsst und kein Insect mit ihr zur fröhlichen Geschäftigkeit erwacht. Mit halb militairischer Ordnung war gar bald das Bivouac geräumt, und Alles — nur der betrauerte Barometer nicht — hatte von Neuem seinen Platz auf dem Maulthiere erhalten. Rüstig ging es von Neuem in der Kühle des Morgens bergaufwärts, und manche schöne Pflänzchen wurden gepflückt von den Arten, die nur in den ersten Morgenstunden erblühen, Calandrinien und Talinen, die minder vergäng-

lichen Lythrum mit stachligen Blättern *), die eleganten Formen der Macraea, kleine Oenotheren mit gelben Blumen, spannenhohe Arten von Tabak, hellblaue Malesherbien, Perezien, die so breite Rasen bilden wie unsere alpinischen Saxifragen, niederliegende Tropaeolum mit zahllosen hochgelben Blumen, sonderbar geformte Dolden, aschgraue Moñinen, Berberis mit ganz nadelförmigen Blättern und blauen nicht unangenehmen Beeren, Veilchen mit Blättern wie afrikanisches Sempervivum — mit einem Worte, ein unerwarteter Reichthum der Flora lohnte die bestandene Mühe. Verschwinden auch immer mehr die grossen Säulen des Cereus, so fehlt es doch auch in diesen frostigen Regionen nicht an kleineren Bürgern derselben Gattung, denn Opuntien mit keulenförmigen Gliedern und weisswollige Melocacten bilden häufige Gruppen zwischen den scharfkantigen Geröllen, die man nicht ohne Mühe übersteigt. Nicht gering ist die Verwunderung, wenn man plötzlich zwischen so fremdartigen Formen verkümmerte Individuen des europäischen Corianders und einzelne Erbsenranken bemerkt, als Zeugen der häufigen Besuche von Reisenden, die hier bivouaquirten und Veranlassung zur zufälligen Ansiedelung dieser Gewächse gaben. Der See der Incas, eine Ansammlung von Gewässern in der Mitte hoher Felswände, in denen genauere Untersuchung vielleicht künftig einen alten Krater wird kennen lehren, zeigte sich zur Linken. Zum Endpunkte einer spätern Excursion bestimmt, veranlasste er diesmal kein Abweichen vom Wege, obwohl über ihn und seine Eigenthümlichkeiten so manche wunderbare Sage im Munde des Volks umläuft, dass wohl der Wunsch einer näheren Beschauung bei seinem Anblick rege wird. Zwischen dem Portillo hindurch, einem Orte, wo die Porphyrwände so nahe zusammentreten, dass kaum zum Durchgange des Maulthiers Platz bleibt, wird endlich die oberste Gränze des Thals erreicht, welchem man von Santa Rosa gefolgt war und das noch weiter hinab sich in die fruchtbaren Gründe von Aconcagua und Quillota verflächt. Ein unfrucht-

*) *Pleurophora polyandra. Hook. P. pungens. Don. Viviania crenata. Hook. Gynopleura linearis. Juss. Perezia Poeppigii. Less. Tropaeolum polyphyllum. Cav. Fragosa spinosa. R. Pav. Mutisia acerosa, M. rosea, M. glauca, M. cana. Poepp. Berberis empetrifolia Lam. B. glomerata. Hook. Chuquiraga alpina, Ariona ruscifolia, Ceanothus gracilis, Calceolaria origanifolia, C. hypericina, Poepp. Allosurus hirsutus. Presl. A. andromedaefolius. Klfss.*

barer steiniger Abhang dehnt sich aus, und der Punkt, wo der unbequem aufsteigende und rauhe Pfad dem Auge entschwindet, ist in der Nähe des gewünschten Ziels, der Cumbre, die man von hier aus in weniger als einer Stunde erreicht. Trotz der weit vorgerückten Jahreszeit und der ungewöhnlichen Hitze dieses Sommers lag hier doch noch Schnee in nicht unbedeutenden Mengen, und die Joche erschienen zu beiden Seiten dick mit ihm bedeckt. Aber lange vor Erreichung dieses Punktes hatte schon die Sonne die letzten und höchsten der beschneiten Wände überstiegen, und ein ungebrochnes, dem Auge fast zu helles Licht über die wunderbare Landschaft ergossen. Hier ist nun jeder Massstab verloren, denn kein Baum von bekannter Höhe, kein Werk der Menschenhand dient mehr zur Vergleichung und zur richtigen Schätzung der Grössen. Das Auge irrt auf unbeschreibliche Weise, und unterschätzt Alles in dieser gigantischen Natur, denn Felswände hält man oft für ersteiglich und giebt ihnen nur eine mässige Höhe, an denen die nähere Untersuchung eine Steilheit kennen lehrt, die selbst das leichtfüssige Guanaco nicht zu besiegen vermöchte. Noch stehen hier in geringer Entfernung von einander die zwei letzten der Casuchas, Hütten, welche aus den Steinen der Gegend selbst erbaut, bestimmt sind dem Reisenden ein Obdach gegen unvorhergesehene Schneestürme zu bieten, wenn er es versuchte noch in den ungünstigen Monaten des Spätherbstes, oder vielleicht gar in der Tiefe des Winters die Anden zu kreuzen. Schon die Incas hatten eine ähnliche Einrichtung und die Spanier ahmten sie nach. Sie sind die einzigen Vorkehrungen zum Schutz und zur Erleichterung der Reisenden, die diese sieben Tagereisen lange einsame Wildniss der Anden durchziehen, denn kein wohlthätiger Mönchsorden liess sich je in ihr nieder, um dem verunglückten Wanderer beizustehen. Deshalb vereinigen sich in den gefährlichen Jahreszeiten stets zahlreichere Gesellschaften zur Reise, die nur ein verfolgter Flüchtling allein unternimmt. Alle Casuchas sind sich ähnlich; sie bestehen aus sehr dicken Wänden, bisweilen von kreisrunder Form, die man aus den grossen Felsstücken aufbaute, welche überall umherliegen. Das Innere ist kaum einige Schritte breit, und enthält durchaus nichts als einen leeren, feuchten und dunkeln Raum, denn die einzige Oeffnung für das freundliche Licht des Tages ist die kleine Thüre, welche hoch über dem Boden angebracht ist, damit die Schneestürme des Win-

ters sie nicht ganz verwehen mögen. Ehedem fand der zur ungünstigen Jahreszeit hier ankommende Fremde einen Vorrath von Kohlen und selbst von trocknen Nahrungsmitteln, welche auf Kosten der Regierung im Herbst hinaufgeschafft wurden. Er erhielt gegen geringe Vergütung in den letzten Orten zu beiden Seiten der Anden den Schlüssel zu den Thüren der Casuchas, und die Erlaubniss im Nothfalle sich jener Vorräthe zu bedienen. Gleich vielem andern Guten der Vorzeit ist auch diese Einrichtung im Kampfe der Revolution zu Grunde gegangen. San Martin's wilde Truppen ergriffen auf ihrem höchst merkwürdigen Zuge diesen Weg, um in Chile einzufallen. Die Eile ihres Marsches und die gewöhnliche Nachlässigkeit südamerikanischer Heerführer verhinderten alle Vorsorge für die Verpflegung, und so wurden denn aus Mangel an Brennmaterialien diese Casuchas fast völlig zerstört. Alles Holzwerk wurde verbrannt; die Erschöpfung des Landes, und die Nothwendigkeit auf ganz andere Dinge die Aufmerksamkeit zu richten, hat die Wiederaufbauung jener Hütten gleichmässig verhindert.

Zeitig Vormittags kam ich auf der Cumbre an, obwohl der letzte Theil des Wegs beschwerlich wurde, theils wegen seiner Steilheit, theils wegen des häufigeren Schnees, dessen Dauer allein aus der Wendung der Bergwand nach dem kalten Süden erklärbar schien. Zum erstenmale war also eine Höhe über dem Meer erreicht, wie sie der Europäer nur dann betritt, wenn er den seltenen Versuch wagte den Montblanc oder Grossglockner zu ersteigen. Man steht zwölftausend Fuss über dem stillen Meer, und ein ganz einfaches Kreuz, wenig Wochen früher erst errichtet und vielleicht seitdem schon wieder verschwunden, bezeichnet die höchste Stelle, auf der die Natur in ihrer düstersten und unfreundlichsten Gestalt erscheint. Kaum einige dürftige Alpenpflänzchen entkeimen den unbeschneiten Stellen des harten Felsens, auf dem man steht. Die Sonne schien hell, aber dennoch fehlte ihren Strahlen der Glanz der niedrigeren Regionen, wo eine dichtere Luftschichtung sie verschiedenartig bricht. Ein leiser Wind wehte als geisterhaft lautloser Strom über die Schneide des Gebirgs, und nirgends entdeckte der Blick ein lebendes Wesen. Unbeschreiblich sind die Gefühle, die wohl Jeden ergreifen müssen, der unter gleichen Umständen allein diese Höhen erstieg.

Einsam steht man auf dem Rücken eines Gebirgszugs, wo alles Leben verbannt ist, wo unter dem Einflusse eines ungewöhnlichen Klimas das Leben nicht bestehen kann. Weit entfernt von der freundlichen Nähe des verwandten Geschlechts der Menschen, bemerkt man keins seiner Zeichen, und kein Ton seiner beweglichen Industrie erhebt sich bis in diese Regionen, die, von den Freuden und den Leiden der vergänglicheren Wesen unberührt, in starrer Majestät daliegen. Grauen müsste hier den einsamen Neuling ergreifen, denn selbst Der fühlt sich hier bald unheimlich, der lange an die Wildnisse Amerikas gewöhnt, in ihnen nicht mehr den Menschen und seine Werke vermisst. Man fühlt sich unbeschreiblich vereinzelt, hülflos und arm in der Mitte dieser riesigen Schöpfung, zwischen welcher der Mensch verschwindet. Nur mit Mühe erwehrt sich der Einsame in solchen Augenblicken des demüthigenden Gedankens, dass er nur ein geduldetes Wesen sei, keineswegs erforderlich zum Fortbestehen jenes grossen Ganzen, das nicht für ihn allein geschaffen wurde, und dessen riesige Kraftäusserungen sein eignes Einschreiten niemals regeln kann. — Der Charakter der Anden ist in hohem Grade von dem verschieden, den wohl Jeder nach kurzem Besuche als den bezeichnenden der Alpen der Schweiz und Tyrols erkennt. Selbst ohne Eingehen in naturgeschichtliche Einzelnheiten, über denen die Klarheit der allgemeineren Züge leiden würde, ist es vielleicht nicht unmöglich kurz die Verschiedenheiten zu schildern. Grausenhafte Einöde, völlige Nacktheit der unermesslichen Felswände, ein riesiger Massstab, der nirgends zu verkennen ist, spärliche Vegetation der schluchtähnlichen Thäler, fortdauernde Zerstörung und Herabrollen der in endloser Gleichförmigkeit und Kahlheit sich ausdehnenden Bergwände, und eine furchteinflössende Wildniss, welche nirgends durch freundlichere Scenen unterbrochen wird, solche sind die ersten und auffallenden Züge in dem ungewöhnlichen Bilde. In den Umrissen der Alpen herrscht eine ausserordentliche Mannichfaltigkeit, ein Pic erhebt sich da über den andern, und neben dem abgerundeten Dom tritt die Form der spitzen Pyramide und grotesk zerrissener Joche auf. Nicht so in den Anden, die in der Ferne und in der Nähe stets als eine ungetheilte Wand erscheinen, über die nur in seltneren Fällen einzelne Spitzen hervorragen. Ihre einzelnen Gruppen liegen als unermessliche aber gleichförmige Massen da, an denen sich ein sonderbarer Ausdruck der Starrheit

und der Trägheit bemerklich macht. Aber gerade der Umstand, dass die Natur es zu verachten schien, hier durch Contraste den Ausdruck des Grossartigen hervorzubringen oder zu erhöhen, veranlasst es, dass die Anden einem Jeden weit mehr imponiren als die Alpen, allein er bringt es auch hervor, dass nur selten für späte Folgezeit der Phantasie ein getreues Bild ihrer Scenen bleibt. In den Alpen Europas strecken breite grünende Thäler sich hin zwischen den Hochgebirgen, auf denen eine heitere Vegetation sich bis an die unmittelbare Gränze des ewigen Schnees fortsetzt. Laubholz in vereinzelten Gruppen wechselt mit den ausgedehnteren Forsten von Tannen und Fichten; Gletscher glänzen blau von den höchsten Zacken der Gebirgskämme, und in den ausgedehnten Thälern liegen nicht selten ruhige Seen mit fruchtbaren Ufern. Von allen diesem zeigen die Anden dem Beschauer nichts. Braune, graue und gelbliche Mitteltinten sind über das Gebirge überall verbreitet, wo nicht der ewige Schnee weite, horizontal scheinende Ebenen bildet, oder die grössere Entfernung ihren mildernden bläulichen Dunst verbreitet. Grell leuchtet hier und da der hochrothe Porphyr von den halbzerstörten Jochen, und die engen dunkeln Schluchten, die selten sich weit genug ausdehnen, um dem Landmanne nützlich werden zu können, sind hoch mit seinen Trümmern überschüttet, und bieten nur verkümmerte Sträuche oder vereinzelte Pflanzen, die auf solchem Boden sich nie zu einer saftigen Trift vereinigen können. Von allen dem, wodurch der Mensch das Ansehn einer Landschaft verändert und verschönert, seinen heimischen Dörfern und geschäftigen Städten, seinen Kunststrassen und wohlangebauten Feldern, enthalten die einsamen Anden keine Spur. Der Ruf der Sennhirten begrüsst nicht den Wanderer, wenn er am frühen Morgen die steilen Bergseiten erklimmt, und des Abends tönt nicht aus dem Thale dem Heimkehrenden das friedliche Geläut einer Vesperglocke entgegen. Unfähig in ihrem Schosse eine Bevölkerung zu erhalten, werden die Anden nie anders als in ihrer starren Regungslosigkeit erscheinen können, und dieser Charakter, den man selbst in den Einzelnheiten verfolgt und so schwer mit Worten schildert, wird derselbe bleiben, bis die langsam aber sicher wirkende Naturkraft, im Laufe der Jahrtausende, durch Veränderung des Klimas und die gradweise Zerstörung der Oberfläche auch diese Gebirge fähig macht Schauplätze menschlichen Fleisses zu werden.

Wenn manche Einzelnheiten der Anden, ihre Felswände, die nur unbemerklich von der senkrechten Richtung abweichen und doch unzerrissen zweitausend Fuss sich erheben, ihre Schluchten, die oft über fünftausend Fuss tief sind, wenn diese die Aufmerksamkeit fesseln und die Phantasie mit ihrer Schauerlichkeit aufreizen, so tritt später der kalt richtende Verstand in seine Rechte ein, und veranlasst durch ruhigere Erwägung grossartiger Thatsachen eine ernste Bewunderung. Diese Anden, die man, innerhalb ihres Schosses lebend und von ihren gigantischen Wänden umgeben, nie richtig beurtheilt, und von deren Grösse man nur in bedeutenderer Entfernung erst eine gerechte Idee erhält, erstrecken sich in ununterbrochnen Reihen über sechzig Breitegrade, und messen selbst im nördlichen Chile, wo sie als eine einzige Kette auftreten, noch mindestens zwanzig Meilen auf dem Querdurchmesser ihrer Grundfläche. Selbst ohne an die gründliche Lösung der Frage zu gehen, wie gross die Oberfläche sei, die sie bedecken, staunt man über die Resultate einer flüchtigen Berechnung, und staunt noch mehr wenn man bedenkt, dass ihre mittlere Höhe, vermöge einer Menge von Beobachtungen, in Chile nicht geringer als zwölftausend Fuss angenommen werden könne. Minder genügend sind aber die Resultate der Betrachtung, wenn man die Nützlichkeit dieser riesigen Bergzüge für die Bewohner der benachbarten Länder zu erwägen versucht. Alle höhere Gegenden der chilenischen Anden, welche nördlich vom 36⁰ liegen, sind von wenigem Werth, die meisten sogar zu Wohnplätzen des Menschen ungeschickt. Schon wurde es erwähnt, wie überaus selten kleine Ausdehnungen eines ebeneren, der Cultur fähigen Bodens bemerkt werden, oder eines Landes von hinreichender Fruchtbarkeit zur Erzeugung der nördlichen Cerealien. Selbst Weiden sind nur sparsam vorhanden, denn eng und schluchtenartig sind die Thäler, deren Boden bald von dem wüthend daherstürzenden Alpenstrom zerstört, bald von herabrollendem Gestein überschüttet wird, indem alle niedrigere Berge an ihrer Oberfläche in einer unaufhörlichen Auflösung begriffen sind, durch die sogar nicht selten das Leben der Reisenden gefährdet wird. Selbst dann noch, wenn Chiles Bevölkerung um das Zwanzigfache zugenommen haben wird, werden diese Cordilleren noch unbewohnt bleiben, denn eher wird der Eingeborne mit dem Schwert in der Hand es versuchen sich der fruchtbaren Ländereien der südlichen Indier zu bemächtigen, als er es

wagen wird sich in Gebirgen anzusiedeln, wo ihn mit ernster Strenge eine Natur zurückweist, welche gleichsam entschlossen scheint, hier wenigstens sich ein Theater vorzubehalten, auf dem der ewig vorwärts dringende Mensch nicht bestimmt ist eine Rolle zu spielen. Von keinem Gewicht kann es sein, dass das Klima dieser Anden verhältnissmässig noch ein sehr mildes sei, so lange man Höhen von siebentausend Fuss nicht überschreitet. Die ausserordentliche Wärme jener Thäler, in denen ich um die Weihnachtszeit 33 Centigrade beobachtete und die mittlere Temperatur des ganzen Decembers (4,500 Fuss über dem Meere) auf 23 Centigrade feststellte, ist von keinem Nutzen, denn die glühenden Strahlen der Sonne treffen nicht wie in den Urwäldern eine dichte schwarze Pflanzenerde, in welcher eine unerschöpfliche Wassermasse die Keime des ewig jugendlichen Lebens erhält, sondern nur ein Gerölle von ungemessner Tiefe oder rauhe Felsschichten, zwischen denen langsam sich ein dürftiger Boden anhäuft, den vielleicht die erste Wasserfluth mit fortreisst. Zwischen diesem lockern Gemenge verhält sich das nährende Element nicht; es sickert durch, und kommt tief unten, durch den überaus schnellen Abfall der Anden nach Westen begünstigt, in der Form von Quellen und Bächen hervor, die schnell ihren Weg nach den wenigen Flüssen finden, und mit ihnen in beflügelter und unnützlicher Eile dem Ocean zuströmen. Dafür aber verbirgt die Cordillera in ihren innersten Tiefen sehr grosse mineralische Schätze, die sie aber meistentheils der menschlichen Habsucht unerreichbar macht. Wenn auch die Menge des Silbers nicht den Erwartungen der Eingebornen entsprechen dürfte, die durch manches Vorurtheil verführt, oft aus dem ungewöhnlicheren Ansehen eines Berges auf unerschöpfliche Reichthümer seines Innern schliessen, so lassen doch verschiedene Umstände glauben, dass in den Anden von Santa Rosa mehr als ein Silberlager zu entdecken sein dürfte, demjenigen, welches das nahgelegne Uspallata in besseren Zeiten besass, völlig vergleichbar. Allein alle Silberadern sind bis jetzt nur in Höhen vermuthet oder nachgewiesen worden, wo ungeheure Felsen der härtesten Art den Boden ohne Unterbrechung bedecken, wo der Schnee sechs Monate lang liegen bleibt, und während dieser Periode ein Winter herrscht, der dem im Lande der Myrten und Orangen Gebornen doppelt unerträglich wird. Daher ist niemals in diesen Gegenden der Bergbau anhaltend oder mit Erfolg betrieben worden.

Bei der Unwegsamkeit der Cordillera und der geringen Industrie des niedrigen Landes, aus dem man doch Alles herbeischaffen musste um die Colonie der Bergleute zu erhalten, überstiegen seine Kosten die Mittel der reichsten Speculanten so sehr, dass selbst der dem Glücksspiele der Minen ausserordentlich geneigte Amerikaner vor ihm zurückwich.

Die Aussicht von der Cumbre entspricht durchaus nicht der bedeutenden Höhe des Standortes. Wohin sich auch das Auge wende, wird es nichts entdecken als ganz ähnliche Bergrücken, die als glatte steinige Schneiden auftreten, und grossentheils mit Schnee beladen sind. Man sieht weder auf der Nord- noch auf der Südseite (denn in dieser Richtung kreuzt der Pfad die Cumbre) tief in die Thäler hinab, und wenn nicht manche Nebenumstände an die Höhe dieses Punktes erinnerten, würde man schwerlich auf der Schneide der Anden, des Rückgrates der Welt, zu stehen glauben. Der Ort des Uebergangs stellt eine fast horizontale Ebene von kaum hundert Schritten in der Breite dar, indessen ist der Abhang auf der Seite nach Mendoza weit weniger steil als auf der entgegengesetzten. Es ist nicht möglich von diesem Platz aus rechts oder links weit auf dem Kamme vorwärts zu dringen, denn der steinige Boden ist dem Gehenden sehr hinderlich, und nichts lohnt die Anstrengung. Vereinzelte Felsschichten brechen zu Tage aus, und zeigen verschiedene Structur und Neigung, und eine solche Reihe *) ragt unter einem Winkel von wenigen Graden aus dem Kamme selbst hervor, und wird wegen ihrer Zerreissung in Gruppen, die in einiger Entfernung verbunden erscheinen, von den Chilenen mit den Ruinen einer Kirche verglichen. Nach neuen Pflanzen sieht man sich umsonst um, und nicht einmal Lichenen lassen sich an den Steinen entdecken. Findet man auch in den geschützteren Spalten einige Vegetation, so beschränkt sie sich doch auf Arten, die man weiter hinab in viel kräftigerem Zustande sammelt, und die unter dem Einflusse des Klimas verkümmert, hier ein etwas fremdartiges Ansehen annahmen. Nur eine merkwürdige Form aus der Gattung der Verbenen **) kommt hier vor, gleichsam an ihrer westlichsten Gränze, denn

*) Graugrüner sehr feinkörniger Trapp, untermischt mit sehr vieler, oft buntfarbiger Hornblende.

**) *Verbena nubigena*. *Poepp. in* Froriep's *Notiz. Bd.* XXIII. *p.* 292.

allein auf den dürren Schieferbergen des östlichen Abhangs erscheint sie in grossen Mengen, wenn auch auf weit geringerer Erhöhung über dem Meer, und steigt nie auf der chilenischen Seite herab. Sie vertritt in diesen unfreundlichen Regionen die nützliche Valeriana, von der oben die Rede war, und ihre breiten Rasen, die sich im hohen Sommer mit unzähligen kleinen Purpurblumen schmücken, liefern den einzigen Brennstoff. Mittelst dieser Pflanze wurde ein Feuer angezündet, um das Mittagsmahl zu bereiten, allein nur zu bald machten Umstände das Verlassen des Platzes nothwendig. Wenn auch die gefürchtete Puna, d. h. die körperlichen Leiden, welche aus der Verdünnung und Gewichtsverminderung der Atmosphäre in grossen Erhöhungen entstehen, mich nicht befiel und zum Rückwege nöthigte, so verwandelte sich dafür der leise Wind plötzlich in einen Sturm, so heftig, dass kaum das Stehen möglich war, und so kalt, dass das Quecksilber, welches bis dahin auf 7° C. sich gehalten hatte, auf den Gefrierpunkt herabsank. Nichts blieb übrig als den Rückweg möglichst schnell anzutreten, denn wenn auch um diese Jahreszeit keine lebensgefährlichen Schneestürme zu befürchten sind, so treten doch nicht selten Gewitter und Regen ein, denen man völlig allein nicht zu begegnen wünschen kann. Unangenehm genug mahnte unter solchen Umständen der Anblick eines vorher übersehenen Kreuzes, welches unfern der Casucha de la calavera die Stelle bezeichnete, wo im vergangenen Frühjahr drei Chilenen in einem Unwetter ihr Leben verloren. Die immer tiefer streifenden Wolken verdunkelten die ganze Gegend, und vermehrten den schaurigen Eindruck, den diese auch im Sonnenschein noch hervorzubringen vermag; der durchnässende Nebel war empfindlich kalt. Nur nach mehreren Stunden ununterbrochnen Herabsteigens wurde erst die äusserste Gränze dieser Dunstschicht erreicht, und mit wahrer Freude der plötzlich erscheinende blaue Himmel und die freundlichen Strahlen der abendlichen Sonne begrüsst, die sich auf den glatten Blättern der ersten höheren Bäume spiegelten. Reich beladen mit Pflanzen und Proben der merkwürdigeren Gebirgsarten, und in Besitz von sechs Ansichten, die im Laufe dieser zwei Tage aufgenommen worden waren, hielt ich spät Abends zur Verwunderung der kleinen Garnison wieder meinen Einzug in der Guardia, und erreichte am nächsten Morgen glücklich die Hütte am Rio colorado.

Wenn die Kreuzung der Anden schon im Sommer manche Gefahr bietet, oder doch sehr beschwerlich ist, so wird sie im Winter zu einem Wagestück, an dem sich die ganze Festigkeit und der furchtlose Sinn eines Reisenden erproben mag. Ehedem unternahm sie Niemand, und gegenwärtig entschliesst man sich auch nur dann zu ihr, wenn die Nothwendigkeit drängt, denn selbst die Postverbindung hört in den schlimmsten Monaten des Jahres zwischen Santa Rosa und Mendoza auf. Das Leben der Chilenen war in früheren Zeiten ein ganz anderes als das gegenwärtige. Niemand bekümmerte sich viel um das Ausland, und Handelsgeschäfte wurden weniger grossartig und mit viel geringerer Thätigkeit betrieben. Die Nothwendigkeit grösserer Industrie hat, wie überall anders, auch in Chile die Folge gehabt den Eingebornen zu mancher Anstrengung zu zwingen, die ihm ehedem fremd war, und zur Begegnung von Unannehmlichkeiten zu veranlassen, denen er sonst furchtsam auswich. Aus diesen Ursachen sind Reisen über die Anden jetzt weit häufiger als ehedem, und die am Fusse des Gebirgs Gebornen haben eine früherhin ungewöhnliche Vertrautheit mit denselben sich erworben, die dem Fremden zu Statten kommt, den die Nothwendigkeit zu einer Winterreise zwingt. Die Vorbereitungen zu ihr sind Zeit erfordernd und kostspielig, und deshalb hält man sich stets einige Tage in Santa Rosa auf, wo während der regenlosen Tage des Winters eine wahrhaft frühlingsartige Natur lacht. Man hat Mühe zuverlässige und abgehärtete Begleiter zu finden. Lebensmittel sind in grösseren Vorräthen einzusammeln, Kohlen müssen gebrannt werden, und eine Menge Vorkehrungen sind zu treffen, durch welche man den Gefahren einer solchen Reise allein begegnen kann. Bald nachdem man den ersten Schnee erreicht hat, der im Juli bis tief unterhalb der Guardia vorkommt, werden die Maulthiere zum Reiten unnütz. Ojotas, dreieckige Stücken von ungegerbter Haut, werden unter die Füsse der Gehenden gebunden, da sie theils gegen die Kälte schützen, theils einen sicherern Tritt verschaffen. Wenn auch die Lastthiere nicht mehr vordringen können, so entladet man sie, und vertheilt ihre Bürden in kleinen Bündeln unter die Führer, allein man sucht die erleichterten Maulthiere noch dazu zu benutzen durch den Schnee zu brechen und den Weg zu bahnen. Bald tritt aber für sie ein solcher Mangel an Nahrung ein, dass man sie zurück senden muss. Bisweilen verliert man wohl auch mehrere dieser genüg-

samen und nützlichen Thiere, denn die steilen Thalwände sind dann mit einer gleichartigen Decke von gefrornem Schnee überzogen, und haltungslos wie die Dächer gothischer Kirchen. Gleitet da ein Maulthier aus, so rollt es bis in den Abgrund, doppelt unglücklich wenn es dort lebend ankam, denn unfähig die Höhe von Neuem zu erklimmen ist es verurtheilt den traurigen Tod des Hungers zu sterben. Selbst dem geübten Auge der Führer erscheint dann die Gegend formlos, und dienten nicht die Wände der unendlich tiefen Thäler zur beschränkenden Scheide, so wäre das verderblichste Verirren wohl unvermeidlich. Unter der Decke des Schnees nimmt die ganze Natur eine solche Einförmigkeit an, dass aller Massstab verschwindet, dessen doch das menschliche Auge stets bedarf. Keine Höhe und Entfernung wird richtig geschätzt, und alle Reisende stimmen überein, dass nichts so schmerzlich auf diesem Zuge sei als die scheinbare Langsamkeit seiner Bewegung, denn oft sieht man nach mehreren beschwerlichen Stunden noch den verlassnen Punkt in täuschender Nähe unter sich. Wenn mit dem Eintritte des Abends die Zeichen des Wetters immer bedenklicher werden, so begrüsst man die Casucha, die man noch zeitig genug erreichte, trotz ihres kümmerlichen Obdachs gleich einer ersehnten Heimath. Oft habe ich die Beschreibung dieser Scenen durch einen Bürger Santa Rosas mit angehört, den sein Beruf als Courier der Regierung seit Jahren auch im tiefsten Winter über die Anden führte, und stets brachte die ungeschminkte Erzählung Mitleid und Schauer hervor. Wenn die Träger ihre Bürden abgeladen, so erglimmt ein spärliches Kohlenfeuer, und ein einzelnes Licht macht die Wüstheit des Platzes noch sichtbarer. Eng an einander gedrängt sucht der kleine Haufen sich zu erwärmen, denn durch die thürlose Wandöffnung saust der entfesselte Sturm. Wenn der Kampf der Elemente zunimmt, so läuft ein abergläubisches Geflüster durch die Versammlung, und selbst der Europäer mag sich eines vorübergehenden Grauens nicht erwehren, wenn er an seine Entfernung von dem bewohnten Thal und an seine Ohnmacht gegenüber einer solchen Natur denkt. Während in dem niedrigeren Lande segenbringende Regen sich ergiessen, führt der Sturm, unter dessen Gewalt selbst die ewigen Gipfel erzittern, unendliche Mengen von Schnee herbei. Wenn nach einer solchen Nacht der Morgen grauen sollte, so scheint sich das nächtliche Dunkel verlängern zu wollen, denn erst um Mittag tritt

eine ungewisse Dämmerung ein, während der Sturm den Schnee wie eine Wand vor sich hertreibt. Doppelt schauerlich wird die Scene wenn grelle Blitze durch diese Winterstürme hindurchzucken, und die Extreme furchtbarer Naturerscheinungen zweier entgegengesetzten Jahreszeiten nebeneinander auftreten. Nicht selten dauert ein solcher Sturm mehrere Tage, und Schnee verdeckt zuletzt die Casucha und ihre gefangnen Bewohner. Sind diese mit Vorräthen hinlänglich versehen, so ist ihre Lage noch immer eine erträgliche. Doch geschieht es wohl, dass diese endlich erschöpft werden, und ein so grosser Mangel einreisst, dass ein noch übriges Maulthier oder wohl gar die ungegerbten Häute des Gepäcks gegessen werden müssen. In solche Lage kam kurz vor meinem Besuche ein geschätzter Landsmann, der zwar zuletzt noch Mendoza erreichte, allein sein Leben blos gerettet hatte, um es bald darauf unter Mörderhänden unfern Montevideo auszuhauchen. — Schauer ergreift wohl Jeden, der sich lebhaft in die Lage der Unglücklichen denkt, die von einem solchen Unwetter überfallen werden, ehe sie die kleine, täuschend nahe Steinhütte erreichen. Alle Anstrengungen sind umsonst, und der mächtige Instinct der Lebenserhaltung veranlasst die Halbbewusstlosen sich unter einen überragenden Felsen zu schmiegen. Wenn der Schnee immer dichter fällt und die Mitternacht grössere Kälte herbeiführt, leuchtet noch einmal über das umnebelte Bewusstsein das Andenken an die unerreichbare Heimath und das grünende Thal, und die Wanderer sinken hin vom Tode der Erstarrung ergriffen. Welche Zeugen der winterlichen Schrecken die weisse Decke verberge, offenbart erst der eintretende Frühling dem ersten der vorüberziehenden Saumthierführer. Die Leichname erscheinen unentstellt unter dem wegschmelzenden Schnee, und ein flaches Grab von den glücklicheren Reisenden gegraben empfängt sie. Das namenlose und schnellvergängliche Kreuz, welches eine solche Stelle bezeichnet, erfüllt auch Die mit ernsten Gedanken, die an ihm im Sommer unter dem Strahle der Sonne vorüberziehen, und wenigstens keine solchen Gefahren zu befürchten haben.

Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen ergab es sich, dass die Flora dieser Gegenden keineswegs so unerschöpflich reich sei, wie von ihr, gemäss der Erhöhung über dem Meer, gemuthmasst worden war, und

dass sie in dieser Hinsicht weit hinter derjenigen der fruchtbaren Küstenstriche zurückbleibe. Es herrscht bis auf 4000 Fuss eine sonderbare Wiederholung des bis an das Meeresufer Gesehenen, und nur erst wenn man diese Gränze übersteigt, darf man auf eine Ausbeute an neuen, aber nicht besonders häufigen Pflanzen rechnen. Allein alles Vegetabilische wird durch die trockne Hitze des Sommers in den Anden noch weit früher zerstört als in den niedrigeren Gegenden, und zu rathen ist es jedem Botaniker, der künftig Chile zum Lande seines Aufenthaltes erwählt, die nördlicheren Anden nie als Striche zu betrachten, die seiner Niederlassung während mehrerer Monate werth sind, sondern nur als solche, in denen ein zur günstigsten Zeit — etwa im November — mehrmals wiederholter, flüchtiger Besuch allein die Mühe lohnen kann. Das gradweise Wegschmelzen des Schnees sollte da die Bewegungen des Pflanzenkenners bestimmen. Seine Decke verschwindet und bringt oft in den sonst unbemerkten Bächen Wasserfälle hervor von der ausserordentlichsten Grösse, so dass sie in Europa Hunderte von Beschauern, zum Theil aus weiter Ferne, herbeilocken würden. Kaum ist aber diese Quelle der kurzen Fruchtbarkeit versiegt, und kaum hat die Sonne in Verbindung mit den heftigen Winden den harten Steinboden von Neuem berührt, so verwelken auch die zarteren Formen der Alpenpflanzen und nur die widerlichen Cactus, die von keinem solchen Wetterzustande abhängen, und die langweiligen Sträuche aus der Familie der Synanthereen bleiben stehen. Wendet der Forscher, dieser Einförmigkeit müde, sich an die andere grosse Hälfte der organischen Schöpfung, so empfängt er auch da wenig Trost, denn das Feld der Zoologie ist hier fast noch undankbarer als dasjenige der Botanik. Der schiefergraue Adler *(Falco Eguia. Temm.)*, der Tharu, und einige kleine aber unansehnliche Landvögel sind die einzigen Bewohner des Thals, und kommen höher hinauf nicht vor. Doch ist es erfreulich genug, dass man die seltene Phytotoma, einen Vogel von der Grösse unserer Ammer, hier eher erhält als in den niedern Gegenden, wo die ewigen Verfolgungen ihn in der That an Zahl sehr vermindert und sehr scheu gemacht, denn was Molina von seiner bösen Gewohnheit Pflanzen am Boden abzuschneiden, und von dem Hasse erzählt, welchen der Landmann gegen ihn fühlt, ist völlig wahr. Es möchte mit zwei oder drei Ausnahmen zu bezweifeln sein, ob die höchsten Anden überhaupt eigenthümliche Thiere enthalten

von den Arten, die nie aus ihren kalten Regionen auch auf die niedrigeren Berge herabsteigen. Zu jenen Ausnahmen dürfte eine überaus bunte Ente zu rechnen sein, welche scharf abgeschnittene schwarze Bänder sogar auf dem weissen Halse zu tragen schien. Unter den sechs Arten von Enten, welche mir nach und nach in Chile in die Hände fielen, war diese Art nie wieder zu finden, welche der Landmann mit dem Namen der Cordillerenente belegt, und die sich stets in den wildesten Strudeln der gefährlichen Alpenwässer umhertreibt, wo man sie entweder nicht deutlich gewahrt, oder unmittelbar nach dem gelungenen Schusse in den schäumenden Wellen verschwinden sieht. Geschöpfe der noch niedrigeren Ordnungen sind weit seltener als im Küstenlande; die ungewöhnliche Wildheit der Ströme und die Eiskälte des Wassers machen es selbst den Flussfischen, die überhaupt in Chile nicht häufig sind, unmöglich, hoch hinaufzusteigen. Die wenigen Insecten aber, die das Gebirge bietet, würde man lieber ganz entbehren, denn sie scheinen mehr zur Qual des Menschen geschaffen. Ein kleines zweiflügeliges Geschöpf aus der artenreichen Familie der Tipularien, welche weiter hinab nur wenige Repräsentanten findet, ist in den Anden keine Seltenheit, und ein Gleiches gilt von den grossen Stechfliegen, welche in den Nachmittagsstunden durch ihre heimtückischen Angriffe fast jede sitzende Beschäftigung zur Unmöglichkeit machen. Unausstehlich wird mit der Zeit ein harmloses, aber durch seinen Lärm Alles betäubendes Insect, aus der Familie der Cicaden, welches besonders auf den strauchartigen Euphorbiaceen und der Kageneckia sich gefällt und vom Morgen bis zum Untergang der Sonne seine schneidend scharfen Laute ertönen lässt. Die sonnigen Dickige sind voll von solchen Geschöpfen, die im lästigen Chor den Reiter empfangen. Eine wahrhafte Plage ist die ausserordentlich grosse Wanze, die Vinchuca, die schon von früheren Reisenden, jedoch nur als Bewohnerin der dürren Pampas von San Luis und der nicht viel fruchtbarern Gegend von Mendoza, erwähnt wurde. Aus der Gattung der Reduvien des Fabricius gleicht sie an Gestalt der grössten unserer Baumwanzen, an üblem Geruch der gewöhnlichen Bettwanze, allein an Blutgierigkeit, List und Giftigkeit lässt sie diese weit hinter sich. In grösster Menge hält sie sich in den Strohdächern der Hütten auf, und verbirgt sich am Tage so sorgfältig in denselben, dass man umsonst nach irgend einer Spur suchen würde. Kaum ist aber das Dunkel

eingetreten so kommt sie aus ihrem Versteck hervor und fliegt geräuschlos umher. Selbst auf einer minder empfindlichen Haut lässt ihr Biss Anschwellungen, die unter mehreren Tagen nicht verschwinden und peinlich schmerzen. Niemand wagt daher im hohen Sommer innerhalb der Häuser zu schlafen. Die nächtliche Kühle und ein Lager in Entfernung von zehn Schritten von der Hütte giebt ziemliche Sicherheit gegen das Insect, welches nur im Innern der Wohnungen vorkommt. Das Klima von Chile scheint weiter nach der Küste zu der Vinchuca nachtheilig, denn schon in Santa Rosa gehört sie zu den selteneren Erscheinungen, und ist eigentlich nur in den Bauernhütten der Anden, ganz besonders um den Rio colorado, häufig, wohin sie ohne Zweifel erst in neuern Zeiten durch Reisende, die aus den Pampas kamen, verpflanzt wurde. An den Fledermäusen soll sie gefährliche Feinde haben; welcher Gattung diese letzteren beizuzählen sind, ist mir bei der Unmöglichkeit ihrer habhaft zu werden unbekannt geblieben. Wahrscheinlich sind sie jedoch den Chiropteren nahe verwandt, wo nicht genau dieselben, welche die südlichen Anden bewohnen, und später zu erwähnen sind.

Diese unerwartet geringe Ausbeute, die wenigstens in keinem Verhältnisse zu den Entbehrungen stand, welche der einsame Aufenthalt am Rio colorado mit sich führte, veranlasste mehrere Ausflüchte in das niedrige Land herab. Die erste kleine Reise war nach der Gegend von Petorca gerichtet, in der Absicht theils den Vorrath von Pflanzen der Sammlung zu vermehren, theils die Goldbergwerke kennen zu lernen, die dort betrieben werden und in einzelnen Jahren beträchtliche Ausbeute geliefert hatten. Indessen beide Erwartungen blieben sehr unbefriedigt, denn auf dem langen und peinlichen Wege, dessen Zurücklegung von Santa Rosa aus fast zwei Tage angestrengten Reitens erforderte, zeigte sich nichts als ein vertrocknetes Land, voll von steinigen Bergen, und keine Pflanze, die nicht schon bemerkt worden wäre. Nicht minder wurde die Hoffnung vereitelt die Bergwerke in Thätigkeit zu finden. Die unansehnlichen Gruben, welche mit den kunstreichen Bauen Europas nichts gemein haben als den Namen, und unbequeme, wie es scheint sehr planlos angelegte Löcher von geringer Tiefe oder Umfang darstellen, waren geschlossen, da theils der Mangel an Capital, theils die Furcht vor

baldigen Unruhen die Betreibung verboten. Freigebigkeit eines wohlhabenden Minenbesitzers verschaffte zwar eine ansehnliche Sammlung von Proben der goldhaltigen Erze, allein auch diese gingen wenige Wochen später von Neuem verloren. Indessen mag dieser Besuch in einer vorzugsweise als sehr reich geschilderten Gegend Gelegenheit geben die Bemerkungen zusammenzustellen, welche im Allgemeinen über den Bergbau Chiles theils hier, theils später im Süden gesammelt wurden. — Es ist ein allgemein verbreiteter Glaube gewesen, welcher nur erst durch manche bittere Erfahrungen der neuesten Zeiten wankend gemacht wurde, dass Chile fast überall Adern der edelsten Metalle enthalte, die nur der Bearbeitung bedürften, um dem Unternehmer in kurzer Zeit den Besitz der ausserordentlichsten Reichthümer zu versichern. Gesellschaften und einzelne Individuen sind gleichmässig Opfer dieses Vorurtheils geworden, welches übrigens nur allein Diejenigen hegen konnten, welche mit der Art des Landes völlig unvertraut waren. Um über das Missliche einer gewissen Art von Bergbau in Chile zu entscheiden, ist kein grosses bergmännisches Wissen nöthig, und blosse Localkenntnisse des Landes reichen dazu hin. Wenn es auch wahr sein dürfte, dass Silber sich an vielen Orten vorfindet, so ist es doch immer die erste Betrachtung, ob der Fundort überhaupt zugänglich sei, ob die Hülfsmittel und der Culturzustand der Provinz die vielerlei Vorkehrungen erlauben, mit denen man in Europa Hindernisse beseitigt, und ob dann die Ausbeute die Kosten decken könne, die stets ausserordentlich hoch sind. In den meisten Fällen werden alle diese Fragen verneinend beantwortet werden müssen. Eine unbezweifelte Thatsache ist es, dass Silberminen, die man vier oder fünf Tagereisen weit von den letzten bewohnten oder bewohnbaren Orten innerhalb der Anden, auf Höhen von sechs- bis achttausend Fuss über dem Meere auffände, nur dann zu bearbeiten wären, wenn ihr Reichthum denjenigen gliche, welche man 1829 bei Coquimbo entdeckte [2]), denn Klima und Oertlichkeit widersetzen sich in den Hochlanden Chiles dem Bergbau vielfach mehr als in Peru. Allein der Reichthum der Silbererze ist nie sehr gross, und man hält sie für ziemlich gut, wenn sie 9 — 10 Mark geben, d. h. mit andern Worten, wenn aus einer Quantität von 5000 Pfunden Erz $4\frac{1}{2}$ — 5 spanische Pfunde reines Silber sich ausscheiden lassen, eine Geringfügigkeit des Gehalts, die neben andern Ursachen jeden andern Ausscheidungs-

process als den durch Amalgamation verbietet. Als die vorzüglichste dieser Ursachen ist der ausserordentliche Mangel an Brennmaterialien zu nennen, denn die Kahlheit der steinigen Bergrücken, von denen schon mehrfach die Rede war, erreicht in den eigentlichen Minenprovinzen, in Coquimbo und Copiapó, den allerhöchsten Grad. Aus diesem Grunde wird man wohl bei dem kostspieligen Amalgamiren bleiben müssen, obwohl man rechnet, dass jede Mark Silber einen Verlust von 3—6 Unzen Quecksilber veranlasse, den man bei dem hohen Preise des letzteren (1832 und 1833, 75 spanische Thaler für den Centner) nicht als Kleinigkeit ansehen kann. Wenn Entfernung von holzreicheren Gegenden dem Bau auf Silber hinderlich wird, so würde derselbe Umstand die Gewinnung des Kupfers im tiefen Innern ganz unmöglich machen, denn schon jetzt, wo mit geringen Ausnahmen alle Bergwerke innerhalb Entfernungen weniger Tagereisen von der Küste sich befinden, zeigen sich die entlegneren als sehr unvortheilhaft. Der Transport von Kohlen von Talcahuano nach Coquimbo würde schnell genug gehen, da der vorherrschende Wind in einer sehr günstigen Richtung, von S. her, weht, allein die Verführung in das Innere ist aus Mangel an schiffbaren Flüssen sehr kostspielig, wo nicht unmöglich, und die Art der Kohlen eine solche, dass sie durch Selbstentzündung schon mehrere Schiffe zerstört, andere in die grösste Gefahr gebracht haben. Der Transport der Erze nach den Häfen ist aus denselben Ursachen nicht wohl möglich, und ihre Verschiffung nach dem Süden oder gar nach Europa, um sie der Schmelzung zu unterwerfen, hat dieselben Erscheinungen freiwilliger Entzündung hervorgebracht wie die Kohlen [3]. Diese Umstände zusammengenommen beweisen die Verkehrtheit der Pläne, welche, ohne Ortskenntniss in England gemacht, zu den Bergwerksgesellschaften Veranlassung gaben, deren thöriges Verfahren man belächeln könnte, schien es nicht als ob der Betrug zum Theil nicht unabsichtlich gewesen sei, und hätten nicht so Viele durch die Vorspiegelungen getäuscht das Ihrige geopfert, die nun verarmt die eigne Leichtgläubigkeit verwünschen. Ueber die englischen Minencompagnien herrscht in ganz Südamerika nur Eine Stimme, und was irgend über sie in Europa gesprochen worden, das Viele was über sie gedruckt vorhanden ist, lässt sich in wenige Worte zusammenfassen. Sie waren Schwindeleien von Speculanten erfunden, welche grossentheils der Vorwurf

der Gewissenlosigkeit trifft, Seifenblasen, welche, nur von dem berauschten Geiste der Zeit unterstützt, gar bald zerplatzten, Pläne, die nie für einen praktischen Zweck berechnet, sondern allein für die londoner Börse zusammengestellt und für Chile so wenig passend waren als für irgend ein anderes Land der Welt. Dass ein und der andere redliche Mann als Beauftragter in Südamerika erschien, ändert an der Sache im Allgemeinen nichts. Blosse moralische Vortrefflichkeit reicht nicht hin, wo grosse Vertrautheit mit einem Geschäft erfordert wird, und wenn daher die Absichten der Einzelnen an sich nicht immer ganz verwerflich waren, so lief doch in der Regel ihre Ausführung aller ruhigen Ueberlegung entgegen. Man hat in Südamerika das Schicksal, welchem keine der Gesellschaften trotz ihrer nominellen Millionen von Pfunden Sterling entgehen konnte, sehr wohl vorausgesehen, und darum hat auch der vorsichtige Handelsstand jener Länder wenig bei dem Sturze der Compagnien gelitten. Diejenigen, welche sich Chile zum Schauplatze erlesen, sind alle untergegangen. Planlose Verschwendung und Verkehrtheiten, mit deren Erzählung man Seiten erfüllen könnte, stürzten gar bald zwei von ihnen. Die noch übrige, klüger geworden durch das Schicksal ihrer Schwestern, beschränkte ihr Geschäft, und begnügte sich mit Ausbeutung des Kupfers, allein auch so vermochte sie sich nicht zu retten, und sah sich daher ebenfalls gezwungen gegen 1828 ihre Niederlassung zu verkaufen und ihr Geschäft so gut und so ehrenvoll, als gerade ihre sehr drückenden Umstände erlauben wollten, aufzugeben. Jetzt wird nun der Bergbau wieder auf dieselbe Weise wie ehedem, nämlich durch einzelne Männer getrieben, denen selten ein grösseres Capital zu Gebote steht, und die der Mehrzahl nach von einer Art von Mittelspersonen abhängen, den sogenannten Habilitadores, die im Besitze beweglicher Capitale zwar im Bergbau speculiren, sich ziemlichen Wagnissen aussetzen, allein nur in den seltenern Fällen Minen in eigner Person betreiben. Hat irgend ein Unbemittelter eine Silber- oder Kupferader entdeckt, so schiessen sie ihm die Gelder zur Bearbeitung vor, und nehmen die Producte zu einem mässigen Preise als Rückzahlung für Capital und Zinsen an. Da sie beide verlieren, wenn das Bergwerk den Erwartungen nicht entspricht oder doch sehr mittelmässig bleibt, so sind die Bedingungen der Anleihen im Verhältnisse zur Gefahr des gänzlichen Verlustes, eine Erläuterung, die man diesen Gläubigern schuldig ist, weil

sonst ihr Verfahren leicht für jüdisch ausgegeben werden könnte. Das Gesetz erkennt diesen Handel an und schützt ihn; er erstreckt sich übrigens nicht allein auf den Bergbau, denn dasselbe System der Habilitacion wird auch in Peru bei Anlegung von Cocapflanzungen beobachtet und liegt tief in den commerciellen Verhältnissen beider Länder begründet. Oft bleibt der eigentliche Minenbesitzer ein ewiger Schuldner, denn er zahlt nie den vollen Belauf ab, sondern borgt von Neuem auf den Erwerb des nächsten Jahres, wodurch nun freilich die Neigung zu übler Wirthschaft befördert werden mag, die beinahe alle Mineros auszeichnet und von ihnen wieder auf ihre Arbeiter übergeht; Grund dass der ganze Stand, besonders in den Gegenden wo man auf Silber baut, eben nicht zu einem musterhaften wird. Die Klagen der beiden Parteien sind stets gross gegen einander, und Processe zwischen ihnen keine Seltenheiten, indessen da Niemand den Minero zwingen kann das fremde Geld anzunehmen, wenn ihm die Bedingungen unbillig scheinen, so verliert er eigentlich das Recht sich über den Habilitador zu beschweren, dessen Gewinn zwar ein ausserordentlich grosser sein kann *), aber einmal auf einem Vertrage beruht, und ausserdem doch mit vielen Wagnissen verknüpft ist. Das Loos des Arbeiters in den Bergwerken ist kein beneidenswerthes, denn er verdient bei überaus harter Arbeit nicht mehr als zwei bis vier Realen täglich, je nach seinem Range. Ausserdem erhält er eine Ration von getrockneten Bohnen, Feigen oder Mehl, und ein- oder zweimal wöchentlich einige Pfund gedörrtes Fleisch. Seine Arbeit darf eine sehr anstrengende genannt werden, denn einmal ist das Innere der Gruben ein solches, dass es oft unmöglich wird die Glieder frei zu gebrauchen, und dann dauert die Zeit des Dienstes 15 Tage bis zu einem Monat, und zwar ohne Unterbrechung der Arbeit, ausgenommen an ganz hohen Festtagen. Eine grosse Erleichterung für diese Menschen ist es, dass in neuern Zeiten das Schiesspulver so wohlfeil geworden, dass man es mit Vortheil in den Bergwerken anwenden kann. Ehedem geschah dieses nur im Nothfalle, und alles Erz musste mit der Brechstange und dem Fäustel losgearbeitet werden.

*) Aus einem Briefe eines peruanischen Minero (*Mercurio peruano. Lima*, 1791. *Tom.* I. *p.* 22.) geht hervor, dass damals die Habilitadores selbst in Peru, wo doch Capitalien keine Seltenheit waren, innerhalb drei bis vier Monaten 18 Procent von ihrem Darlehen zu gewinnen verlangten.

Erstere *(bareta)* ist 1⅓ Vara lang, der zweite *(combo)* 18 — 20 Pfund schwer. Schon diese Plumpheit der Werkzeuge erschwert die Arbeit, denn eine zweite leichtere Art von Fäusteln darf nie innerhalb der Bergwerke erscheinen, sondern wird nur ausserhalb geduldet, um das bereits herausgeförderte Erz zu zerkleinern. Obgleich seit einigen Jahren mehrfache Verbesserungen im Verfahren der Bergleute eingeführt worden sind, so blieb doch die persönliche Lage derselben unverändert; man hat noch nicht daran gedacht ihnen Erleichterungen zu verschaffen oder auf ihr Moralisches einzuwirken. Was sie mit grossen Anstrengungen in vielen Tagen verdienen, das vergeuden sie an Festtagen in wenig Stunden durch Spiel und Trunk. Die Minenbesitzer führen mit den Arbeitern eine laufende Rechnung und sind dabei natürlich nicht die verlierende Partei. Zwar zahlen sie noch denselben Lohn wie ehedem, wo alle Waaren um das Vier- bis Sechsfache theurer waren, allein sie verstehen es dieses Geld wieder an sich zu bringen. Der Bergmann wird genöthigt alle seine Bedürfnisse vom Minero zu entnehmen, und zahlt dann für sie die ehemaligen Preise, z. B. zwei bis drei Realen für die Vara groben Baumwollenzeuchs *(tocuyo)*, die man jetzt überall für einen Real kauft. Der Ueberschuss des Verdienten wird am Ende des Monats in der Pulperia vertrunken, welche der Minero ebenfalls hält, und daher sind die Bergleute stets sehr arm und von sehr unordentlichen Gewohnheiten. Auf den ersten Blick sieht das ganze Verfahren des chilenischen Bergbaues sehr roh und unvortheilhaft aus, indessen selbst entschiedene Tadler des Landes und Volks haben sich genöthigt gesehen zuzugeben, dass die Chilenen im Verhältniss ihrer Umstände und vieler örtlichen Einflüsse die Einrichtungen, welche bei ihrem Bergbau nöthig sind, sehr passend zu treffen verstanden. Von sachverständigen europäischen Bergleuten hört man allgemein das Urtheil, dass zwar durch bessere Anlegung der Stollen viele Arbeit und Kosten zu ersparen wären, dass durch häufigere Anwendung von Maschinenkraft das Geschäft viel erleichtert werden könne, dass aber im Allgemeinen das Verfahren der Chilenen zweckmässig genannt zu werden verdiene.

Die Silberbergwerke, welche Chile früher besass, werden gegenwärtig nur der kleineren Zahl nach bearbeitet, denn der Revolutionskrieg

hat eben so wie in Peru die schlimme Folge gehabt, theils durch Erschöpfung der Privatvermögen, theils durch den Einsturz oder die wilden Wasser, die in den länger geschlossenen Bergwerken überhandnahmen, den Bergbau überhaupt sehr zu verringern. Im Ganzen neigt sich auch der Chileno weniger zu seiner Betreibung als der Peruaner, und die fieberhafte Sehnsucht nach plötzlichem Reichwerden quält den ersteren weniger als den letzteren, der oft durch sie getrieben sich ruinirt, oder die abenteuerlichsten Züge nach der Wildniss unternimmt. Man wird in Chile, selbst da wo vorzugsweise Bergbau getrieben wird, bei weitem nicht so durch die nie endenden Unterhaltungen über die Möglichkeit neuer Entdeckungen von Silberadern geplagt, und ist nicht so verurtheilt die langweiligen Klagen über den Verfall der Bergwerke mit anzuhören, wie in Peru. Einmal ist der Volkscharakter im letzteren Lande ganz verschieden vom chilenischen, und dann ist der Chileno auch nicht auf den Bergbau als die einzige Quelle des Reichthums angewiesen. Während der Peruaner sich mit Träumen künftiger Schätze erhitzt, bis er seine unangenehme Lage vergisst, haben viele chilenische Landbesitzer entweder den Bergbau ganz aufgegeben, oder sie haben das höchst ungewisse Glücksspiel der Gold- und Silberminen mit dem einträglichen und sichern Bauen auf Kupfer vertauscht. Im Allgemeinen erhellt schon aus mehreren der oben angeführten Umstände, dass das Bauen auf Silber nicht sehr vortheilhaft sein könne, und die Thatsache scheint dieses noch mehr zu beweisen, dass man 1832, selbst nach Entdeckung der grossen und fabelhaft reichen Minen von Copiapó, den jährlichen Ertrag des Landes an Silber nur auf 120 — 130,000 Mark schätzen zu dürfen glaubte, während ein einziges Bergwerk Perus (Mina de Llauri Cocha, zu dem Cerro de Pasco gehörig) um 1760 allein jährlich 60 — 80,000 Mark lieferte. Dem eifrigen und vortheilhaften Betrieb steht in Chile gegenwärtig gar sehr der Mangel an sogenannten Bancos de rescate entgegen, wie sie einst in Santjago bestanden, und wie sie in Peru (Caxamarca für die Minen von Gualgayoc, Cerro de Pasco, Lima, Potosi) noch erhalten werden, Anstalten, in denen die Regierung für den gesetzlichen Preis das reine Silber aufkauft. Der Minenbesitzer, der alljährlich nur kleine Mengen gewinnt und deshalb keine Reise nach Valparaiso machen kann, dennoch aber stets baares Geld bedarf, sieht sich gezwungen sein Silber an Zwi-

schenhändler, oft um acht bis zwölf Realen für die Mark wohlfeiler als der Markt- und Münzpreis ist, zu verkaufen. Man hat, um den sehr lauten Klagen über diesen Punkt zu begegnen, schon lange den Plan gemacht in Coquimbo, als dem Hauptort der Bergwerksdistricte, eine Münze zu errichten, allein wahrscheinlich ist er bis jetzt noch nicht ausgeführt worden. Aus Mangel an Fonds hat seit vielen Jahren die Münze von Santjago kein Silbergeld geprägt, und nur erst 1832 machte die neue Regierung einen Contract mit Privatleuten, um Silber zu festen Preisen zu erhalten, so dass in Folge desselben ohngefähr 100,000 Mark gemünzt wurden. Der Preis der plata piña (des Silbers, wie es erscheint nachdem man es vom Quecksilber des Amalgams befreit hat) ist seit 1826 zwischen 9 und 9½ spanische Thaler für die Mark gewesen, mit Einschluss des Ausfuhrzolles von 4 Realen für die Mark von acht spanischen Unzen. Den Bergbau auf Kupfer darf man jedoch als ein viel mehr reelles Geschäft und als einen wirklichen Industriezweig des Landes ansehen, indem durch ihn sehr viele Arbeiter beschäftigt werden, und er nie durch Erschöpfung des Bodens leiden kann. Wenn auch die gelegentliche Entdeckung von Silberminen dem Bau auf Kupfer Abbruch thut, so kehren die verlockten und getäuschten Arbeiter später oder früher zu dem mehr sichern Erwerb bei den Kupfergruben zurück. Zu der Zeit der spanischen Oberherrlichkeit richtete das Tribunal des Bergbaues seine Aufmerksamkeit allein auf das letztere Metall, dessen Fundorte fast ausschliesslich in den nördlichen Provinzen, besonders um Illapel, Coquimbo, Copiapó und Huasco, sich befinden. Es fehlt jedoch auch nicht im Süden, denn ich selbst habe in den Anden von Antuco Kupfererze gefunden; der Eingeborne benutzt es daselbst auf keine Weise, allein der unabhängige Indier verarbeitet es zu groben Geräthschaften. Kupfer in gediegner Form von sehr grosser Feinheit und zum Theil in grossen Körnern kommt in mehreren Gebirgsströmen im Norden und Süden des Landes vor, ohne jedoch die Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben. Das Kupfer von Copiapó gilt für das beste, und hat in der That einen kleinen Zusatz von Gold, den der Chileno mit Unrecht in allen seinen Kupfererzen vermuthet, allein dieser Zusatz ist viel zu gering um die Kosten der Ausscheidung zu tragen. Einige Erze von Coquimbo enthalten Blei, dessen man sich sonderbar genug bedient, um es dem Amalgam der Silbererze beizumischen. Nur diejenigen Kupfer-

gruben, welche sich in der Nähe der Küste befinden, lohnen die Bearbeitung, denn bei den entfernteren sind im Verhältniss des Werths, den der Ertrag besitzt, die Kosten viel zu gross. Die Reichhaltigkeit der Erze ist sehr verschieden, und nur diejenigen können mit Vortheil ausgefördert und geschmolzen werden, welche 14—20 Centner reinen Kupfers auf den Caxon (5000 Pfund) des Erzes liefern. Bisweilen hat sich die geringe technische Kenntniss der Mineros einem reicheren Ertrage der Erze entgegengesetzt. So giebt es um Huasco sehr reiche Kupfererze (*Bronze* oder auch graue Erze genannt), die sehr viel Antimonium enthalten, und daher dem einfachen Schmelzfeuer widerstanden. Seit 1830 ist es einigen Engländern gelungen Reverberiröfen einzuführen, in denen jene strengflüssigen Erze schmelzen. Als Beweis der grossen Schwierigkeiten, mit denen Jeder zu kämpfen hat, der in diesen Ländern etwas in technischen Beziehungen Neues vorzunehmen wünscht, Schwierigkeiten, über welche schon Helms bitter klagte, mag die Thatsache dienen, dass man die Ziegel zu jenen Oefen von England verschreiben musste, und dann den Chilenen nach und nach die Kunst völlig feuerfeste Ziegel in besondern Hütten zu brennen, deren Einrichtung ihnen eben auch unbekannt war, zu lehren hatte, damit die andern Oefen mit etwas geringeren Kosten erbaut werden möchten. Das Bauen auf dieses strengflüssige Metall wurde sogleich von allen Seiten eifrigst betrieben, und die Reverberiröfen nahmen an Zahl zu. Allein das beispiellose Sterben der Lastthiere, die Theurung und der Mangel, welche in Folge der ausserordentlichen Trockenheit von 1832 einrissen, vermehrten die Kosten dieses neuen Verfahrens so, dass man nur soviel ausschmolz, als zur Bestreitung der laufenden Ausgaben erfordert wurde. Es haben sich daher überaus grosse Mengen von Erzen der gewöhnlichen und der spiessglanzhaltigen Arten aufgehäuft, und der Preis des Kupfers wird in einigen Jahren sehr herabsinken. Der Durchschnittspreiss von 1826—1832 war 16—17 spanische Thaler am Bord, d. h. nach Zahlung des Ausfuhrzolles von acht Realen für den Centner. Der Verbrauch in Indien und den Vereinigten Staaten hat viel Einfluss auf diesen Preis, der gegen die letzten Monate von 1832 bis auf 13 Thaler gesunken war. Unter der spanischen Regierung stand Kupfer und Eisen in ganz gleichem Werthe, und daher kam es, dass viele Dinge, z. B. sogar Kanonenkugeln, aus Kupfer gegossen wurden; heutiges

jedoch geben die fremden Kaufleute fünf bis sechs Centner Eisen für einen Centner Kupfer. Die Production des Kupfers hat trotz dieser Steigerung des Werthes wenig zugenommen, da das Arbeitslohn und die Transportkosten im Verhältnisse wuchsen als man die Bergwerke von der Küste entfernter anlegte. Als Mittelzahl für die jährliche Exportation des Kupfers darf man 50,000 Centner annehmen. Miers schätzte sie auf 40,000; 1829 betrug sie 60,000 Centner, in den Jahren 1785—89 im Durchschnitt nur 21,544 Centner. Verhältnissmässig wenig von dieser Ausbeute findet seinen Weg nach Europa. Aus einigen dem englischen Unterhause 1829 vorgelegten Papieren erhellt, dass damals 5440 Centner chilenisches Kupfer in einem Jahre in England eingeführt worden waren, also mehr als ein Drittheil von der gesammten Importation fremden Kupfers, die sich gleichzeitig auf 13,958 Centner belief.

Unter so verschiedenartigen Beschäftigungen waren die letzten Tage des Decembers herangekommen, und mit ihnen die Zeit, welche die Abreise nach den Gegenden auf der Ostseite der Anden herbeiführte. Die Nothwendigkeit eine Menge von Dingen zu kaufen, um einen längern Aufenthalt fern von der Küste nehmen zu können, und die Versendung der Sammlungen nach Valparaiso erheischten ein neues Hinabsteigen in das Thal von Aconcagua. Dass dazu gerade die Tage des Weihnachtsfestes gewählt wurden, lag in der Vorliebe, die wohl einem Jeden schon in früher Jugend sich für gewisse Perioden des Jahreslaufs einprägt, und in der Anhänglichkeit an manche vaterländische Sitte, die kein Alter und keine Entfernung völlig zu verwischen vermag. Man findet wohl auch in Lagen grosser Entbehrungen Ersatz, wenn man sich zu manchen Zeiten in die kindlich unbefangnen Gefühle des Alters zurückdenkt, wo noch keine theuer erkauften Erfahrungen mit des Lebens ernsterer Seite bekannt gemacht hatten. Allein schon in seinen äussern Umständen erscheint das Weihnachtsfest Chiles ganz von dem deutschen verschieden. Während im Norden dichte Schneemassen das Land überdecken, nächtliche Stürme über die verödeten Fluren sausen, und die Sonne sich nur einige Stunden über dem Horizonte befindet, wehen in Chile nur laue Lüfte am Schlusse der Tage, die dann zu den längsten des Jahres gehören. Der Sommer hat seine Höhe erreicht, und giesst seinen reichsten Segen über

das Land aus. Allein es fehlt dort der volksthümlichen Feier an dem Gemüthlichen, welches das kindlichste Fest der Christen des Nordens auszeichnet. Am 24. December, einem ungewöhnlich heissen Tage, verliess ich die Hütte. Der Weg nach Santa Rosa hinab war sehr einsam, denn die Annäherung des Festes hatte eine Menge von Reisenden, welche in der günstigen Jahreszeit mit beladenen Maulthieren die Anden zu kreuzen vorhatten, veranlasst in dem letztern Städtchen liegen zu bleiben. Das halbvertrocknete enge Thal erscheint doppelt einsam und unfreundlich, wenn keine Glocke solcher langen Züge tönt und an das Treiben geschäftiger Menschen erinnert. Es wäre nöthig gewesen bei Santa Rosa auf die entgegengesetzte Seite des Stroms überzugehen, denn Aconcagua ist noch einige Stunden entfernt, allein die Brücke war eben zerrissen, und durch den angeschwollenen Fluss mit fortgeführt worden. Sehr einfach in ihrer Construction beruhte sie, die nur eine Nachahmung der uralten peruanischen Hängebrücken war, auf denselben Grundsätzen, die nur erst in neuern Zeiten zur Anlegung von Kettenbrücken in Europa Veranlassung gaben. Von den hohen steinigen Ufern des wilden Stroms sind sechs sehr starke Stränge nach der entgegengesetzten Seite gespannt. Sie bestehen aus gedrehten Streifen von ungegerbten Häuten, die man gegen das Wetter und die Insecten mittelst eines Theerüberzugs zu schützen sucht. Zwei und zwei sind übereinander angebracht, und obwohl sie am Lande über ein sehr erhöhtes hölzernes Joch gespannt sind und durch eine Winde straff gezogen werden können, so beschreiben sie doch einen flachen Bogen. Von ihnen hängen in kleinen Entfernungen senkrechte aber dünnere Stränge, welche andere querüberlaufende Taue tragen. Auf den letzteren ruht ein dünnes Flechtwerk, gerade stark genug um nicht unter dem Hufe eines Pferdes durchzubrechen, und in geringen Entfernungen durch dünne aber harte Stücke des baumartigen Rohrs unterstützt. Die Schwere veranlasst dass die Brücke in der Mitte weit tiefer hinabhängt, und also einen nach unten gekehrten Bogen darstellt. Sie ist über sechzig Schritte lang, und an den Seiten nur durch ein paar fortlaufende Seile geschützt, schwankt aber auf das Unangenehmste, sobald der Wind im Thale herabsaust. Auch bei ruhigem Wetter bringt sie der Tritt eines Pferdes in sehr auffallende Schwingungen, und man gebraucht daher die Vorsicht nie mehr als einem Reiter auf einmal den Uebergang zu

erlauben. Ihre Erhaltung kostet nicht wenig, denn reisst sie an dem einen Ende ab, so stürzt sie in den Strom und wird von diesem entweder zerstückelt, oder so um die untenliegenden Felsen herumgewickelt, dass auch das Herausziehen unmöglich wird. — Der Weg wurde also nothgezwungen auf der linken Seite des Flusses fortgesetzt, und Aconcagua gegen Abend erreicht. Hier bestand einst eine von den drei steinernen Flussbrücken, deren sich Chile zu rühmen hatte; sie wurde im Revolutionskriege zerstört, und dürfte vielleicht so bald nicht wieder aufgebaut werden. Der Uebergang über den nicht unbedeutenden Fluss ist sehr eigenthümlicher Art, sobald die Höhe der Gewässer ein gewöhnliches Hindurchreiten nicht länger erlaubt. An beiden Ufern halten sich dann Männer auf, deren Geschäft es ist den Reisenden durch die gewaltsam dahinschiessenden Fluthen zu geleiten, die sich an einzelnen Orten heftig über verborgenen Felsen brechen. Sie gehen unter dem Namen der *Vaqueanos*, sind Landleute, die einen so gefährlichen Verdienst lieben, meistentheils von hohem kräftigen Körperbau und im Besitz von sehr grossen, wohlabgerichteten Pferden. Die Vorbereitungen sind bald gemacht; sobald man in den Strom hineingeritten ist, drängen sich die Führer zu beiden Seiten so hart an den Reisenden, und klemmen ihn so zwischen sich ein, dass dieser, auch wenn er das Gleichgewicht verlöre, nicht leicht vom Sattel fallen kann. Mit vieler Sicherheit verstehen jene die Pferde so zu leiten, dass sie stets nebeneinander und geschlossen bleiben. Wenn man einmal in solche Tiefe gekommen, dass die Thiere schwimmen müssen, so ergreifen die Führer auch die Zügel des mittelsten Pferdes, und ermahnen den Reisenden die Augen zu schliessen, falls er zum Schwindel geneigt wäre. Das Wasser strömt mit erstaunlicher Schnelle und vielem Geräusch, und war in unserm Falle kalt genug um alle drei Reiter zu Klagen über das Bad zu veranlassen, indem auch die am besten schwimmenden Pferde in raschen Strömungen immer so tief einsinken, dass dem Reiter das Wasser bis an die Hüften reicht. Man gebraucht die Vorsicht sie stets gegen den Strom schwimmen zu machen, und wird so mit grosser Schnelligkeit unter einer Diagonale nach dem Gegenufer getrieben. Nur da erst der engen Haft zwischen seinen zwei Begleitern entlassen, bemerkt man, dass sie stets den Lasso bereit halten, um den Reisenden zu retten, sollte dieser ungeachtet aller Vorsicht durch die

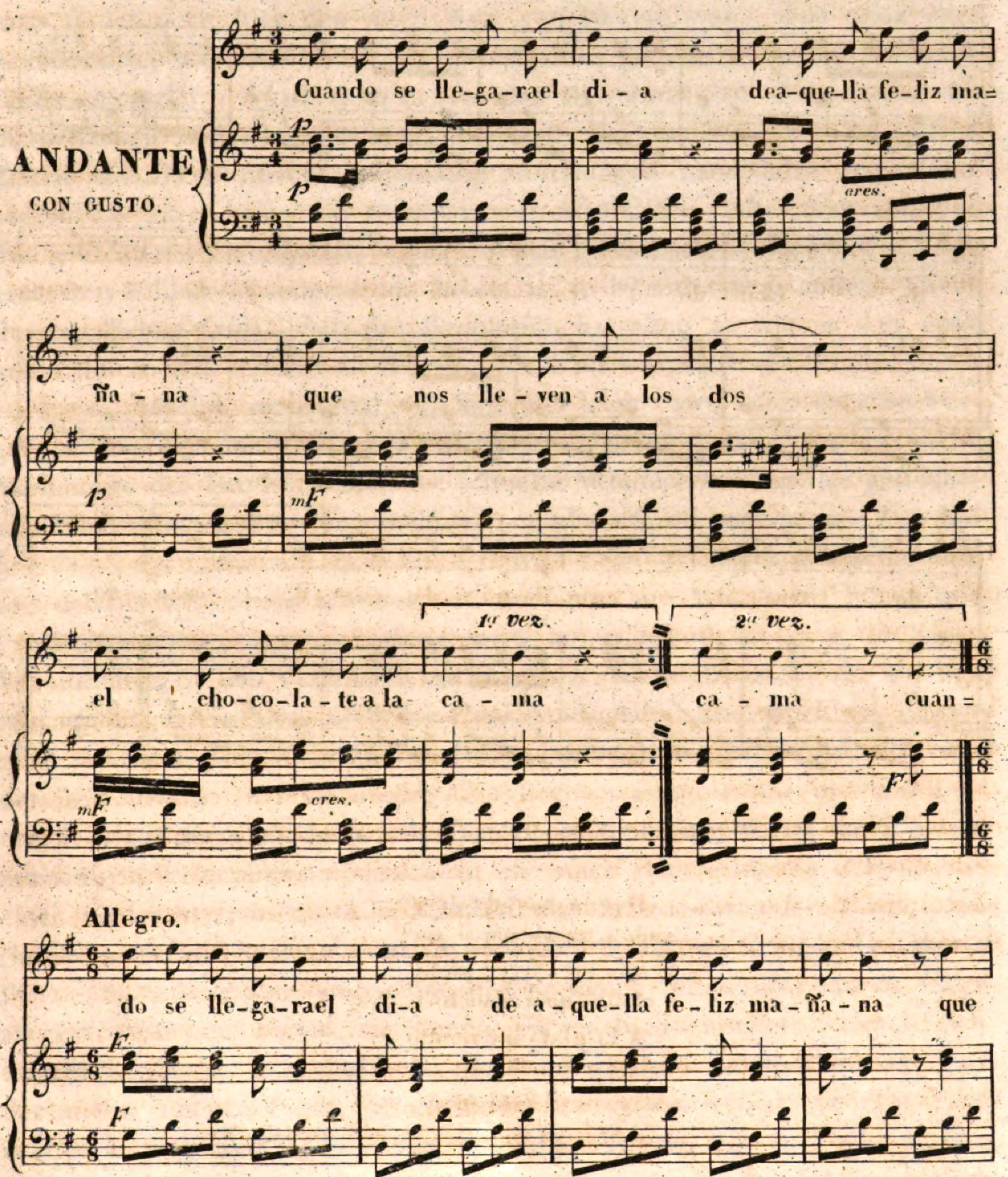
Wellen fortgerissen werden. An den Küsten von Peru, namentlich zwischen Lambayeque und Truxillo sind manche breite Flussmündungen oder vielmehr Meeresarme nur auf dieselbe Weise zu passiren, denn zu seicht um eine ununterbrochne Bootfahrt zu erlauben, enthalten sie sehr tiefe Stellen, welche man nur schwimmend zurücklegt. Dort nimmt der *Chimbador*, der das Amt des chilenischen Vaqueano versieht, den Reisenden hinter sich, während er selbst sein sehr grosses Pferd leitet. Man sagt, dass diese Menschen, die meistentheils Farbige sind, und nur unbekleidet in das Wasser reiten, lange Messer bei sich führen, deren Bestimmung es ist das Herz des Passagiers zu treffen, sollte dieser herabfallen und in der Todesangst durch Anklammern den gemeinschaftlichen Untergang des Chimbador *) herbeizuführen drohen.

San Felipe de Aconcagua ist eine der wohlhabendsten Landstädte im Innern von Chile, und giebt daher ein Bild von denselben, im Vorzug vor allen andern. Ohne Mauern und Thore besteht sie allein aus einer bedeutenden Menge von einstöckigen Häusern, auf denen ein ziemlich plattes Dach, oft mit ausgezackten Zinnen umgeben, liegt. Ihr reinlich weisser Kalkanwurf sticht angenehm ab von den dichten Baumgruppen, die sich überall erheben, und unter denen die verpflanzte aber sehr kräftig wachsende europäische Pinie nicht wenig auffällt. Alle Häuser sind in regelmässige Vierecke vertheilt, deren Einförmigkeit jedoch nicht durch vorragende öffentliche Gebäude unterbrochen wird; im Gegentheil sind manche Strassen allein durch endlose Gartenmauern gebildet, über welche die Fruchtbäume in der ganzen Fülle eines südlichen Klimas hervorragen. Es herrscht ein nicht unbeträchtlicher Wohlstand unter den Einwohnern des Orts und der Umgegend, welche unstreitig die fruchtbarste aller nördlich von Santjago gelegnen ist. Der Besitz derselben und der Bergwerke in der Richtung von Petorca macht manchen der Bürger sehr

*) Das Wort *Chimbador* ist ungeachtet seines Klanges eben so wenig ein rein spanisches als das Zeitwort *chimbar* (über einen Fluss setzen, z. B. *chimbar en canoa*, *chimbar a cavallo*), welches man in Amerika oft hört. Murr (Bayer's Reise nach Peru. Nürnb. 1776. p. 96) leitet es ab vom portugiesischen *chimbeo*, welches gleichbedeutend ist mit *rocim* (spanisch *rocin*, daher *rocinante*), und einen Klepper bezeichnet.

EL CUANDO

BAILE NACIONAL DE CHILE.





Dos enamorados tengo
ambos me vienen á ver:
el uno me ofrece plata
y el otro quererme bien (*bis*)
A la plata me remito
lodemas es boberia:
estar con la boca seca,
y la barriga vacia.— cuando, cuando, &c.

unabhängig, und wohl die Meisten wären, wenn sie nur wollten, in solchen Verhältnissen, dass sie das Leben wahrhaft geniessen könnten. Indessen die Aconcagueños sind nicht glücklicher als andere Menschen; Luxus und Ehrgeiz quälen sie nicht minder als die Bewohner von Santjago, und man findet auch hier den alten Satz von Neuem wahr, dass trotz alles Arkadischen, was die Natur manches Landes dem Auge zeige, doch die Bilder eines gleich arkadischen Lebens der Bewohner nur dem Reiche der dichterischen Träume angehören können. So menschenleer zu andern Zeiten alle diese unverhältnissmässig weitläufigen Landstädte erscheinen, so lebhaft waren nun die Strassen von Aconcagua. Alles war voll von buntgekleideten Landleuten, welche in der fruchtbaren Umgegend in weit grösseren Zahlen sich angesiedelt haben als in irgend einem andern Theile des nördlichen Chile. Seit der Revolution hat eben so wie in den übrigen Ländern des spanischen Amerika die Zahl der Geistlichkeit sehr abgenommen, so dass manchmal ein Sprengel kaum zwei oder drei Seelsorger aufzuweisen hat. Allerlei Umstände, besonders aber das politische Verhältniss des Landes, haben die schnelle Wiederersetzung der gestorbenen oder exilirten Priester verhindert, und darum kommen zur Zeit hoher Feste die Landleute aus weiten Entfernungen nach den Städten, theils um dem Gebote ihres Glaubens zu genügen, um Messen zu hören und Processionen zu begleiten, theils auch um während dieser mehrtägigen Versammlungen das Vergnügen aufzusuchen, vielleicht auch um hin und wieder auszuschweifen. Bei aller Gastfreundschaft hatten doch die Häuser nicht vermocht die Menge aufzunehmen und darum befanden sich viele der Besuchenden in sehr malerischen Bivouacs gelagert, die in einer Jahreszeit den Vorzug verdienen, wo die Nacht weit angenehmer unter einem breitästigen Feigenbaume verstreicht als unter dem erhitzten Ziegeldache eines niedrigen Hauses. Alle Strassen und Plätze waren mit Laubhütten *(ramadas)* erfüllt, welche eben so viele dem Tanz und Trinken bestimmte Plätze darstellen, aber nur einen dicken süssen Wein und sauern Cider als Erfrischungen bieten, zu denen ein nichtchilenischer Gaumen sich ungern bequemt. Die Musik der Harfe schweigt in ihnen allein während der mehrstündigen Siesta. Nach Sonnenuntergang werden sie den Tanzenden zu eng, und die Gruppen derselben bewegen sich auch weit ausserhalb, oft mitten unter den Vorübergehenden, im Tact, den in solchen

Entfernungen von der eigentlichen Quelle der Harmonie mehr das Trommeln auf den Resonanzböden als der schwirrende Klang der Saiten angiebt. Viele Landleute sind dann oft bis Mitternacht im Sattel, und geniessen alle Vergnügungen ohne viel abzusteigen, da sie von Jugend auf so sehr an das Reiten gewöhnt sind, dass sie den Tag auf dem Pferde verleben ohne Ermüdung, und des Nachts wohl auf ihm schlafen. Eingeladen von einer der ersten Familien der Stadt, verbrachte ich den Abend in einer Tertulia, wo die Mehrzahl der höher gebildeten Bewohner versammelt war. In diesen kleineren Orten regiert noch altherkömmliche Sitte, die man in Santjago schon lange nicht mehr beobachtet, und nicht unangenehm fällt es auf, dass die nationellen Tänze, die in den feineren Kreisen der Hauptstadt von den wilden Tänzen, welche Fremde bekannt gemacht, verdrängt worden sind, hier noch mit der ganzen Grazie aufgeführt werden, deren sie vor allen andern fähig sind. Am berühmtesten unter ihnen ist wohl der *Quando*, so genannt von der oftmaligen Wiederholung dieses Wortes in dem Gesange, der stets den Tanz begleitet. Die Motive ist nur die auf verschiedene Weise, bald ernst bald scherzhaft, eingekleidete Frage, wann wohl des Sängers Treue ihren Lohn erhalten werde; indessen vermag es der Bilderreichthum der südlichen Phantasie dem einfachen Gegenstande stets ein neues Gewand anzulegen, und nicht selten sind diese Poesien, obwohl Ergiessungen des Augenblicks, eines bessern Schicksals als des Verklingens werth. Ein besonders wehmüthiger, man möchte sagen bittender, Ausdruck liegt in der Melodie des ersten Theils dieses Quando, und leicht glaublich ist es, dass man eine höhere Empfänglichkeit, eine grössere Fähigkeit diese Töne zu deuten in sich fühlt, wenn die Umgebungen der Scene des Vordergrundes entsprechen, ein lauer Nachtwind durch die breitästigen Bäume säuselt, und der Schnee der ewigen Andengipfel im Mondschein über sie herleuchtet. Mit sinnbildlicher Bedeutung geht im zweiten Theile die Musik in ein muthigeres Allegro über; die Bewegungen der Tanzenden passen ganz zu den Tönen, und sind gleich ihnen voll eines geheimen Sinnes. Das furchtsame und später mehr vertrauliche Annähern, das plötzliche aber berechnete Zurückziehen der Tänzerin, die Verfolgung und dann die scheinbare Gleichgültigkeit des Tänzers, und zuletzt die raschere Bewegung beider in Uebereinstimmung bedürfen kaum der Erläuterung. Allein wenn der

Quando, in der bessern Gesellschaft getanzt, solche poetische Deutung erlaubt, so führt er eine ganz andere herbei, wenn man seiner Aufführung unter den Classen zusieht, bei denen es für kein Vergehen gilt auch die gröbste Sinnlichkeit öffentlich zu Tage zu tragen. Er sinkt dann zu einem Schauspiele von widerlicher Roheit herab, und steht auf ganz gleicher Stufe mit der berüchtigten Baduca Brasiliens oder der Sajuriana Perus.

Am Weihnachtsmorgen waren die Strassen geraume Zeit vor Sonnenaufgang schon ungewöhnlich lebhaft, denn noch immer kamen Landleute aus der Umgegend herbei, und Hunderte von Pferden standen um die schmucklose Kirche herum angebunden, während die Besitzer die Frühmesse hörten, der aber der Reiz fehlte, den im nördlichen Europa das spät weichende Dunkel eines Wintermorgens haben würde. Die Hauptmesse folgt einige Stunden später, und unaufhörlich wurden während derselben Kanonenschläge und Raketen vor den Thüren abgebrannt, ein Gebrauch, der sich in allen spanischen Colonien wiederholt, und an hohen Festen in den einsamen Missionsdörfern am Marañon von dem Indier als der beste Theil seines übrigens höchst sonderbaren Gottesdienstes mit Sorgfalt beobachtet wird. Kaum war das Schlusswort gesprochen, so sprangen auch die Anwesenden mit fast unanständiger Eile nach ihren Pferden, und im raschen Galopp flogen die bunten Reiter und Reiterinnen aller Stände nach einer benachbarten Ebene, wo ein Pferderennen veranstaltet war. Nichts deutete dort auf dasselbe hin als die Menschenmenge, denn ohne einer langen und künstlich geebneten Bahn zu bedürfen, begnügt sich der Chileno mit irgend einem grasigen Bergrücken, der verhältnissmässig von Steinen frei ist, und überlässt sich dann unbesorgt um sein Leben dem vogelschnellen Carriere. Wenig Ordnung herrschte, und da vielleicht über tausend Menschen sich da zu Pferde herumtummelten, fehlte es nicht an mancherlei Streiten, die aber friedlicher beigelegt wurden, als es in den Abendstunden möglich gewesen sein würde, indem der Chileno nur dann gefährlich ist, wenn ihn ein Uebermass von geistigen Getränken aufgeregt hat. So leidenschaftlich die Eingebornen aller Stände auch für diese Wettrennen eingenommen sind, so selten sieht man doch ausgezeichnete Pferde. Die Entfernung, welche sie durchlaufen, ist eine sehr kurze, und

ihre Geschwindigkeit derjenigen eines ächten englischen Wettrenners nicht zu vergleichen, allein das Wetten um sehr bedeutende Summen ist deshalb nicht geringer. Der Anblick der versammelten Menge ersetzt durch ihr höchst eigenthümliches Wesen was der Europäer in der eigentlichen Veranlassung der Zusammenkunft ungenügend fand. Man hat vor Allem hier am ersten Gelegenheit die ausserordentliche Reitkunst beider Geschlechter zu beobachten, und die Sicherheit, mit der sich Alle oft auf die verwegenste Weise herumtummeln, Reiterkunststücke ausführen, und auch im dichtesten Gedräng ihre Pferde leiten. Selbst im Zustande der Trunkenheit behauptet der Chileno noch dann den Sattel, wenn er es nicht mehr vermag zu Fuss zu gehen. Die Frauen aller Stände galoppiren auf ihrem stuhlähnlichen mit einer breiten Rückenlehne versehenen Seitensattel, den nicht selten gestickter Sammt schmückt, mit einer Sicherheit herum, die auf einem solchen Sitze unbegreiflich ist. Unter den Landleuten fordert Einer den Andern zu einem sehr gewaltsamen Spiel heraus, welches sie *tirar un gallo* nennen. Sie binden sich an einander, indem sie den Lasso um die Hand schlingen, und so setzen sie sich zugleich in Galopp. Einer versucht den andern durch sehr plötzliche Wendung des Pferdes aus dem Sattel zu ziehen, allein die Festigkeit der Reiter ist eine solche, dass unter dem gewaltigen Zug sich die Pferde auf die Seite überneigen, und nach langem Umherreiten und äusserster Kraftanstrengung Beide unüberwunden den Kampf aufgeben müssen. Das Aufheben im vollen Laufe des Pferdes von Thalerstücken, die man in gleichen Entfernungen auf den Boden legte, bildet eben so eine meistens sehr schnell geleistete Aufgabe. — Eine politische Feierlichkeit schloss sich innerhalb der Stadt an diese wilden Vergnügungen. Die Beamteten und eine Menge von Bürgern, die sich in ihren glänzenden Uniformen zu gefallen schienen, zogen in feierlicher Procession nach dem Denkmale der Constitution, obwohl diese seit der Errichtung des Steins schon dreimal verändert worden war. Nach der etwas auffallenden Gewohnheit der Südamerikaner wurden lange aber nichtsmeinende Reden, voll von Blumen und arm an Sinn, gehalten. Als unbefangener Zuschauer kann man selbst in Chile, wo Pöbelherrschaft nie ihr Haupt lange erheben konnte, den Verdacht nicht unterdrücken, dass, wie es nun in der übrigen Welt wohl auch geht, mancher der gebildeten Mitspieler solcher Scenen im Geheimen sich dabei langweilt, oder wohl

herzlich über sie lacht. Dem Fremden geht es nicht besser, denn es ist sehr richtig bemerkt worden, dass er im Allgemeinen der Gefahr ausgesetzt sei durch den ersten Anblick eines frei gewordenen Volks in Südamerika sich hinreissen zu lassen, blos um nachher um so klarer manche bedauernswerthe Zustände zu erkennen. Auch wenn man das Grosse und Gute nicht übersieht, welches dem Eingebornen jener Länder aus seiner Trennung von Spanien erwachsen wird, so kann man sich doch mit dem theatralischen Spiele bei öffentlichen Gelegenheiten nicht aussöhnen, und fühlt sich verstimmt über die hohlen Lobpreissungen der Gegenwart, die noch entfernt ist völlig das zu leisten, was nur erst späte Zukunft gewähren wird. Der Südamerikaner hat die herbe Erfahrung machen müssen, dass seine Revolution, wie die meisten anderen der neueren Geschichte, gleichviel ob sie sich entwickelten als Folge der entschiedenen Nothwendigkeit, oder des Schwindels, der periodenweise die Völker ergreift, der mitlebenden Generation selten süsse Früchte bringe. Wenn endlich aus einer Umwälzung auch die grössten Vortheile entstehen, so sind diese doch immer den Nachkommen aufbehalten, indem die eigentlich Handelnden und Hervorbringenden bei solchen Tragödien stets mehr oder minder durch ihr Werk leiden, und zwar um so mehr, je uncivilisirter ihr Volk war. Charaktere wie die Geschichte Roms und Griechenlands sie uns darbietet, welche fähig waren sich unbedenklich dem öffentlichen Wohl zu opfern, gehören nicht unserm Zeitalter an, denn die Verhältnisse sind so geändert, dass der Mensch des Jahrhunderts und besonders Südamerikas nicht geneigt sein kann, über der ungewissen Zukunft die Gegenwart zu vergessen. Daher kommt es, dass in Südamerika die Revolutionen kein Ende nehmen, denn immer noch sucht der Eingeborne ein Gut, was er sich durch sein erstes Erheben zu verschaffen gemeint, was ihm selbst noch nicht recht klar ist, und ihm nie zu Theil werden wird. Es liegt in dem Wesen der Revolutionen, dass ihre Nachwehen durch mehr als ein Menschenalter hindurch fühlbar sein müssen, und daher bildet die Beobachtung dieser Folgen in den unabhängigen Ländern der neuen Welt einen reichen Stoff des Nachdenkens.

In den ersten Tagen des Jahres 1828 verliess ich in Begleitung des Dieners die Hütte am Rio colorado, und ergriff die Richtung nach Men-

doza, in der Absicht dort, wo sich dem Botaniker nur eine höchst ärmliche Ernte bietet, einige Monate mit zoologischen Nachsuchungen zu verbringen. Viele von den Thieren, welche Molina und andere noch ältere Schriftsteller unter die chilenischen rechnen, waren umsonst gesucht worden, und werden wohl nimmer von andern Naturforschern auf der westlichen Seite der Anden entdeckt werden, obwohl manches andere Geschöpf noch gefunden werden mag, welches den Vorfahren unbekannt blieb. Als Beispiel lassen sich die mancherlei Edentaten anführen, welche von Molina erwähnt wurden, aber wohl ohne Ausnahme nur östlich von den Anden vorkommen, denn selbst der Quiriquincho (ein kleiner Dasypus), der den Bauern des Südens nicht unbekannt ist, wurde nie diesseits der höchsten Kette gefunden. Diese Thiere und noch manche andere sind Bewohner vom Cuyo, einer ehemaligen Provinz Chiles, aus welcher jetzt die kleinen Staaten Mendoza und San Juan geworden sind, und die schon zu Molina's Zeiten nicht zu Chile gerechnet wurden, sondern bereits zu dem neuen Vicekönigreich des Plata geschlagen worden waren. Das unverkennbare Bestreben sein Vaterland in jeder Beziehung schöner, reicher und grossartiger darzustellen als es eigentlich ist, hat jenen südamerikanischen Naturforscher zu einer Annahme verleitet, deren Unrichtigkeit ihm selbst bekannt sein musste, nicht zu erwähnen, dass sogar im physischen Sinne die Vereinigung vom Cuyo mit Chile aller Ordnung entgegen ist, da beide Länder durch eine der höchsten Bergketten der Welt von einander getrennt, und ihre Naturproducte, ihr Klima und ihr Boden so verschieden sind, dass es nicht leicht sein dürfte viele Berührungspunkte zwischen ihnen zu entdecken. Wir erreichten so zeitig die Guardia, dass der Weg noch einige Stunden fortgesetzt werden konnte, und ohne Unannehmlichkeiten erfahren zu haben, bezogen wir am Abend unfern der Ojos de Agua unser einsames Lager. Die Temperatur war nicht viel kühler als während einer Mainacht des nördlichen Europa, und wenn auch die sparsamen Feuer bald erloschen, so stieg der Mond doch hoch genug, um die schauerlichen Umgebungen zu erleuchten. Der heftige Südwind des Tages war einer Todtenstille gewichen, und von dem ungewöhnlich hellen und durchsichtigen Firmamente funkelten die Sternbilder der südlichen Welt auf uns herab. Die weissbeschneiten Felsengipfel, welche unsere enge Schlucht im dichten Kreise umgaben, strahlten einen blendenden

Glanz aus, denn der dunkle Fuss der Gebirge und der nächtliche Himmel lassen jene ausgedehnten Schneefelder dann wie mit phosphorischem Feuer brennend erscheinen. Ungestört von dem lauten Rauschen des Stroms verschliefen wir die Nacht, aber ehe noch der Morgen graute, befanden wir uns schon an seinem Ufer, indem die frühesten Stunden zur Durchreitung der Gebirgswässer meistens die günstigsten sind. Glücklich kam mein Diener mit einem der Lastthiere über den wilden Strom, der, zwar kaum zwanzig Schritte breit, deutlich durch seinen Schaum und Getös seine Gefährlichkeit verkündete. Der Letzte im Zuge fand ich mich nach wenigen Schritten schon von den Fluthen fortgerissen, und bemerkte fast gleichzeitig zwei andere meiner Maulthiere umgeworfen noch einmal zwischen den dunkeln Klippen erscheinen und dann schnell in grösserer Ferne verschwinden. Durch Zufall gegen ein höheres Felsstück geführt, gelang es durch einen kühnen Sprung mich auf dasselbe zu retten. Mit vieler Mühe erreichte das erleichterte Reitthier das Land, und vermied einen Wasserfall, dessen Nähe sich nur aus dem Getös der hinabgerissenen Steine ahnen lies. Der nicht wenig erschreckte Antonio sah sich nun genöthigt zum zweiten Male rückkehrend die Strömung zu durchreiten, und befreite mich endlich durch einen zugeworfenen Lasso aus der gefährlichen Stellung auf einem wankenden Felsstück, das von einem andern im Vorbeirollen getroffen, jeden Augenblick in den Abgrund hinabstürzen konnte. Indessen betrug die Entfernung vom Ufer immer noch an zehn Schritte, und mit grosser Gewalt brachen gerade da sich die Wellen. Das Wasser war eiskalt, und manche Anstrengung war nöthig um nicht gegen die Felsen geworfen zu werden, aber dennoch bluteten Gesicht und Hände, als endlich unter dem Zuge des rettenden Lasso das Ufer erreicht wurde. Sehr niederdrückend war der Gedanke an den erlittenen Verlust, denn auf den ertrunkenen Maulthieren hatte sich die kleine aber wohlgewählte Reisebibliothek befunden, die wenigen Instrumente, die mancherlei Kleinigkeiten, deren ein reisender Naturforscher zur Erreichung seines Zwecks bedarf, eine Menge von Papieren und Zeichnungen, und ein Theil der mühsam erworbenen Sammlungen. In Europa wäre der Verlust leicht zu ersetzen gewesen, allein nicht so in Südamerika, und viele Monate mussten vergehen, ehe das Nothwendigste von Europa erhalten werden konnte. Man fühlt doppelt schwer die Entbehrung von literarischen Hülfsmitteln,

die doch auch der Aermere in Europa in seinem Bereich sieht, wenn man sich in einem Lande befindet, wo immerdar sich neue Dinge dem Forscher darbieten, über die er sich, wenn auch nur oberflächlich, zu belehren suchen muss. Indessen das Leben war gerettet, der Körper ohne Verstümmelung entkommen, die Gewissheit, dass der Fortsetzung der Forschungen, wenn auch auf anderm Wege, kein Hinderniss entgegen trete, erheiterte, und der treue Hund Pastor sprang vor Freude winselnd an seinem Herrn empor. Aber alle philosophische Resignation vermochte nicht die Mahnungen des leidenden Körpers zu beschwichtigen. Da stand nun die kleine Gruppe triefend von eisigem Alpenwasser höher als sechstausend Fuss über dem Meere, zitternd im Zuge des kalten Windes, der den Sonnenaufgang verkündigte, ohne Mittel ihre Kleider zu wechseln, ohne ein brauchbares Feuerzeug, und selbst ohne Nahrungsmittel für den ersten Tag der Rückreise. Der Herr und Diener sahen sich schweigend an, eben nicht mit beneidenswerthen Empfindungen erfüllt. Wie es jedoch oft im Leben geht, so liess auch hier das wankelmüthige Glück selbst im Augenblick der Untreue noch erkennen, dass es nicht geneigt sei sich ganz von uns zu wenden. Wir waren nur wenige Schritte rückwärts geritten, als die Glocken fremder Maulthiere uns entgegen tönten. Mehrere chilenische Landleute wurden bald darauf sichtbar, deren ganze Ausrüstung es bewies, dass sie sich aufgemacht um in den höheren Anden irgend eine herbeigefabelte Goldgrube aufzusuchen. Mit ihrer eigenthümlichen Gutmüthigkeit theilten sie uns ihre Vorräthe mit, und schnell loderte ein wärmendes Feuer empor. Für geringe Vergeltung erhielt ich eine grobe wollene Kleidung, wie die Bauern sie tragen, und dankbar wurde der Rückweg fortgesetzt. In einem etwas wunderlichen Aufzuge ritten wir am folgenden Tage in Santa Rosa ein, und erhielten den Zoll des herzlichen Bedauerns. Ohne Verzug wurde hier von den Anden des nördlichen Chile Abschied genommen, deren kurzer Besuch so viel gekostet und dem Naturforscher so wenig eingetragen hatte. Durch das Thal des Aconcaguaflusses erreichten wir schnell Concon und am 14. Januar Valparaiso, indem in Folge jenes unangenehmen Ereignisses der ganze Reiseplan geändert werden musste.

ANMERKUNGEN ZUM VIERTEN CAPITEL.

1) *Zur Vergleichung des Zustandes von Chile mit demjenigen seiner Nachbarländer.* — Chile ist gegenwärtig nicht das einzige Land in Südamerika, in welchem sich Ordnung zu entwickeln beginnt. Bolivia, welches in jeder andern Hinsicht nicht weniger verspricht als Chile, ist durch viele Einrichtungen, die einem weit mächtigeren Staate Ehre machen würden, allen seinen Nachbarn weit zuvorgekommen. Je mehr Hindernisse einer schwer überwindlichen Art, z. B. Mangel an Häfen, leicht herzustellender Landstrassen u. s. w., sich entgegenstellen, um so wunderbarer sind die gemachten Fortschritte, welche selbst durch die wiederholten heimtückischen Anfeindungen Perus und einige unvermeidliche Kriege nicht aufgehalten werden konnten. Alles dieses verdankt jenes Land der Verwaltung einiger verständigen und redlichen Männer, unter denen der jetzige Präsident D. Andreas de Santa Cruz und der Finanzminister D. José Maria de Lara obenanstehen. Der Letztere hat übrigens zuerst unter allen Ministern der neuen Republiken es versucht eine klare und verständige Uebersicht der Finanzen seines Landes auszuarbeiten, und hat dieselbe 1832 dem Congress vorgelegt *). Sie mag im Auszuge mitgetheilt hier ihren Platz finden, insofern die Vergleichung der einen und der andern Angabe mit denen über Chile nicht uninteressant sein dürfte, und vor allen beweisen muss, wie vielfach günstiger der Volkscharakter in Bolivia den Verbesserungen sein müsse als in Peru, einem Lande, dessen physische Beschaffenheit so ziemlich dieselbe ist, das sich aber einer weit vortheilhafteren geographischen Lage erfreut, und sonst noch manches natürlichen Vorzugs sich rühmen kann, allein dennoch sehr weit hinter Bolivia zurück ist, und wahrscheinlich auch bleiben wird. — Bolivia ist ein Land des Bergbaues, denn wenn auch seine Thäler im Stande wären durch Bodencultur eine Menge von Producten zu liefern, so verlieren diese durch die Schwierigkeit und die Kosten des Transports doch allen Werth, und daher kommt es, dass mit Ausnahme der Chinarinde (fälschlich in Europa *Calisaya* genannt) nichts als Metalle ausgeführt werden. Die Bevölkerung schätzt man zwar auf 1,200,000 Seelen, allein alle Vertrauen verdienende Bolivianos sind der Meinung, dass sich diese Zahl nicht über 800,000 belaufen könne, von welcher die eine Hälfte aus tributpflichtigen Indiern besteht. Der grösste Vortheil des Landes und der eigentliche Grund seines raschen

*) Diese, durch den Consul der Hansestädte in Chile, Herrn Aug. Kindermann, gefälligst mitgetheilten Angaben beruhen theils auf Auszügen aus den gedruckten Papieren des Congresses, theils auf den brieflichen Nachrichten europäischer Kaufleute in Bolivia. Sie scheinen in Europa noch unbekannt zu sein und verdienten daher, wenigstens in einer Note, an diesem Orte einen Platz zu finden.

Vorwärtsgehens ist ohne allen Zweifel darin zu suchen, dass keine fremde Schuld auf ihm lastet, und die Hülfsquellen nicht durch Interessen für Anleihen erschöpft werden, die wie in Chile und Peru in der ersten Periode der Revolution auf sehr ungünstige Bedingungen abgeschlossen wurden, und keine dauernden Vortheile hinterliessen. Die innere Schuld Bolivias, welche aber keine Interessen trägt, beläuft sich auf 1,370,639 spanische Thaler, dagegen hat aber der Staat an Rückständen zu fordern 631,674 spanische Thaler, so dass also als wirkliche Schulden nur 738,965 spanische Thaler bleiben.

Die Einnahme des Jahres 1831, wo der Krieg mit Peru dauerte, betrug mit Einschluss der eincassirten Rückstände des vorigen Jahres, der Abzüge von Militair- und Civilgehalten (174,712 sp. Thlr.) und der freiwilligen Geschenke (14,529 spanische Thaler) 2,109,466

Die Ausgaben der Civilverwaltung (848,480⅝ sp. Thlr.) und des Militairwesens (1,230,465⅞ sp. Thlr.) betragen zusammen 2,078,946½

Am 1. Aug. 1832, wo man aus dem Finanzstande der ersten Jahreshälfte auf das ganze schliessen zu können meinte, und der Frieden mit Peru hergestellt war, machte man folgende Schätzung (alle Summen in spanischen Thalern):

Einnahme.

Tribut der Indier *)	700,642½
Abgaben anderer Staatsbürger (directe 4200, indirecte 36,400)	40,600
Abgaben vom Landbesitz (4000), vom Ertrage der Bergwerke (100,000), für das Stempeln der Silberbarren (5000)	109,000
Stempelpapier (26,500), Gewerbscheine (2000), Zehnten (250,000)	278,500
Zollhaus incl. des Zolls auf die Coca (250,000), Gewinn der Münze (170,000) und des Banco de rescate (10,328)	430,328
Rückstände der vorigen Jahre (140,000), Zoll des puente del desaguadero (1648⅝)	141,648⅝
Total	1,700,719¼

Ausgabe.

Civilverwaltung	746,323¼	
Militairwesen	739,703	
Ausserordentlich	100,000	
	Total	1,586,026¼
	Ueberschuss —	114,693

Bei der Annahme dieses Ueberschusses hatte man jedoch die Zinsen der kleinen Staatsschuld nicht abgezogen. Unter den Civilausgaben kommen folgende Posten vor. Gehalte:

*) Der Tribut der Indier ist hinsichtlich seiner Auferlegung und Eintreibung noch genau dem der spanischen Zeit ähnlich, ist aber in verschiedenen Gegenden verschieden, von 2½ — 5 — 10 spanische Thaler jährlich für jeden männlichen Kopf bis zu einem gewissen Alter. Mangelhaft wie diese Einrichtung ist, hat sie die Gewohnheit von drei Jahrhunderten gebilligt, und bei dem misstrauischen Charakter der Indier hält man jede Veränderung für gefährlich.

der Präsident 30,000; der Vicepräsident 7000 *). Jeder der drei Minister 6000; der Staatsrath 23,800; der oberste Gerichtshof 33,700; das General-Schatzamt (*contaduria general*) 15,000; der Congress 56,289½; also kostet die oberste gesetzgebende und ausübende Macht, und die Verwaltung der Gerechtigkeit dem Lande 202,629½. Nicht uninteressant ist der Ueberblick der Verwaltungskosten in den einzelnen Departements, obwohl es nicht leicht ist die verschiedenen Namen der Aemter zu übersetzen ohne grosse Umschreibungen.

1. *Departamento de Chuquisaca.* Jährliche Verwaltungskosten 120,684¼

Darunter sind begriffen: Gehalt des Präfecten 6000; seines Secretairs 1000; das Apellationsgericht aus 5 Richtern und 1 Fiscal bestehend (jeder zu 3000) u. s. w. 21,406; Zollhauswesen (4 Gobernadores zu 600, 1 Juez de letras zu 1200, 3 Beamte zu 200) 4800; Kathedrale (Bauten 12,000, Erzbischof 10,000, Decan 4000, 2 Dignitarios zu 3000, 4 Canonigos zu 2200, 6 andere Geistliche zu 1500 bis 1000, 3 Pfarrer zu 300 bis 800; Hospital 8376; Seminarium 9000) 68,176.

2. *Departamento de la Paz.* Jährliche Verwaltungskosten 139,725⅝

Darunter sind begriffen: Pensionen 4197⅜; Zollhaus (1 Administrador 2000, 1Vista 1500, 1 Alcaide 800 u. s. w.) 19,678; Kathedrale (Bischof 6000, Bauten 7000, 3 Dignitarios zu 1400, Seminarium 1500; Hospital 12,903; u. s. w.) 48,653⅜ Gensdarmerie 4524⅜; oberster Gerichtshof 21,800.

3. *Departamento de Potosi.* Jährliche Verwaltungskosten 110,036⅝

Darunter sind begriffen: Administration der Münze (1 Contador, 1 Schatzmeister, jeder zu 3000; 1 Fundidor mayor 2400, 1 Münzwardein oder Fiel de moneda 1800, 1 Guarda cuños 1000, Sala mayor 1600, Asentista de mulas 5200 u. s. w.) 44,464; Banco de rescate (Administrador 2400, Contador 1300, Tesorero 1800 u. s. w.) 11,644; Zollhaus 6760.

4. *Departamento de Cochabamba.* Jährliche Verwaltungskosten 52,525

Darunter sind begriffen: Präfect 5000; Oberster Gerichtshof 15,600; Zollhaus 1360; 6 Gobernadores zusammen 6200; Hospital 8525; Gensdarmerie 2040.

5. *Departamento de Santa Cruz (de la Sierra).* Jährliche Verwaltungskosten 72,553

Darunter sind begriffen: Präfect 3000; Zollhaus 3600; für die Administration der Provinz Chiquitos **) 4000; für die Administration der Provinz Moxos 4632;

*) Der Vicepräsident von Bolivia ist zugleich verantwortlicher Chef des Ministeriums, also im executiven Staatsdienst, und empfängt deshalb einen Gehalt. In Chile ist er blos vorherbestimmter Stellvertreter des Präsidenten, für den Fall dass dieser irgend einmal verhindert würde seinem Amte vorzustehen, und erhält keine Besoldung.

**) Die Provinzen Moxos und Chiquitos sind selbst in Südamerika sehr wenig gekannt, aber keineswegs so ganz verlassen und vernachlässigt, wie man wohl in Europa glaubt. An den grossen Flüssen

für 46 Pfarrer in beiden Provinzen 23,000; Kathedrale 25,100 (wovon dem Bischofe 6000).

6. *Departamento de Oruro.* Jährliche Verwaltungskosten 27,910

Darunter sind begriffen: Präfect 4000; Zollhaus 8385.

7. *Departamento de Lamar* (*Cobija*). Jährliche Verwaltungskosten 13,656

Darunter sind begriffen: Gouverneur von Cobija 3120; Gouverneur von Atacama 1200; Zollhaus 7240.

8. *Provincia de Tarija.* Jährliche Verwaltungskosten 6602

Darunter sind begriffen: Gouverneur der Provinz 1600; Missionen 500 *).

Aus dieser Uebersicht ergiebt es sich, dass das kleine Land einen Erzbischof und zwei Bischöfe, nebst einer grossen Zahl anderer Geistlicher, denen kein besonderes Amt obliegt, zu ernähren hat; dass die Verwaltung des Zollwesens nahe an 20 Proc. der Brutto-Einnahme kostet, in welcher sogar die Taxe auf die Coca eingeschlossen ist, die man doch als directe Landtaxe ansehen muss, und die an 100,000 spanische Thaler einbringen soll. Die jährliche Einfuhr fremder Waaren schätzt man auf 1 — 1½ Millionen, einen grossen Theil davon machen die peruanischen Erzeugnisse aus, als Zucker, Branntwein u. s. w. Der Verbrauch von europäischen und asiatischen Artikeln kann nicht über 800,000 sp. Thlr. jährlich angeschlagen werden. Die Ausfuhr besteht in etwas Chinarinde, Zinn und harten Thalern, welche letzteren 2 Procent Ausgangszoll zahlen. Obgleich die Ausfuhr von Gold und Silber in Barren streng verboten ist, wird doch ein Theil ausgeschmuggelt. Der einzige Industriezweig Boliviens sind seine Silberminen, und der einzige Hafen der Republik ist das höchst traurige Cobija, wo im Umkreise von dreissig Leguas kein Trinkwasser zu finden ist. Man hat hier einen Freihafen im eigentlichen Sinne des Wortes angelegt, und die Bolivianer schmeicheln sich mit der Hoffnung die Schwierigkeiten, welche aus der natürlichen Beschaffenheit hervorgehen, endlich doch zu besiegen, und aus Cobija einen guten Hafen zu machen. Man versucht jetzt durch Bohren nach artesischer Manier Wasser zu entdecken, und bemüht sich eine Art von Weg nach dem Innern anzulegen. Die Regierung begünstigt auf alle Weise diese Niederlassung, denn die fremden Waaren, welche über Cobija in das Innere geführt werden, bezahlen nur 5 — 7½ — 10 Procent Zoll, alle von Arica kommende aber 30 Procent, ungerechnet 6 Procent Transito, welche Peru erhebt. Alle nicht sehr schwere und unbewegliche Artikel des Handels gehen jetzt von Valparaiso über Cobija nach dem Innern von Bolivia, obschon der Landtransport sehr schwierig und ungemein kostspielig ist.

Mamoré und Ubahy gelegen, ausgezeichnet durch ausserordentliche Fruchtbarkeit, bringen sie Baumwolle, Kaffee, Cacao und hierba de Paraguay in Menge hervor. Man schätzt ihre Einwohner auf 30,000, wovon Moxos etwa ⅔ haben soll. Die Indier treiben Viehzucht, besonders aber Pferdezucht, Ackerbau, und verarbeiten sehr geschickt ihre Baumwolle zu sehr feinen Zeuchen. Während des Winters hört wegen der Ueberschwemmungen und Sümpfe alle Verbindung auf, obwohl sehr grosse Flecken vorhanden sind. Die Bolivianos erzählen Wunder vom natürlichen Reichthume dieser Provinzen, die in allen Beziehungen ein zweites Paraguay darstellen.

*) Nachrichten über Tarija und eine, vielleicht etwas zu sehr in das Bunte gemalte Schilderung der wärmeren Provinzen von Bolivia, finden sich im zweiten Bande von Edm. Temple *Travels through various parts of Peru etc. London* 1830.

2) Die Entdeckung dieser Silberanhäufungen, die man nicht mit den Namen bezeichnen kann, welche sonst nur das einfachere Vorkommen jenes edlen Metalls andeuten, fällt in den Monat Mai 1832. Der Zufall war dabei allein thätig, denn da man nimmermehr in jener Gegend so unerhört grosse Schätze vermuthet hatte, waren auch nie kunstgerechte Nachsuchungen angestellt worden, die der Chileno recht gut zu leiten weiss, und durch die er fast immer auf sichere Resultate geführt wird, obwohl ihm weder die Fähigkeit aus geologischen Thatsachen zu schliessen, noch das theoretische Wissen oder die mechanischen Hülfsmittel zu Gebote stehen, durch welche der europäische Bergmann bei ähnlichen Operationen unterstützt wird. Eben so wie Potosi, der alten Sage gemäss, durch einen Hirten entdeckt wurde, der bei der Verfolgung seiner Ziegen einen Busch mit der Wurzel ausriss, und unter demselben einen Klumpen gediegnen Silbers fand, eben so stiess auch ein Holz suchender armer Mann zuerst auf die Schätze, welche der dürre Boden von Copiapó in sich verschloss. Sein Geheimniss theilte er bald darauf einem Godoy und Miguel Gallo mit, und obwohl diese es versuchten Alles zu verschweigen, so war doch die Wachsamkeit, mit der unter jenen vom Durste nach Reichthümern gequälten Abenteurern immer Einer den Andern beobachtet, viel zu gross. Bald hatte man durch listiges Verfolgen der Spuren das Geheimniss der Betrogenen entdeckt, so dass nun Viele an dem Funde Theil nahmen. Innerhalb der ersten vier Tage waren schon 16 Silberadern gefunden, nach acht Tagen 25, und nach kaum drei Wochen war ihre Zahl auf 40 angewachsen, ungerechnet die vielen kleinen Verzweigungen, welche, ein weniger reiches Erz bietend, öfters plötzlich abbrechen, fremdes Gestein enthalten und im Unterschiede der eigentlichen Silberadern (*Vetas*) von den südamerikanischen Bergleuten mit dem Namen der *Guias* bezeichnet werden. Nach und nach wurden regelmässigere Gruben (*Bocas*) angelegt, deren Gesammtzahl sich gegen Ende des Jahres auf dreissig belief. Nur allein aus dem Geröll, welches sich an der Oberfläche befindet, gewann man an Silber, in gediegner Form, 8000 Mark aus einem einzigen Caxon von 5000 Pfund, innerhalb der ersten Tage. Ein Engländer kaufte einen gediegnen Klumpen für 200 Thaler, dessen Werth sich später fünffach höher auswies. Ich selbst habe in dem Besitz eines nach Europa zurückgekehrten Deutschen ein solches Stück Silber gesehen, welches auf 700 Thaler geschätzt wurde, und im Ansehen einer unordentlich zusammengeschmolzenen Masse von breiten und abgerundeten Umrissen glich, allein in geognostischer Beziehung keinen Werth hatte, da es nirgends die geringste Spur des Muttergesteins zeigte. In der That ist auch alles Silber, welches man an der Oberfläche fand, dem beschriebenen gleich gewesen, und lässt vermuthen, dass es nur erst nach Wegwaschung der eigentlichen Gebirgsart dahingekommen sei. Man fand jedoch tiefer das Metall in der gewöhnlicheren Form von Erzen, und war darüber nicht wenig erfreut, da die Anhäufungen völlig gediegnen Silbers in Peru und Chile oft schnell erschöpft werden, und ganz unverbunden vorkommen. Innerhalb der ersten acht Monate belief sich die Ausbeute bereits auf 50,000 Mark Plata piña, denn der beispiellose Reichthum der Erze ersetzte was den Minen noch an Ausbreitung fehlte. Verhältnisse von 60—70 Proc. reinen Silbers waren gar nicht selten und einige Erze gaben gegen 93 Proc. Diese Minen, die das Potosi Chiles zu werden versprechen, liegen südlich von Copiapó in einer Entfernung von ohngefähr 20 Leguas; sie um-

fassen die Punkte Chañarcillo, Petacas, Pan de Azucar, Paxonales und Molle, erstrecken sich von N. nach S. über eine Fläche von 15, von O. nach W. von 10 Leguas. Die silberhaltigen Erzadern laufen ohne sich viel zu verästeln, allein sie kreuzen sich häufig, und scheinen, so weit man bis jetzt in die Tiefe gedrungen ist, unerschöpflich zu sein. Allein die Armuth der Gegend an allen Bedürfnissen des Bergbaues und die Unfruchtbarkeit der Oberfläche stehen in genauem Verhältniss mit der Menge der verborgnen Schätze. Kein Tropfen Wasser findet sich im Umkreise von drei Leguas um die reichsten jener Silberberge, und die Provinz Copiapó ist überhaupt in Chile als diejenige berüchtigt, in welcher die Menschen eben so wenig als die Thiere etwas Essbares entdecken können. Von den Mittel- und Südprovinzen gingen daher sogleich grosse Mengen von Lebensmitteln nach den neuen Minen ab, wo man die ausschweifend hohen Preise, um der Kürze willen, sogleich mit abgeschnittenen Stücken von Plata piña erlegte. Die Entdeckung dieser Bergwerke veranlasste (nach den brieflichen Mittheilungen eines Augenzeugen) eine wahre Revolution unter den Mineros. Alle Arbeiter der Umgegend von Huasco, Coquimbo und Copiapó verliessen ihre Beschäftigung, liehen, kauften oder stahlen ein Maulthier oder einen Esel, und wanderten nach den Silbergruben. Ganze Karavanen, aus Victualienverkäufern und vielen sehr zweideutigen Menschen zusammengesetzt, kamen wohl aus Entfernungen von hundert Leguas herbeigezogen, und in kurzer Zeit war eine Volksmenge von 3000 Seelen versammelt. Chicha, Branntwein, Guitarre waren die Mittel um die leichtgewonnenen Schätze zu verringern, und da es an Goldmünzen fehlte, wurden Klumpen von Silber ungewogen auf die Spielkarten gesetzt. Die Streitigkeiten der Ausgleichung entschieden auf bündige Weise die deutschen Messer mit Knochenheften. Durst und Hunger riss immer mehr ein, allein auch die Anarchie nahm in solchem Masse überhand, dass die Regierung sich genöthigt sah dem Unwesen durch Bayonette ein Ende zu machen. Seitdem herrscht mehr Ordnung, und man bauet nun auf das Silber in der gebräuchlichen und gesetzlichen Form.

3) Die Ursache dieser Erscheinung ist in der ausserordentlich grossen Menge von Schwefel zu suchen, welche sowohl im Kupfererz von Copiapó als in den Steinkohlen von Talcahuano gefunden wird. Selbst ohne Zutritt von Wasser, und durch atmosphärische Feuchtigkeit allein, entwickelt sich aus jenen Kupfererzen bedeutend viel schweflige Säure, und da die Luft in jedem geschlossenen Schiffsraume feucht ist, so ergiebt sich wohl das Gefährliche einer solchen Erzladung. Wenn der Process aber durch Leckwerden des Schiffes und durch Zutritt von Wasser in grösserer Menge befördert wird, entwickelt sich eine solche Menge von Wasserstoffgas, dass bei sehr geringen Veranlassungen eine Feuersbrunst ausbrechen kann. Während meines Aufenthaltes in Talcahuano wurde ein solcher Fall beobachtet. Eine englische Brig hatte in Copiapó eine Ladung Kupfererz an Bord genommen um es nach England zu bringen. Von einem Nordsturme überfallen arbeitete das schwerbeladene Fahrzeug auf sehr gefährliche Weise. Sei es nun dass Das, was die Seeleute mit den Namen des „todten Gewichts“ (*dead weight*) einer Ladung bezeichnen, einen Leck veranlasste, oder dass das Fahrzeug überladen war, — es zog bald gegen einen Fuss Wasser in der Stunde. Das nasswerdende Erz erhitzte sich bis zu dem Grade, dass Niemand unter Deck bleiben konnte, und dass

das Pech aus den Säumen der Seiten herauszulaufen anfing. Nur durch das angestrengteste Pumpen gelang es der Mannschaft, die keinen Tag länger es ausgehalten hätte, den Hafen von Talcahuano zu erreichen. Mit grosser Vorsicht wurden gradweise die Lucken geöffnet und mit dem Ausladen des Erzes begonnen, indessen war dasselbe anfangs so heiss (61° C., die Lufttemperatur des Raums war 31° Réaum.), dass Niemand auf ihm lange stehen konnte, und der Schwefelgeruch machte es nöthig die Arbeiter aller zwei Stunden abzulösen. Die Bolzen in den Knien und Rippen waren überall da, wo sie mit dem Erz in unmittelbarer Berührung gewesen, schon so angegriffen, dass das Fahrzeug für unbrauchbar erklärt werden musste. Man hat vorgeschlagen das Erz in rohe Häute verpackt nach England zu senden, da Tonnen zu theuer sind, hat aber nicht bedacht, dass diese Häute doch auch so leiden würden, dass sie unverkäuflich werden müssten. Die Absonderung des Erzes durch viele kleine Verschläge im Raume wird die Gefahr eben so wenig vermindern können, und man wird sich wohl begnügen müssen das Erz in Chile schmelzen zu lassen. Es sind auch keine Versuche dieser Art von Neuem gemacht worden. — Von den Steinkohlen gilt dasselbe. Ein grosses englisches Schiff (wenn Erinnerung nicht trügt, war sein Name Minerva) verbrannte durch Selbstentzündung solcher Kohlen, die für Montevideo geladen waren, an der Küste von Patagonien. Vor wenig Jahren gerieth ein anderes, nach Cobija bestimmtes Fahrzeug durch gleiche Ursachen in Feuer. Man rettete sich nur dadurch, dass man den grössten Theil der Ladung über Bord warf, was verhältnissmässig schnell geschehen konnte, da man die Vorsicht gebraucht hatte die Kohlen in Körbe zu verpacken, und zwischen ihnen zur Beförderung des Luftzugs Durchgänge zu lassen. Ein drittes fing an zu brennen, sobald man nach der Ankunft in Coquimbo die Lucken öffnete. Man hofft die unteren Schichten der Kohlen um Concepcion würden besser sein, denn die an der Oberfläche bis jetzt gegrabenen sind in der That für technische und selbst für ökonomische Zwecke zu schlecht.

FÜNFTES CAPITEL.

Seereise nach dem südlichen Chile. Winteraufenthalt in Talcahuano.

Durch den in den Anden erlittenen Unfall war der ganze Plan der Reise zerstört worden, und nichts blieb übrig als irgendwo, in nicht zu grosser Entfernung von der Küste, die Wiederersetzung des Verlornen von Europa zu erwarten. Keine Gegend schien diesem Zweck besser entsprechen zu können, als die südlichen Provinzen der Republik, auf welche die Chilenen nie verfehlen die Fremden zu verweisen, wenn sie sich in Klagen über die Trockenheit und den Mangel an grünenden Triften und Wäldern des Nordens aussprechen. Der Landweg bis Concepcion würde zu dieser Jahreszeit einen grossen Theil seines Interesse verloren haben, da nach so trocknem Wetter schwerlich die Vegetation sich kräftig erhalten haben konnte; die grosse Unsicherheit der Landstrassen in der Nähe des Kriegstheaters, und vor Allem die Nothwendigkeit mehrere bedeutende Flüsse ohne Brücken zu passiren, schreckten gleichmässig ab. Nach Verlauf von einigen Wochen fand sich in Valparaiso eine scheinbar sehr gute Gelegenheit nach dem Süden. Am Bord der peruanischen Brig Fortuna verliess ich am 30. Januar jenen Hafen, obwohl die Gegenwart eines spanischen Kreuzers an den chilenischen Küsten, welcher schon manche Schiffe genommen und zum Theil nach Manila gesendet hatte, das Segeln unter der Flagge eines der neuen Staaten Südamerikas gefährlich machte. Bei dem Heraustreten aus der Bai empfing uns auch sogleich ein sehr heftiger Südwind, der uns dreizehn Tage entgegen war. Nur im Winter wehen gelegentlich an diesen Küsten Winde von N. und NW., nicht selten aber mit Sturmesgewalt, welche die Fahrzeuge in grosse Gefahr bringt.

Während der acht bis neun übrigen Monate des Jahres steht der Wind im S. und SW. fest, und erschwert alle Reisen vom N. nach S., oder, wie die Chilenen sagen, „aufwärts" *(por arriba)*. Alle nach dem Süden bestimmten Schiffe befinden sich daher in der unangenehmen Nothwendigkeit sehr weit nach W. zu segeln, und nachher umzulegen um auf der andern Diagonale *(Tack)* ihren Bestimmungspunkt an der Küste zu erreichen. Zu zeitiges Umlegen und Steuern nach dem Lande kann sehr leicht zu zwei solchen Tacks zwingen. Vor alten Zeiten galt diese Reise nicht allein für sehr zeitraubend, sondern sogar für gefährlich, denn sie ging entlang der Küste, welche dann nicht selten mit Nebel verhüllt ist *). Weiter südlich war die Gefahr noch grösser, denn man berechnete die Reise von Perù nach Chiloë und zurück auf zwei bis drei Monate, und erklärte sie für ein furchtbares Wagstück. Die häufigen Besuche des grossen Oceans durch nordische Seefahrer haben Entdeckungen herbeigeführt, durch welche jene Reisen jetzt sehr abgekürzt und gefahrlos geworden sind. Capit. Basil Hall lehrte zuerst die Vortheile eines sehr westlichen Curses kennen, um den Süden zu gewinnen, und kaum wollte man ihm (so spät als 1821) glauben, als er vermöge der neuen Methode innerhalb sieben Wochen von Lima nach Valparaiso und von da zurück segelte. Der Südwind vermehrt die Kraft der Seeströmungen in gleicher Richtung und bringt ein neues Hinderniss hervor. Diese Strömung von S. ist zu allen Jahreszeiten bemerklich, allein sie verliert sehr im Winter und wird dann für kurze Zeit durch eine nördliche verdrängt. Eine andere Strömung beobachtet man periodisch auf der Breite von Chiloë. Sie nimmt eine nordwestliche Richtung und wird noch in der Nähe von Juan Fernandez empfunden, allein es fehlt an Nachrichten, ob sie sich bis zu den Inselgruppen unter

*) — — el prolijo mar, peligro, y pena
De tan largos caminos —
Araucana. XV. 61.

Ercilla erfuhr auf seiner Küstenfahrt gegen den Wind von Lima nach der Bai von Penco (Talcahuano) einen Verderben drohenden Sturm, und sein Schiff entkam nur durch einen glücklichen Zufall dem Untergange. Die Beschreibung jener Reise verdient, einige oft wiederholte Eigenthümlichkeiten des Werks abgerechnet, zu den besten Stellen der Araucana gerechnet zu werden und bildet das Ende des 15. und den Anfang des 16. Gesangs. Auch Ovalle (a. a. O. p. 38) spricht sich furchtsam über jene Küstenfahrten aus.

dem Wendekreise verlängere und mit den labyrinthischen Strömungen derselben zusammenhänge. Im hohen Sommer treten bisweilen Windstillen auf diesen Meeren ein, und da die südliche Strömung unvermindert fortdauert, so kann das Fahrzeug dann in wenigen Stunden an Breite verlieren, was es innerhalb eines Tages mit Mühe errang. Daher sind Seereisen nach S. im Sommer sehr langweilig, und es erfordert an 30—40 Tage um den Weg von Guayaquil nach Valparaiso zurückzulegen. Die Reise von der mexicanischen Westküste nach Chile dauert zweimal so lange als die Kreuzung des atlantischen Oceans. Die Entfernung Valparaisos von Talcahuano entspricht nur drei Graden der Breite, aber dennoch erfordert die Reise in dieser Richtung zwölf Tage. Umgekehrt segeln selbst gewöhnliche Kauffahrer in 48 Stunden von Talcahuano nach Valparaiso, und Kriegsschiffe haben schon häufig diesen Weg in der Hälfte dieser Zeit zurückgelegt. Eine besondere Eigenschaft dieser Südwinde, welche gemeiniglich mit einer Stärke von acht bis neun Knoten wehen, ist es, dass sie sich ohne viele Vorzeichen in heftige Stürme verwandeln können. Sie treten bei heiterem und wolkenlosem Wetter ein, welches nur bei Windveränderungen sich trübt. Des Nachts funkeln die Sterne wie im kältesten Winter des Nordens, obgleich die Lufttemperatur sehr angenehm, bisweilen sogar ziemlich hoch ist. An keine Tageszeit gebunden vermindern sich solche Stürme nicht durch das Culminiren der Sonne, und dauern gemeiniglich zwölf bis achtzehn Stunden. Ihre grosse Gewalt bringt eine ungewöhnlich hohe und gefährliche See hervor, und zwingt nicht selten zum Beilegen *). Indessen, trotz alles Drohenden, was sie haben mögen, sind sie weit entfernt den Eindruck eines winterlichen Seesturmes der höheren Breiten hervorzubringen; man fühlt sich muthiger und sorgloser unter dem Einflusse eines unverhüllten freundlichen Sonnenlichts als zu der Zeit, wo die Wolken Alles verdunkelnd auf das Meer her-

*) Die meisten Seeleute haben die Erfahrung gemacht, dass Stürme bei trockner und wolkenloser Atmosphäre einen weit gefährlicheren Wellenschlag erzeugen als im umgekehrten Falle. Der rühmlich bekannte Beschreiber der arktischen Meere, Scoresby, nimmt als Erklärung an, dass trockne Luft eine mächtigere Anziehung auf die Wellen ausübe, und vermöge ihrer grösseren Elasticität tiefer in das Meer eindringe als die mit Wassertheilchen geschwängerten Winde. Nicht mit Unrecht wurde diese etwas mechanische Erklärung von Arago (in seinem amtlichen Berichte über diese Reise an die pariser Akademie) als ungenügend verworfen.

abhängen, und die Oberfläche desselben einen schwärzlichen Anstrich annimmt. Gegen die Mitte unserer Reise erhob sich ein Sturm jener Art, der aus mehreren Gründen uns leicht verderblich werden konnte. Die Fahrzeuge unter republikanischen Flaggen, welche den Küstenhandel treiben, sind grossentheils ausgemusterte und segelten vorher unter englischen und nordamerikanischen Farben. Die kurzen und selten sehr stürmischen Reisen in jenen Meeren erlauben ihre Anwendung. Unsere Fortuna bewies nur gar zu bald, dass sie in diese Classe gehöre, denn kein Manoeuvre geschah ohne das Zerreissen von irgend einem abgebrauchten Tau, und überall waren Nothhülfen bemerklich in nichts weniger als seemännischem Style. Die Mannschaft entsprach der Oekonomie, welche bei der Absendung der Brig von Lima geherrscht hatte, denn obwohl nur aus neun Mann bestehend, repräsentirte sie drei Menschenracen und sieben verschiedene Nationen. Das Commandiren hatte seine grossen Schwierigkeiten, denn während ein peruanischer Indier und ein paar chilenische Matrosen kein Englisch verstanden, war wiederum das Spanische den europäischen Mitgliedern unserer Bemannung fremd. In Folge dieses Zustandes kehrte bei zwei Gelegenheiten das Schiff unter vollem Segeln in den Wind um, ein Zufall von sehr grosser Gefährlichkeit, indem dann entweder die Maste über Bord gehen, oder das Fahrzeug auf einmal versinken kann. Die Schnelligkeit, mit welcher zwei unserer halbverwitterten Raen brachen, rettete uns aus der Gefahr. Sie wiederholte sich noch entschiedener, als bei dem Versuche während jenes südlichen Sturmes beizulegen der Steinballast, den man ohne alle Vorsicht in den leeren Raum geworfen hatte, so nach einer Seite rollte, dass die Brig sich fast flach auf die Seite legte, und wir mehrere Stunden mit Wiederherstellung des Gleichgewichts zubrachten, während in Einem fort die See sich über der Seite des Fahrzeugs brach.

Am vierten Morgen unserer Reise erblickten wir Juan Fernandez in geringer Entfernung vor uns, und näherten uns der Küste bis innerhalb drei englischer Meilen. Da nichts davon abhing, ob das Fahrzeug einen Tag früher oder später in Talcahuano ankäme, so entschloss sich der Capitain, vielleicht um seine zwei Passagiere mit den übrigen Unannehmlichkeiten auszusöhnen, hier zu landen. Indessen wurden zum Ver-

drusse der Seeleute an acht Stunden verloren mit den Versuchen das übel segelnde und dem Steuer wenig gehorsame Schiff gegen den überaus heftigen Wind auf den gewöhnlichen Ankerplatz zu bringen. Wir sahen uns genöthigt Nachmittags den Plan aufzugeben und unsere Reise weiter fortzusetzen. Selbst gut ausgerüstete Schiffe gelangen durch Segeln nicht immer bis auf die Rhede, und müssen sich durch ihre Böte dahin bugsiren lassen; auch Lord Anson fand dieses nothwendig. Die kleine aber dennoch berühmte Insel erscheint unter der malerischen Form eines hohen in vielfache Spitzen zerrissenen Gebirgs, dessen Seiten nirgends völlig kahl, an vielen Orten eine freundlich grüne Bewaldung zeigen. Einzelne Pics (el Cerro del ingles, el Cerro del yunque) streben empor, und von dem gemeinsamen Mittelpunkte der Insel sinken tiefe waldige Schluchten bis zum Meer hinab, während die Frische des Graswuchses an den flacheren Abhängen andeutet, dass kein Ort ohne Wasser sei. Der unglückliche Botaniker Bertero, welcher sie ein Jahr später rüstig durchstreifte, fand eine sehr eigenthümliche Vegetation, mehr derjenigen der tropischen Südseeinseln als des nähergelegenen Chile verwandt. Wie auf allen Inseln walten auch auf Juan Fernandez die Farrn sehr vor, und sogar einige baumartige Species wachsen da, obgleich der Continent keine von ihnen ausserhalb der Wendekreise bietet, und, mit Ausnahme Colombiens, alle bis jetzt bekannte Arten mit holzigem und hohem Stamme nur östlich von den Anden gefunden worden sind. Noch sonderbarer ist das Auftreten vom baumartigen Formen aus einer Familie (Cichoraceae), die bisher nur krautartige Gewächse lieferte. Nicht minder finden sich mehrere baumartige Senecionen, von denen eine Art (nach Bertero) ein wohlriechendes Harz giebt, welches in Chile zu manchem häuslichen Gebrauche dient. Die Güte des Bodens ist grösser als auf dem Festlande, und vereinigt sich mit einem sehr günstigen Klima, um die ganze Insel überaus fruchtbar zu machen. Als einzelner und sehr erhabener Punkt mitten im Ocean zieht sie nothwendig die atmosphärischen Dünste an, und erfreut sich daher häufiger Regen zu einer Jahreszeit, wo der unter derselben Breite gelegne Continent fast verschmachtet. Obwohl heftig, ziehen sie doch schnell vorüber und führen nie Zerstörungen herbei, vielmehr sind sie die eigentlichen Erhalter der Quellen des reinsten Wassers, welches überall nach der Küste hinabströmt. Alle diese Umstände

zusammengenommen haben veranlasst, dass eine Menge europäischer Pflanzen hier wild geworden sind, und das Andenken an die vorübergehenden Niederlassungen der Menschen erhalten. Oft haben mir die Officiere der englischen Fregatte Doris, welche mehrere Jahre in jenen Meeren kreuzte, versichert, dass sie nie herrlichere Rosen *) gesehen als die, welche ohne Pflege auf den einsamen Felsen von Juan Fernandez wachsen. Neben diesen steht der minder poetische Rettig, der nach der Beschreibung der Chilenen jetzt dort überall wächst, Alles zu verdrängen sucht, und sogar Berge ersteigt, und in den niedrigen Regionen an der Weinrebe und dem Pfirschenbaume Gesellschafter fand. Mittelst des Fernrohrs bemerkte ich leicht einen palmenartigen Baum, die Chonta, von welcher Molina spricht, angeblich eine Palme mit Beeren, die in Trauben vereinigt stehen. Schon aus der mündlichen Beschreibung der Chilenen geht hervor, dass jene Chonta eins der baumartigen Farrnkräuter sein müsse, welche der obengenannte italienische Botaniker entdeckte; sie sagen die Chonta habe einen rindenlosen glänzend schwarzen Stamm, weshalb sie früher sehr zu Spazierstöcken gesucht war, und sehr fein getheilte Blätter, denen der Palme sehr unähnlich. — Das Klima würde zu den herrlichsten der Welt gerechnet werden können, wären nicht unbeschreiblich heftige Winde die Ergebnisse aller Jahreszeiten. Ein Haus von der leichten Structur Chiles vermöchte ihnen nicht zu widerstehen, und die Südwinde hausen so, dass auf der ihnen ausgesetzten Seite der Insel kein geradgewachsener Stamm zu finden sein soll. Als die Republik 1830 diesen Punkt zum dritten oder vierten Male colonisirte, war man genöthigt Höhlen in den Felsen anzulegen, um die neuen Bewohner einstweilen unterzubringen. Sie waren geräumig, aber feucht und ungesund. Ausser den

*) Die Rose Chiles und Südamerikas überhaupt ist eine Varietät (Flatterrose) der sogenannten Monatsrose. Es ist sonderbar, dass man bis auf die neuesten Zeiten in jenem Welttheile unsere Centifolie nicht gekannt hat, und dass das Klima, namentlich zwischen den Wendekreisen, wo man doch andere nördliche Pflanzen cultivirt (in Lima unsere Kornblume als grosse Seltenheit), allen Rosen feindlich ist, ausgenommen der genannten, weniger schönen Abart. Auch in den heissesten Gegenden Cubas und in Pará habe ich dieselbe Rose, allein keine andere, im freien Lande angepflanzt beobachtet, nie aber eine wirklich wilde Art weder in den Anden von Peru noch von Chile entdeckt.

Pflanzen hat sich auf Juan Fernandez noch manches andere Zeichen ehemaliger Bewohnung durch civilisirte Menschen erhalten. Dahin darf man wohl die Ziegen rechnen, welche wild geworden, die unzugänglichsten Berge bewohnen, von besonderer Grösse sind, und ein ungewöhnlich langes und seidenartiges Haar besitzen sollen. Sie werden, durch die Natur selbst unterstützt, sich den Verfolgungen auch in der Zukunft eben so entziehen, wie die zahlreichen wilden Hunde *). Schwerlich dürfte jedoch dieses den wildgewordnen Stieren gelingen, welche seit einigen Jahren sehr abgenommen haben. Dass diese schon ehedem sich hier sehr schnell vermehrt haben müssen, geht aus den wiederholten Versuchen der spanischen Regierung hervor sie zu vertilgen. Man wünschte, dass eine Insel, die man nicht als Colonie besetzt halten konnte, den europäischen Kreuzern in Kriegszeiten keine Erfrischungen darböte. Schwerlich wäre aber diese Absicht völlig erreicht worden, denn die Insel Mocha, gegenüber dem Festlande von Arauco und von mehr bedeutender Grösse, hat bis auf die neuesten Zeiten Heerden von wildgewordnen Pferden und Kühen ernährt, die Niemand den fremden Seeleuten streitig machen konnte, indem die Insel von den Indiern seit vielen Jahren verlassen, und von den Chilenen nicht in Besitz genommen worden war. Die Menge der Ratten soll auf Juan Fernandez eine Landplage ausmachen, und die Einwohner haben sich zu allen Zeiten umsonst in Erfindungen erschöpft um

*) Die wildgewordnen Hunde von Juan Fernandez variiren in Farbe und Grösse gleich den zahmen. Ganz anders verhält es sich mit denen, welche in grossen und sehr schädlichen Mengen im Innern von Cuba vorkommen und von mir häufig geschossen worden sind. Sie sind fast alle von Mäusefarbe, mit kurzen Ohren, im Bau der kleinen englischen Dogge nicht unähnlich, und besitzen eine auffallend hellblaue Iris. Ihre allnächtlichen Angriffe auf die Hühner u. s. w. veranlassen die Pflanzer zur Anlegung von Gruben, die mit Fallthüren bedeckt und mit Wasser oder spitzen und festgestellten Pfählen erfüllt sind. Man umgiebt diese Falle mit einem Zaun, der nur einen Eingang bietet, und bindet jenseits ein Lamm als Lockspeise an. Selten vergeht eine Nacht, ohne dass einer oder mehrere gefangen würden. Ihre Diebsucht ist angeboren und vereitelt alle Versuche die aufgefundenen Jungen in den Häusern zu erziehen. Sie bleiben ewig scheu und falsch, und entfliehen sowie sie erwachsen sind. Dem Menschen weichen sie furchtsam aus, doch sollen sie da, wo sie sehr zahlreich sind, bisweilen einen Angriff wagen, und damals (1823) ging die Sage, dass ein Landmann auf den weiten und unbewohnten Savanen der Südküste, welche sich zwischen Batabano und Trinidad erstrecken und im Winter unter Wasser stehen, von ihnen zerrissen worden sei.

ihre Schaaren zu vermindern. Vor der Hand liefert die Insel kein Product von Wichtigkeit oder in grosser Menge, denn das Sandelholz, welches nach dem Berichte früherer Reisenden im Innern vorkommen soll, ist entweder nicht das ächte Holz, welches in China so wohl bezahlt wird und jetzt in weit geringerer Menge als ehedem auf den erschöpften Sandwichinseln gefunden wird, oder man kennt es zu wenig. Man erkundigt sich umsonst nach Proben desselben in den Häfen. Als Fischerstation verspricht die Insel in der Zukunft von grosser Wichtigkeit zu werden, denn auf einer Bank, die sich, wenn auch in grosser Tiefe, von der Insel in der Richtung des Festlandes erstrecken soll, hält sich eine ausserordentliche Menge von Fischen auf, unter denen besonders eine Art, dem Stockfisch von Neufoundland entfernt ähnlich (nach dem französischen Naturforscher Gay der Repräsentant einer neuen Gattung), vorzügliche Aufmerksamkeit verdient. Unter dem Namen *Bacalao de la tierra* sind mehrmals kleine Mengen jener Fische in getrocknetem Zustande in dem Handel von Chile erschienen. Sonderbar ist es, dass die Hummer, eine Thiergattung, welche man an den Küsten des Festlandes fast nirgends zu Gesicht bekommt, zwischen den Felsen der Insel in ausserordentlichen Mengen sich aufhalten; ihre Schwänze pflegte man früherhin zu räuchern und weit zu verführen, hin und wieder sogar über die Anden bis Salta und San Luis. — Als bequem gelegner Punkt der Erfrischung, sei es für die kreuzenden Walfischfänger *), sei es für die Kriegsschiffe, welche Cap Horn passirt haben und nach dem Norden bestimmt sind, ist die Insel

*) Die nordamerikanischen und englischen Walfischfänger, welche gemeiniglich zwei bis drei Jahre auf einer umfassenden Reise zubringen, besuchen in dem grossen Ocean manche einzelne Inseln als Sammelplätze und Erfrischungsorte. Die Orte ihres Fangs (*whaling grounds*) sind zum Theil weit von den Continenten und den weissen Niederlassungen entfernt, z. B. zwischen den Marquesas und Galipagos, den Sandwichinseln und Japan, und zum Theil sind auch die Kosten des öfteren Einlaufens in besuchte Häfen zu gross. Sie haben die Gewohnheit kleine Gärten anzulegen, die unter so günstigen Klimaten meist ohne Abwartung ihre Früchte liefern. Mit Sorgfalt ersetzt Jeder durch erneutes Aussäen, was er von den Gartenkräutern zu seinem Gebrauche nahm, und vermehrt wohl hin und wieder den Vorrath durch neue Gewächse. Meistentheils unter einander bekannt, da sie vorzugsweise einem oder dem andern Hafen Englands oder Amerikas angehören und sich oft auf ihren Kreuzfahrten begegnen, haben sie die Gewohnheit unter sich eingeführt an bestimmten Plätzen unbewohnter Inseln (z. B. auf den Galipagos), die sie scherzweise mit dem Namen von Postämtern belegen, ihre Briefe nach der Heimath niederzulegen. Das

von Wichtigkeit. Sie bietet Brennholz und Wasser in Menge, und wäre im Stande eine grosse Menge anderer Bedürfnisse zu liefern, wenn erst eine thätige Bevölkerung auf ihr Fuss gefasst haben wird. Leider ist diese letztere immer von sehr verächtlicher Art gewesen, denn die Spanier machten die Insel zum Presidio und die Republikaner benutzen sie als ihr Botanybay. Schon im vorigen Jahrhundert wurden einige Festungswerke angelegt, denn der lange und ungestörte Aufenthalt des Lord Anson bewies der spanischen Regierung die Nothwendigkeit einer militairischen Besetzung. Man kümmerte sich wenig um die Insel, und scheint sie sogar eine Zeit lang wieder verlassen zu haben, bis in der Revolution der siegreiche Osorio, ungeneigt Blut zu vergiessen, eine Schiffsladung gefangener Patrioten aus allen Theilen des Landes stammend dahinsendete, und neue Garnisonirung erforderlich wurde. Die Republik liess nach errungenem Siege diese Gefangenen unter vielem Gepränge abholen, und sendete Diejenigen dafür hin, welche der Neigung zur spanischen Sache angeklagt waren. Ein Aufruhr entstand, und die Regierung befahl die Niederlassung ganz aufzugeben, da man fürchten musste, es könne sich endlich ein unabhängiger Piratenstaat dort bilden. Alles wurde verwüstet und man dachte nicht mehr an Juan Fernandez, welches nun unbewohnt blieb, bis ein unternehmender Schiffscapitain aus den Vereinigten Staaten mit der Regierung gegen 1826 einen Vertrag schloss, durch welchen ihm das ausschliessliche Recht eingeräumt wurde die wildgewordenen Kühe zu jagen und aus ihnen Charqui zu bereiten. Er beschäftigte mehrere fremde Matrosen und Chilenen, die ersteren vorzüglich mit Betreibung des Seehundfanges auf der nahen Insel Mas afuera, schien sich dabei wohlzubefinden, und war scherzweise in Valparaiso unter dem Namen des Königs der Inseln *(King of the isles)* bekannt. Die Constitution des Präsidenten Pinto erklärte Juan Fernandez für einen integrirenden Theil der Republik, allein es blieb unbewohnt, bis ein in Chile sehr bekannter und reicher Mann, Don Joaquin Larrain, unter gewissen Bedingungen die Erlaubniss neuer Colonisirung erhielt. Nach seinem Tode nahm die gegenwärtige

erste mit seiner Ladung einlaufende und heimwärts bestimmte Schiff nimmt die Briefe an sich. Capt. B. Porter macht in seiner Reise eben keinen edelmüthigen Gebrauch von einer solchen zufällig entdeckten Privatcorrespondenz.

Regierung Besitz, und sendete eine überaus grosse Menge von Verbrechern nach der Insel, aber ohne eine zuverlässige Garnison hinzuzufügen. Der Erfolg war dass sich 1832 Wächter und Gefangene vereinten, ein Schiff in Beschlag nahmen, und den Capitain zwangen sie nach dem nördlichen Chile zu führen. Von da gingen sie über die Anden, wurden jedoch von der Regierung von San Juan gefangen genommen, nach Santjago geschickt, und zuletzt nach Erschiessung der Rädelsführer von Neuem und unter besserer Wache nach der Insel gesendet. Die Regierung zieht also gegenwärtig keinen weitern Nutzen als den eine verhältnissmässig wohlfeile und sichere Strafanstalt zu besitzen, allein sie wird höchst wahrscheinlich in künftigen Zeiten die Wichtigkeit von Juan Fernandez in nautischer Hinsicht besser erkennen. Die zweite Insel dieser kleinen Gruppe. Mas afuera, war zu keiner Zeit bewohnt, und stellt sich unter der Form einer grossen schwärzlichen Felsenmasse dar, die überall senkrecht aus der Tiefe des Meers emporragt, und nirgends einen guten Ankergrund, an einem einzigen Orte nur einen Landungsplatz für starke Böte darbietet. Sie ist eben so wie die Hauptinsel vulcanischen Ursprungs, allein entweder ist sie neuer, oder ihr Gestein ist von der ausserordentlichsten Härte, denn die schöne Vegetation, welche jene auszeichnet, sucht man umsonst auf ihren kahlen Gipfeln zu entdecken, die von einigen Seefahrern mit denen von S. Helena verglichen werden. Trapp und Basalt scheinen auf beiden Inseln vorzuherrschen, und besonders zieht sich der letztere in breiten Schichten zwischen den mehr porösen Laven bis auf die höchsten Bergspitzen. Proben des Basalts, die ich in Talcahuano sah, zeigen ausnehmend feines Korn und grosse Härte, und ein Stück Lava enthielt Olivine von ausserordentlicher Grösse und heller Färbung. — Wir verloren gegen Abend die hohen Spitzen von Juan Fernandez aus dem Gesicht, nicht ohne Bedauern, dass die Umstände den Besuch nicht vergönnt hatten. Jenes Eiland ist nur klein, und hat in physischen Beziehungen wenig vor tausend andern voraus, die namenlos durch diesen weiten Ocean zerstreut liegen, allein es zieht den gebildeten Reisenden durch das Andenken an den kühnen und ausdauernden englischen Admiral an, der einst auf ihm Rettung fand, als die Noth bereits den höchsten Grad erreicht hatte. Wenn auch Derjenige, welcher unter gewöhnlichen Umständen sich der Insel nähert, nicht ganz die Herrlichkeit entdeckt die ihr jener Seefahrer

einst zuschrieb, so ist man doch fern davon ihn der Uebertreibung kalt anzuklagen, da jedes Wort von herzlicher Dankbarkeit dictirt scheint und nach Verstreichung fast eines Jahrhunderts den Leser noch rührt.

Am Morgen des dreizehnten Tages unserer Seereise wurde das Hochland von Arauco unter dem 38° S. Br. und zwar zur allgemeinen Freude entdeckt, da es zu befürchten war, dass wir durch das Wetter der letzten Tage zu weit nördlich getrieben worden, um ohne neues Laviren in den Hafen einlaufen zu können. Von Strömung und Wind unterstützt glitten wir über das Meer rasch dem Lande zu, und die Fahrt glich der geräuschlosen Bewegung eines Dampfschiffes auf einem grossen Flusse. Der Morgen war unbeschreiblich schön, der Himmel blau und Tausende von Seevögeln umschwärmten uns, mit dem Fange zahlreicher kleiner Medusen (Physophoren) beschäftigt, die immer mehr zunahmen, je gelber das Wasser bei der Annäherung an das Land wurde durch das Ausströmen des angeschwollenen Biobio, des grössten der chilenischen Flüsse. Die Hügel von Arauco, die höheren Berge von San Pedro, die Spitze von Lavapie wurden nach und nach immer deutlicher, Orte, die neben vielen andern eine classische Berühmtheit durch Ercilla erlangten, und auf dem Theater eines selten unterbrochnen Kriegs mit den Indiern liegen, der sich bis in unsere Zeiten verlängert hat. Wir kamen der hohen Halbinsel von Talcahuano ganz nah, und gewahrten zum erstenmale in Chile dichte und hochstämmige Wälder des freundlichsten Grüns. Nahe an der äussersten Spitze liegt eine Gruppe von schwarzen Felsen, an denen sich das Meer während der Winterstürme mit einer Furcht einflössenden Gewalt bricht. Der launige Chileno hat mittelst etwas derber Ironie ihr daher den Namen von *Quiebra ollas* beigelegt. Auf ihr lagen Seehunde in dichten Schaaren sich sonnend ausgestreckt, allein so scheu, dass selbst das entfernte Vorübersegeln der Brig unter ihnen eine allgemeine Flucht veranlasste. Jenseits der Halbinsel fanden wir uns einem engen Canal gegenüber, der südlich sich mit einer weiten Bai des Hintergrundes verbindet; wir segelten an ihm vorbei, um in eine andere weit breitere Mündung *(la boca grande)* einzulaufen, welche von der ersteren durch die Insel Quiriquina getrennt wird, einem kleinen aber hohen Eilande, gleich vielen andern Orten dieser Provinz historisch berühmt und

durch den Dichter der Araucana besungen. Immer grüner wurde die Farbe des Meeres, in demselben Verhältnisse nahm die Tiefe ab, und bald darauf zwang uns eine Windstille und Gegenströmung unfern der Insel, aber schon innerhalb der geschützten Bai, die Anker fallen zu lassen. Jeder Reisende muss sich bei dem Einlaufen in den Hafen von Talcahuano sehr angenehm überrascht fühlen, zumal wenn er von den wenig begünstigten nördlicheren Küsten herkommt, über deren Schönheit man, durch Weltmeere getrennt, unrichtige und daher unerfüllte Erwartungen genährt hatte. Die düster gefärbten Felsen von Valparaiso und die einförmigen pflanzenarmen Gebirge treten nicht mehr als die vorherrschenden Züge des landschaftlichen Bildes auf. Lang hingestreckt, in gefällige Formen abgerundet laufen die niedrigen Berge bis an das Meer, und der Felsen blickt nur an malerischen Abstürzen durch eine grünende Decke von überhängenden Büschen und Schlingpflanzen. Hochstämmige Wälder von Bäumen, die mit einer oder zwei Ausnahmen ihre Blätter nie abwerfen, krönen die Bergrücken, nur da unterbrochen, wo der wohlbelohnte Fleiss der Menschen Saatfelder anlegte oder Weingärten pflanzte, die durch ihr verschiedenartiges Grün schon in grösserer Ferne sich unterscheiden. Ueberall rieseln reichliche Wasserbäche durch die Schluchten der Waldberge herab, und die Luft, statt trocken und verbrennend zu sein, besitzt den Grad der Feuchtigkeit, in welchem die Brust allein sich frei ausdehnt. Eben so wie die trostlose Oede und Schattenlosigkeit des Nordens hier fehlen, so fällt auch das Klima schon dem blossen Gefühle als verändert auf. Mit dem Aufhören der trocknen Hitze des Nordens verschwinden die Wolken des Sandstaubes, der dort um dieselbe Jahreszeit die Lüfte erfüllt, und die reiche Vegetation kühlt hier die Atmosphäre, und von dem überall dicht bekleideten Boden können die Sonnenstrahlen nicht zurückprallen, um wie in den felsigen Andengegenden eine erstickende Temperatur zu veranlassen. Ueberaus freundlich war die Ansicht des Landes von dem Platze, wo unsere Brig, etwa eine englische Meile von der Küste entfernt, vor Anker lag. Hinter uns erhob sich hoch die felsige Quiriquina, der es jedoch nicht an Bäumen fehlt, vor uns dehnte sich die weite, unbewegte Bai, umfasst von waldigen Bergen, weiterhin war eine grasige Ebene erkennbar, bedeckt mit zahlreichen Heerden, und den Hintergrund schloss die Bergkette von San Pedro und der steile Berg, an

dessen Fusse die nicht unbedeutende Hauptstadt des Südens, Concepcion, liegt. Der Abend sank mit der ruhigen Feier eines deutschen Sommers auf die schöne Landschaft herab, und Wolken von Seevögeln zogen herbei, um auf der unbewegten Fläche der Bai die Nacht zu verbringen. Der schwarze ***Rayador*** *), ein Vogel mit höchst sonderbar geformtem scheerenartigen Schnabel, traf in solchen Zügen ein, dass sich bald aus den ruhenden ein dunkelgefärbtes Band bildete, welches von einem Ufer der Bai zum andern reichte, und vielleicht sieben englische Meilen mass. Noch lange tönte das Geschrei dieser Schaaren; die endlich eingetretene Ruhe wurde mehrmals unterbrochen, wenn ein verspäteter Fischerkahn durch die lange Schlachtordnung brach, und einen allgemeinen Aufruhr erzeugte. Ein leiser Landwind erhob sich bald nach Sonnenuntergang; er führte den aromatischen Geruch der nahen Waldungen herbei, und eine herrliche, laue Nacht lagerte sich über der freundlichen Landschaft. Allein die zunehmende Dunkelheit verrieth, dass auch die Berge, welche uns zuerst verlassen geschienen, manche Menschenwohnungen bargen, denn von vielen Seiten her wurden die Feuer der Hütten sichtbar, welche am Tage zwischen den Bäumen verschwinden, und aus dem entfernten Hintergrunde der Bai strahlten freundlich einladend die Lichter der Hafenstadt und der geankerten Fahrzeuge.

Mit dem frühsten Morgen war unser Anker gelichtet und der Wind eingetreten, durch dessen Gunst wir bald die kleine Entfernung bis zum Ankerplatze zurücklegten. Gleichzeitig wurde grössere Thätigkeit in der Bai bemerklich, die am vergangnen Tage, wie es schien durch einen Festtag, unterbrochen worden. Kleine Canoen, aus einem einzigen Baumstamme bestehend, durchschnitten in allen Richtungen den Wasserspiegel, und zwar mit weit mehr Schnelligkeit als ihr Bau und ihre Ausrüstung versprachen, denn selten führten sie ein besseres Segel als eine grobe Matte, oder den wollenen Ueberwurf, mit dem die Fischer am Lande erscheinen,

*) *Rhynchops nigra L.* Dieser Vogel kommt auch in den Nordprovinzen vor, allein weniger häufig. Jene Versammlungen auf der Bai von Talcahuano mögen jeden Abend beobachtet werden, und fielen ebenfalls dem französischen Naturforscher Lesson auf. (*Manuel d' Ornithologie* II. *p*. 385.).

oder sich gegen den Regen schützen. Diese fallen als eine Art von Menschen auf, die man bis dahin noch wenig Gelegenheit hatte kennen zu lernen. Sie sind zum Theil wirkliche Indier, von hellbrauner Färbung, oder sie gehören den Kasten an; ihre amphibische Gewöhnung an das Wasser, ihre grosse Geschicklichkeit im Fangen der verschiedenen Seegeschöpfe, ihre tragbaren Kähne und ganze Ausrüstung, nehmen zugleich die Aufmerksamkeit in Anspruch. Als Gegensatz zu ihnen und ihren Fahrzeugen nahte sich uns das achtruderige Boot einer englischen Fregatte mit tactmässigem Schlage und strenger Beobachtung der Disciplin, welche in diesem Falle ein sehr jugendlicher Seecadet aufrecht hielt. Nicht unlieb war es uns, dass wir diesem auf seine Fragen über den spanischen Corsair, den wir so glücklich vermieden hatten, keine nähere Auskunft geben konnten. Wir ankerten auf dem gewöhnlichen Platze gegenüber Talcahuano, und da sich bald ein Haus fand, in welchem die Geschäfte eines Naturforschers ungestört getrieben werden konnten, da die Gegend eine reiche Ernte versprach, so entschloss ich mich in dem kleinen Flecken den nahen Winter zu verleben. Wie an andern Orten waren die einfachen Vorbereitungen innerhalb weniger Tage vollendet, und neben einigen kürzeren Excursionen, zu denen das Grün der langentbehrten Wälder einlud, wurde ein grösserer Streifzug zu Pferde angestellt, um einen klaren Begriff über die Oertlichkeiten zu erhalten. Die Oberfläche ist so mannichfach, es herrscht eine solche Abwechselung zwischen Waldbergen, kahlen Felswänden, grasigen Hügeln, salzigen Ebenen und Moorboden, dass die Untersuchung interessant wird. Jedem Beobachter wird es auf den ersten Blick wahrscheinlich, dass der ganze Küstenstrich von der Spitze von Lavapie bis etwas nördlich von Talcahuano einst aus einem Archipel bestanden habe, der in Zeiten, welche zum Theil von den unsern wohl nicht sehr entfernt sind, durch das Zurücktreten des Meers zum Festlande wurde. Die Richtigkeit dieser Annahme in Bezug auf einige dichtbewohnte Punkte dieser Küste lässt sich sogar mit historischer Gewissheit durch Urkunden nachweisen, welche den Kriegen und Feuersbrünsten glücklich entgingen. Die Halbinsel von Talcahuano, welche jetzt durch festes Land mit Concepcion zusammenhängt, heisst in alten Papieren eine Insel, und wird noch jetzt zu einer solchen, wenn der Biobio

sehr anschwillt. Die breite, sandige und mit vielem Seesalz durchzogene Ebene, welche sich von der ehemaligen Küste, den Bergen von Concepcion und San Pedro, bis an das jetzt zwei Leguas entfernte Meer erstreckt, lag vor kaum 200 Jahren an mehreren Orten noch unter der Wasserfläche begraben. Ueberall finden sich Lager von Seegeschöpfen, denen man oft kaum ein hundertjähriges Alter zutrauen möchte, nahe an der Oberfläche, welche von mancherlei Salzpflanzen und Gräsern bedeckt wird. Nicht selten sind weite Stellen mit Torfmooren und Teichen, in denen aber der Zoolog eine bessere Ernte macht als der Botaniker. Was sich in grösserer Tiefe findet ist unbekannt, denn wenig Fuss unter der Oberfläche quillt dem Grabenden schon Wasser entgegen. Hügel von verschiedener aber nie sehr bedeutender Höhe erheben sich auf dieser Ebene (*Vega de Concepcion*) und beweisen durch mancherlei Merkmale, dass sie einst Inseln waren, welche die unverhältnissmässig breite Mündung des Biobio erfüllten. Bunter Sandstein von höchst mürber Beschaffenheit, deshalb auch kaum zum Gebrauche passend, und theils horizontal, theils mit einer Neigung gegen Süden geschichtet, ist die vorherrschende Gebirgsart in den Hügeln von Chepe und der Salinas. Zwischen diesen letzteren und der Mündung des Biobio verlängert sich die Sandebene in eine Landzunge, die an ihrem Ende mit einem hohen und felsigen Vorgebirge, einer andern Insel der Vorzeit, zusammenhängt, dessen zwei höchste und abgerundete Spitzen (*las Tetas del Biobio*) dem Seefahrer bei seiner Ankunft an diesen Küsten als Landmark dienen und die Richtung bestimmen, auf welcher man gefahrlos die Bai von Talcahuano durchsegelt *). Das äusserste Ende der Ebene von Concepcion gränzt an die Halbinsel von Talcahuano, wo der rothe Sandstein, welcher mehr nach der Landseite gelegen ist, an den Thonschiefer stösst, der fast die Halbinsel allein ausmacht. Diese ist etwas länger als eine geographische Meile

*) Diese Bergspitzen, welche man vorzüglich wegen ihrer isolirten Lage sehr weit auf See unterscheidet, erheben sich 789^{6} engl. Fuss über den Ocean (Beechey a. a. O. I. p. 52). Rücksichtlich ihrer Producte sind diese Felsen, auf denen sich Wald, Weidegrund und sehr wildgewordene und gefährliche Heerden befinden, der Halbinsel von Talcahuano zwar sehr ähnlich, allein in geologischer Hinsicht zeichnen sie sich aus durch die ungewöhnliche Menge von Corallen und von Schalthieren, welche einer weit frühern Periode angehören als diejenigen der niedrigen Ebene, und eben so in den secundären Sandsteinformationen von Quiriquina vorkommen.

in der Richtung von N. nach S., allein keine halbe Meile breit, und bildet die westliche Einfassung der Bai von Talcahuano. Sie erhebt sich überall steil aus dem Meere, und bietet nach N. und W. Abstürze, die Niemand zu erklettern vermag. Voll von Quellen, mit manchen flachen Vertiefungen durchschnitten und an vielen Orten mit Wald bedeckt, ist sie sehr fruchtbar und vermöchte viel Getreide zu liefern. Ein schmaler Canal, der südlichere der zwei, mittelst deren die Bai mit dem Meere Verbindung hat *(la boca chica)*, trennt sie von der Insel Quiriquina, der sie dadurch ähnelt, dass sie früher auch vom Meer umschlossen war. Ein Felsenriff, welches in nicht grosser Tiefe von der Halbinsel nach der Insel hinüberläuft, verspricht diese letztere bald mit dem Festland in Verbindung zu bringen, und hindert schon jetzt alle grösseren Schiffe an der Durchsegelung des Canals. Die Bai von Talcahuano giebt den sichersten Hafen nördlich von Valdivia ab, und lässt den von Valparaiso weit hinter sich. Fast mit jedem Winde mögen Schiffe in ihn einlaufen, denn sollten auch Umstände diese an der Erreichung des eigentlichen Ankerplatzes gegenüber der kleinen Stadt hindern, so finden sie doch schon an der Mündung sehr gesicherte Lagen. Die Insel Quiriquina giebt eine Schutzwand gegen alle Nordstürme ab, welche in Valparaiso leicht so furchtbare Folgen haben, und bricht die Wogen des Oceans. Fast von viereckiger Gestalt, ist sie etwas länger als breit, denn von der Mündung bis Talcahuano beträgt die Entfernung gegen anderthalb englische Meilen, während der Querdurchmesser der Bai um ein Sechstheil geringer ist. Ueberall findet sich Ankergrund, nirgends aber grössere Tiefe als zehn Klaftern auf theils sandigem, theils schlammigem Boden. Eine Sandbank läuft von der Insel bis gegenüber Talcahuano durch die Bai, welche sie in zwei gleich grosse Hälften theilt, ohne jedoch sich bis zu ihrer südlichen Küste fortzusetzen. Auf dieser Bank ist die Wassertiefe nur gering, und alle grössere Fahrzeuge müssen sie vermeiden, was jedoch nicht schwierig ist, da sie selbst in gewöhnlichen Ebben zum Theil über den Wasserspiegel hervortritt. In dem südöstlichen Winkel der Bai, unfern der Mündung des Flusses Andalien und der untergegangenen Stadt Penco, sind andere Untiefen vorhanden, die aber durchaus nicht gefährlich werden können, da sie weit ausserhalb des gewöhnlichen Curses der Fahrzeuge liegen. Von den zwei Eingängen der Bai hat nur der grössere, östlich von der Insel,

hinreichende Tiefe, und Schiffe von irgend einer Grösse mögen da einlaufen; die kleinere Mündung erfordert Ortskenntniss und ist nur für kleine Fahrzeuge brauchbar. Unfern der grösseren Mündung liegt zwischen grünenden Bergwäldern das Dörfchen Tomé, wo häufig die begünstigten Kriegsschiffe vor Anker gehen, um Wasser und Holz einzunehmen, da bei heftigem Südwind das Laviren bis nach Talcahuano hinauf vier bis fünf Stunden Zeit kosten kann. Der einzige Ankerplatz in dieser Bai, auf welchem das Gesetz einen längern Aufenthalt gestattet, ist gegenüber dem letzteren Orte. Der höchst unbedeutende Flecken Penco, welcher nahe an der Stelle liegt, wo sich einst die vom Meere verschlungene Hauptstadt des Südens befand, darf nicht von Schiffen besucht werden; der Ankerplatz vor demselben ist übrigens höchst unsicher, und die einzige Stelle der Bai, welche den Nordwinden ausgesetzt ist. Das östliche Ufer ist zwar weniger felsig als das entgegengesetzte, von der Halbinsel gebildete, allein hoch und bergig; es ist meistens unbewohnt, während das letztere mit langen Reihen von Fischerhütten *(Caletas)* bedeckt ist, die das Angenehme der Landschaft recht sehr vermehren. Das südliche Ufer der Bai wird durch die beschriebene flache und sandige Ebene von Concepcion gebildet; da wo näher an der Halbinsel der schroffe Moro hervortritt, ein abgerundeter Sandsteinhügel, liegt die kleine Stadt Talcahuano, auf den Seiten von niedrigen Bergen umschlossen, einfach und wenig versprechend in diesem Augenblicke, allein bestimmt dereinst eine grössere Rolle zu spielen, wenn auch nicht als Handelsstadt, doch als der lebendige Hafenort des nahegelegenen Concepcion, dem eine glänzende Zukunft aufgespart ist. Talcahuano ist so klein und so unordentlich gebaut, dass es in Europa kaum den Namen eines Fleckens erhalten würde. Der wenig einladende Ort besteht aus zwei parallelen Gassen, einem weitläufigen Marktplatze, den nur unansehnliche Häuser, zum Theil nur Strohhütten umgeben, und einer Kirche von sehr einfachem Aeussern. Noch jetzt steht das thurmähnliche Gerüste mit zwei Glocken, in dem nach der Meinung eines früheren Seefahrers das Läuten mit Lebensgefahr verbunden war, als die Zierde des Orts, und als Beweis der Armuth chilenischer Kirchen, oder der wenigen Freigebigkeit der Chilenos, die dadurch noch klarer an den Tag kommt, dass selten ein Pfarrer lange in diesem Hafen sich aufhält, wo nur Mangel seiner wartet. Die Zahl der eigentlichen Häuser

ohne die Strohhütten belief sich 1828 auf 125, diejenige der Einwohner auf 15 — 1600. Am Meeresufer liegt ein kleines Fort in einem sehr baufälligen Zustande, und in Entfernung von $\frac{1}{8}$ Meile auf dem steilen Felsenufer der Halbinsel eine Batterie *(Fuerte de Galvez)*, mit sechs eisernen Geschützen bewaffnet, berechnet um mit dem Fort der Stadt ein Kreuzfeuer zu erhalten. Die Behörden des Ortes bestehen in einem Gouverneur, der in polizeilicher und militairischer Hinsicht gebietet, und in ein paar untergeordneten Zollhausbeamten. Das Zollhaus selbst befand sich in dem drei Leguas entfernten Concepcion, so dass Kaufleute und Capitaine auch im schlimmsten Winterwetter sich häufig zu Ritten dahin entschliessen mussten. Rücksichtlich der städtischen Verwaltung hängt Talcahuano zum Verdruss seiner Einwohner von dem grössern Concepcion ab. Vor der Revolution war zwar der Ort nicht grösser, allein bei weitem wohlhabender. Talcahuano hat im Kriege unverhältnissmässig viel gelitten, denn die Nähe von Concepcion, die Sicherheit seines Hafens, und die Leichtigkeit, mit welcher der Platz zu vertheidigen ist, zogen beide Parteien herbei. Es wurde zweimal belagert, ausserdem oft genommen und wieder aufgegeben, und änderte seine Herren nicht selten zweimal innerhalb eines Monats. Benavides, ein spanischer Subaltern, der sich mit andern seiner Landsleute und einigen missvergnügten Chilenen unter die Indier warf, führte lange in der Umgegend einen Räuberkrieg, überfiel und plünderte Concepcion und den Hafenort, und richtete furchtbares Unglück an. Von jener Zeit schreibt sich die Entvölkerung des Südens her, denn bei der Fortdauer des Kampfes und der Wiederholung so blutiger Scenen waren wenig Familien muthig genug auf dem Schauplatz selbst auszuharren. Auf der Landseite wird Talcahuano von einer flachen Hügelreihe geschützt, welche nach O. durch den senkrechten Absturz des Moro begränzt, den Spaniern während der Revolution Gelegenheit zur Anlegung sehr vortheilhafter Batterien gab, und auf ihrer Schneide nach allen Seiten eine angenehme Ansicht eröffnet *). In grösster Menge wachsen auf dem verhältnissmässig weniger fruchtbaren Boden zwei strauchartige Lo-

*) Von diesen Hügeln, und namentlich von dem Punkte aus, wo der Fahrweg von Talcahuano nach S. Vincente sie kreuzt, ist die Ansicht der Bai und des Hafenorts aufgenommen,

belien, die auch im Winter zu blühen fortfahren, von denen aber die eine, die ächte Tupa, so ausserordentlich giftig ist, dass, wie eigne schmerzliche Erfahrung es lehrte, man sich nach dem Angreifen ihrer Aeste sorgfältig hüten muss die Augen mit den Händen zu berühren. Sehr entzündliche Schmerzen, welche erst nach mehrern Stunden kalten Waschungen weichen, sind die unvermeidlichen Folgen solcher Unvorsichtigkeit. Wo irgend in den Boden zwölf bis zwanzig Fuss tiefe Oeffnungen gemacht werden, trifft man auch auf breite Schichten von Steinkohlen, welche durch den Sandstein in N — S. Richtung ziehen, bald als horizontale Schichten (am Moro), bald als senkrechte Säume von grosser Tiefe, aber unbedeutender Breite auftreten. Unglücklicherweise sind aber diese Kohlen von sehr schlechter Beschaffenheit, theils ungemein steinig und schwer zum Brennen zu bringen, theils so mit Schwefel gemengt, dass man sie für die meisten häuslichen oder technischen Zwecke unbrauchbar erklärt. Man hofft jedoch in grösserer Tiefe auf bessere Arten zu stossen. Dass übrigens in dieser Provinz weiter nach dem Innern vortreffliche Kohlen vorkommen, scheint keinem Zweifel unterworfen, und ich selbst habe ein Stück Anthracit besessen, welches zwischen Nacimiento und San Pedro am Biobio gefunden worden war, und den besten Sorten dieses Minerals aus den pennsylvanischen Gruben völlig glich. Steigt man über diese Hügel nach S. hinab, so kommt man zuerst auf ziemlich sumpfiges Land, auf dem aber der Botaniker manches Interessante findet, und erreicht nachher die sandigen Gestade der Bai San Vincente, die keinen sichern Ankergrund bietet, an mehreren Orten mit versunkenen Klippenreihen erfüllt ist, und dadurch besonders gefährlich wird, dass Seeleute, die mit der Gegend unbekannt sind, sie leicht für die Bai von Talcahuano nehmen und in ihr einlaufen. Wenn die Pflanzenernte auf

welche die zweite Tafel des Atlas bildet. Die beiden Mündungen der Bai sind sichtbar, getrennt durch die Insel Quiriquina. Rechts zieht sich das bergige Küstenland von Tomé bis Penco, und in der äussersten Ecke gewahrt man den Anfang der niedrigen Ebene, welche das südliche Ufer der Bai bildet. Die kleine Stadt ist mit grosser Genauigkeit gezeichnet, wie sie 1828 aussah, und der Marktplatz und der Glockenthurm erkennbar. Zu bedauern ist es, dass diese Tafel den Lithographen am wenigsten angesprochen zu haben scheint, und deshalb keiner besondern Behandlung sich zu erfreuen hatte.

diesen Ufern im Herbst gerade nicht reich ist, so findet dafür der zoologische Sammler um so mehr seine Rechnung. Die Menge der Seegeschöpfe der niedrigeren Arten ist ausserordentlich gross und von der dunkelrothen Nais, die alle kleine Pfützen von Seewasser erfüllt, bieten sich Hunderte von Gliedern bis zu der riesigen Pelagia, die im Sommer in der Bai umherschwimmt, und im Winter während mehrerer Monate ganz verschwindet. Sie ist den Eingebornen unter dem Namen der *Agua mala* bekannt, gilt für höchst giftig, und ist so farblos durchscheinend, dass abgerissene Stücke den Fragmenten recht reinen Eises täuschend gleichen. Sie misst gegen zwei Fuss im Durchmesser, vereitelt alle Versuche der Aufbewahrung, und fällt durch die orangenfarbnen Streifen ihres Schirms auf, welche mit regelmässigen Reihen dunkler Punkte eingefasst sind. Lockend blickt aus der Tiefe eine azurblaue Alcyonie herauf, welche oft ganze Felsen überzieht, und bunte Spongien, die zum Theil alte organische Reste, Knochen, Muschelschalen oder vorweltliche Corallen, die von den Bergen hinabfielen, als Kern ihrer wunderlichen Baue benutzen, zum Theil auch frei und ästig dastehen. Chitonen mit glattem, körnigem, genarbtem, stachligem oder borstigem Mantel, schwarz oder braun, einige sogar bunt gefleckt, Patellen, und vielartige kleine einschalige Muscheln hängen an denselben Orten fest, aber fast alle mag man erlangen, wenn man sorgfältig die niedrigsten Ebben benutzt und, mit einer dünnen und stumpfen Messerklinge bewaffnet, das Thier plötzlich vom Felsen löst. Zögert man dabei, berührt man nur einmal die Schale dieser Geschöpfe, die doch aller äussern Sinnesorgane beraubt scheinen, so saugen sie sich sogleich so fest, dass man ohne Verletzung sein Instrument nicht mehr unter die Schale zu schieben vermag. Noch grössere Beweise von scharfem Instinct giebt ein fusslanger Solen, der unter dem Namen *Navajuela* (abgeleitet von seiner Form, der Schale eines Rasirmessers ähnlich) dem Chileno bekannt ist, und ein wohlschmeckendes Gericht liefert. Ueberall da, wo der Sand häufig vom Meere bedeckt wird und in seiner Tiefe wie Triebsand mit Wasser vermischt ist, beobachtet man bei heiterm Wetter kurze Wasserstrahlen, die von der Navajuela ausgespritzt werden. Der mit ihrer List nicht Vertraute wird es aber umsonst versuchen sich ihrer zu bemächtigen. Kaum berührt man das cylindrische Loch, in welchem sie steckt, so fährt sie auch vermittelst ihres zweizolligen Fusses in die

Tiefe, und verliert sich da in dem Gemisch von Sand und Wasser. Der chilenische Fischer naht sich leise der Stelle, wo eine solche Muschel verborgen ist, und hebt durch einen raschen Stich seines hölzernen Spatens sie aus dem Boden. Doris in zwei Arten *), widerliche Geschöpfe, aber dennoch viel gegessen, und eine herrlich grasgrüne Actinie, die sich eben auch zur Hälfte in den Sand vergräbt, da wo einzelne Wellen überschlagen, die aber bei der geringsten Berührung ihre symmetrisch ausgebreiteten und verästelten Saugarme zur unscheinbaren Kugel zusammenrollt, wohnen an denselben Orten. Wenn schon der Fusswandrer eine reiche Beute hier erlangt, so wird Derjenige noch vielfach mehr belohnt, der es wagt sich einem eingebornen Fischer anzuvertrauen, um mit ihm die Klippen zu besuchen, die sich isolirt an der Mündung des Biobio *(los Farallones)*, der Bai San Vincente, oder der Westküste der Halbinsel befinden. Der Kaufpreis eines wohlgezimmerten Bootes geht über die Kräfte dieser armen Menschen, und Jeder von ihnen ist zufrieden, wenn er auf sehr einfache Weise seiner Familie den Unterhalt herbeischafft. Diesem Zweck entspricht eine Balsa vollkommen, ein scheinbar sehr gebrechliches Fahrzeug, auf dem sie sich aber dennoch auf das Meer weit hinauswagen. Frezier beschreibt sie sehr richtig; sie bestehen aus zwei Fellen von Seelöwen, welche so künstlich abgezogen und wieder zugenäht worden, dass sie die Gestalt des lebenden Thiers nachahmen, und aufgeblasen cylindrische Schläuche von acht bis neun Fuss Länge darstellen. Genau an einander befestigt tragen sie einen dünnen Rahmen von Holz und ein leichtes Flechtwerk. Nicht ohne Besorgniss schifft man zum erstenmale auf der Balsa sich ein. Der Eigner sitzt auf dem vorderen Ende und erfasst mit beiden Händen die lange Ruderstange in der Mitte, welche an beiden Enden eine schmale Schaufel trägt. Mit abwechselnden Ruderschlägen treibt er bald das Fahrzeug vom Lande, und man sieht sich den breiten

*) *Doris Amarilla n. sp.* (Diagnose in Froriep's *Notizen* etc. *Band* XXV. *p.* 10.) ohngefähr vier Zoll lang, orangengelb, und eine schwarze Art, deren Beschreibung verloren ging, die aber in Weingeist aufbewahrt eingesendet wurde. Die erste heisst bei den Chilenen *Chape sin concha amarilla*, die zweite *Podo prieto.* — Echinus kommen in drei Arten vor, allein der Naturforscher hat sich sehr zu hüten, sie nicht in mehr Species zu trennen, wozu ihn sehr leicht die vielfachen Abänderungen der Farbe durch grössere oder geringere Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die angeworfenen Gehäuse (hochroth, weiss, apfelgrün) verleiten kann.

Wellen gegenüber, die von der Seeseite ungehindert in die Bai rollen. Der Passagier sitzt auf der Mitte der Maschine, ohne weitere Anhaltungspunkte als die dünnen Stangen, an welche die Schläuche gebunden sind, und da er sich sehr niedrig befindet, erscheinen ihm die Wellen doppelt hoch. Nicht ohne Bangen bemerkt man sie brausend herbeirollen, allein wie ein Kork erhebt sich das Fahrzeug auf ihrem Kamme, um eben so schnell auf der andern Seite wieder hinabzusinken. Man wird wenig durchnässt, und auf gleich sichere Weise übersteigt die Balsa alle folgenden Wellen, und nimmt nur selten eine überhängende Seitenbewegung an. Bald fühlt man sich sicher, allein die erste und zweite Wasserjagd, die man auf solche Art anstellt, sind selten einträglich, da die ungewohnte Bewegung fast lauter Fehlschüsse hervorbringt. Da die Balsa sich weder füllen noch umschlagen kann wie ein Boot, und nur die Felsen zu vermeiden sind, an denen freilich die Schläuche zerreissen und also augenblicklich untergehen müssten, kann man unbesorgt sich sogar zwischen hohe Wellen wagen, und ist an flachen Küsten mit hoher Brandung *(surf)* viel sicherer auf ihr als im besten Boote. Die ärmsten der Fischer bedienen sich einer noch viel einfacheren Vorrichtung, um an heiteren Morgen den Bewohnern der Tiefe eifrig nachzustellen. Drei oder vier Stücke von rohbearbeitetem Holz, oft nur soviel starke Baumäste, sind nachlässig an einander gebunden und bilden ein schmales und kurzes Floss, auf welchem höchstens drei Personen stehend Platz finden. Jede kleine Welle scheint das Gebäude zertrümmern zu können, aber dessen ungeachtet wagen sich die braunen Fischer auf ihm ziemlich weit vom Lande. Sie suchen die Stellen der Bai auf, wo Bänke in der Tiefe von drei oder vier Klaftern unter dem Wasserspiegel hinlaufen, und eine Stange von gleicher Länge *(Candillero)* ist das einzige Werkzeug des Fanges. An dem einen Ende zugespitzt, am andern in mehrere offene Arme gespalten, dient sie verschiedenen Zwecken. Der Mann stösst sie in den Boden, und erhält das gebrechliche Floss auf derselben Stelle, die Frau erfasst sie dann mit den Händen, gleitet an ihr hinab, und verschwindet unter dem Wasser. Die Uhr in der Hand bemerkt man mit Erstaunen, dass die Fischerin an vier Minuten unsichtbar bleibt; erscheint sie darauf wieder, so ist der Netzbeutel, den sie am Gürtel trägt, mit Schalthieren der verschiedensten Arten gefüllt. Kaum der Bürde entladen, sinkt das arme

Wesen von Neuem in die Tiefe, und selbst im Winter, wo denn doch das Seewasser empfindlich kalt ist, wird dieser mühsame Erwerb fortgesetzt, als der einzige für manche zahlreiche Familie. Da wo Schalthiere oder Seekrebse deutlich erkennbar auf dem Boden liegen, stösst der Fischer das andere Ende seines Candillero hinab, erfasst den Gegenstand zwischen den gespaltenen Armen, und macht ihn durch eine drehende Bewegung vom Boden los. Die ausserordentliche Menge der Seegeschöpfe ernährt fast ausschliesslich den ärmeren Theil der Einwohner von Talcahuano und seiner Umgegend. Eine Anzahl gebratener Choros (der von Molina schon beschriebene Mytilus) mit einer dünnen Brühe aus Kürbissen und dergleichen, mit spanischem Pfeffer gewürzt, genügt den Meisten als tägliche Kost. Sie sind dabei stark, und unleugbar übt auch hier solche Diät auf die Fruchtbarkeit der Ehen einen entschiedenen Einfluss aus. Von Kindheit auf an solche Nahrung gewöhnt, deren Erlangung ihnen nicht halb so mühsam dünkt als dem zuschauenden Fremden, verdienen diese zufriedenen Menschen wohl nicht ganz das Mitleiden, welches ihnen einige Reisende schon zollten. Die Menge der Seegeschöpfe, die sie als nutzbar in ihren Bereich gezogen, ist ausserordentlich gross und manches Thier wird verzehrt, das man selbst als Naturforscher mit Misstrauen ansieht. Einmal giebt es vielleicht über zwölf Arten von Krabben und Krebsen, die alle zur Nahrung dienen und zum Theil *) durch Grösse und Schmackhaftigkeit sich auszeichnen, und dann enthält dieses Meer noch einen überschwenglichen Reichthum an ein- und zweischaligen Muscheln, Conchylien, und eigentlich sogenannten Weichthieren, welche mehr oder minder benutzt werden. Sehr wenige Gattungen sind ausgeschlossen, Medusen und Actinien gelten für giftig, andere für ungeniessbar, aber nicht so manche Thiere, die anderwärts Niemand essen möchte, gestielte Holothurien, Chitonen, Patellen, Doris und viele andere. Ein kleiner Tintenfisch **), so unansehnlich dass ihn die westindischen Neger, die selbst die grosse achtarmige Art des Antillenmeers verachten, wegwer-

*) *Cancer Apancora* (ausgewachsen spannenbreit), *C. Xaiva*, *C. Talicuna Mol.*, welche nebst mehreren andern an einem verschiedenem Orte zu beschreiben sind.

**) *Sepia hexapus Mol.*

fen würden, wird in Talcahuano viel auf den Marktplatz gebracht. Vor allen sind die Schalthiere häufig, am meisten der Choro, dessen Betten unerschöpflich scheinen, trotz des grossen Verbrauchs. Sein Preis ist ein höchst geringer, obgleich der Geschmack und die Zartheit des Fleisches an die Austern des Nordens erinnern. In den nördlichsten Gegenden fehlen die Choros ganz, und schon um Valparaiso hält es schwer ein paar Exemplare für die Sammlung aufzutreiben. Man verführt sie daher als geringen Handelsartikel nach den nördlichen Häfen und nach Lima, theils lebend, theils verschiedenartig aufbewahrt, oder getrocknet und an Fäden gereihet. Die Gattung der Austern scheint südlich von Guayaquil, wo eine kleine Art eben so wie in Westindien an den Luftwurzeln der Rhizophora lebt, nicht vorzukommen, denn was man mit diesem Namen *(Ostiones)* in Coquimbo belegt, dürfte eine Chama sein. Der Loco liefert nur ein hartes Fleisch und wird vor der Bereitung mürbe geklopft, allein der Pico *), dessen äusseres Gehäus gegen zehn Zoll hoch werden kann, verdient mit Recht die grossen Lobpreisungen der Chilenen. Die Pyuren, welche Gmelin unter die Ascidien rechnete, obwohl sie mit ihnen nicht verwandt sind, wunderliche, dem Auge keineswegs angenehme Geschöpfe, leben in braunen, lederartigen Beuteln eingeschlossen unter einer gemeinschaftlichen, selbsterzeugten Kruste, und hängen an den Klippen fest. Man erklärt sie für sehr wohlschmeckend, allein der Beifall, der ihnen zu Theil wird, dürfte wohl einen ganz andern Grund haben. Sie sollen das stärkste Aphrodisiacum abgeben, welches man bis jetzt noch entdeckte; und darum sind sie an der Küste geschätzt, im Innern sogar theuer bezahlt. Die essbaren Fische sind von Molina ziemlich vollständig aufgeführt worden, indessen dürfte bei der Umwälzung der Systeme und Spaltung der Gattungen kaum eine Art mehr den Platz einnehmen, den der erste Beschreiber ihr anwies. Ihr Fang ist, ausgenommen die Zeit der Winterstürme, sehr reichlich, allein Seeleute, die in solchen Dingen immer die besten Richter bleiben, behaupten, dass die südliche Hälfte des grossen Oceans weder an Ueberzahl der Fische noch an Schmackhaf-

*) Jene Chama ist von der *Ch. Thaca Mol.* verschieden. Der Loco (*Murex Mol.*) ist überall häufig, allein der Pico (*Lepas psittacus Mol.*) vorzugsweise ein Bewohner der Südprovinzen.

tigkeit ihres Fleisches sich mit der nördlichen messen könne, und ganz besonders hinter den Gewässern der Nordwestküste zurückbleibe. Seegeschöpfe, die durchaus nicht essbar sind, dienen dem chilenischen Fischer, wenn auch für abergläubische Zwecke. So unter andern die sehr grossen Asterias, sowohl von den fünfeckigen als den vielstrahligen Arten, Thiere, die nach dem schnellen Vertrocknen ihrer gallertartigen Theile nur aus einer Kruste von Kalk bestehen und daher nirgends genossen werden. Der Chileno erklärt diese für ein untrügliches Mittel gegen die Trinksucht, pulverisirt sie und giebt sie dem Trinker unbewusst in Wein, der alsbald einen unüberwindlichen Ekel gegen geistige Getränke empfinden soll. Manches Neue findet sich auf den theilweise sehr hohen Felsen, welche von der Halbinsel durch schmale Meeresarme getrennt werden, in denen die Brandung zu allen Zeiten tobt. Mit der Balsa gelangt man jedoch glücklich durch dieselbe, und sieht sich dann zwischen hohen Wänden, und umgeben von mancherlei Thieren, die hier ein sehr unzugängliches Asyl finden. Die langen gelbbraunen Fucoideen, welche an allen Felsen wachsen, und durch ihre ausserordentliche Grösse Alles übertreffen, was in dieser Art die nordischen Meere erzeugen, wiegen sich auf dem schwellenden Spiegel solcher kleiner und verborgner Buchten, und sind bewohnt von zahllosen Thieren einer niedern Organisation, die wiederum andere und grössere herbeilocken. Möven, die noch bei weitem nicht alle bekannt sind, und Seeraben *) sitzen theils auf den Seegräsern, theils in so grossen Schaaren auf den Felsen, dass, wenn man endlich mit vieler Gefahr und oft betrogner Vorsicht sie glücklich beschlich, ein Schuss leicht acht oder zehn von ihnen verwundet und tödtet. Sind sie auch nicht essbar, denn gleich allen Seevögeln ist ihr Geruch und Geschmack widerlich und thranartig, so werden doch die Eier von einer und der andern Art genossen. Die Fucus dienen nicht minder zur Nahrung, und obgleich ihr Geschmack keinesweges den Fremden anzieht, so behagen sie doch dem chilenischen und peruanischen Gaumen so sehr, dass man sie sorgfältig

*) *Pelecanus Gaimardi Garn.* (Lesson Man. d'Ornithol. II. 373.), der Lili der Chilenen, häufig um Valparaiso und bis Lima, und eine zweite unbeschriebene Art. Beide befinden sich in der Sammlung der naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig.

getrocknet in beiden Ländern weit nach dem Innern versendet *). Manche Thiere scheinen auf dieselbe Nahrung angewiesen, oder bedienen sich doch ihrer, wenn die Noth sie zwingt. So unter andern der gemeine Penguin *(Paxaro niño)* Chiles, den man nur dann mit Leichtigkeit erlegt oder fängt, wenn er von dem Meere entfernt ist, der aber so schnell schwimmt und so geschickt taucht, dass man ihm auf seinen eignen Elemente umsonst nachstellt. Seine Stimme ist, zumal wenn sie aus dem Innern einer Felsenhöhle hervortönt, auffallend stark, und wird mit verdoppeltem Eifer erhoben, wenn der Zufall einen Neugierigen in die Nähe seines sehr rohen Nestes bringt, welches aus den Stielen der Seegräser besteht und nie mehr als zwei gleichfarbig weisse Eier von der Grösse der Gänseeier enthält. Diesen letzteren stellen die Fischer nach, und selbst die jungen Vögel, obwohl von sehr thranigem Geruche, sind vor ihnen nicht sicher. Man hat oft Gelegenheit diese sehr unbehülflichen Thiere an nebligen Morgen mit den Händen zu ergreifen, wenn man ihnen den Rückweg nach der See abschnitt, und mag sie leicht zähmen. Ihr Naturell bleibt ein sehr zänkisches, aber mit dem Ausdruck der Dummheit. Schreiend und unter fortwährendem Klappen der kleinen federlosen Flügelanhänge gehen sie auf die grössten Hausthiere los, obwohl sie diesen aus Mangel an Waffen und Stärke nichts anhaben können. Weit nützlicher, aber auch viel besser bewehrt, ist ein anderes Thier dieser unzugänglichen Felsenufer, die Seekatze der Chilenen *(Mustela felina. Mol.)*, deren feines seidenartiges Haar den Hutmachern so nützlich ist wie dasjenige des Coypú. Etwas grösser als die nordamerikanische Moschusratte, ausgezeichnet durch einen sehr unangenehmen Geruch, fällt dieses Thier am meisten durch seine Vorliebe für das Seewasser auf, und ist eins von den sehr wenigen amphibischen Säugethieren, die (mit Ausnahme der Phoken) dem gesalzenen Wasser den Vorzug geben. Die Mündungen der

*) In Chile nennt man diese Pflanzen *Cochayuyo* und *Luchi;* das erstere Wort ist peruanisch (Kraut der See) und bezeichnet in Maynas die Pistia, welche da auf Landseen in ausserordentlichen Mengen wächst. Diese letztere, welche im ganzen tropischen Amerika zu Hause ist, bildet in Gemeinschaft mit zwei Arten von Hydrocotyle, der Pontederea, der Azolla und der *Salvinia hispida H. B. Kth.* die grossen und betrüglichen Decken über tiefe Teiche, welche man in Cuba und Cartagena mit dem Namen der *Tembladeras* belegt.

Flüsse vermeidet es, sucht die Küste nur auf um sich zu sonnen, und wird oft in grosser Entfernung vom Lande schwimmend beobachtet. Das scharfe Gebiss ersetzt was der langsame Gang Nachtheiliges haben mag, und das feine Gehör wiegt das schwache Gesicht auf. Obgleich sehr vorsichtig und furchtsam, wird dieses Thier doch oft geschossen, ganz besonders auf der unbewohnten Insel Santa Maria an der Küste von Arauco, und dann sein Fell von den Seehundsjägern zum Verkauf gebracht. Die letzteren haben es durch ihre unaufhörlichen Verfolgungen dahin gebracht, dass die grösseren Phoken jetzt sehr selten geworden sind, denn die schwärzliche Art, die man auf isolirten Klippen noch immer bemerken kann, die aber schon in grosser Entfernung den Menschen entdeckt und unter den Wellen Schutz sucht, ist wenig nützlich und klein. Die grösste Robbenart *) ist selten geworden, und dient als Beweis, wie selbst die zahlreichsten Thiergattungen ausgerottet werden können, wenn kein Gesetz die Verfolgungen beschränkt. In alten Zeiten war diese Küste ein Tummelplatz für sie und die Seelöwen, denn die Chilenen verfolgten sie nicht, und die Fremden, denen das Landen grosse Gefahr gebracht haben würde, konnten die Jagd hier nicht betreiben. In den wenigen Jahrzehenden der grösseren Handelsfreiheit ist die Jagd so schonungslos getrieben worden, dass sie an den Gestaden der Republik aus Mangel an Thieren aufhören musste, und dass nur die Inseln Santa Maria und Mocha einige Beute liefern. Wenn sonst eine kleine Expedition dort innerhalb einer Woche 500 Seehunde erlegte, so erfordert es jetzt weit mehr Menschen und einige Monate, um eine Zahl von 400 Fellen zusammenzubringen. Je eifriger die Verfolgung gewesen ist, um so mehr haben sich jene Thiere nach dem Süden zurückgezogen, und kaum finden sie noch in den Archipeln der westpatagonischen Küste, welche heftige Strömungen und andere Gefahren umringen, ein Asyl. Selbst die Südschetland-Inseln, die doch erst seit 1817 bekannt sind, und damals von Phoken wimmelten, sind jetzt sehr einsam geworden. Die fremden Robbenschläger erschei-

*) Sie wurde für *Otaria flavescens Desm.* gehalten und in mehreren Exemplaren nach Deutschland gesendet. Umständliche Beschreibung von ihr und einigen anderen der erwähnten Thiere wurden während der Reise eingesendet und in Froriep's *Notizen* u. s. w. *Band* XXV. *p.* 6. abgedruckt.

nen jetzt weit weniger zahlreich an der Küste von Chile und müssen ihren Lauf viel weiter ausdehnen als ehedem. Sie segeln nach den wärmeren Gegenden des grossen Oceans, um die Seehundsfelle mit kurzwolligem weichen Haar *(fur seals)* zu erlangen, die man zwar ebenfalls nach Europa bringt, deren bester Markt aber immer China bleibt. Die Robbenschläger sind meistens unter der Flagge der Vereinigten Staaten, denn die Engländer haben den Vortheil in Bass's Strasse und an der Westküste von Neuholland den Fang treiben zu können, zu welchem man den Fremden die Erlaubniss verweigert. Die Zahl der fremden Fahrzeuge, welche im Sommer 1828 zwischen Cap Horn und dem Aequator diesen Fang betrieben, belief sich nur auf sieben. Den Winter brachten sie in wärmeren Breiten zu, und auf der Heimreise pflegten sie die Schetland-Inseln, das Feuerland und Patagonien zu besuchen, um ihre Ladung vollständig zu machen. Die Otaria der chilenischen Küsten wird von sechs bis zehn Fuss lang und hat ein kurzhariges zimmtbraunes Fell; die Häute werden in den Städten für zwei Realen verkauft. Die verschiedenen Walfische, welche diese Meere in grossen Zahlen bewohnen, haben bis jetzt wenige Verfolgungen durch die Chilenen zu erdulden gehabt und sind deshalb so zahm, dass man sie sogar zwischen den ankernden Schiffen der Bai von Talcahuano unbesorgt umherschwimmend bemerkt. Ihre Häufigkeit brachte schon vor vielen Jahren die europäischen Seefahrer zur Verwunderung *); sie ist unvermindert noch jetzt dieselbe. Zu gewissen Zeiten erscheinen sie sogar in kleinen Zügen, halten sich einige Tage an der Küste auf und zerstreuen sich dann wieder. Es ist wahrscheinlich, dass entweder besondere atmosphärische Zustände oder das Umherziehen kleiner Fische diese Versammlungen hervorbringen, aus denen Niemand Nutzen zieht. Das Erlegen von Walfischen ist innerhalb der Bai verboten, denn Wind und Strömung vereinigen sich, um den Körper gerade neben dem Hafenort auf das Land zu treiben. Trotz dieses Umstandes tödtete zur Zeit meines Aufenthalts ein amerikanischer Walfischfänger, der unter einem Vorwande bei der Insel Quiriquina vor Anker gegangen war, einen überaus grossen Walfisch. Da die Amerikaner in diesen Meeren darauf

*) Frézier und Feuillé erwähnen sie, nicht minder Capt. Kotzebue in seiner ersten Reise. Bd. I. p. 108.

eingerichtet sind an Bord schnell sehr grosse Oefen und Siedkessel aufzustellen, um den Thran auszusieden, statt nach alter Art den Speck in Tonnen verpackt nach ihrer Heimath zu verführen, so verrieth die des Nachts aufsteigende Feuersäule das ungesetzliche Verfahren. Der grössere Theil des folgenden Tags verging, ehe die Ortsregierung im Stande war ein bewaffnetes Boot auszurüsten, um den Fremden für sein Vergehn zu strafen. Von Verfolgung endlich bedroht, ging jener unter Segel und entkam glücklich, während seine hohen Rauchfänge noch immer dichten Dampf ausstiessen. Am nächsten Morgen lag, wie man gefürchtet, der riesige und völlig zerfleischte Leichnam auf der Küste, Alles verpestend; eine hohe Fluth und viele Böte wurden erfordert, um ihn auf das offene Meer zu bugsiren. Der faulende Körper war mit Tausenden von gierigen Seevögeln bedeckt, die jedoch dem Sammler keinen Nutzen brachten, da ihr Gefieder mit Thran dicht überzogen war, allein dafür trug der Besuch bei den Ueberresten als Beute den ersten Condor ein, den einzig brauchbaren unter sechs Individuen, die bei dieser Gelegenheit geschossen wurden und sich so mit dem ranzigen, halbverfaulten Fleisch erfüllt hatten, dass ihnen zwar das Auffliegen, nicht aber eine sehr entschlossene Vertheidigung unmöglich wurde *). Um in den Meeren zwischen Chile und Neuholland und nördlich bis fast nach den Kurilen den Walfischfang zu treiben, umsegeln die englischen und nordamerikanischen Schiffe die halbe Erdkugel; die Chilenen, welche dieselben Gegenden innerhalb vier bis zwölf Wochen erreichen könnten, haben nie einen Versuch gemacht und selbst in der unmittelbaren Nähe ihrer Häfen den Fang noch nie betrieben. Die Ausrüstung grösserer Expeditionen möchte in Chile gegenwärtig noch zu kostspielig sein, und man würde den Wettkampf mit den Fremden nicht leicht aushalten. Allein da der Schiffsbau, die Verfertigung von Segeln, Tauen u. s. w. in wenig Jahren zu einem bedeutenden Geschäft geworden sein dürfte, so ist es auch wahrscheinlich, dass dann die

*) Keiner der getödteten Condore mass mehr als 16 Schuhe Flügelweite, und vielfältige Messungen, welche ich im Sommer in den Anden und in den Wintermonaten in Talcahuano anstellte, bewiesen, dass 18 Fuss die grösste aller vorkommenden Weiten sei. Den Knaben von Talcahuano waren die Flügelfedern sehr willkommen, denn mit ihnen und einer leicht weggewaschenen Tinte lernen sie auf glattgehobelten Bretern in den Schulen das Schreiben.

Chilenen auf die Betreibung eines Industriezweiges eingehen werden, der ihnen ausserordentliche Vortheile verspricht *).

Auf der Ebene, die sich östlich vom Hafen erstreckt, öffnet sich dem Jäger ein weites und einträgliches Feld. Man macht da Bekanntschaft mit mehreren Thieren der höheren Familien, die man an andern Orten entweder gar nicht oder doch selten finden würde. Zu diesen gehören vor allen die vielerlei Sumpf- und Wasservögel, welche die Arme der See und die Teiche von halbsüssem Wasser unfern des Meierhofes von los Perrales erfüllen. Der chilenische Flamingo, der wohl von demjenigen des übrigen Südamerika unterschieden ist, allein durch andere als die in den Handbüchern gewöhnlich aufgeführten Kennzeichen, steht mit einem Ausdrucke nachdenkender Ruhe an den Ufern, und täuscht dadurch den Jäger, der sich unvorsichtig naht und zu spät die List des Vogels entdeckt, der ihn fortwährend scharf beobachtete und durch sein plötzliches Auffliegen die Schaaren kleinerer Vögel zur Flucht veranlasst. Minder vorsichtig ist der kolossale Storch *(C. Maguari Temm.)*, welchen die Chilenen Pillú nennen, und ein nur mittelmässiges Geschick wird erfordert, um die ausserordentlich zahlreichen Flüge von Enten zu beschleichen, unter denen sich eine sonst höchst seltene Art vorfindet. Jedoch ist diese Jagd nicht ohne Gefahr, denn der Jäger, welcher seine Beute selbst aus dem Wasser zu holen genöthigt ist, kann an den torfigen Ufern auf Stellen des Bodens gerathen, so betrüglich, dass ein paar unvorsichtige Schritte über den Rand hinaus sein Versinken veranlassen. Sicherer ist der Weg längs des Armes, den die Bai in die Ebene sendet; die grosse Menge von Tang und Ulven, von denen mehrere den europäischen überaus ähnlich sind, lockt viele kleinere Vögel herbei, unter welchen besonders eine Schnepfenart auffällt, die nur im Winter an der Küste erscheint, und von den Einwohnern den Namen des Cordillerano erhielt. An solchen

*) An den Küsten von Neusüdwallis ist diese Fischerei noch sehr neuen Ursprungs, allein dennoch wurde sie bald sehr wichtig. Im Jahre 1826 beschäftigten sich 15 kleine Fahrzeuge (zusammen von 2033 Tonnen), der Colonie gehörend, mit ihr. Der Ertrag an Thran und Seehundsfellen belief sich auf 34,850 Pf. St. (*The australian almanack for* 1828. *Sydney. p.* 120.).

Orten lebt ebenfalls der Coypú *(Hydromys)*, dessen Fell unter dem Namen Nutria im Handel Chiles eine Rolle spielt und von den Hutmachern gesucht wird, und gar nicht selten gewahrt man den silbergrauen Fuchs *(C. cinereo - argenteus. Erxl.)*, den wohl die Seevögel herbeilocken. Er bietet einen seltenen Beweis von dem Vorkommen desselben Thieres auf zwei entgegengesetzten Punkten der Erde, die sich in klimatischer Hinsicht nicht sehr ähnlich sind, und durch zwischenliegende tropische Klimate getrennt sind. Der Fuchs, welcher Pennsylvanien bewohnt, ist durchaus nicht verschieden von demjenigen Chiles, und wahrscheinlich also auch ganz dem von Paraguay gleich, wo ihn Azara fand und für die genannte Art erklärte. Dieselbe Gewissheit herrscht aber nicht in Beziehung auf manches andere Thier, welches die innern Gegenden des südlichen Chile ernähren, denn das sehr fein gebaute Reh, kaum grösser als ein mittelmässiger Hund, ist naturgeschichtlich unbekannt, und dasselbe gilt von den Murmelthieren für die man der mündlichen Beschreibung nach den *Raton guareno* der Landleute und die Ratte von Maule, welche Molina erwähnt, halten muss. Sehr unverhofft trifft man auf dem halb sandigen halb moorigen Boden um Salinas einen langgeschwänzten Krebs, dessen Lebensart von derjenigen seiner Verwandten ziemlich abweicht, und mehr an die Landkrabben der Tropenländer erinnert. Unserm Flusskrebse an Grösse und Form ziemlich ähnlich, hält sich dieses Thier *(Astacus pugnax Poepp. Camaron de tierra ó de la pampa)* wenig im Wasser sondern in Löchern auf, welche es durch die Sandrinde bis auf den Moor der Tiefe gräbt. Häufiger in der Regenzeit als im Sommer verlässt er besonders des Nachts seine Wohnung, um nach seiner Beute umherzustreifen. Stets trägt er seine Scheeren in erhabener Richtung und bewegt sie bei dem Anblicke des Menschen bedrohend hin und her, eine Sitte, die man nur an den eigentlichen Krabben beobachtet hat, besonders an den Arten der Gattung Gonoplax, Bewohnern der Küsten Westindiens, die auch an der Mündung des Amazonas vorkommen. Im nördlichen Chile scheint dieser Krebs zu fehlen, allein dafür lebt dort, namentlich in den lehmigen Flussufern nahe an der See, eine sehr merkwürdige Art *(Cancer caementarius. Mol.)*, die sich tiefere Höhlen gräbt, sehr schmackhaft ist und an Grösse alle andern übertrifft.

Dem Botaniker bietet die Umgegend von Talcahuano selbst im Herbst noch manches recht Interessante. Es thut dem Auge wohl nach langer Entwöhnung zum erstenmale wieder ein Land zu erblicken, dessen Berge dicht mit einem grünenden Walde bedeckt sind. Selbst die baumlosern Anhöhen vergelben nie ganz, und der Herbst, obwohl nicht so pflanzenreich als in Nordamerika, führt doch das Erblühen mancher Gewächse herbei. Ein Aster und eine Solidago erinnern an den Norden, und scheinen bis jetzt in Chile allein die Repräsentanten einiger sehr weitläufiger Gattungen; die Proustia mit ihrem violetten Pappus überspinnt höhere Bäume, an deren Rinde schöne Loranthen sich festsetzen. Kleine Oxaliden und mancherlei Gräser, Mollugo, Salsola u. s. w. wachsen gesellig auf den salzigen Flächen in der Richtung des Biobio. Wenn man dem Ufer der Bai folgt, hat man freilich seinen Weg über zertrümmerte Blöcke von Thonschiefer zurückzulegen und manche Beschwerde zu bestehen, allein die Mühe wird reich belohnt. Vielerlei Seepflanzen, Tang, Ulven und Conferven bleiben zwischen den Steinen bei der Ebbe*) zurück und locken den fleissigen Forscher, während der steile Absturz zur Linken viele noch ungesehene und theilweis sehr schöne Pflanzenformen darbietet. Tetragonia beginnt am Fusse, Eupatorien folgen, unter dem überhängenden Rande der Abstürze breitet die chilenische Alsophila ihr blaugraues Laub aus, auf ihm erblüht die zweite fast stengellose Bromelia dieser Küste, der bei Valparaiso gefundenen sehr ähnlich, die Francoa senkt ihre blassrothen Blüthenähren herab, und da, wo der Boden am trockensten ist, blüht bis in den spätesten Winter eine Orchidee, unansehnlich zwar wie diejenigen unseres Nordens, allein reich an einem Arom, welches dem der Orangenblüthe völlig gleich ist. Sie dient dem Eingebornen eben so als Heilmittel wie die kleine Anagallis, die auf den ersten Blick der europäischen ganz ähnlich erscheint. An vielen Stellen ist die senkrechte Richtung der Uferwände durch Schluchten unterbrochen,

*) Die Behauptung Capt. Kotzebue's (in der Beschreibung seiner zweiten Reise Bd. I. p. 58.), dass Ebbe und Fluth in Talcahuano-Bai sehr unmerklich sei, findet man bei längerem Aufenthalt nicht gegründet. Die gewöhnliche Fluth ist in Talcahuano sechs Fuss; Springfluthen habe ich besonders bei nördlichem Winde bis elf Fuss hoch beobachtet. Es stimmt dieses auch mit der Fluthhöhe von Valdivia, welche Norie (*Epitome of pract. Navig. Lond.* 1828. *Taf.* XLIII.) zu sechs Fuss angiebt.

in denen helle Wasserbäche berabrieseln, und da wartet eine neue Ernte auf den Sammler. Die gewöhnliche Fuchsia wächst hier in Gemeinschaft mit einer andern Art, die im Frühjahre vor dem Erscheinen der kleinen dichtstehenden Blätter die ganzen Aeste mit kurzgestielten, und rosenfarbenen Blüthen bedeckt. Zwischen ihnen stehen einzelne Arbutus, mit deren Beeren die betrüglichen Weinverkäufer ihr Getränk stark berauschend machen, freilich zum Nachtheil des unverständigen Trinkers, dem solcher Genuss eine vorübergehende Geistesverwirrung zuzieht. Die Weinmannia breitet ihr schöngefiedertes Laub neben der immergrünen Coriaria aus, und die schöne Gattung der Myrten, die in Chile nirgends ganz fehlt und vom Meere bis nahe an den ewigen Schnee der Anden ihre Repräsentanten hat, erscheint auch hier wieder unter eigenthümlichen und neuen Formen. Hat man sich endlich mit vieler Mühe und vielleicht nach manchem Fall den Weg bis auf die Höhe des Berges gebahnt, welcher die Halbinsel bildet, so tritt man in einen frischgrünenden, hochstämmigen Wald, dessen einzelne Bäume gar nicht selten mit dichter Moosdecke belegt sind. Ueberraschend selbst nach solchen Vorbereitungen bleibt der Anblick der Flora, welche diese Höhe krönt. Die Guevina, deren Nüsse die europäischen an Wohlgeschmack übertreffen, aber im frischen Zustande nur dann erst genossen werden können, wenn man die dünne bitterharzige Oberhaut des Kerns, die später leicht vertrocknet, abrieb, erinnert an die Flora Neuhollands; parasitische Farrnkräuter und verschiedene Schlingpflanzen an diejenige der Wendekreise, und wer die Pflanzenwelt des nördlichen Chile noch im frischen Andenken hat, sollte eher glauben, dass er von Valparaiso aus in die Nähe der ersteren versetzt worden wäre, als dass er sich dem kälteren Süden genähert hätte *).

*) Die Pflanzen sind in der Ordnung, in der sie erwähnt wurden, folgende: *Aster plantaginifolius. Poepp. Solidago chilensis. Berter. Proustia pyrifolia. DC. Loranthus buxifolius. Cham. Oxalis parvifolia. DC. Mollugo radiata. R. Pav. Bulliarda australis. Poepp. Salsola Kali. L.? Salicornia peruviana. H. B. Kth. Eupatorium glechonophyllum. Lessg. E. glutinosum. Lam. Alsophila pruinata. Kaulf. Bromelia sphacelata. R. Pav. Francoa sonchifolia. Juss. Spiranthes diuretica. Rich. Anagallis alternifolia. Cav. Fuchsia macrostemma. R. Pav. F. lycioides. Andr. Arbutus furiens. Hook. A. vernalis. Poepp. Weinmannia paniculata. Cav. Coriaria ruscifolia. W. Asplenium trapezoideum. Sw. Hymenophyllum asperulum. Kunze. Polypodium trilobum. Cav.*

Die Lapageria sendet ihre dünnen und unzerreisslichen Ranken von einem Busche zum andern, und während ihre grossen dunkelgrünen und glänzenden Blätter keinem Wechsel der Jahreszeiten unterworfen sind, schmückt sie gerade dann sich mit lilienähnlichen hochrothen Blumen, wenn die Vegetation ringsumher durch die Nähe der Regenzeit zum Stocken gebracht wird. Diese Eigenschaft und die Pracht ihrer Blüthe veranlassen den Eingebornen aus ihr allein die herrlichen Guirlanden zu flechten, mit denen er in der unfreundlichen Zeit des chilenischen Mais, der alten Sitte getreu, die Kreuze der Strassen und Kapellen bekränzt. Durch alle Winterstürme hindurch ziert sie die ausruhenden Wälder vom Februar bis zum Juli, und mit Bedauern hört man, dass die Versuche sie nach Europa zu verpflanzen bis jetzt misslangen. Die Waldpartien dieser Höhen bleiben immer noch schön, wenn auch die Palme Chiles nicht mehr so weit südlich freiwillig wachsend angetroffen wird, und die berühmte Araucaria, der höchste Baum des aussertropischen Südamerika, das Klima für ein fröhliches Gedeihen zu warm findet. Indessen geben doch schon ein paar cultivirte Stämme unfern Talcahuano und ein anderer bei Tomé ein Bild von dem, was dieser majestätische Baum in seinem Alpenvaterlande sein müsse, und erfüllen im voraus mit grossen Erwartungen über die Vegetation jener ungekannten Gegenden. Wenn man zuletzt durch dichte Gruppen der Puya, die hier zu einer ausserordentlichen Grösse anwächst, den höchsten Punkt der Halbinsel erreichte, der einst zum Wachtposten diente und daher den Namen *la Sentinela* trägt, so eröffnet sich eine Aussicht, die alle Erfordernisse eines reichen landschaftlichen Bildes besitzt. Niedrigere Büsche, von den Arten, welche zu keiner Jahreszeit die Blätter abwerfen — und in der That entlauben nur zwei oder drei Bäume sich nach Art des Nordens der Welt —, umgeben zunächst den Standpunkt, ohne jedoch die Fernsicht zu hindern. Nahe am Fusse des Berges erblickt man die zwei Baien und die waldigen Hügel, von denen sie theilweis eingeschlossen werden; weiterhin dehnt sich die Ebene von Concepcion aus mit ihren vereinzelten Baumgruppen und weidenden Heerden, hinter dieser Stadt zeigen sich die kahlen Felsenhäupter, der Biobio, von königlicher Breite, strömt zwischen malerischen Ufern dem Meere zu, und während man an ganz hellen Tagen nach O. die beschneiten Gipfel der Anden, jedoch nur in geringer Ausdehnung

gewahrt, verliert sich der Blick rückwärts in die unendlichen Fernen des blauen Oceans.

Nach kurzem Aufenthalte schon trat der Winter ein, und bewies durch sein zeitiges Erscheinen, wie gross der Unterschied des Klimas im Norden und Süden Chiles sei. Nördliche Stürme mit den begleitenden Regengüssen wurden immer häufiger, so dass im Juni und Juli fast keine Unterbrechung mehr stattfand. Die Excursionen wurden von nun an ausserordentlich erschwert, und das wahrhaft unfreundliche und selbst dem Abgehärteten auffallende Wetter brachte oft mehrtägige Gefangenschaft zwischen engen Wänden hervor. Mit Schmerzen denkt man dann an die vergängliche Herrlichkeit des chilenischen Sommers, und an das Gemüthliche, welches der Winter des Nordens besitzt. Wie in allen wärmern Ländern leidet man unverhältnissmässig viel durch die vorübergehende Rauheit des Wetters, denn keine häusliche Einrichtung ist darauf berechnet ihr zu begegnen. Grau ist der Himmel, von dem sich oft fünf bis sechs Tage lang ein ununterbrochner Regen ergiesst, oft heult dabei der Sturm und das missfarbige Meer bricht mit lauterem Getöse seine Wellen am unbelebten Ufer. Die Seevögel suchen dann Schutz unter überhängenden Felsen, und weder der Fischer noch der Seemann bringen Thätigkeit in die Scene. Der erstere lebt von seinen getrockneten Vorräthen, der letztere sorgt für stärkere Anker und Ketten, schliesst alle Oeffnungen des Decks gegen die Fluthen, und ist oft der Möglichkeit an das Land zu gehen einen Tag lang beraubt, weil die anprallenden Wellen sein Boot bei dem Landen in Gefahr bringen würden. Am Lande tritt dieselbe allgemeine Unthätigkeit ein. Jeder hat wohl mehr oder minder damit zu thun das Wasser abzuhalten. Die weiten Räume der Zimmer ohne Decken erhalten etwas höchst Unfreundliches, und Abspannung verbreitet sich über die Bewohner, wenn der Schlagregen zum Schliessen der Laden zwingt, die in den meisten Häusern die Stelle der Glasfenster vertreten müssen. Die ungewohnte Niedrigkeit der Temperatur bringt Jedermann zum Frieren, und Tage lang bleiben die Bewohner in stumpfer Unthätigkeit um ihre grossen kupfernen Becken versammelt, welche, mit glimmenden Holzkohlen erfüllt, die Stelle der weit gesunderen Kamine vertreten müssen. In jener Jahreszeit lernt man die Schattenseite des süd-

chilenischen Klimas kennen, welches zwar durch seinen günstigen Einfluss auf die Vegetation Jeden bezaubern muss, der im Sommer Valparaiso oder Lima verliess, aber in der Regenzeit auch dem Nordeuropäer unfreundlich dünken mag. Sehr viel ist über das Klima Chiles geschrieben worden, und wie es in Beziehung auf viele andere Umstände dieses Landes geschah, so stehen auch hier manche sehr klar ausgesprochene Meinungen sich gerade entgegen. Das Wahre liegt, wie bei allen Streiten wo von beiden Seiten Leidenschaftlichkeit einfliesst, in der Mitte, denn wenn Chile auch kein irdisches Paradies ist und romanhaften Anforderungen nicht entspricht, so darf man dennoch kühn behaupten, dass in seiner Gesammtheit seinem Klima nur sehr wenige europäische sich nähern, keines aber dasselbe übertreffe. Die einfache Schilderung des Jahreslaufes beweist dieses besser als alle Aufzählungen unverbundner Thatsachen und der persönlichen Gefühle während eines kurzen Besuchs. Beginnt man die Schilderung der klimatischen Erscheinungen in Chile von der Zeit, wo die in stärkenden Schlummer verfallne Natur die ersten Zeichen einer wiederkehrenden und allgemeineren Thätigkeit giebt, so ist die Regenzeit, oder vielmehr ihre zweite Hälfte, die ohngefähr in den Juli und August fällt, die Periode des Anfangs für das vegetative Jahr. Ein langer Zeitraum ist vorher verstrichen, der gegen sein Ende durch solche Trockenheit sich auszeichnet, dass in der That in manchen Gegenden ein heftiger Regen im Monat Februar den Einwohner fast eben so in Schrecken setzen würde, wie ein Schneegestöber den Deutschen im Juli. Selbst in den mehr begünstigten Gegenden erscheint die Menge des Wassers in Flüssen, Seen und Quellen vermindert, und werfen wir den Blick auf den äussersten Norden des Landes, so sehen wir, dass dort alle Bäche versiegen und der periodische Wassermangel die Unbewohnbarkeit einzelner Striche hervorbringt. Je weiter südlich, um so minder auffallend sind diese Erscheinungen, bis zuletzt, im Lande der Indier, ein Klima bemerklich wird, welches naturgemäss auch die Gegenden niedriger Breite, aber grösserer Erhöhung über dem Meere theilen, und das durch grössere Kühle und Feuchtigkeit der Atmosphäre die Erhaltung des Wassers an der Erdoberfläche befördert, und so vermehrte Fruchtbarkeit hervorruft. Gegen das Ende des Märzmonats oder in den ersten Tagen Aprils findet sich ohne lange Vorbereitung der Winter ein, dessen Erscheinungen zwar in

ganz Chile fast zu derselben Zeit auftreten, aber in ihrer Art gar sehr durch die Erhöhung über dem Ocean bedingt werden, denn während in den Anden, sogar in denen der nördlichsten Gegenden, Schnee fällt, den man aber an der Südgränze (unter dem 37°) immer nur erst auf 4000 Fuss Erhöhung als gewöhnlicheres Ergebniss betrachten darf, ergiessen sich Ströme von Regen über die Küstenprovinzen. Im Innern mögen solche Güsse, ohne darum gewöhnlich zu sein, hin und wieder wohl sogar zur wärmsten Jahreszeit, im December, mit Gewittern verbunden vorkommen. Die Höhe des Winters wird im ganzen Chile von nördlichen und nordwestlichen Stürmen angezeigt. Mit ihnen kommen Regen herbei, deren Stärke und Dauer genau in dem Verhältnisse der zunehmenden Breite vermehrt wird, die jedoch im Norden mehr geneigt sind wolkenbruchartig aufzutreten, oder doch die Heftigkeit tropischer Regen besitzen, während sie im Süden langsamer aber dafür auch weit weniger unterbrochen herabfallen. Im Norden dauert selten ein Regen länger als 48 Stunden, im Süden eine bis zwei Wochen, dann folgen herrliche und glanzvolle Tage; hier zeigt auch der regenlose Himmel selten eine ganz reine Farbe, und die neidischen Wolken, die während des Sommers verbannt sind, scheinen sich dafür im Winter durch die Bildung einer unzerreisslichen grauen Decke entschädigen zu wollen. Entlauben sich um diese Zeit auch nur sehr wenig Bäume, so ist doch ein Stillstand der Vegetation unverkennbar, grösser und länger dauernd im Süden, kürzer und unbemerklicher im Norden. Im Süden tritt er ein als naturgemässes Ereigniss, als ein nothwendiges Ausruhen, im Norden als Folge einer kränklichen Erschöpfung, als Zeichen des heranschreitenden Todes, der bei dem längern Ausbleiben der belebenden Regen unfehlbar eintreten wird. Um Valparaiso genügen sechswöchentliche Regengüsse, um eine ausserordentliche Menge von Pflanzen, die man früherhin kaum ahnete, hervorzurufen, und im Juli decken sich die Berge mit kurzem Gras. Im Süden werden gegen zwei Monate mehr erfordert, denn nur erst im September entwickelt sich da die Frühlingsflora. Ein eigentlicher Frühling ist in Chile kaum zu bemerken. Nur die Vegetation zeigt ihn an, das körperliche Gefühl berührt er nicht nach Art eines europäischen Lenzes. Gerade dann, wenn man auf angenehme Wärme hofft, tritt Kälte ein, die zu keiner andern Zeit so empfindlich ist. Wolkenlose Tage folgen wohl auf die trübe Regenzeit, allein die

Südwinde, welche die Regen vertreiben, bringen eine grosse Verringerung der gewohnten Temperatur hervor, so dass man dann wohl selbst an den Küsten leichten Rauchfrost, im Innern aber halbzölliges Eis bemerkt. Wenn im September der Ostwind sich des Morgens erhebt, so bringt er von den beschneiten Anden eine solche Kälte mit sich, dass das Quecksilber schnell um acht Grade fällt. Man erwartet mit Sehnsucht die Stunde des Mittags, weil dann entweder dieser unangenehme Luftstrom eine andere Richtung nimmt, oder die Sonne schon soviel Stärke der Strahlen entwickelt, dass der gegen den Wind geschützte Thermometer auf 15° C. steigt. Wie der Monat vorwärts schreitet, so werden auch jene gefürchteten Winde *(Puelches)* seltener, die Vegetation wird in demselben Verhältnisse kräftiger, und der Sommer beginnt gegen den Anfang Novembers. Mit seinem Erscheinen verschwinden die Wolken immer mehr; im Norden des Landes reihen sich dann nicht selten acht und mehr Tage an einander, ohne dass auch nur eine durchsichtige Schicht von Dünsten über das Firmament flöge, und im Süden erscheinen leichte aber schönfarbige Wolken nur in den ersten und letzten Stunden des Tages. Die Hitze nimmt nach und nach zu, bis sie in den niedern Gegenden 25° C. erreicht, allein Südwinde treten gleichzeitig ein, durch welche zwar die Hitze vermindert, aber auch das Eintrocknen der Erdoberfläche befördert wird. So kommt der December heran, und Pflanzen- und Thierwelt stehen auf der höchsten Stufe ihrer Entwickelung oder sind in grösster Thätigkeit begriffen. Im nördlichen Chile ist der Wendepunkt herbeigekommen, und schnell genug geht die Schöpfung eines kurzdauernden Frühjahrs in einem ungünstigen Sommer unter. Täglich bemerkbarer werden die vielerlei Zeichen, die, schon zweimal beschrieben, den langen staubigen und trocknen Sommer begleiten. Nur der Süden fährt fort sein grünes Kleid zu tragen, und wenn dann in seinen niederen Gegenden auch wohlthätige Regen seltener werden, so vertreten doch starke Thaue ihre Stelle, und das Klima Chiles entwickelt in der Provinz Concepcion die Schöne, nach der jeder ankommende Europäer sich alsbald umsieht, und deren Nichtfinden in der Nähe des traurigen Valparaiso schon manchen vermochte, alle Schilderungen früherer Reisenden für unverantwortliche Dichtungen zu erklären. Auf die Blüthe der europäischen Obstarten, welche den chilenischen October nicht minder schön macht als den Mai ihrer

eigentlichen nördlichen Heimathen, folgt im raschen Laufe die Flor der einheimischen Waldbäume; die Azaren verbreiten den herrlichsten Geruch, die blauen Blumen der hohen Sträuche der Baea sehen zwischen dem feinen Laube hervor; an den Baumrinden glänzen die weissen Sterne der Luzurriaga und auf allen moosigen Aesten leuchten aus dem Dunkelgrün die scharlachnen Glocken der Sarmienta. Selbst der Meeresstrand schmückt sich dann mit vielerlei Pflanzen, die sonst im Sande vergraben sind, Erdbeeren mit breiten silberhaarigen Blättern und Talinen, mit deren hochrothen Blumenblättern die Landmädchen durch Zerquetschung eine schnellfertige und unschädliche Schminke bereiten. Papagaien, die man sonst nur wenig sieht, kommen über die Anden, um die halbreifen Maisfelder zum Verdruss der Bauern zu plündern, und die Colibris schwärmen wie goldene Funken durch die Luft, zahlreich und doch wie überall anders ein naturgeschichtliches Räthsel, denn auch in Chile weiss Niemand was aus ihnen in der Regenzeit werde. Glaubt auch der Landmann hier so gut wie in Nordamerika, dass sie gegen die Gewohnheit aller anderen Vögel sich in hohlen Bäumen verbergen und ihre Zeit verschlafen, so hat doch Keiner je ein solches Winterlager entdeckt. Auch Thiere der niederen Classen sind durch die Einflüsse der Jahreszeit berührt worden. Walfische dringen tiefer in die Baien als zu jeder andern Zeit, und schleudern im plumpen Spiele, vom innern Wohlbehagen ergriffen, ihre unbehülflichen Massen über den Wasserspiegel empor. Millionen von Seevögeln finden eine reichliche Nahrung an den Weichthieren und Fischen, welche bei jeder Ebbe in den kleinen Teichen des Strandes gefangen zurückbleiben, und im Winter tief unter den sturmbewegten Wellen ein Asyl finden, in welches das Auge des Forschers umsonst einzudringen sucht. Der Eingeborne geniesst dann mit vollen Zügen seine Existenz, denn nie ist die Arbeit unter einem solchen Himmel so angestrengt, dass sie der wohlverdienten Erholung keine Zeit liesse. Alle fliehen dann die engen Häuser, und während in den Städten der Handwerker auf offner Strasse arbeitet, errichtet der Landmann seinen Webstuhl, sein Lager, mit einem Wort sein Haus unter den breiten Aesten eines beschattenden Baums. Sinkt nach einem glanzvollen Tage die Sonne ruhig nieder, so tönt Gesang auf allen freien Plätzen der abgelegenen Dörfer; er weicht nur spät einer allgemeinen Stille, wenn die lebenslustigen Menschen auf

ein einfaches Lager ausgestreckt, den hellgestirnten Himmel zur Decke, im Hauch der kühlen Nacht entschliefen. — Unvorbereitet und wenig unterschieden durch äussere Zeichen tritt der Herbst ohngefähr im Februar ein, und der nächste Monat bringt wohl bisweilen schon die ersten Vorboten des Winters in der Gestalt vorübergehender Regen. Im Norden von Chile ist der Herbst leicht die unangenehmste Zeit des ganzen Jahres, denn die Folgen eines trocknen Sommers werden nicht durch besondere Erscheinungen der neuen Jahreszeit aufgehoben. Selbst die Fruchtbäume sind nicht so geschmückt mit reichem Ertrage wie in andern Ländern zur Herbstzeit, da sie, durch das Klima getrieben, meistens schon im Sommer ihre Früchte geliefert haben. Das ganze Land ist ohne eigentliche Herbstflora, und bietet daher dem Botaniker vom Februar an sehr wenig Merkwürdiges. So wie nun die Sonne wieder sich zu entfernen anfing, beginnt auch der Winter in Chile von Neuem, und der Lauf des Jahres ist beschlossen *).

*) Die beiden Winter, welche ich in Chile zubrachte, galten für sehr regnigt, und in der That wurde in dem ersten derselben (1827) ein Theil von Valparaiso durch Wolkenbrüche zerstört. Man will seit 20 — 30 Jahren in Chile eine bedeutende Verschlimmerung des Klimas bemerkt haben. Die Sommer sollen kühler und unbeständiger, die Winter aber vielmehr regnigt geworden sein. In wiefern sich klimatisch die beiden Hälften Chiles unterscheiden, lässt sich am besten aus folgender Tafel abnehmen, welche einen gedrängten Auszug meines sorgfältig gehaltenen meteorologischen Tagebuchs darbietet. Das letztere unabgekürzt zu geben hiesse Verschwendung des Raums, und dürfte schwerlich von allgemeinem Interesse sein. Die Beobachtungen wurden im ersten Jahre dreimal täglich niedergeschrieben. Empfindlich war die Beschränktheit der Mittel, da mir ausser mehreren (guten) Thermometern und einem Haarhygrometer keine Instrumente zu Gebote standen.

Vergleichung der Regenzeit und des Frühlings im Norden und Süden von Chile, während zweier Jahre, 1827 am Rio de Concon, 1828 in Talcahuano.

	Wolkenlos.		Leichtbewölkt		Regnigt.		Dauernde Regen.		Vorherrschende Winde.		Medium d. atm. Temper. in C. G.	
	1827	1828	1827	1828	1827	1828	1827	1828	1827	1828	1827	1828
April.	23	10	3	10	1	3	3	7	S.	S. — SW.	17. 7	17. 9
Mai.	9	6	3	6	5	3	14	16	SW. NW.	W. — N.	16. 3	15. 5
Juni.	5	3	2	3	7	7	16	17	N. — W.	NW.	13. 6	13. 8
Juli.	7	3	1	5	10	3	13	20	N.	NW.	11. 5	11. 2
August.	11	6	12	5	5	6	3	14	W. SW.	N. NW.	11. 4	10. 8
Septbr.	12	11	15	7	1	3	2	9	S. SO.	W. — O.	13. 2	10. 9
Octbr.	14	12	13	10	4	3	0	6	S.	SO.	14. 5	12. 8
Tage.	81	51	49	46	33	28	51	89				

Eben so wie sich aus einigen Bemerkungen des Vorhergehenden schon eine Verschiedenheit zwischen dem Klima der Provinzen im Norden und Süden Chiles ergiebt, so lässt sich dieselbe Verschiedenheit auch in vielen andern Beziehungen verfolgen. Boden, geologisches Verhalten, Producte und selbst die Menschen sind sich in den zwei Hälften des Reichs theilweise sehr unähnlich. Von dem nördlichsten Gränzpunkte bis zum Flusse Maule (34° 40′) erstreckt sich als nördlicher Halbschied ein Land, welches in mehr als einer Rücksicht schon an das benachbarte Peru erinnert. Viele seiner hervorstechendsten Züge ergeben sich aus den ersten Capiteln dieses Buches; zusammengedrängt würden sie das nördliche Chile als ein Land bezeichnen, welches am steilen Abfalle der Anden gelegen, unordentlich von Bergketten durchschnitten, wenige Flüsse enthält, die über Urgebirge hinrollen, Pflanzenboden nur in geringerer Menge darbietet, dennoch aber, vermöge eines überaus günstigen Klimas, während einer schnellvergänglichen Periode äusserst fruchtbar ist, mehr an unnützlichen als cultivirbaren Ländereien enthält, rücksichtlich seiner Temperatur zwar zu den herrlichsten Gegenden der Welt gerechnet werden dürfte, allein durch seine grosse Trockenheit eine Menge von unangenehmen Erscheinungen entwickelt, und wenig auf den Ackerbau als die vorzüglichste Quelle künftigen Wohlstandes angewiesen scheint. Strenger naturgeschichtlich sehen wir in ihm ein Land mit höchst eigenthümlicher Vegetation, die der tropischen verwandter ist als irgend einer andern, höchst selten aber Wälder zu formen vermag; wir beobachten in ihm die vulcanische Thätigkeit scheinbar vermindert, oder von der Oberfläche nach viel grösseren Tiefen verwiesen, und kennen in ihm deshalb kaum einen oder zwei thätige Vulcane; der Mangel an Wasser und das Absterben der Pflanzen bedingt in ihm die geringere Zahl von Thieren,

Die Temperatur beider Orte ist ziemlich gleich, wenn auch ein Unterschied der Breite von fast 4° stattfindet. Beide liegen aber am Meere und sind durch Hügel gegen die kalten Andenwinde ziemlich gesichert. Im Innern von Chile kommen dagegen sehr grosse Unregelmässigkeiten gegen das verhältnissmässige Fortschreiten der Temperatur vor, die man nur selten genügend erklären mag. So ist z. B. Concepcion um mehrere Grade kälter als Talcahuano, obgleich die Entfernung kaum drei spanische Leguas, die Verschiedenheit des Niveaus höchstens 30 Fuss beträgt. Die grosse Masse von süssem Wasser, welches der Biobio an Concepcion vorüberführt, mag jene Erkältung der Atmosphäre veranlassen.

und der Mensch nimmt unter diesen Einflüssen sehr Vieles von dem Charakter an, der die Eingebornen der eigentlich tropischen Gegenden auszeichnet. — Ein ausserordentlich verschiedenes Theater eröffnet sich, sobald man den Maulefluss überschritt. Immer weiter ziehen sich die Anden zurück, und das Land zwischen ihrem Fusse und der Küste dehnt sich meistens aus in weite Ebenen von grösster Fruchtbarkeit, die von unverbundenen Hügelreihen begränzt und von Flüssen durchströmt werden, deren Mündung zwar zu sehr versandet und deren Bett von zu vielen Fällen unterbrochen ist, als dass sie der Schifffahrt nützen könnten, die aber die Spender einer allgemeinen Fruchtbarkeit sind. Durch diese entstand die grüne Decke der Vegetation, die zu keiner Zeit fehlt, und überall, wo der Mensch sie nicht beschränkt, sich zu Wäldern emporhebt, und ihrerseits dann wieder dazu beiträgt durch wechselndes Zerfallen oder durch Herbeiziehung und Erschaffung einer feuchteren Atmosphäre die Fruchtbarkeit zu erhalten, welcher sie das eigne Sein zuerst verdankte. Zahlreiche Vulcane, von denen aber nur wenige den Geographen bekannt sind, erheben sich, an der Küste unsichtbar, im Innern der Anden, und wo der Boden nicht aus Sandstein oder Thonschiefer besteht, erstrecken sich vulcanische Gebirgsarten, die theils als eisenharte Basalte, meistens aber unter der Form zerstörter und in fruchtbares Erdreich umgewandelter Laven auftreten. Daher ist der grössere Theil der Oberfläche von nutzbarer Beschaffenheit, und bedarf nur des Anbaues, keineswegs aber der künstlichen Bewässerung, um die Mühe des Landmannes auf das reichlichste zu lohnen. Nie der Gefahr des Vertrocknens ausgesetzt, zeichnet sich dieses Land eher durch eine grosse Wassermenge aus, die aber nur selten das Eigenthum gefährdet, und mit der Wärme des Sommers verbunden den Boden in Stand setzt Producte zu erzeugen, die man auf solcher Breite kaum erwarten sollte. Während die Anden der Nordprovinzen aus vielen Ursachen zur Errichtung bleibender Wohnsitze einer zahlreicheren Bevölkerung ungeschickt sind, enthält der Schoss derselben Gebirge weiter nach Süden breite Längsthäler, in denen der Nordeuropäer zum erstenmale wieder den freundlichen Schmuck seiner Heimath entdeckt, grüne Wiesen von nie versiegenden Bächen durchrieselt, reich an den herrlichsten Pflanzen und an Grasarten, auf denen aber höchstens der nomadische Indier seine Heerden weidet.

Der Abhang der Gebirge steht nicht da in kahler Unfruchtbarkeit, denn wo der Menschenarm nicht thätig war, decken ihn hochstämmige Wälder aus Buchen, den dieser Weltgegend eigenthümlichen Myrten, Lorbeeren, Lebensbaum und Podocarpus und der königlichen Araucaria, die keineswegs das bessere Erdreich anderen Gewächsen entzieht, sondern sich den unnützlichen und steinigen Boden der Gebirgskämme zum Wohnort erwählt. Nicht zufrieden mit der Verlegung so grossen Reichthumes auf die Oberfläche, bildete die Natur auf der Grundlage des Sandsteins ungemessene Lager von Steinkohlen, die, in grösserer Tiefe von guter Beschaffenheit, künftige Quellen von Reichthum zu werden versprechen, da Peru in seiner Holzarmuth ihrer täglich mehr bedarf. Vielerlei Thiere, die im Norden nur eine kurzdauernde Wohnstätte finden, wählen sich den Süden zum Aufenthalt, und der Anstrich der Unbelebtheit, der auch in den besten Gegenden der Nordprovinzen recht verstimmend auf den Beschauer einwirkt, weicht hier der geschäftigen Thätigkeit zahlreicher Geschöpfe, vom Insect bis zu der wenig bekannten Gemse des Südens, dem Pudu und dem kameelähnlichen Huequemul, und selbst das Meer ist reicher an nutzbaren Thieren. Dieses ist das Chile, dem allein der Name des Gartens von Südamerika gebührt, dem nichts fehlt als eine fleissige und durch Arbeit glückliche Bevölkerung, um allen Erwartungen desjenigen Fremden zu entsprechen, der im Norden dieses Reiches sich schmerzlich getäuscht fühlt, und umsonst die Originale zu den glänzenden Bildern zu entdecken sucht, die er sich, auf die Bemerkungen älterer Schriftsteller gestützt, vom ganzen Lande entwarf.

Ein weiter Landstrich, der gleich dem südlichen Chile schon in seiner rohen, von Menschenhand unveränderten Gestalt so viel verspricht, muss nothwendig dem Bewohner ungemein viele Quellen des Wohlstandes und des Lebensgenusses darbieten. Zum Ackerbau und jeder andern Art von Industrie gleich geschickt, müssen diese Provinzen künftig diejenigen werden, auf welche die eigentliche Stärke des Landes sich begründet, in denen die Bevölkerung sich dichter ansammelt. Geht die Sittigung des Volks mit gleichbleibender Schnelligkeit vorwärts, so kann man sich die Zukunft dieses Landes, für welches die Natur so unendlich viel gethan, kaum schön genug denken. Die Rolle Chiles muss eine

grossartige werden, wenn der ungeheure Archipel des grossen Oceans civilisirt worden, europäische Colonien die tropischen Küstenländer in Besitz genommen, und dort das Dunkel der Barbarei vor dem Lichte der alten Welt weicht. Zahlreich sind die Producte, welche Chile ausschliesslich hervorbringt und welche alle Nachbarländer der heisseren Zonen von ihm empfangen müssen. Ueberfluss an Getreide und an fruchtbarem für solche Cultur geeigneten Boden müssen das südliche Chile zur Kornkammer aller der Länder machen, die ihm näher liegen als Neuholland. Dahin gehört Alles, was sich von Coquimbo bis an die Westküste von Mexico, über funfzig Breitegrade, erstreckt. Der Schiffer, von den vorherrschenden Winden unterstützt, erreicht sie mühelos mit schwerer Ladung und in kurzer Zeit. Selbst Buenos Ayres, und was sonst noch in dem südlichsten Amerika oder vielleicht im östlichen Asien sich mit europäischer Cultur erfüllen dürfte, wird einen grossen Theil seines Brotkornes aus dem gesegneten Chile beziehen, und Tausende von Schiffen werden einst diese Meere durchschneiden, zu denen die Forste des Callacalla und Biobio das Holz, der Fleiss der Chilenen das Tauwerk lieferte. Keinem werden diese Erwartungen als die Träume einer leicht erregten Phantasie erscheinen, der mit unparteiischem Blicke die unbenutzten Hülfsquellen des Landes durchmusterte und an den Ufern des stillen Oceans stehend, mit gerechtem Stolz auf seinen europäischen Ursprung, das Netz der Verbindungen erwog, mit welchem menschliche Kühnheit und menschlicher Fleiss in den neuesten Zeiten fast den ganzen Erdball umfing. Vor kaum dreihundert Jahren hatte eben erst ein Häufchen dürftiger Abenteurer in Chile mühsam Fuss gefasst; vor sechzig Jahren war die Küste von Neuholland kaum so weit bekannt, dass der fremde Seefahrer sich ihr gefahrlos nahen konnte. In Neuholland erblühte seitdem eine Colonie, welche alljährlich Millionen in Umlauf setzt, und vielleicht in zwei Jahrhunderten als grosses Reich dastehen wird. Ueber Chile ist nur seit wenigen Jahren erst ein besserer Tag aufgegangen, und schon finden seine Producte den Weg nach China, nach Indien und dem Norden Europas. Als Rechtfertigung so mancher Voraussagung sei es vergönnt, einige Thatsachen aufzuführen. Die Küste, welche sich von Valparaiso bis an die Mündung des Guayaquilflusses ausdehnt, bringt auf dieser weiten Entfernung auch nicht einen Baum hervor, der zum Schiffsbau oder zur

Errichtung eines grösseren Hauses passend wäre. Der Peruaner kann keinen Fischerkahn bauen ohne fremde Unterstützung, und das Holz, aus welchem die Mehrzahl der Häuser Limas, nur im Aeusseren von bedeutender Festigkeit zeugend, erbaut sind, erwuchs meistentheils in der Provinz Concepcion oder in Chiloë. Der Handel mit Holz und die Erbauung von Schiffen ist daher eine Quelle des Reichthums, welche kein Nachbarstaat dem begünstigten Chile abschneiden kann. Das Innere der Provinz Concepcion ist in der Nähe der Anden mit schönen Wäldern bedeckt, welche eine Menge von nützlichen Holzarten bieten, und wenn man auch unter ihnen, eben so wie im übrigen Südamerika, ein Holz vermisst, welches in allen Eigenschaften demjenigen unserer Tannen gleich käme, so wird dieser nicht unwichtige Mangel durch Ueberfluss und Mannichfaltigkeit anderer Bäume theilweise aufgewogen. Die meisten Baumstämme der Anden sind so gerade und lang, dass sie wohl allen Anforderungen genügen können, und ihr Holz ist mehr oder minder hart. Im Handel erscheinen fünf Holzarten, unter denen die beste von einer Thuja, welche von den Chilenos fälschlich mit dem Namen Cypresse belegt wird, herkommt, gelb und braun gestreift ist, grosse Härte besitzt und feine Politur annimmt. Die Eigenschaft auch im trockensten Klima nicht aufzureissen oder durch Sonnenstrahlen zu leiden empfiehlt nothwendig dieses Holz vor allen im Küstenlande Perus, wohin es jedoch selten gebracht wird. Der Verbrauch ist auf Chile selbst beschränkt, da man nur selten aus dem Innern grössere Pfosten nach den Küsten bringt und der Preis für eine jede von zehn bis zwölf Realen zu sein pflegt. Zunächst im Range stehn die Buchen *(Fagus Dombeyi. Mirb. F. australis Poepp.)*, die in Chile für Eichen *(robles)* gehalten werden. Obwohl im ganzen Süden verbreitet, wachsen sie doch besonders häufig in den Subandinen von Concepcion, und bilden da weite Forste, aus denen sie alle andere Bäume verdrängen. In den Anden erreichen sie oft die Höhe von achtzig Fuss, und bieten einen Stamm, der bis in seine erste Hälfte astlos ist. Das Holz von beiden ist sehr hart, dem unserer Rothbuche ähnlich, sehr wenig porös, und dient zum Ausbau der Häuser und zu dem innern Balkenwerk der Schiffe. In der letzteren Hinsicht soll es der amerikanischen oder englischen Eiche nicht nachstehen. Der Laurel *(Laurelia aromatica. Juss.* und *L. dentata. Bert.)*, giebt Breter von sehr grosser Länge, allein von geringer Breite, welche bei

zwanzig Fuss Länge, zwei Fuss Breite und der Dicke eines Zolls zwei bis drei Realen werth sind. Das Holz ist roth, allein es besitzt die üble Eigenschaft, der Sonne ausgesetzt sich leicht zu werfen oder zu zerspringen. Der Linguë *(Laurus Lingue. Hook.)*, ein überaus malerischer Baum mit grossen lederartigen Blättern, giebt die vierte Holzart. Obwohl nicht sehr hart, eignet sie sich zur Tragung grosser Lasten und wird zum Bauen grösserer Häuser sehr gesucht. Pellin, die letzte der gewöhnlich erscheinenden Holzarten, ist keineswegs das Erzeugniss eines besondern, aber noch ungekannten Baumes, wie Einige glaubten, sondern besteht aus Stücken von Buchen, die durch Waldbrände umgefallen, und einen bedeutenden Hitzegrad ausgehalten haben. Das schwere und harte Holz des Rauli *(Fagus procera. Poepp.)* kommt ebenfalls im Handel vor, und dient zu vielerlei Zwecken. Ausser diesen Holzarten, welche in grösserer Menge zu erlangen sind, mögen noch Kunsttischler und Drechsler das Holz der Algarroba *(Prosopis Siliquastrum. DC.)*, des Guayacan *(Edwardsia microphylla. Salisb.)*, der Azaren, und vieler andern sehr nützlich finden zu feineren Arbeiten. Der Archipel von Chiloë hat bis jetzt fast keinen andern Handel getrieben; als Beweis der grossen Uncultur jener Gegenden mag es dienen, dass kleine Breter aus Alerze (vermuthlich einem Baum aus der Familie der Taxineen) bis in die neuesten Zeiten dort die ausgleichende Münze dargestellt haben. Der im Innern der Inseln reisende Fremde, welcher nur mit Silber versehen ist, wird nach kurzem Aufenthalt sich mit einer sehr unwillkommnen Menge solcher hölzerner Schätze umgeben sehen. — Zur Weincultur eignen sich aus mehreren Gründen die südlichen Provinzen weit mehr als die nördlichen; der Wein von Concepcion übertrifft alle andern, und wird in der Hauptstadt sehr gesucht. Im Allgemeinen sind die Weine Chiles von so grosser Stärke, dass sie nach geringer Erhitzung mit Spiritusflamme brennen, allein sie sind in der Regel auf so unvollkommne Weise bereitet, dass sie dem Fremden wenig zusagen. Die zur Hälfte eingekochten erhalten eine widerliche Süssigkeit und sind ungesund; die auf gewöhnliche Weise bereiteten *(mosto)* sind von der Farbe des Portweins und ähneln ihm an Geschmack. Beide Arten halten sich nur kurze Zeit, vertragen lange Seereisen nicht, und eignen sich durchaus nicht zum Verbrauche in heissen Ländern, indem sie zu

schwer und zu erhitzend sind *). Leichte Garonneweine kommen zwar gegenwärtig in grossen Mengen von Frankreich, allein dieser Handel wird eben so wie derjenige, den vor wenig Jahren Nordamerikaner mit Mehl trieben, aufhören müssen, sobald man aus den vortrefflichen Trauben guten Wein zu machen gelernt haben wird. Dass das letztere möglich sei, hat die Erfahrung mehrfach bewiesen. Gegenwärtig wird verhältnissmässig wenig Wein aus Chile ausgeführt; er findet in Peru, Guatemala und hin und wieder in Buenos Ayres einen Markt, obwohl die wohlhabenderen Eingebornen jener Gegenden dem leichteren europäischen Weine den Vorzug geben. Die vorzüglichste Quelle des Reichthums dieser Gegenden wird jedoch immer die Cultur der gewöhnlichen Getreidearten bleiben. Die Beschränkungen des Handels der Südamerikaner zu Gunsten der Spanier hat auch auf die Provinz Concepcion ehedem einen sehr verderblichen Einfluss ausgeübt. Die Exportation und der Aufkauf des Getreides war mehrentheils eine Art von Monopol einiger sehr reichen, aber begünstigten aristokratischen Familien, an dem der Aermere eben so wenig Theil nehmen durfte als Derjenige, der seine Speculationen unabhängig vorzunehmen wünschte. Man versendete den Weizen in drei oder vier

*) Betrügliche Weinverkäufer sind mit dieser natürlichen Stärke nicht zufrieden und vermehren sie auf künstliche Weise. Die giftig berauschende Wirkung der Getränke in gemeinen Schenken, die selbst auf die Nerven von Capt. Kotzebue's russischen Matrosen ihre Wirkung nicht verfehlte, wird durch Zusatz des Quedqued (*Arbutus furiens. Hook.*) und Molle (*Schinus*) hervorgebracht. — Auffallend ist es übrigens, wie wenig die Weinrebe auf der Westküste Südamerikas von der geographischen Breite beschränkt wird. Wein wird um Lambayeqne (6° 41′), Pisco (13° 45′), im Thal von Huanuco (10° 8′, 5000 F. ü. d. O.) und in ganz Chile bis Valdivia (39° 51′) gebaut. Auf der östlichen Halbkugel verhält sich dieses anders, besonders scheint auf ihrer südlichen Hälfte die Weincultur sehr beschränkt. Am Cap d. g. H. will der Wein nördlich vom 32° nicht mehr gedeihen. Steigt man von den Anden, innerhalb der Wendekreise, nach O. hinab, so beobachtet man dieselbe Abneigung der Rebe sich da einheimisch zu machen, wie auf den entsprechenden Breiten der alten Welt. In Maynas, z. B. in den Missionen, und um Moyobamba wurde sie öfters gepflanzt, aber sie geht bald wieder ein, und die Trauben, die ich in Ega und am Rio negro sah, waren unendlich schlechter als diejenigen der ungünstigeren Striche Norddeutschlands. Nach Leopold v. Buch ist auf der nördlichen Hälfte der alten Welt die Insel Ferro (27° 48′) der südlichste Punkt der Weincultur. Von Amerika gilt nicht dasselbe, denn obwohl die Versuche die Rebe südlicher als Talahassee in Ostflorida anzupflanzen, z. B. in Cuba, nur schlechte Resultate gaben, so scheint sich dieses auf dem Festlande anders zu verhalten; Trauben werden an mehreren Orten des südlichen Mexico erbaut und fehlen auch in Guatemala nicht.

Fahrzeugen von der Grösse einer Corvette. Der Landmann konnte nur an den reichen Unternehmer in Concepcion verkaufen, der, zwar von keinem Gesetz in einem solchen Verfahren unterstützt, dennoch sich den ausschliesslichen Handel und gute Preise zu sichern wusste. Die Rückfracht von Lima bestand in allerlei europäischen Waaren, welche nie in ihrer Beschaffenheit abwechselten und theuer verkauft wurden. Aus dem ersteren Umstande ist es herzuleiten, dass bei dem Freiwerden des Landes und dem Erscheinen grosser europäischer Ladungen eine ausserordentliche Menge von Dingen, die seit einem halben Jahrhundert im nördlichen Europa gewöhnlich waren, von den Chilenen als Seltenheiten angesehen und als solche bezahlt wurden. Jetzt hat Alles eine andere Wendung genommen. Zahlreiche kleine Fahrzeuge führen die Feldfrüchte der Südprovinzen, welche von unabhängigen Kaufleuten aufgekauft werden, nach Peru, Colombien, Centralamerika, Neuholland, Buenos Ayres und Rio Janeiro, und Jeder mag an diesem Handel Theil nehmen. Neben diesen reichen Erzeugnissen des Südens, von denen die Ergebnisse der Viehzucht, der Bergwerke u. s. w. ausgeschlossen wurden, insofern sie auch im Norden gefunden werden, bleibt noch eine unerschöpfliche Quelle allgemeinen Wohlstandes zu erwähnen, die, in der geographischen Lage des Landes tief begründet, ihm durch keine politische Umwälzung entzogen werden kann. Chile ist von der Natur selbst zum Emporium der Südsee bestimmt, und besonders sind seine südlichen Häfen so gelegen, dass sie über kurz oder lang der Sammelplatz aller fremden Schiffe werden und den Transitohandel eines Welttheiles an sich ziehen müssen. Aus Dem, was dieser Handel, trotz aller Hindernisse, unaufhörlicher Revolutionen und engherziger Beschränkungen der Nachbarländer, trotz der anfänglichen Schwierigkeit der Verbindungen und dem Mangel an Bekanntschaft mit entlegneren Küsten des grossen Oceans, seit 1827 geworden, lässt sich auf die Zukunft schliessen. So lange die Bevölkerung in den meisten Küstenländern des grossen Oceans noch gering und über weite Räume dünn verstreut lebt, wird Chile stets die besten Vereinigungspunkte darbieten, um den Austausch der Producte der östlichen und westlichen Welt zu befördern. Die bisher bestandene Gewohnheit die fremden Schiffe von Hafen zu Hafen zu senden, um ihre Ladungen einzeln zu verkaufen, war ein Nothbehelf, der dann aufhören wird, indem durch ihn

der europäische Kaufmann nicht minder als der amerikanische Zeit und Geld in gleichem Masse aufopferte. Es werden Mittelpunkte sich bilden, in denen der Handel Asiens mit dem Europas sich auf dem Wege des Cap Horn berührt, und dem einfachen Laufe der Dinge nach berühren muss. Die Natur selbst deutet zu diesem Zwecke auf die Baien des südlichen Chile, die der Seemann, der das Cap umschiffte, in wenig Tagen erreicht, wo die Sicherheit der Häfen ihn einladet, wo auch Der nach mässig langer Fahrt einlaufen mag, der China oder die Nordwestküste, Neuholland oder Calcutta zuletzt verliess, wo die Fruchtbarkeit der nächstgelegnen Provinzen nie Theurung der Lebensbedürfnisse erlauben wird, und wo der Seefahrer ohne viele Mühe Alles erhält, was er zur Wiederherstellung seines Schiffes, zur Erfrischung seiner Mannschaft und zur neuen Ausrüstung bedarf. — Was sonst noch über den Handel Chiles, welcher für die Zukunft so viel verspricht, mitzutheilen ist, findet füglich in einer Anmerkung seinen Platz [1]), denn schon diese vereinzelten Andeutungen dürften hinreichen, um das Urtheil über Südchiles glänzende Zukunft zu rechtfertigen.

Drei spanische Leguas von Talcahuano entfernt liegt die einstige Nebenbuhlerin Santjagos, Concepcion, die gefallene Hauptstadt des Südens. Gleich andern Orten mag sie sich seit 1828 wohl gehoben haben, und schwerlich dürften in diesem Augenblicke alle die Zeichen der Zerstörung durch die Hand räuberischer Horden und unversöhnlicher Parteigänger noch vorhanden sein, welche damals den Ankömmling schmerzlich berührten; allein manches Jahr muss vergehen, ehe sie den alten Glanz wieder erlangt. Ohne eins der Zeichen zu bemerken, welche sonst die Nähe einer grossen Stadt verkünden, nähert man sich Concepcion und zieht durch lange Reihen verstreuter Hütten ein, die zum Theil aus den Trümmern schönerer Baue aufgeführt sind. Zwischen Brandstellen hinreitend erreicht man den Marktplatz, den Mittelpunkt der in jeder Richtung offenen Stadt. Verletzend ist der Anblick des Elendes, welches in schmuzigen Hütten seinen Sitz zwischen weitläufigen Ruinen aufschlug, durch deren Fensteröffnungen man noch die vergoldeten Zierrathen und rauchgeschwärzten Malereien der besseren Vorzeit gewahrt. Ihre Bewohner sind verschwunden, und der Hass und die Zerstörungssucht verschonte

selbst nicht die Fruchtbäume, welche diese gepflanzt hatten; die ehemaligen Gärten würden nicht von den umgebenden Angern zu unterscheiden sein, hätte nicht hin und wieder ein schön blühender Strauch, aus fremdem Lande stammend, als Zeuge früherer Sorgfalt sich in ihnen erhalten. Besonders verstimmend ist der Eindruck dieser weiten verlassenen Stadt in hellen Mondscheinnächten. Sie erscheint dann zu gross für ihre jetzige Bevölkerung und giebt das traurigste Bild von dem Unheil, welches Bürgerkriege über ein Volk zu bringen vermögen. Die heiligsten Stellen boten während des Kampfes der Revolution keinen Schutz, denn vor den entfesselten Leidenschaften des grossen Haufens entweicht jedes Andenken an Religion, an Mitleid, und an Alles, was lange Gewöhnung und moralische Ueberzeugung für geheiligt erklärt hat. Sogar in einem der ehemaligen Klöster sind an den Wänden die Spuren des Blutes noch sichtbar, welches zu jener Zeit die Parteiwuth meuchlerisch vergoss, und wie vom Schmerz über die Ausartung ihrer Menschen ergriffen, sucht die Natur die unverblichenen Flecken durch eine üppige Vegetation zu verdecken. — Einst war Concepcion Santjago völlig gleich. Die ältesten und mächtigsten Familien Chiles, die reichen Besitzer der fruchtbaren Güter des Südens lebten vorzugsweise gern in diesem immergrünen Lande, welches selbst die Spanier noch über die schönsten Provinzen des eignen Vaterlandes stellten. Eine Provinzialregierung, ein bischöflicher Hof und eine starke Zahl von Altspaniern, die sich nach Gewinnung eines unabhängigen Vermögens hierher zurückzogen, verbreiteten einen eignen Glanz. Der Reichthum, die Bildung im geselligen Umgang, die Gastfreundschaft der Einwohner und die Schönheit der Frauen machten die Stadt einst in ganz Südamerika berühmt. Von allen Diesem ist nur wenig übrig geblieben; fast allgemeine Demoralisation herrscht in Folge des langen Kriegs, nur die Gutmüthigkeit der Penquistos erhielt sich hin und wieder, und ihre grossen natürlichen Anlagen sind noch dieselben. Die Natur blieb allein sich gleich und spendet wie ehedem der verringerten Bevölkerung ihre Wohlthaten mit freigebiger Hand. Die Ursache aller dieser Zerstörungen ist der hier vorzüglich ausgefochtene Kampf der Revolution. Wohl mehrmals wurde Concepcion durch Erdbeben theilweise vernichtet, allein die Bürger schritten gleich allen Bewohnern vulcanischer Gegenden nach kurzer Trauer zum Wiederaufbau über den Trümmern und den

Grabhügeln der Verschütteten. Solche erneute Herstellung wurde aber unmöglich, als im Kampfe des Abfalls von Spanien die Indier als Bundesgenossen des Königs die Bühne betraten, und vor ihren blutdürstigen Haufen auch die letzten und muthigsten der Bürger entflohen. Trat auch endlich ein Friede ein, so war das Land nicht mehr fähig seine Segnungen zu geniessen. Was von den ursprünglichen Einwohnern dem Schwerte, der Gefangenschaft, dem Exil und den Krankheiten nicht erlegen war, hatte schon lange nach friedlicheren Gegenden sich verstreut, und die langsam wieder zunehmende Bevölkerung besteht grossentheils aus Menschen einer verschiedenen Heimath. — Das gegenwärtige Concepcion enthält wenig Bemerkenswerthes. Es ist der Sitz der Regierung für das grosse Departement, der Zollhausbeamten für Talcahuano, einer unbedeutenden Garnison und einiger wenigen Familien, die entweder durch ihr längeres Bestehen oder ihren Reichthum sich auszeichnen. Eine Art von Gymnasium war zwar vorhanden, allein von seiner Thätigkeit zeigten sich nirgends erfreuliche Spuren. Unter den Südchilenen, welche an Talenten den bestbegabten Völkern Südamerikas gleichstehen, an Ausdauer jedoch alle übertreffen und deshalb auch von jeher die Mehrzahl der gelehrten Amerikaner lieferten, würden gute Schulen die ausserordentlichsten Resultate liefern. Um dem klar ausgesprochenen Wunsche der Einwohner zu genügen, hat man in den neuesten Zeiten für eine bessere Lehranstalt gesorgt. Ehedem war der Unterricht allein in den Händen der Mönche, die mit Ausnahme einiger weniger, welche das Hospital besorgen, vertrieben worden sind. Ein Nonnenkloster von dreissig Stellen hat sich durch alle Stürme der Zeit hindurch erhalten. Seine Bewohnerinnen fertigen Blumen kunstreich genug aus Federn, werden aber in dieser Arbeit weit von den brasilischen Frauen in Pernambuco und Pará übertroffen *). Der Palast des Erzbischofs, ein sehr weitläufiges Gebäude, liegt in Trümmern,

*) Sie bedienen sich vorzugsweise dazu der Federn des Flamingo, und eines schneeweissen grossen Reihers (*Ardea Ohula. Mol.*), dessen Nacken- und Rückenfedern, auf das feinste gewimpert, weit länger sind als der Körper des Vogels und diesen im Fliegen oft wie ein Strahlenkranz umgeben. Der bessere Preis, welchen ich dem einzigen eingebornen Jäger von Talcahuano für diese Vögel zahlte, und meine eignen häufigen Jagdpartien hätten mir fast den Hass jener meistens ältlichen Frauen zugezogen.

ein gleiches Schicksal droht dem Regierungspalast, welcher nie vollendet wurde, und der Kathedrale, von welcher ein kleiner Theil wieder unter Dach gebracht wurde. — So war Concepcion im Jahre 1828. Seitdem ist politische Ruhe eingetreten, und die Bevölkerung arbeitet rüstig an der Wiedererrichtung der gefallenen Stadt, erfreut über das vielversprechende Licht, was endlich über Chile tagt. Freundlich scheint die Zukunft zu lächeln, und ein ausdauernder Fleiss wird unendlich viel aus diesem schönen Lande machen können; aber auch bei diesem Blicke in eine schöne Ferne vermag man nicht immer zu vergessen, dass Generationen unter tausend Leiden ihren Untergang finden mussten, um diese Möglichkeit herbeizuführen.

ANMERKUNGEN ZUM FÜNFTEN CAPITEL.

1) Der Handel Chiles. Nur erst wenige Jahre vor der gänzlichen Vertreibung der Spanier und der Erringung der Unabhängigkeit, wenn auch nicht von einheimischen Parteien, doch von fremden Machthabern, hat sich in Chile Etwas begründet, was man nach dem jetzigen Stande der Welt mit dem Namen des Handels belegen darf. Die Revolutionen brachen in Südamerika zu der Zeit aus, als ganz Spanien von den Franzosen besetzt, Ferdinand VII. ein Gefangener war, und selbst Cadiz mit einer Belagerung bedroht wurde. Die Colonien waren von aller Zufuhr abgeschnitten, und nur die Engländer, welche sich die Herrschaft der Meere erhalten hatten, vermochten sie zu leisten. Vor dieser Epoche wurde Chile nur durch einige Schiffe versorgt, welche, von Cadiz nach Lima bestimmt, gelegentlich in Valparaiso einliefen, und erhielt seinen Bedarf an asiatischen Waaren durch die *Compañia de las Filipinas* in Lima. Die Bedürfnisse mehrten sich in Folge des Kampfes, allein obgleich spanische Kriegsschiffe im stillen Ocean kreuzten, so wagte doch kein Kaufmann von Cadiz eine Ladung dahin zu senden. Die Spanier würden in grosse Verlegenheit gekommen sein, hätten sie ihr Verhinderungssystem länger befolgen wollen. Wie sie unter ähnlichen Umständen ein Jahrhundert früher es gethan (bei welcher Gelegenheit Frezier diese Länder besuchte), so gaben sie nun den englischen Kaufleuten Licenzen. Gar bald gewannen diese den guten Willen der kämpfenden Parteien, denn ohne Unterschied führten sie beiden alle Bedürfnisse und selbst Waffen zu, und bemächtigten sich sogar des Kornhandels zwischen Chile und Lima. Als die Nordamerikaner mit den Engländern Friede gemacht, kamen auch sie schnell und zahlreich

herbei, und benutzten den eröffneten Weg. So fiel der Handel anfangs in die Hände der Fremden, denn nach dem allgemeinen Frieden fanden sich auch Franzosen und Deutsche, in noch neuern Zeiten einzelne Schiffe aus dem höhern Norden Europas und aus den mittelländischen Häfen ein. Vielerlei ist nach und nach je nach den Ansichten der zufällig herrschenden Parteien geschehen, um den neu entstandenen Handel zu begünstigen oder zu beschränken. Ist auch mancher Missgriff vorgekommen, so sollte man darum die neue Republik nicht ohne Nachsicht beurtheilen, denn so lange keine Inspiration zu Hülfe kommt, müssen Versuche gemacht werden, die natürlich oft misslingen. Es ist schon viel dadurch geschehen, dass der Handel für alle Nationen frei erklärt wurde (mit Ausnahme der spanischen jedoch, die man als feindlich ansieht), dass bis jetzt kein Volk mehr begünstigt ist als das andere, und dass die Producte aller Länder — selbst spanische, wenn unter fremder Flagge — ungehindert eingeführt werden mögen. Das Abschliessen von Handelsverträgen in der neuesten Zeit deutet gleichfalls auf die Bestrebung der Regierenden die Verbindung mit fremden Ländern zu erleichtern. Ein solcher ist der von 1831 mit den Vereinigten Staaten, dessen Hauptartikel das Versprechen ist, dass beide Parteien künftig dem Handel ihrer Bürger dieselben Rechte und Vortheile gewähren wollen, welche sie den am meisten begünstigten Nationen entweder schon einräumten, oder doch für die Zukunft gestatten möchten. Aehnliche Verträge waren mit England, Frankreich und Bolivia im Werke; nur mit Peru hat man umsonst unterhandelt und ihm umsonst Vortheile geboten. Alle Versuche scheiterten an der Hartnäckigkeit, mit welcher Peru, dem alten System getreu, sein Heil in hohen Zöllen und Verboten sucht. Nothgezwungen und vielleicht auch etwas gereizt durch diese unverkennbare Feindlichkeit, hat Chile Repressalien ergreifen müssen, und hat die Einführung des peruanischen Zuckers in Chile ganz verboten (Decbr. 1831) und dadurch das Nachbarland für die thörige Besteuerung chilenischen Mehls empfindlich bestraft. Die Zölle, welche die Regierung erhebt, sind gemäss des *Reglamento de* 1813 und der *Revision de* 1823 folgende:

1. Einfuhrzoll. 40 *Procent ad Valor.* Meubles, fertige Kleider, Schuhzeug. — 15 *Proc.* Seide, seidene Waaren, Spitzen, Baumwolle, Vicuñawolle, Eisen, Stahl, Wachs, Indigo und alle Farbestoffe. — 5 *Proc.* Juwelen, Perlen, Taschenuhren, Gold- und Silbergespinnst und ächte Bijouterie. — Frei: Quecksilber, Bücher, Karten, wissenschaftliche Apparate, Waffen, Pulver für Bergwerke, Buchdruckerpressen, mathem., physik., und musikalische Instrumente, Maschinen für Feldbau und Fabriken, Gold und Silber. — 27 *Proc.* Alle übrigen Artikel, d. h. also der grösste Theil der Importation. — 2. Transitozoll *). 3 *Proc.* auf alle Waaren mit Ausnahme des Silbers, welches 1 *Proc.* bezahlt. — 3. Ausfuhrzoll. 8 *Proc.* auf alle Erzeugnisse des Landes, welche nicht specificirt sind; — 1 *Proc.* für Kupfer, — 4 Real. d. p. für jede Mark Silber (*plata piña*).

*) Ein neues Gesetz über Transitohandel wurde 1833 eingeführt. Man versprach sich von ihm ausserordentlich viel. Die erwähnte Begünstigung der Chilenos mit 10 Procent Abzug vom Zoll sollte gleichzeitig aufhören.

Der Zoll wird auf die Schätzung der Waaren (*ad valorem*) mit 20 Proc. Abzug erhoben, so dass also nur $\frac{4}{5}$ des nominellen Zolls erlegt werden. Die Eingebornen sind noch begünstigter, denn sie geniessen 10 Proc. Abzug auf den Gesammtbetrag der nach obigem Massstabe berechneten Zölle. Alle in Valparaiso eingehende fremde Waaren werden in den Zollhausmagazinen deponirt, aus denen sie innerhalb drei Jahren abgeholt werden müssen. Die Regierung hat siebzehn geräumige Magazine erbaut und neuen Platz für zwölf andere gekauft. Am 1. Mai 1833 war der Bestand in den Entrepôts von Valparaiso 23,000 Colli; man zahlt an Magazingeldern monatlich einen Real für jeden Centner. Die Hafengelder waren von der Regierung sehr herabgesetzt worden, und billig zu nennen. Sie waren folgende: Ankergeld, fremde Schiffe 16 Pesos fuertes. — Tonnengeld, fremde Schiffe 1 Real d. p. für die Tonne; chilenische $\frac{1}{2}$ R. d. p.; Küstenfahrer 2 P. f. — Quarantainearzt und Hospitalgebühren, fremde Schiffe 6 P. f. — Walfischfänger zahlen für allemal 10 P. f. — Für Gebrauch des neuen Hafendamms, $\frac{1}{4}$ Real d. p. für jeden Centner, sowohl bei dem Aus- als Einladen der Schiffe, mit einiger Begünstigung jedoch für Landesproducte.

Es giebt in Chile weder öffentliche Banken noch sonst begünstigte Handelsgesellschaften, indessen als einen Rest des traurigen Systems der ehemaligen Gebieter hat die gegenwärtige Regierung den *Estanco* beibehalten, d. h. das Monopol von Tabak, Spielkarten, Thee, Wein, Branntwein, Cigarren *). Mit Ausnahme des Tabaks und der Spielkarten mag Jedermann diese Artikel des Estanco einführen, wenn er 100 Proc. Zoll erlegt. Der Handel mit Tabak ist darum streng verpönt, weil die Regierung an ihm 4—500 Proc. verdient, allein gerade er formt deswegen den einzigen Gegenstand des Contrebandehandels, der in Chile seit Erminderung der Zölle ausserordentlich abgenommen hat. Durch die geschilderten Einrichtungen begünstigt hat der Handel in der neuesten Zeit sehr zugenommen, und würde noch schneller an Umfang gewinnen, wenn die eingeführte Regelmässigkeit in dem Zollwesen auch durch zweckmässige und ausreichende Handelsgesetze unterstützt würde. Man hat das Bedürfniss der letzteren schon lange gefühlt, und mehrmals an das Werk der Verbesserung zu gehen vorgehabt. Bis jetzt besteht die Gesetzsammlung nur aus einer Menge königlicher und provinzieller Verordnungen und der unzureichend gewordenen spanischen Handelsgesetze von Bilbao, zusammen ein Chaos voll von Widersprüchen und der Willkür ein weites Feld öffnend. Die Versuche aus solchen Materialien ein neues Gebäude aufzuführen, sind ohne Unterschied misslungen. Man begnügt sich daher immer noch mit dem alten, in der Hoffnung dass die Zukunft auch in die Verwaltung der öffentlichen Gerechtigkeit Ordnung bringen werde. — Der Handel Chiles, der aber nach Umständen noch bedeutender sein könnte, wird hauptsächlich von Valparaiso aus betrieben, welches jetzt sich kühn an die Spitze aller Handelsstädte der

*) Die reinen Einkünfte vom Estanco waren in ganz Chile folgende:

1827 — 455,728$\frac{1}{4}$ Pes. f. 1829 — 320,659 Pes. f.
1828 — 326,778$\frac{3}{4}$ — — 1830 — 283,193 — —

Für 1831 und 1832 glaubte der Finanzminister diese Einnahme auf 350,000 P. f. schätzen zu dürfen. Diese Angabe, sowie einen Theil der numerischen Mittheilungen, besonders soweit sich diese auf die Jahre nach meiner Abreise aus Chile beziehen, verdanke ich der Güte und dem Einflusse des hanseatischen Consuls zu Valparaiso, Herrn Aug. Kindermann.

Westküste stellen darf, und in einem halben Jahrhundert seinen Platz neben den grössten Geschäftsorten des grossen Oceans und der indischen Meere nehmen wird. Der Handel mit Asien, Europa, Brasilien und Nordamerika, wird so weit allein von Fremden mit fremdem Capital und in fremden Schiffen betrieben. Die Schiffe unter chilenischer Flagge, an der Zahl gegen sechzig, beschäftigen sich allein mit dem Küstenhandel, den sie bis San Blas in Mexico, wiewohl nur selten, ausdehnen. Hin und wieder umsegeln sie das Cap, um Getreide, Holz und andere Landesproducte nach Montevideo und Buenos Ayres zu bringen. Da der Chileno den übrigen Südamerikanern wenig gleicht, von denen man gesagt hat, dass sie keine Wünsche kennen, wenn sie sich im Besitze einer Hangematte, eines Stücks von gesalznem Fleisch und einer Guitarre sehen, da er viel Unternehmungsgeist besitzt und ein geborner Seemann ist, so würde gar Mancher Schiffe kaufen und Handelsreisen machen, wäre die Erbauung von Fahrzeugen nicht zu kostbar. Nur in Chiloë, Valdivia oder Talcahuano ist Schiffbau möglich, allein wenn auch das Holz wohlfeil genug ist, so kostet dafür das grössere Eisenwerk, welches man im Lande noch nicht zu machen versteht, um so mehr. Die folgende Uebersicht der in einem Jahre in Valparaiso eingelaufenen Schiffe giebt eine gute Idee von den Verbindungen Chiles. Die Bemerkung ist vorauszusenden, dass fast alle von sehr entfernten Ländern kommende Fahrzeuge in Valparaiso zuerst ankern, dass sie die kleineren Häfen erst nachher besuchen, und dass dem fremden Handel in Chile überhaupt nur die Häfen von Copiapó, Coquimbo, Valparaiso, Maule, Talcahuano, Valdivia, San Carlos de Chiloë geöffnet sind. Das gewählte Jahr 1832 kann in mercantilischer Hinsicht als ein durchschnittliches angesehen werden. — Englische Schiffe 47. Von Liverpool 19. London 2. Gibraltar 1. Cadiz 1. Hamburg 1. Neuholland 1. Neuseeland 1. Rio Janeiro 2. Buenos Ayres 1. Von der Küste (Peru u. s. w.) zurück 18. — Nordamerikanische Schiffe 69. Von den Vereinigten Staaten 19. Gibraltar 2. Brasilien 2. Canton 2. Sandwichinseln 1. Walfischfänger 15. Von der Küste zurück und Küstenhandel treibend 28. — Französische Schiffe 26. Von Frankreich 7. Rio Janeiro 4. Von der Küste zurück 15. — Preussische Schiffe. Von Hamburg 1. — Dänische Schiffe 2. Von Hamburg 1. Rio Janeiro 1. Flagge von Buenos Ayres 4. Von Buenos Ayres 1. Küstenhandel treibend 3. — Genuesische Schiffe 3. Von Cadiz 1. San Blas 1. Buenos Ayres 1. — Chilenische Schiffe von der Küste N. und S. 101. — Peruanische Schiffe desgl. 24. — Total 277, mit Ausschluss aller Kriegsschiffe.

Für die Sicherheit dieser werthvollen Flotten sorgen Escadren unter englischer, französischer und nordamerikanischer Flagge. Die englischen Kriegsschiffe bilden eine Abtheilung des Geschwaders an der brasilischen Küste, welche von einem Admiral commandirt wird. Im stillen Ocean befehligt unter ihm der älteste Capitain der drei oder vier englischen Kriegsschiffe, welche gemeiniglich aus einer grossen Fregatte und zwei bis drei Corvetten bestehn. Am Ende jedes dritten Monats segelt eins dieser Fahrzeuge mit Bullion nach England, und hat gewöhnlich eine bis anderthalb Million in kaufmännischen Rimessen an Bord. Gegenwärtig macht man solche Sendungen häufig in Privatschiffen und folgt so dem Beispiele der nordamerikanischen und französischen Kaufleute. Für die Capitains der heimkehrenden Kriegsschiffe bildet der Antheil der gesetzlichen Fracht bei sehr grossen Summen kein verächtliches Einkommen. Die Fracht für Bullion auf englischen Kriegsschiffen beträgt 2 Proc. für Silber, 1½ Proc.

für Gold; diejenige der Nordamerikaner 2 Proc. für Gold und Silber. Die französische Regierung ist liberaler und befiehlt ihren Kriegsschiffen das Geld französischer Kaufleute umsonst nach Europa zu nehmen. Die französische Escadre, welche stets einen Admiral am Bord hat, besteht aus einer grossen Fregatte von 50 — 60 Kanonen, und aus 3 — 4 Brigs; die nordamerikanische, unter dem Befehl eines Commodore, wird durch eine ähnliche Fregatte, eine Corvette und ein paar Schooner gebildet. — Das Interesse des fremden Handels am Lande schüzzen mehrere Consuln und Männer mit diplomatischem Charakter, die jedoch wenig mehr zu thun haben als gewöhnliche Handelsconsuln *). Die Gegenstände und Richtung des chilenischen Handels von 1828 ergeben sich aus der folgenden Tafel, die aus Vergleichung kaufmännischer Preiscourante, den Mittheilungen der Hafencapitaine und einiger der geschätztesten Kaufleute entstand. Auf ängstliche Vollständigkeit macht sie keinen Anspruch. Es muss genügen wenigstens die Hauptartikel herauszuheben, wobei freilich unendlich viele von weniger Bedeutung mit Stillschweigen übergangen werden.

Fremde Häfen.	Einfuhr nach Chile.	Ausfuhr aus Chile.
Bolivia. — Cobija.	Harte Thaler (Pesos duros), Plata piña, Gold, Chafalonia (welche vier Artikel um der Kürze wegen mit dem Namen Bullion belegt werden).	Europäische und asiatische Waaren, etwas Gemüse und Früchte.
Peru. — Arica, Islai, Pisco, Lima, Lambayeque, Paita.	Tabak, Zucker, Baumwolle, Reis, Chancaca (grober Zucker), Bullion, wenig Pisco-Branntwein, Salz.	Europ. und asiat. Waaren, Weizen, Mehl, Wein, Rosinen, Talg, Charqui, Mandeln, Nüsse, Holz.
Ecuador. — Guayaquil.	Hüthe, Sohlenleder, Cacao, Bullion.	Europ. und asiat. Waaren, Mehl, Wein, Branntwein, Rosinen u. s. w.
Centralamerika. — S. Salvador, Guatemala (Costa rica, Realejo).	Indigo, Cigarrenlunten, Farbeholz. Cochenille, Safran, Balsam. Copaiv., Häute, Zucker, Caffee, Perlen.	Europ. u. asiat. Waaren, Wein, Branntwein, Mehl, Landfrüchte, Pellones.
Mexico. — Guaimas, Acapulco, San Blas.	Bullion, selten etwas Zucker.	Desgleichen.
Manila. —	Zucker, Hüte (aus Palmen) Indigo.	Bullion.
China. — Canton.	Seidene Waaren, Nanquins, Thee Zucker und chines. Kleinigkeiten.	Kupfer und Duros.
Ostindien. — Calcutta.	Zucker, grobe Baumwollenzeuche.	Kupfer.
La Plata. — Buenos Ayres.	Brasilische und europ. Waaren, Zukker, Hierba maté.	Weizen, Gerste, Bohnen etc.
Brasilien. — Santos, Rio Janeiro.	Tocuyos (Baumwollenzeuch, weisses).	Weizen, wenig Nüsse, Bullion.
Vereinigte Staaten. — Baltimore, Newyork, Salem, Boston.	Tabak von Virginien und Havana, Spermacetilichter, Oel, europ. und asiat. Waaren, Havana- und Brasil-Zucker u. s. w.	Häute, Kupfer, Seehundsfelle, Bullion.
Spanien. — Cadiz und Gibraltar (durch neutrale Schiffe).	Wenig seidene Waaren, Wein, Oel, Quecksilber, Papier.	Keine directe Ausfuhr.
Frankreich. — Bordeaux, Havre, selten Marseille oder Nantes.	Wein, Branntwein, seidene Waaren, Leinen, Tuch, Quincaillerien, Papier, Parfumerien, spanische Bücher, Kalb- und Ziegenleder.	Bullion, Häute und bisweilen Kupfer.
England. — Liverpool, London.	Baumwollene und wollene Waaren, Eisen, eiserne Geräthe, Steingut u. s. w.	Bullion, etwas Häute, selten Kupfer.
Deutschland. — Hamburg, Bremen, oder über England und die Vereinigten Staaten.	Leinen, Tuch, Glas, eiserne Waaren, seidne und baumwollne Zeuche, vielerlei Kleinigkeiten, Wachholderbranntwein, u. s. w.	Bullion.
Belgien. — Antwerpen.	Tuch, deutsche, englische und französische Manufacturwaaren.	Bullion, Häute.

*) Fremde Consuln u. s. w. von folgenden Regierungen halten sich in Chile auf: Vereinigte Staaten, Geschäftsträger in Santjago, Viceconsul in Valparaiso. Mexico, desgleichen Peru, Minister in Santjago. Bolivia, Generalconsul in Valparaiso. England, Generalconsul in Santjago, Viceconsul in Valparaiso, Consul in Coquimbo, Consul in Concepcion. Frankreich Generalconsul in Santjago, Viceconsul in Valparaiso. Niederlande und Hansestädte, jede einen Consul in Valparaiso.

Der Handel Chiles hat seit Vertreibung der Spanier jedes Jahr mehr zugenommen, und ist im Verhältniss zur Bevölkerung ein sehr bedeutender zu nennen. Man könnte leicht auf den Verdacht kommen, dass seine rasche Entwickelung nur augenblickliche Folge der langen Abgeschiedenheit gewesen sei, widerspräche nicht sein ruhiger und gleichmässiger Gang einer solchen Annahme, welche in der That in der ersten Periode etwas für sich gehabt haben dürfte. Seine Zunahme wird im genauesten Masse von der Zunahme der Bevölkerung abhängen, und von der eben daher vermehrten Production. Schon jetzt ist die Nachfrage nach Kupfer und andern chilenischen Erzeugnissen weit grösser als die Industrie des Landes befriedigen kann, und folglich hat dieses in sich selbst die Mittel seinem Handel künftig einen Umfang zu geben, den man jetzt noch nicht abschätzen kann. Nothwendigkeit und eigne Neigung zu einem geschäftigen Leben müssen unter den Chilenos zu dieser Vergrösserung der Geschäfte sehr beitragen. Nirgends mehr als in Chile weist sich die Richtigkeit der neueren Grundsätze des grossartigen Welthandels aus, dass es weit vortheilhafter für alle Theile sei grosse Capitale in Thätigkeit zu erhalten und mit geringerem Gewinn sich zu begnügen, aber dafür den Geschäften die möglichst grösste Ausdehnung zu geben. Der rasche Umlauf bildet den eigentlichen Gewinn und folglich gewinnt der Theil am meisten, der am meisten verkauft, und eben dadurch sich in Stand gesetzt sieht die billigsten Preise zu stellen. Die ganz eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen plötzlich das Land dem Handel geöffnet wurde, haben hervorgebracht, dass jene Grundsätze die leitenden geworden sind. Es wäre auch den Theilnehmern keine andere Wahl geblieben, denn die Concurrenz wurde bald sehr gross. So wie die Sachen jetzt stehen, gewinnen, trotz der ausserordentlich niedrigen Preise mancher europäischen Waaren, beide Parteien in Chile gleichmässig. Der fremde Kaufmann ist froh für die Producte der europäischen Industrie ein viel consumirendes Land gefunden zu haben, und der Chileno vermag sich mittelst geringer Anstrengung in den Besitz von Dingen zu setzen, die sonst kaum im Bereich der Wohlhabendsten lagen. Dadurch entstand Angewöhnung an eine Menge fremder Artikel nicht allein des Luxus sondern der entschiedenen Nothwendigkeit, denn der gemeinste Chileno gebraucht jetzt Dinge, die ihm vor zwanzig Jahren selbst dem Namen nach unbekannt waren, und aus allen Diesem resultirt, dass dieser Handel bestehen und zunehmen müsse. Wollte man das Geschäft Chiles vermittelst der Theoreme über Handelsbalance, welche so vielerlei Auslegungen zulassen, beurtheilen, so müsste es scheinen als ob der Chileno der eigentlich Gewinnende sei, seitdem ein freier Handel existirt. Zu der Zeit der Spanier kostete eine Vara Tuch 15 — 20 Pesos fuertes, jetzt nur 4 — 5 P. f., die Vara Cattun $1\frac{1}{2}$ — $2\frac{1}{2}$ P. f., jetzt kaum eben so viel Realen, das Stück Platillas (Leinenzeuch) 40 P. f., jetzt 10 P. f., dagegen aber ist der Preis des Kupfers von 8 auf 16 — 17 P. f. gestiegen, und der Chileno, der ehedem 4 — 5 Centner Kupfer produciren musste, um einen Centner Eisen zu erhalten, empfängt jetzt 3 — 4 Centner Eisen für den Centner Kupfer. Allein bei allen Diesem steht sich der fremde Kaufmann ebenfalls nicht schlecht. Das einfache Princip, *Do ut des*, auf welchem am Ende doch jeder Handel beruhen muss um dauernd sein zu können, ist wenig Jahre nach Eröffnung des chilenischen Handels in volle Wirksamkeit getreten. Ein ruhiger Gang hat sich eingefunden, der relative Werth der Dinge hat sich festgestellt, und das Reali-

siren von ausschweifenden Summen, welches in den ersten Jahren wohl vorkam, und sich aus der Neuheit der Waaren, dem Mangel an ihnen, der politischen Lage, und zum Theil aus dem Volkscharakter erklärte, hat als naturwidrig aufgehört. Nach dem Satze, dass Derjenige, welcher am meisten verkauft, auch den grössten Gewinn haben müsse, ist es ohne Zweifel die englische Nation, welche im Handel mit Chile mehr Vortheil zieht als irgend eine andere *). Ihr zunächst steht die nordamerikanische, dann die französische, und endlich die deutsche. Die Einfuhr der direct von Deutschland eingeführten Waaren, die fast ausschliessend aus preussischen und sächsischen Manufacturen bestehen, kann man nicht höher als zu 500,000 P. f. anschlagen. Viel deutsche Waaren kommen aber in nordamerikanischen Schiffen von den Vereinigten Staaten, indem sich die dortigen Kaufleute keinesweges auf die Producte ihres Landes beschränken, und unter andern auch des Handels zwischen Canton und Chile sich bemächtigt haben. Die englischen Waaren haben den grössten Verbrauch, der in neueren Zeiten bis auf ⅓ der ganzen Consumtion (im Werthe) gestiegen ist. Aus den europäischen Ausfuhrlisten lässt sich nie mit Genauigkeit angeben, wieviel eigentlich in Chile consumirt werde, denn wenn auch eine Ladung nach Valparaiso ausklarirt wird, so folgt daraus noch nicht, dass auch nur die kleinere Hälfte in Chile bleibe, indem bis jetzt der Gebrauch geherrscht hat, mit Schiff und Ladung eine Handelsreise der Küste entlang, oft bis nach Mexico, zu machen. In Valparaiso fehlt es an mehrjährigen zuverlässigen Listen über diesen Gegenstand. Indessen machen es viele Umstände sehr glaublich, dass die Consumtion fremder Waaren im Lande selbst 4½ — 5 Millionen Pesos betrage, und dass man den gesammten Handel mit europäischen und asiatischen Waaren auf 10½ — 11 Millionen **) anschlagen dürfe, eine Summe, welche natürlich den Werth der ausgeführten Landesproducte und den Vertrieb von Concepcion und andern kleinen Häfen, über welche es an zuverlässigen Nachweisungen fehlt, nicht einschliesst. Im Jahre 1832 wurde in Valparaiso durch einige Kaufleute des ersten Ranges eine Schätzung gemacht, welche mit jener Annahme übereinstimmt, und hier folgt:

*) Folgende Tabelle, welche ihrer Zeit in den londoner Zeitungen erschien, und sich auf Papiere gründet, welche das Unterhaus verlangt hatte und die ihm von dem Zollhause (unter d. 6. Mai 1829) vorgelegt wurden, giebt eine Uebersicht jenes Handels:

	Chile.	Peru.
1. Officieller Werth der Einfuhr im Jahre 1828 in England	54,434 L. S. 10 sh. 9 d.	54,523 L. S. 9 sh. 9 d.
2. Desgl. d. Ausfuhr von England . . .	599,184 — 1 — 2 —	306,667 — 15 — 2 —
a) engl. u. irländ. Manufacturen und Producte	558,751 — 17 — 8 —	287,173 — 4 — 11 —
b) fremde und Colonialproducte . . .	40,432 — 3 — 6 —	19,494 — 10 — 3 —

Man rechnete 1829, dass gegen 4,500,000 L. S. britisches Capital im Handel mit Chile und Peru beschäftigt seien.

**) Die Einfuhr des ehemaligen Vicekönigreichs Peru und der davon abhängigen Generalcapitanie Chile wird vom Freiherrn Al. v. Humboldt auf 11½ Million, mit Einschluss des Contrebandehandels geschätzt. Es ist zwar nicht genau bekannt, auf welchen Grundlagen diese Schätzung beruhe; indessen wenn man sie für ganz richtig halten wollte, würde es fast scheinen, als habe in 30 Jahren die Einfuhr nicht zugenommen. Das Dunkel klärt sich auf, wenn man berücksichtigt, das damals der Preis aller Gegenstände weit höher war, und dass die von Spanien kommenden Waaren den halben Einfuhrzoll bezahlt hatten, der jedenfalls in der Berechnung mit eingeschlossen war. Ausserdem ist es auch wahrscheinlich, dass die spanischen Kaufleute, von denen jene Angaben vielleicht herrührten, die Marktpreise im Innern, nach Zahlung des Zolls, als Norm annahmen, und den Contrebandehandel überschätzten.

Betrag des Einfuhrhandels	4,400,000 P. f.
Betrag des Ausfuhrhandels von Coquimbo und Valparaiso	2,500,000 — —
Transitohandel, inclus. Bullion	3,580,500 — —
Total	10,480,500 P. f.

Der innere Handel von Chile hat noch gegen manches alte Vorurtheil zu kämpfen, obwohl die Regierung durch Aufhebung der Alcabala ihm eine grosse Erleichterung verschaffte. Ehedem zahlten alle Waaren, welche von einer Stadt zur andern gingen, diese Binnenlandaccise von 6 Proc., wurden von den Zollhäusern im Innern von Neuem abgeschätzt, und mussten den Unterschied des höheren Werthes in entfernten Provinzen erlegen. Jetzt gehen sie von den grossen Häfen ungehindert in das Land, denn nur Mangel an Wegen und Brücken erschweren den Vertrieb, der daher auch die Richtung nimmt, welcher er in einem Küstenlande naturgemäss folgen muss. Man bedient sich der Küstenfahrer, um die kleinen Häfen von Valparaiso aus zu versorgen, und in ihnen kauft dann die Bevölkerung der Umgegend. Auf diese Weise hat die Küstenfahrt (*Cabotaje*), welche kein fremdes Fahrzeug betreiben darf, sehr zugenommen, und Santjago, welches früher den Landhandel mit dem Innern monopolisirte, hat diesen aufgeben müssen. Der Handel über die Anden nach Mendoza, Salta, San Juan, Cordova, nahm mit dem Frieden zwischen Buenos Ayres und Brasilien sehr ab, und ist zu einem geringen Contrebandehandel herabgesunken, seit ein revolutionairer Häuptling, Quiroga, sich zum Regierer von Mendoza aufgeworfen, und alle fremde Waaren hoch besteuert hat. Die Küstenschifffahrt muss zunehmen, je mehr sich der Bergbau im Norden und die Agricultur des Südens heben, die nicht ohne gegenseitige Unterstützung bestehen können. Schon jetzt findet man von Valparaiso allwöchentlich Schiffsgelegenheiten nach allen kleineren Häfen, während vor zehn Jahren kaum in jeder vierten Woche ein Schiff nach Concepcion oder Coquimbo abging. Wahrscheinlich wird sich dieser Handel einst durch Dampfschifffahrt, für welche diese Küste so ungemein wohl passt, bedeutend heben.

SECHSTES CAPITEL.

Reise nach den Anden von Antuco.

Die Zeichen des eintretenden Frühjahrs, welches in den südlichen Provinzen Chiles durch seinen friedlichen und weniger beflügelten Gang an die schönsten Monate des mittleren Europa erinnert, und also noch mehr anspricht als der Lenz der nordchilenischen Gegenden, mahnten zum erneueten Aufbruche. Das unbekannte Innere von Concepcion, welches ausserordentlich viel Neues zu versprechen schien, und von allen Seiten her als der würdige Schauplatz einer fleissigen, aber gefahrbringenden Forschung angepriesen worden war, lockte trotz des Kriegs, der dort, nach Indierart mit Indiern und Räubern geführt, mit einer dem Europäer unbekannten Furchtbarkeit drohte. Ohne vieles Bedenken, aber dennoch auf das Schlimmste vorbereitet, verliess ich am 30. October Talcahuano, um in dem äussersten bewohnten Orte nach O., dem Dorfe Antuco, für den zweiten Sommer das Standquartier zu errichten. Zur Begleitung war diesmal ein junger Mensch ersehen worden, der, in früherer Jugend von den Indiern entführt, mehrere Jahre in ihrer Gefangenschaft verlebt hatte, und daher mit ihrer Sprache und ihren Gewohnheiten eine nützliche Vertrautheit erlangt hatte. Im Besitz von einigen Reitpferden, zog ich diesmal es vor die Maulthiere zum Transport des Gepäcks zu miethen, und entging so manchem Verlust. Wir liessen Concepcion zur Linken und nahmen den Weg, welcher sich hart am schönen Biobio hinzieht, nicht ohne Verwunderung über die ausserordentliche Menge von Stechmücken, die sonst in Chile zu den grössten Seltenheiten gehören, wie durch ein Wunder in einem Tage erschienen waren, zwar auf den Novembermonat beschränkt

sind, allein doch zu beweisen scheinen, dass das Lob, welches Chile zu einem Lande, frei von allen Insectenplagen, macht, Einschränkungen erleiden müsse. Das Auffinden von sehr grossen Spinnen *(Mygale)* eines verdächtigen Ansehens, von braunen Scorpionen und von Schnacken in den Anden, hatte neben der Beobachtung mancher anderer lästiger Mitbewohner der Häuser schon früher den Glauben an solches Befreitsein sehr wankend gemacht. Der Biobio, hier noch von einer königlichen Breite, strömt neben dem Wege, der zur linken Seite durch hohe und bewaldete Berge, auf denen eben mehrere sehr interessante Pflanzen blühten*), eingeschränkt, die berüchtigten Hohlwege *(Angostias)* von Gualqui bildet. Sie sind so eng, so voll von tief ausgetretenen Orten und den breiten erhöhten Schwellen, welche durch die Gewohnheit der Maulthiere, stets in dieselben Hufspuren zu treten, entstanden, dass keine verächtliche Reitkunst dazu gehört, um am Ende eines fünfmonatlichen Regenwetters ohne Schaden sein Pferd hindurchzuleiten. Zur Ehre der Südchilener spricht es jedoch, dass in diesen unangenehmen Engpässen, wo zwei entschlossene Männer eine ganze Gesellschaft besiegen könnten, sehr selten eine Räuberei geschieht. Man kommt an mancher freundlich gelegenen Hütte vorüber, wo freilich Armuth in Folge langer Kriege ihre Wohnung aufgeschlagen, und wird durch Fernsichten überrascht, die den gerühmtesten der Donau und des Rheins nichts nachgeben. Ohne die Plagen des Staubes und der Hitze oder gar des Wassermangels zu erfahren, die eines Jeden in den Nordprovinzen warten, ritten wir den ganzen Tag, mit kurzer Unterbrechung der Mittagsstunden, fort, ohne irgend einem Reisenden zu begegnen. Am

*) *Herreria stellata. R. Pav. Bridgesia spicata. Hook. Crinodendrum Patagua. Mol. Lardizabala biternata. R. Pav. Alstroemeria Salsilla. L. Berberis corymbosa. Hook.* — Der Biobio misst gegenüber Concepcion gegen 9000 Fuss in der Breite, spanische Messungen geben ihm 3600 Varas, Capt. Hall schätzt ihn zwei engl. Meilen breit. Unglücklicherweise ist die Mündung mit stets veränderten Sandbänken erfüllt, so dass kein Kielboot auch nur bis zur Stadt hinaufgelangt. Im Sommer (Jan., Febr.) reiten sogar die Landleute bei Gualpen unfern der Mündung durch das sehr flache Bett. Oberhalb Concepcion ist eher eine Schifffahrt mit flachen Böten möglich, und dürfte in künftiger Zeit der Provinz von Nutzen sein, da man in der That versuchsweise bis Nacimiento (40 Leguas von der Stadt) hinaufgegangen ist. Durch den Andalien, einen trägen aber tiefen Fluss, der in die Bai von Talcahuano fällt und sich dem Biobio bis auf eine Viertelstunde nähert, lässt sich vielleicht ein Canal herstellen, der die Fahrt durch die Mündung des Stroms bis in das Meer unnöthig macht.

späten Abend ward die grosse Hacienda Gualqui erreicht, welche bis an das zehn Stunden entfernte Meer reicht, und gegen dreissig Quadratleguas umfassen soll. Die Besitzerin empfing die Fremden mit der gewohnten Gastfreundschaft, denn obwohl diese aus der Nähe Santjagos verschwinden musste, so erhielt sie sich, und zwar oft in rührend patriarchalischer Form, im weniger besuchten Süden des Landes. Ein jeder Fremder mag, auch wenn kein überbrachter Brief ihm die Thüren öffnete, unbesorgt in das Haus eines Landbesitzers eintreten, und der freundlichsten Aufnahme gewärtig sein. Das Beste, was das Haus vermag, wird man ihm geben, und manche überraschende Aufmerksamkeit beweisen. Kein Stolz und keine Eitelkeit liegen den gern geleisteten Diensten zum Grunde; denn nur wenig wird erfordert, um sich den guten Willen Aller zu erwerben und die erhaltene Freundlichkeit zu lohnen. Gesprächigkeit und freigebiges Mittheilen aus dem Vorrath des eigenen Wissens fesselt auch die vornehmeren Hacendados, welche, wie überhaupt alle Chilenen der Südprovinzen, eine grosse Neigung zum Lernen und eine ungewöhnliche Gabe der Auffassung verrathen. Viele von ihnen zeigen sich als recht wohlunterrichtete Leute, wenn das Gespräch sich auf ihre Provinz und die neueste Geschichte wendet, und die Schilderung der Parteikriege oder der Züge gegen und mit den Indiern gewinnen ein verdoppeltes Interesse, wenn der Erzählende thätig in die Ereignisse eingriff, oder die entlegenen Gegenden, die er beschreibt, selbst besuchte. Selbst der Landmann der ärmeren Classe, zu dessen Hütte am Abend der Weg führt, nimmt den Ankömmling freundlich auf, giebt was er irgend vermag, und erschöpft sich in Ausdrücken der Dankbarkeit, wenn man ihm bei der Abreise eine unverlangte Gabe reicht. Die Beobachtung der landesüblichen Höflichkeit, welche auch die Geringsten auszeichnet, verschafft ein allgemeines Wohlwollen. Der Fremde, welcher bei dem Eintritt in eine Hütte nicht eher die eigene Cigarre anzündet, bis er jedes Glied der Familie, vom Vater bis zum jüngsten Kind hinab, die Frauen selbst nicht ausgenommen, mit anderen beschenkt hat, und manche ähnliche Aufmerksamkeiten nicht vernachlässigt, erwirbt sich schnell Aller Gunst. In den abgelegenen kleinen Städten macht die Ankunft eines gebildeten Fremden immer noch einen Abschnitt in dem einförmigen Leben der Bewohner. Der Reisende wird trotz der späten Abendstunde immer tiefer in das Gespräch verwickelt, und

kann nicht mehr erfreuen als durch die Erzählung der Wunder „*de por allí*", d. h. von dort, dem Lande jenseits des Meeres, dem alten Europa. Alle hören mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Schilderungen von der Menschenmenge, der Industrie und Kriegsmacht unseres Welttheils zu; sie sind Dinge, die ihren südlichen Phantasien den reichsten Stoff bieten. Ein Nachbar nach dem andern schleicht lautlos in das halbdunkle Zimmer, um seinen Theil von der Unterhaltung zu empfangen, und schweigt man endlich still, so bemerkt man wohl gar, dass auch die Fensteröffnungen von Geringeren umlagert sind. In vielen anderen Verhältnissen spricht sich dieses gelehrige, lebhafte Wesen und diese Neigung zur Gesprächigkeit der Südchilenen aus. Weit lustiger als irgendwo anders sind die Bivouacs, welche zusammentreffende Reisende gemeinschaftlich errichten. Entweder schwirrt die Guitarre, oder irgend Einer, der das bewunderte Talent des Erzählers besitzt, versammelt die Andern um sich durch manche Sagen aus den blutigen Kriegen, welche seit Jahrhunderten hier gegen die braunen Indier geführt wurden, und nicht selten mischt sogar eine vielveränderte Erzählung aus Spaniens romantischer Vorzeit sich ein, die selbst hier sich noch im Volksandenken erhielt, und die Mauren mit mitternächtlich schwarzen Farben, gleichsam als Repräsentanten des bösen Princips, schildert. Das Leben eines Hacendado dieser Provinzen hat zwar etwas sehr Einförmiges, allein es würde ein sehr glückliches zu nennen sein, wären einmal die Folgen des langen Kriegs verschmerzt, und erfüllte nicht die Nachbarschaft der ungebändigten Indier mit stets neuen Besorgnissen. Das eine Uebel wird jedoch die Zeit heilen, das andere die rasch zunehmende Macht des Staats unschädlich machen. Der Sommer vergeht sehr angenehm unter den vielen Beschäftigungen des Landbaues und der Viehzucht, die in Chile mit vielem Reiten und andern starken Bewegungen verknüpft sind, und also der Lieblingsneigung der Eingebornen sehr entsprechen; nur die fünfmonatlichen Regen mögen unangenehm sein, da bis jetzt die vielerlei wissenschaftlichen Mittel, durch welche der Bewohner der nördlichen Welt sich für die vorübergehende Beraubung der Freiheit im Winter entschädigt, trotz der Neigung der Chilenen zum Studium noch keine allgemeine Verbreitung fanden. Weder in Chile noch in Peru existirt bis jetzt eine Buchhandlung, und nur erst in den letzten Jahren kamen von Frankreich spanische Bücher zu wohlfeilen Preisen. Schlimm ist es, dass

sie nicht allein aus Classikern bestehen, sondern dass auch eine Fluth von faden Romanen, oft sogar von höchst unmoralischen Schriften, aus den Uebersetzungsfabriken zu Paris und Bordeaux hervorgingen. An Schulen hat es bis in die neuesten Zeiten auf dem Lande völlig gefehlt; sie sind allein Ergebnisse der letzten Revolution. Der junge Mann mochte in Chillan und Concepcion Dialektik, Logik und Aristotelische Philosophie erlernen, aber nimmer etwas für das thätige Leben Wichtiges, nichts von allen Dem, was in einem jungen Lande der Bürger am ersten bedarf und wissen muss. Trotz allen solchen Nachtheilen ist die Bildung in Südchile keine geringe, und was den Einwohnern an Hülfsmitteln fehlt, ersetzen ihnen ihre grossen Talente. Die Lebhaftigkeit, welche sich im ganzen Wesen des Volks ausspricht, ist auch in dieser Hinsicht von Nutzen gewesen, und nie kann der körperlich und geistig gleich schlaffe Peruaner in schlimmerem Lichte erscheinen als durch Vergleichung mit dem Südchileno. Traurig ist es, dass der Dämon des Spiels, der in den Städten manches Familienglück untergräbt, auch auf die Landbewohner seine furchtbare Macht ausdehnt. Der reiche Hacendado spielt und auch der ärmste Tagelöhner, und nur der Nothwendigkeit vermehrter Industrie und dem Einflusse einer höhern Bildung wird diese verderbliche Leidenschaft weichen. Selbst der geistliche Stand ist nicht von solcher Neigung frei. Man mag in Chile Pfarrer sehen, die mitten unter den Guassos ihr Pferd tummeln, und im Nothfalle wohl auch einen Wettlauf machen; andere erscheinen auf dem Marktplatze mit ihren Kampfhähnen, um für sie auf bedeutende Wetten einzugehen, und alles dieses im Angesichte der Kirche, wo sie vor wenig Stunden erst die heiligsten Gebräuche ihrer Religion verrichteten. Das Loos des Klerus, unter dem sich jedoch viele höchst achtungswerthe Männer finden, ist überhaupt in Chile kein sehr glänzendes, denn selten sind die Kirchen reich genug, um ein unabhängiges Auskommen zu verschaffen. Die Weltpriester formen unbedingt eine der aufgeklärtesten Classen, und obwohl als Protestant bekannt, wird doch der Fremde von ihnen meistens mit vieler Freundlichkeit aufgenommen, und sie gerade sind oft diejenigen, welche sich für die fremden Naturforscher am lebhaftesten interessiren und ihnen durch Rath und Belehrung vielfach nützen. Sie sind gemeinhin der Sache der Republik zugethan, obwohl sie durch die politischen Veränderungen vielfach verloren. Die Mönche hingegen sind der neuen Ordnung

der Dinge abhold, indessen ist ihre Zahl vermöge umgreifender Säcularisationen sehr zusammengeschmolzen, und nur die Verbrüderungen dürfen fortbestehen, deren eigentlicher Zweck der Unterricht der Jugend und die Pflege der Kranken ist. Der Chileno ist nicht nur entfernt von Bigoterie, sondern sogar ein entschiedener Freund der Toleranz, und sticht in dieser Rücksicht vortheilhaft vom Peruaner ab. Die unangenehmen Anspielungen, denen auch der vorsichtigste Fremde in Peru nie ganz entgehen kann, hört man schwerlich in Chile, und der heftig gereizte Mensch der untern Volksclassen wird nicht leicht dem Fremden den gehässigen Namen eines Ketzers beilegen. Das zum scharfen Nachdenken geneigte Volk von Chile ist eines hohen Grades der Aufklärung fähig, und übertrifft, obwohl nur erst seit wenig Jahren unabhängig, in dieser Beziehung manches andere, welches die Mittel geistige Freiheit zu erlangen von jeher in seinem Bereiche sah. In Peru ist die Unwissenheit oder Unwilligkeit sich über die Geschichte menschlicher Meinungen zu belehren so gross, dass der Subpräfect des weiten Maynas mit Heftigkeit behauptete, die Engländer gäben ihren in Amerika gestorbenen Landsleuten Briefe zur Besorgung in die Gräber mit, der festen Ueberzeugung, dass sie in England wieder auferstehen müssten. Solche Albernheiten glaubt jetzt kein chilenischer Landmann von den Protestanten, und mancher von den letztern fand schon in der Mitte chilenischer Familien Aufnahme und freundliche Pflege, wenn er in dem fremden Lande mittellos und ohne Beistand schwer erkrankte. Die gemischten Ehen werden täglich häufiger, und die ehemals verlangte Förmlichkeit den alten Glauben öffentlich abzuschwören ist in Vergessenheit gerathen. Viele protestantische Fremde nehmen chilenische Frauen, ohne dass mehr erwartet würde, als eine von der Achtung und Humanität selbst gebotene Anschliessung an die äussere Form der herrschenden Kirche. In Valparaiso besitzen die Fremden einen abgesonderten Begräbnissplatz in der unmittelbaren Nähe des für die katholischen Christen bestimmten, und beide geniessen ganz gleiche Achtung. Vorschnell waren wohl die Versuche der Fremden Erlaubniss zur Erbauung eigener Kirchen zu erhalten. Man hatte vergessen, dass die Chilenos Nachkömmlinge der Spanier sind, die stets nur einen Cultus gekannt, und jeden andern der Verfolgung werth gehalten hatten. Die stillschweigende Duldung der Gegenwart verdient Lob und erregt Verwunderung, und wenn auch im Congress

von 1828 nach vielen lebhaften Debatten die katholische Religion für die ausschliessliche des Landes erklärt wurde, so folgt daraus noch nicht, dass gewisse Bewilligungen, welche schon jetzt stillschweigend gemacht sind, später nicht auch öffentlich anerkannt werden sollten.

Zeitig verliessen wir am andern Morgen das gastfreundliche Gualqui, welches fast einem kleinen Dorfe gleicht. Man weicht vom schönen Biobio ab, um bergan zu steigen, und bietet damit den Ansichten der bewaldeten Berge Lebewohl, zwischen denen der helle Strom sich ruhig, aber von keinem Segel belebt, dahinwindet. Mit jeder Stunde verliert die Gegend an Interesse, denn wieviel ziemlich hohe Hügel man auch übersteige, so gewinnt man doch nirgends einen freien Ueberblick. Doch scheint es als ob die Richtung dieser Ketten von NW. nach SO. gehe, so dass sie also den Anden parallel liefe, die in dieser Provinz die nördlich-südliche Richtung verlassen. Der Boden ist wenig fruchtbar, oft sogar sandig, und wo Gestein zu Tage ausgeht, erkennt man ohne Mühe den Sandstein, den man schon um Concepcion bemerkte. Der üppige Baumwuchs hört auf, und bald befindet man sich zwischen dünnbebuschten Hügeln, die oft sogar ganz kahl, wenn auch nimmer so abschreckend erscheinen, wie in dem wasserarmen Norden. Wenige Hütten unterbrechen die langweilige Tagereise, gegen deren Ende man die ersehnte Andenkette am Horizont entdeckt. Auf äusserst unwegsamen Pfaden, welche nicht selten die Ladungen der Maulthiere in Gefahr brachten, erreichte unser Zug des Nachmittags den kleinen Flecken Rere, der zwischen niedrigen Hügeln in einer flachen Vertiefung liegt und dem Ankommenden wenig verspricht. Von einem wackern Einwohner gastfreundlichst aufgenommen, blieb noch Zeit die zwei Merkwürdigkeiten des kleinen Orts in Augenschein zu nehmen, die Glocke und den Palmenbaum im Hofe des ehemaligen Klosters. Und in der That verdienen beide wohl einige Aufmerksamkeit, insofern sie auf naturgeschichtliche Thatsachen aufmerksam machen. Die Palme ist von bedeutender Grösse, und dürfte leicht das grösste Individuum dieser Species, der einzigen in Chile einheimischen, sein. Die Palmen Chiles kommen (im wirklich wilden Zustande) in den Küstengegenden der Provinz Concepcion bis an die Mündung des Itata (36°) vor; die um die Stadt Concepcion wachsenden sind wahrscheinlich ehedem angepflanzt worden,

und schwerlich dürfte der Baum an den Ufern des Biobio irgendwo wild angetroffen werden. Allein selbst in Valdivia (39^{0} $51'$) dauert diese Palme noch recht gut aus, ohne jedoch Früchte zur Reife zu bringen. In der nördlichen Hälfte Amerikas sind die Palmen weit mehr beschränkt, denn die einzigen Arten, die Chamaerops, wachsen kaum über den 28^{0} hinüber. Eben so scheint es, als ob Inseln, wenigstens in den amerikanischen Meeren, nie die grosse Zahl von Palmen hervorbringen können, wie der nahegelegene Continent, trotz dem dass sie an Farrnkräutern, welche doch mit den Palmen der tropischen Flor vorzugsweise angehören, auf das reichlichste versehen sind. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die grosse Insel Cuba nicht über zehn Arten von Palmen ernähre, allein ich selbst habe innerhalb eines kleinen Kreises in den Ufergegenden des peruanischen Huallaga an vierzig Species jener königlichen Gewächse gesammelt. Die Palme von Rere (*Cocos chilensis Mol.*) soll an 150 Jahre alt sein, misst gegen drei Fuss im Durchmesser, und ist wirklich schön zu nennen. Sie wird als das einzige Individuum der Gegend sorgfältig gepflegt, und muss am Palmensonntage die Blätter liefern, die, an heiliger Stelle geweiht, im Hause aufgehängt, gegen manches Unglück des nächsten Jahres schützen. Die Spathen, von holzigem Gewebe und an sechs Fuss lang, dienen den Bewohnern des Orts zu manchem häuslichen Gebrauche, und wegen ihrer muldenförmigen Gestalt zu Kinderwiegen, die man an Fäden schwebend aufhängt. Der Stolz des Oertchens aber ist die schön klingende Glocke der Kirche, zu deren Metall sehr viel Silber und mehr als zwanzig Pfund von reinem Gold aus Frömmigkeit hinzugesetzt worden sein soll. Ehedem wurde in dieser Gegend eine grosse Menge des letzteren Metalls in gediegenen Körnern (*pepitas*) gefunden, und Stücken von halbpfündiger Schwere sollen gar nicht selten vorgekommen sein. Die nahen Hügel, aus einem sehr losen Alluvium von Sandsteintrümmern bestehend, gaben nach jedem heftigen Regen eine namhafte Ausbeute, denn in den Gassen von Rere wusch man aus dem Sande, den die Regenbäche herabgeführt, das Gold heraus. Noch vor zwanzig Jahren war der Gewinn so gross, dass reiche Aufkäufer bisweilen in einem Jahre zwei Arroben (50 spanische Pfund) Gold nach Santjago schafften, von wo es seinen Weg durch Schmuggler auf die Schiffe der Häfen fand. Allein ohne alle vorgängige Anzeichen stockte einst ganz plötzlich diese Quelle des Reichthums, und der Sand wurde

immer ärmer an Körnergold. Aus sorgfältiger Untersuchung ergab sich, dass die Decke, welche auf den festen Sandsteinfelsen gelegen, weggewaschen und schwerlich von der Unterlage des verschwundenen goldhaltigen Schuttes viel Gutes zu erwarten sei. Die Bürger Reres gaben daher ihre Goldwäschen auf und griffen zu andern Nahrungszweigen, obgleich die Natur sie weniger begünstigt, denn der Ort liegt in einer verhältnissmässig sehr unfruchtbaren Gegend, wo das Getreide kaum 25 Procent von der Aussaat giebt, ein Umstand, auf den die ersten Erbauer, denen es allein um Gold zu thun war, nicht achteten. Der alte Name Buena Esperanza de Rere ist nun doppelt bedeutungsvoll, und in der That haben die guten Bürger noch immer nicht ihren vorigen Gewinn, so ungewiss er sonst auch war, vergessen, sondern blicken mit vielem Vertrauen in eine Zukunft, die wahrscheinlich den Erwartungen nicht entsprechen wird. Die Baumlosigkeit der Gegend erklärt vielleicht das ungewöhnlich rauhe Klima. — Von Rere östlich bleibt sich die Gegend ziemlich gleich und genügt nicht dem Rufe der grossen Fruchtbarkeit, der nur am Fuss der Anden, zwei Tagereisen weiter nach O., vollkommen wahr erscheint. In dem Masse wie man vorwärts geht, hebt sich zwar der Boden, allein nur sehr unmerklich, und man findet keins von den Tafelländern, die man nach alten Berichten hier erwarten möchte. Die wellenförmigen pflanzenarmen Hügel dauern fort. Der Chileno glaubt in ihnen, eben weil sie so wenig wilde Gewächse ernähren, grosse mineralische Reichthümer verborgen, ein Vorurtheil, welches sich übrigens im ganzen spanischen Amerika verbreitet findet. Der Eingeborene der silberreicheren Andengegenden spricht von metallischen Ausdünstungen *(vapores metalicos)* der edlen Adern in der Tiefe, die alles Leben an der Oberfläche zerstören, und stützt sich auf eine unleugbare Thatsache, die auffallend grosse Unfruchtbarkeit und das halbkranke Ansehen der Pflanzen in vielen Minengegenden. — Unter einem dichten Staubregen, der das Düstere der Landschaft noch vermehrte, stiegen wir vom letzten Hügel herab und näherten uns dem kleinen befestigten Flecken Yumbel, der, am Anfange einer unabsehlichen Ebene liegend, das Ziel der dritten Tagereise war. Ein sonderbarer Anblick bot sich, sobald wir durch das flügellose Thor geritten. Hunderte von kupferbraunen, halbnackten Menschen, Pehuenchenindiern, umringten meinen kleinen Zug mit wildem Geschrei, und schienen nicht ungeneigt das Gepäck für gute Beute zu

erklären. In Tönen einer nie gehörten Sprache wurden vielfache Forderungen vorgebracht, und der Muth zur Begehung von Gewaltsamkeiten, der wohl sonst in der Mitte eines chilenischen Dorfs den Wilden gefehlt haben dürfte, war durch einen an Wahnsinn gränzenden Grad von Trunkenheit reichlichst ersetzt. Leicht hätte dieser Ueberfall zu schlimmen Folgen führen können, indem meine entschlossenen Begleiter im Handgemenge nach ihren Feuerwaffen griffen. Ein paar herbeieilende Dragoner befreiten uns zur rechten Zeit aus der Mitte des wilden Haufens. Der Commandant der sogenannten Festung nahm uns freundlich auf, und besorgte sogleich eine Wohnung in einem leer stehenden Hause, eine dankenswerthe Aufmerksamkeit, da die Umstände es erheischten den folgenden Tag, das Fest Allerheiligen, in Yumbel zuzubringen.

Gegen Abend besuchte ich in Begleitung einiger chilenischer Officiere die Kaziken der Pehuenchen, deren erste Begegnung uns leicht so gefährlich geworden wäre. Sie lagen etwas abgesondert von dem übrigen Haufen unter dem vorspringenden Dache der ehemaligen Hauptwache, allein deshalb nicht befreit von der Zudringlichkeit ihrer Untergebenen, denen sie an Trunkenkeit wenig nachstanden. Fast unbekleidet um das Feuer ausgestreckt, verschlief ein Theil den thierischen Rausch, während Andere sich in gleichen Zustand zu versetzen suchten. Der Trinkgeschirre bedurften sie so wenig als irgend einer andern Vorrichtung, um ihr Gelag nach ihrer Art zu einem festlichen zu erheben. Sie hatten in der Mitte ihres Kreises flache Gruben in den Boden ausgehöhlt, in diesem ein Schaffell ansgebreitet, und in die Vertiefung Wein gegossen. Stets lagen Einige neben diesen Quellen des Vergnügens platt auf dem Boden ausgestreckt und tranken, bis die erwünschte Betäubung sie ergriff. Nur ein Kazike, der in der That mir später in Antuco vielfach nützlich wurde, schien mässiger gewesen zu sein, und empfing uns mit dem rohen Stolz des Wilden, weil ihn die Republik um seine Dienste zu bitten genöthigt gewesen war. Nur wenig war aus diesem starren, scheinbar geistesarmen Wesen herauszubringen, bis einer der chilenischen Officiere ihn an die Waffenthaten seiner Jugend erinnerte. Dann aber entwickelte sich das ganze blutdürstige Naturell des rohen und rachsüchtigen Nomaden; er warf die Fessel des in Fragmenten mühsam gesprochenen Spanischen von

sich, und ergoss sich in der eignen rauhklingenden Sprache in lange Schilderungen seiner Morde. Der Dolmetscher vermochte ihm nicht mehr zu folgen, und gern ersparte ich wenigstens ihm die Uebersetzung solcher Dinge. Die Zuneigung des Häuptlings erkaufte eine Spende von Tabak, Indigo und Salz, und als Beweis des guten Willens sollte es wohl gelten, dass er versprach mir, wenn ich sonst auf einem Zuge ihn begleiten wollte, Gelegenheit zu geben Moluches, ein verhasstes Indiervolk, nach Herzenslust zu schiessen. Ein Blick auf ihn und seine Untergebenen, die eben wieder ein Pferd geschlachtet und vor dem Genusse mit seinem warmen Blute sich bestrichen, verlieh keine fröhlichen Aussichten für den Sommer, der doch unter solchen Menschen, zum Theil in Abhängigkeit von ihrem Willen, zugebracht werden musste. Das waren nicht die Helden des Ercilla, und wenn auch für die poetische Freiheit des Spaniers ein weites Feld erlaubt worden, so blieben doch die Originale auf gar zu widrige Weise hinter dem Portrait. Indessen hatte doch die Freundschaft, die der Häuptling dem Huinca (ein zweideutiges Wort für Europäer, und in verstümmelter Gestalt unter dem Pöbel Chiles zum Schimpfnamen geworden) zeigte, das Gute, dass später die Indier stets eine gewisse Achtung nicht vergassen. — Der ganze Haufen jener Pehuenchen, wohl einige Hundert stark, war nach Yumbel von Antuco gekommen, um vor dem Antritt eines neuen Kriegszugs gegen Pincheira die gewohnten Geschenke der Republik zu erhalten, und hatte da auf öffentliche Kosten ein zweitägiges Trinkgelag gefeiert. Indessen ist solchen Bundesgenossen nicht zu trauen, und darum waren die Einwohner von Yumbel unter den Waffen, und eine Abtheilung von dem kleinen Heer hierher beordert worden. Sobald der Preis erlegt und aller Wein getrunken war, zog die wilde Horde fort, und machte manchen Einfall in das Land der Feinde, wobei sie jedoch selbst nicht immer ohne Verlust entkam. Der Aufenthalt in Antuco gab Gelegenheit mit diesen Pehuenchen, genau bekannt zu werden.

Yumbel ist eine der ältesten Niederlassungen an der Südgränze und wird von Ercilla mehrmals erwähnt. Als befestigter Ort gehörte es in die Kette von Forts, mit welchen die spanische Regierung das Land gegen die räuberischen Anfälle der Wilden zu schützen suchte, nachdem alle weisse Colonien im Lande der Indier zerstört, und eine

Vormauer unentbehrlich geworden war. Am Anfange einer weiten Ebene gelegen, scheint der Platz kein Hinderniss abgeben zu können, so lange man nicht weiss, dass die Indier auf grösseren Kriegszügen nie einen befestigten Ort seitwärts oder im Rücken liegen lassen. Wenn eins von den kleinen Forts, welche längs des Biobio von seiner Mündung bis an die Anden sich erstrecken, den fliehenden Landleuten Zuflucht bot, und die Belagerung der Indier drei oder vier Tage aushielt, war der Zweck erreicht, denn in der Zwischenzeit zogen sich die Truppen zusammen und zwangen die Indier, die nie den offnen Krieg liebten, ihren Rückweg anzutreten. Yumbel ist sehr klein und dürfte in Europa kaum den Namen eines Dorfs erhalten. Eine hohe Wand aus Lehmziegeln umschliesst im Viereck den Ort. Jede Seite dieser einfachen Befestigung misst ohngefähr 500 Schritte und läuft an zwei Ecken in eine kleine Bastion aus, von denen jede ehedem mit drei Kanonen bewaffnet war. Ein Graben, der gegenwärtig verschüttet ist, und eine Palissadenreihe tragen noch zur Sicherheit bei. Trotz seiner scheinbaren Schwäche hat Yumbel manche Belagerung ausgehalten, wenn man anders einen Indieranfall so nennen darf, und auf dieselbe Weise sind alle Forts an der Gränze eingerichtet. Sie widerstehen dem Indier, der keine andere Waffe als die Lanze braucht, und es durchaus nicht liebt einen misslungenen Ueberfall in eine langwierige Belagerung zu verwandeln. Im Innern der Mauer liegt der Flecken, aus zwei Gassen, einigen funfzig ärmlichen Häusern und einer Kirche bestehend, allein etwas so Düsteres ruht auf diesem Orte, und der Blick auf die kahlen Hügel der einen, auf die weite unfruchtbare Ebene *(la Travesia de Yumbel)* der andern Seite hat so wenig Erheiterndes, dass man sich freier fühlt, wenn man Yumbel im Rücken hat. Die Bewohner sind arme aber gutmüthige Menschen, die sich vorzugsweise von der Viehzucht erhalten und durch den Krieg ausserordentlich gelitten haben. Ihr Antheil oder ihre Neugierde waren so gross, dass ihre Besuche während des ganzen Tags, den ich gezwungen unter ihnen zubrachte, kein Ende nahmen. Freilich sind die Gespräche nicht immer von der unterhaltendsten Art, denn gemeinhin sind die Besuchenden in allen Dingen sehr unwissend, und setzen durch endlose Fragen die Geduld des Fremden um so mehr auf die Probe, als sie aus seinem Wesen, seinen Beschäftigungen, und dem Anblicke der zwanzig Bände seiner

Bibliothek auf seine höhere Kenntniss schliessen zu müssen glauben. Es gehört nicht selten ein günstiges Vorurtheil des Befragten für seinen Besuch dazu, vor ihnen den nöthigen Ernst zu erhalten, indem ihm Zweifel aus allen Theilen des menschlichen Wissens vorgelegt werden, welche lange die Einwohner beschäftigten. Wie Orakelsprüche nimmt man die leichten Lösungen an. Um Mittag war das Haus überfüllt mit Gerichten, welche von allen Seiten uns zugesendet worden, obgleich alle Besuchenden noch Spenden von Federvieh, Eiern und Früchten mitgebracht. Indessen war dieser Ueberfluss nicht unwillkommen, denn die nüchtern gewordenen Kaziken der Pehuenchen statteten ihren Besuch gleichfalls ab, und ihre Versicherung einer dauernden Freundschaft und treuen Schutzes während des Lebens an der Gränze war schon der freigebigen Mittheilung aus unsern Vorräthen werth. Die Weinschläuche waren nach dem Rathe der Chilenos verborgen worden, und wenn irgend etwas den braunen Freunden, die jedoch weit mehr Liebenswürdigkeit zeigten als am vergangenen Tage, missfällig sein konnte, so war es die Vorsicht bei dem Vertheilen einer nicht unansehnlichen Menge von Branntwein. Sie entfernten sich gegen Abend unter dem eigenthümlichen wilden Geheul, ohne welches sie weder in die Schlacht gehen, noch eine Reise antreten. Die Bewohner von Yumbel riethen eifrig von der Fortsetzung der Reise nach der Andengränze ab. Die Zeitumstände waren freilich nicht einladend, denn manche Familie war flüchtend angekommen, und die Kriegslust und der alte Hass der Indier gegen ihre weissen Nachbarn hatten sich schon in sehr unzweideutigen Zeichen ausgesprochen. Die Südgränze war vertheidigungslos, und wenn sich auch das chilenische Heer um Chillan versammelte, so herrschte doch ein solcher Geist unter ihm, dass es wahrscheinlich war, es würde eher mit der Absicht eine neue Revolution zu veranlassen auf Santjago marschiren, als sich gegen die Indier wenden. Die Gerüchte waren aber schon seit mehreren Monaten so widersprechend gewesen, dass es unnütz schien auf sie einigen Werth zu legen. Die Reise musste fortgesetzt werden, und war die Gefahr auch gross, so lockte die Hoffnung in dem Wunderlande der höheren Anden belohnt zu werden. Der Naturforscher, der bei seinen Reisen im Innern von Südamerika sich durch die Wahrscheinlichkeit der Gefahren wollte hindern lassen, würde in der That nur ein sehr beschränktes Feld für seine Thätigkeit vor sich

sehen. Wir brachen nicht ohne einige Besorgniss am Morgen des 2. Novembers von Yumbel auf, gezwungen einen sehr unangenehmen Weg zu nehmen, denn auf der gewöhnlich befolgten Strasse mochten sich noch Indier umhertreiben, die trotz aller Freundschaftsversicherungen den einsamen Reisenden vielleicht nicht sehr schonend behandelt hätten. Von Yumbel dehnt sich bis zum Fuss der Anden die Travesia oder Haide aus, die ohne Bäume und trinkbares Wasser eine sehr lange und beschwerliche Tagereise bildet. Zwischen den schönen waldbedeckten Landschaften des Südens fällt eine solche Ebene von zwanzigstündiger Breite und grosser Unfruchtbarkeit unangenehm auf. Der Boden besteht grösstentheils aus Sand und zerkleinerten Stücken von vulcanischem Gestein, und zeigt nur da schmale Streifen von besserem Boden, wo in der Regenzeit etwas Wasser sich anhäuft. Der Laxa durchströmt zwar die Haide, allein seine Ufer sind steinig und ohne Vegetation. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass die Travesia, welche überall von kleinen Hügeln begränzt wird, einst ein See war, in welchem sich die Gewässer ansammelten, nachdem sie aus dem Thal von Antuco hervorgebrochen waren. Daher erklärt sich auch die ausserordentliche Menge von vulcanischen Trümmern, die sich da vorfinden, und auf keinem andern Wege aus den Anden dahin kommen konnten. Ein solcher Boden ist natürlich sehr pflanzenarm, und die heftigen Südwinde mögen wohl noch das Ihrige dazu beitragen das Emporwachsen von Bäumen zu verhindern, allein deshalb geht der Botaniker noch nicht ganz leer aus. Die Fabiana (*Piche-piche* der Chilenen) mit ihren hellblauen Blumen und regelmässig übereinander geordneten Blättern, mehrere diadelphische Sträuche und harzige Senecionen unterbrechen die Einförmigkeit, und ein sonderbarer Cactus (*Opuntia caespitosa. Poepp.*) breitet sich in breiten hellgrünen Rasen an den dürrsten Orten aus, gleich auffallend durch seine schwefelgelben Blumen und die silberweissen Stacheln, welche überall aus den kurzen keulenförmigen Gliedern hervorstarren. Doch erlaubte unsere Eile keine lange Untersuchung der Flora, denn die zwanzig spanischen Leguas mussten im Laufe des Tages zurückgelegt werden, und trotz der Hitze und des Wassermangels, der die Thiere und die Menschen quälte, wurde nur einmal für ein paar Augenblicke angehalten, um unsere Pferde mit andern zu wechseln, die seit Yumbel vor uns hergetrieben worden. Der Anblick des ruhig rauchenden Vulcans

von Antuco und der benachbarten Schneegebirge machte zum Theil die Beschwerden und die Langweiligkeit der sehr ermüdenden Tagereise vergessen, denn nach mehrstündigem Reiten, bald in kurzem Galopp bald im spanischen Pass, schien auf der endlosen Ebene immer noch keine Entfernung gewonnen zu sein. Mancher sehnsüchtige Blick flog nach den grünen Waldbergen, welche am östlichen Rande der Travesia sich erheben, die Anden begränzen, und an die Kühle und den Schatten erinnern, deren man selbst entbehrt. Erst am späten Abend erreichten wir das Ende der unangenehmen Ebene, und landeten so zu sagen ohne Vorbereitung auf einem hochbegrasten fruchtbaren Boden. Der Mond war über den Schneefeldern der Anden aufgegangen, feurig glänzten die Lavaströme auf der unerleuchteten Seite des Vulcans, und Alles war öde, bis der plötzliche Lärm vieler Menschen uns die Nähe von Tucapel, aber auch etwas Ungewöhnlicheres unter seinen Bewohnern ahnen liess. Wir fanden diese in der That in grosser Verzweiflung, denn mit jedem Augenblick erwartete man einen Ueberfall der räuberischen Moluchennation, die der Sage nach schon am obern Biobio erschienen war. Weiber und Kinder weinten, während die Männer eiligst die herbeigetriebenen Pferde mit dem Besten ihrer kleinen Habe bepackten, um nach sicherer Ferne zu entfliehen, freilich aber mit der Gewissheit bei der einstigen Rückkehr das kleine Dorf in Asche liegend wiederzufinden. Wenige Männer entschlossen sich im Vertrauen auf die Flüchtigkeit ihrer Pferde den letzten Augenblick abzuwarten, und erst bei dem Erscheinen der blutgierigen Horden den Ihrigen zu folgen. Es schien am gerathensten diesem Beispiele zu folgen, statt den weiten Rückweg nach Yumbel von Neuem anzutreten. Maulthiere und Ladungen fanden im benachbarten Walde Schutz und Gelegenheit unbemerkt zu entkommen, und ich selbst erhielt ein frisches Pferd. Die Chilenen lagerten sich mitten im Dorfe, denn keiner vertraute sich der engen Behausung, in welcher die nahende Gefahr kaum schnell genug zu erkennen war. Es war ein trauriges Lager, denn wenig wurde gesprochen, und die fröhliche Guitarre tönte nicht wie sonst. Die Landleute sassen traurig um das sparsame Wachtfeuer, dessen Schein in ihren gramerfüllten Zügen die Spuren des Elends erkennen liess, welches dieser Mordkrieg seit vielen Jahren über alle Gränzbewohner gebracht hatte. Die Stille der Mitternacht wurde durch ein schauerliches Lied un-

terbrochen. Eine rauhe Stimme bewegte sich im Umfange von nur fünf Noten, welche einzeln hervorgestossen nach kurzen Sätzen einem bedeutungsvollen Stillschweigen wichen. In geringer Entfernung von uns befand sich ein Lager von einigen zwanzig Pehuenchen, welches bis dahin unbemerkt geblieben war. Neben dem Feuer lag, gegen den alten Stamm eines trauernden Mayten gelehnt, ein gebundener Indier, bemalt mit weissen Streifen, die auf der dunkeln Haut mit grausenerregender Wahrheit das Knochengebäude des Menschen nachahmten. Im weiten Kreise wortlos und finster vor sich hinstarrend sassen die Uebrigen, hinter ihnen die gesattelten Pferde, neben ihnen im Boden die langen Lanzen. Der Gefangene begann seinen Gesang von Neuem, allein Keiner antwortete ihm, denn es war sein Abschied vom Leben, sein Sterbelied, da er bestimmt war am nächsten Morgen von der Hand seiner Wächter den Tod zu empfangen. Er hatte im trunkenen Muthe den Sohn einer andern Familie erschlagen, und da er als der einzige Nachkömmling eines aufgeriebenen Stammes zu arm war den Preis an Waffen und Heerden zu erlegen, so war er der Blutrache unwiderruflich verfallen, und musste nun nach dem unverbrüchlichen Gesetze dieses Volks die schwere Schuld mit seinem Leben sühnen. — In dem Gefühl des Grauens, welches der Anblick solcher Scenen stets hervorruft, sucht man gleichsam Trost an dem Busen der ewig freundlichen und ewig gütigen Natur. Man wünscht über der wortlosen Sprache, welche sie an den Geweihteren richtet, die verstimmenden Eindrücke zu vergessen, welche der Anblick der Barbarei grosser Völker und der Grausamkeit der Einzelnen in Jedem hervorbringt, den lange Gewöhnung noch nicht abhärtete. Ich verliess die Gelagerten, deren Nähe nur verstimmend einwirken konnte, und erstieg einen Hügel, der frei von Bäumen nahe an dem unglücklichen Dorfe sich erhob. Ein platter Fels bot einen Sitz; das Pferd am Zügel, das Gewehr in den Arm gelehnt, wurde eine geraume Zeit verwacht, denn jeder Augenblick konnte den drohenden Ueberfall herbeiführen. Von dem Wind herbeigetragen, erscholl um Mitternacht aus weiter Ferne das Geräusch galoppirender Pferde und wildes Geschrei, und in demselben Augenblicke war im Dorfe Alles in Bewegung; Chilenos und Indier verschwanden flüchtend zwischen den düstern Baumgruppen. Bald liess aber die Art des Kriegsrufes verbündete Pehuenchen erkennen, die zu dem Haufen gehörten, der am vergangenen

Tage Yumbel verliess, und gute Nachrichten brachten. Die Wachtfeuer loderten heller auf, und Alle drängten sich um die Ankömmlinge, die dann mit wilden Gesten berichteten, wie sie unverhofft auf die herbeiziehenden Moluchen getroffen, ihnen eine blutige Niederlage beigebracht, und nun nach Chillan eilten, um die Siegesnachricht zu verbreiten und die gebräuchlichen Geschenke zu erhalten. Zum Beweise der Wahrheit rollten plötzlich zu unsern Füssen einige abgeschnittene Köpfe, deren wilde Züge im Tode erstarrt einen furchtbaren Ausdruck besassen. Ein lautes Freudengeschrei empfing diese grausenhaften Trophäen; die Chilenos suchten ihre verborgenen Vorräthe auf, und alsbald entstand ein widerliches Bachanal. Krank im innersten Herzen durch den wiederholten Anblick solcher Gräuel suchte ich die im Walde verborgenen Diener auf; die geistig und körperlich gleich grosse Erschöpfung machte ein bequemes Lager überflüssig, um in den Armen des Schlafes Vergessenheit des Erlebten zu finden.

Für die nächsten Wochen hatte jene Waffenthat wohl die Gegend gesichert. Der Weg wurde fortgesetzt, nachdem es geglückt war in dem kleinen Dorfe, wo etwa zehn Hütten um ein grosses und wohlerhaltenes, aber unbesetztes Gränzfort liegen, den Vorrath von Provisionen zu vermehren, die für den Sommeraufenthalt in Antuco erforderlich waren. In dem breiten Laxaflusse stellte sich ein neues Hinderniss entgegen. Man hatte von einer Balsa am Uebergangsorte gesprochen, und wir hatten dabei an eins der Fahrzeuge aus aufgeblasenen Schläuchen gedacht, mit denen der Aufenthalt in Talcahuano vertraut gemacht hatte. Nach langem Harren erschien an dem senkrechten Gegenufer ein Mann, für meine Begleiter das Zeichen die Maulthiere und Pferde zu entsatteln, und sie trotz ihres Sträubens durch Geschrei und Steinwürfe in den Fluss zu treiben. Einmal durch den raschen Strom ergriffen, schwammen sie an das jenseitige Ufer, wo der Fährmann sie einzeln einfing und anband. Wir sahen ihn das stärkste der Pferde aussuchen, ihm ein Seil an den Schweif knüpfen, und weit oberhalb unseres Standortes es in den Fluss treiben. Es schwamm auf uns zu, und hinter ihm erschien gleichsam auf den Wellen gehend der Fährmann. Bei seinem Landen ergab es sich, dass er auf einem Floss gestanden, welches aus einigen krummen Baumästen unordentlich zusammengebunden, an des schwimmenden Pferdes Schweif befestigt,

vier Fuss breit, neun Fuss lang war. Auf diese gebrechliche Maschine wurde ein Theil der Ladung befestigt, und während der Fährmann auf der Spitze gekrümmt stehend die Bewegung des schwimmenden Pferdes leitet, hat der Passagier auf dem hintern Ende, wo die Wellen hoch über das Floss gehen, gerade genug damit zu thun sich und die Ladung im Gleichgewicht zu halten. Jedesmal ist es nöthig weit am Ufer hinaufzugehen, indem der Strom die Erreichung des Landungsplatzes nur in sehr schiefer Richtung erlaubt. Es gelang uns in vier Reisen alles Gepäck glücklich hinüberzuschaffen. Der Eindruck ist kein angenehmer, denn aus einem solchen Strome rettet sich nicht leicht ein gewöhnlicher Schwimmer, und sollte das Pferd ermüden, sollte das Seil sich von seinem Schweife lösen, so ist die Fahrt flussabwärts unvermeidlich und der Ausgang nicht zweifelhaft. Auf jeden Fall aber ist diese im südlichen Chile gewöhnliche Art über Flüsse zu setzen einer andern weit vorzuziehen, zu welcher ich mich zweimal genöthigt gesehen. Sie besteht darin sich zu entkleiden, dem Reitpferde um den untern Theil des Halses ein Seil zu befestigen, und sich so durch einen Fluss ziehen zu lassen, indem man nur mit den Füssen schwimmt. Auf dem jenseitigen Ufer des Laxastromes, der hier an fünfhundert Schritte breit sein mag, ändert sich die Scene, denn man fängt an die waldigen Berge zu ersteigen, welche die Anden begränzen, und sieht zum erstenmale sich zwischen einer Vegetation, die in ihren allgemeineren Zügen etwas Aehnliches mit derjenigen der milden Erdgegenden hat. Bemooste kräftige Stämme, den Eichen und Buchen des Nordens ähnlich, tragen breite Kronen, die nicht durch ein Gewirr von Schlingpflanzen undurchsichtig gemacht sind. Natürliche Waldwiesen, dicht mit feinem Gras und unendlich vielen Blumen bedeckt, wechseln mit diesen Wäldern ab, und nur erst am Ende der Tagereise tritt man in offnere Gegenden hinaus, und erkennt das Thal von Antuco und die Zeichen allgemeiner Vulcanität an den hier noch undeutlichen Schichtungen basaltischer Laven, welche an den Bergwänden sich hinziehen, und an den unübersehbaren Mengen von zerkleinerten Trümmern eines gleichen Ursprungs, welche durch eisenschüssigen Thon verbunden die niedrigen Hügel und die Abstürze bilden, auf denen sich noch keine vegetabilische Erde angesammelt hat. Von der Nacht überrascht errichteten wir unser Bivouac an den Ufern des Rucuë, eines wilden Alpenwassers, welches oft

durch Anschwellungen alle Verbindung unterbricht. Neue Vorsicht wurde in dieser unbewohnten Gegend nöthig, wo leicht herumstreifende Indier die Schlafenden überfallen konnten, und daher wurden die Pferde nicht entsattelt, und abwechselnd Wache gehalten. Die Oertlichkeit hatte etwas Schauerliches, welches durch das deutlich vernehmbare Rollen des Vulcans vermehrt wurde, und die besonders zahlreichen und kühnen Nachtvögel *), welche unsere Feuer umflatterten, erregten den alten Aberglauben in meinen Begleitern, so dass diese, statt auf einer einfachen Satteldecke ausgestreckt dem Schlafe sich zu überlassen, es vorzogen sich durch Erzählungen wachend zu erhalten, die, zum Theil wohl Erzeugnisse der eignen Erfindungskraft, den Stempel der düstern Umgebungen an sich trugen. Mit dem Grauen des Morgens setzte sich der Zug von Neuem in Bewegung. Der Vulcan erschien nun unverhüllt und täuschend nah, und zeitig wurde Antuco, das Ziel der Reise, erreicht. Durch Verwendung des Dorfrichters *(Juez)* erhielt ich für sehr geringe Vergeltung das beste Haus für irgend eine Zeit zur Miethe und begann schon am folgenden Tage die

*) Der geisterhaft leise Flug, das Erwachen zur Nachtzeit, und die wunderlichen Augen haben in allen Weltgegenden Nachtvögel zum Gegenstand abergläubischer Furcht erhoben. In Chile kommen drei Eulenarten vor (*Strix magellanica, Str. flammea,* und eine dritte unbeschriebene), ohne die Tageule (*Str. cunicularia. Mol.*) zu zählen; jedoch fühlt der Eingeborne gegen sie nicht entfernt die Furcht, die ihm ein viel kleinerer Nachtvogel aus der Gattung der Ziegenmelker (*Caprimulgus*) einflösst. Dem Indier und Weissen ist er unter dem Namen Chinchon bekannt, und von beiden so gefürchtet, dass ich oft gesehen, wie sein Vorüberstreichen muthige Männer veranlasste den Kreis um das Wachtfeuer enger zu schliessen. Man fabelt viel von ihm. Er soll ein Bote der unterirdischen Mächte an ihre lasterhaften Verbündeten unter dem Geschlechte der Menschen sein, und von diesen beauftragt werden das unsichtbare Gift der Seuchen und des Todes auf den gehassten Feind herabzuträufeln, der sich arglos dem Schlafe überliess. Der Indier glaubt sogar, dass die Seelen seiner Vorfahren häufig in den Chinchon gebannt würden, und vereinigt sich mit dem Chilenen, um dem Fremden das Erlegen des Nachtvogels als etwas Ruchloses oder doch Gefährliches zu verwehren. In der That ist es mir aus diesem Grunde stets unmöglich gewesen, den Chinchon, der ohne Zweifel eine unbekannte Art darstellt, zu erhalten. Auch in Nordamerika wird mit dem *Whip poor Will* (*Caprimulgus virginianus L.*) ein ähnlicher Aberglaube getrieben. Der Ruf dieses Vogels, der besonders in den höheren Gebirgen Pennsylvaniens häufig ist und den Frühling am zeitigsten verkündet, hat etwas Ausserordentliches, man möchte sagen Mitleid Erregendes. Die Landleute sehen es ungern, wenn man ihn schiesst, denn sie glauben, wenn auch im Geheimen, dass unter diesen Vögeln eine Verbindung stattfinde, und dass sie den Tod Eines aus ihrer Mitte durch Verbreitung von Krankheit an den Heerden des Jägers rächen würden.

Gegend zu durchstreifen, die täglich etwas Neues bot, und die Mühen und nicht geringen Gefahren eines fünfmonatlichen Aufenthaltes so reichlich lohnte, dass das dankbare Andenken auch im glücklich Heimgekehrten nie an seiner Frische verlieren wird. — Die Bewohner von Antuco befanden sich in einem Zustande allgemeinen Schreckens, und während des ganzen Sommers in einer Spannung, welche ihr Loos wahrhaft bedauernswerth machte. An der äussersten Gränze gelegen, durch keine öffentlichen Vorkehrungen geschützt, sahen sie sich den furchtbaren Anfällen der grossen Räuberhaufen ausgesetzt, welche unter der Anführung der grausamen Brüder Pincheira [1]) bald in den Pampas von Buenos Ayres, bald in den fruchtbareren Gefilden des schönen Chile unendliches Elend veranlassten. Gering wie auch die Habe der chilenischen Landleute ist, lockte sie dennoch die zügellosen Horden herbei, aber schlimmer als der Verlust derselben war das Ermorden der Ueberfallenen und die harte Sklaverei, zu welcher die allein mit dem Leben beschenkten Frauen und Kinder verurtheilt wurden. Welche blutgierige Haufen die unbewohnte Cordillera jenseits des Vulcans berge, konnte Niemand wissen, und aus den unbewachten Engpässen konnte zu jeder Zeit ein Strom hervorstürzen von braunen Indiern und entmenschten weissen Verbrechern, die als die Leiter der Horden durch Bosheit, berechnete Grausamkeit und Rachsucht das Gefährliche, was die blosse Raubsucht der Indier hatte, bis zur äussersten Furchtbarkeit erhöhten. Die Landleute hatten ihr kleines Eigenthum sorgfältig in den Wäldern verborgen, und brauchten doppelte Vorsicht wenn der Mond sich zu füllen anfing, denn gerade dann drohte ein mörderischer Ueberfall der Indier am meisten. An jedem Abend verliessen die armen Bewohner ihre dürftigen Hütten, um auf einem nahen, dem Reiter unerreichbaren Berge die Nacht zu verbringen, und traurig sah der Zug der Frauen aus, die mit Kindern an der Hand und mit schweren Bürden beladen die steile Felswand erstiegen, ungewiss ob nicht die nächste Morgensonne die rauchenden Trümmern ihres friedlichen Dorfes bescheinen werde. Die unbedeutende Garnison vermochte nicht den Ort zu vertheidigen, und schloss bei drohender Gefahr sich in das kleine Holzfort ein, und die Höhe des Sommers und also der Gefahr war genahet, ehe die Regierung etwas zum Schutz der armen Menschen that. Wehrlos und dem Gräuel eines Angriffs von Raubmördern und Indiern

preis gegeben, waren die Antucanen die Beute eines nie endenden Schreckens, und die vielen Gerüchte, der oftmalige blinde Lärm verbitterten ihr Leben, mehr als irgend ein Europäer sich denken kann, der, unter des Gesetzes kräftigem Schutz geboren und wohnend, solche Lagen nur durch Hörensagen kennt. Meine Beschäftigungen erlaubten keine nächtlichen Auswanderungen, und nichts blieb übrig als eine entschlossene Vertheidigung im Falle des Angriffs. Das Haus stand von allen Seiten frei, besass ein Ziegeldach, und war daher nicht leicht anzuzünden. Die Wände wurden mit Schiessscharten versehen, eine leichte Palissade umhergezogen, und zu dem Vorrath der immer geladenen eigenen Gewehre kam noch durch die ungewöhnliche Vorsorge des Generals der Südarmee ein Dutzend Musketen und ein Kasten Patronen. Nicht leicht greift der Indier Punkte an, wo er entschlossenen Widerstand findet, und da noch zwei Landleute, die den Gebrauch der Feuergewehre verstanden, bereit waren in der kleinen Festung zu schlafen, und lieber zu fechten als in einer nächtlichen Flucht eine ungewisse Rettung zu suchen, so wuchs die Garnison auf vier Männer an, die wahrscheinlich unter solchen Umständen es vermocht haben würden sich die wenigen Stunden zu vertheidigen, welche ein Ueberfall dauert. Zu besonders gefahrdrohenden Zeiten durchwachten wir abwechselnd die Nächte, um, durch den weittönenden Hufschlag der nahenden Feinde gewarnt, zeitig genug unsern Posten einnehmen zu können. Der Vorsehung gefiel es uns Alle zu schützen, denn während die Gefahr sich überall nahte und die feindlichen Horden sogar bis auf wenige Meilen herbeikamen, veranlassten Zufälligkeiten ihr Umkehren, und das arme Andendorf blieb für dieses Jahr verschont.

Das Thal von Antuco, welches den höchsten bewohnten Ort der südlichen Anden enthält, erstreckt sich von O. nach W., ist ohngefähr sieben Wegestunden lang, nirgends sehr breit, und wird von dem Laxastrom in zwei ziemlich gleiche Theile zerschnitten. An seinem untern Ende wird es durch eine niedrige Bergkette von den Ebenen von Yumbel und los Angeles geschieden, nach O. erhebt es sich schnell, verengert sich und wird in dieser Richtung durch den breiten Fuss des Vulcans fast völlig geschlossen, indem zwischen diesem und dem gegenüberliegenden Bergzuge nur Raum bleibt für den wilden Strom und einen engen Pass,

durch den man in das Land der Indier gelangt. An vielen Stellen ist der Boden nicht des Anbaues werth, da er einem trocknen Flussbette gleicht und mit vulcanischem Gestein überschüttet ist; allein dem weitverbreiteten Ruf sehr grosser Fruchtbarkeit entsprechen die Seiten der Berge und die Ebenen, welche sich auf den niedrigeren derselben ausdehnen. Bisweilen liegen diese terrassenförmig übereinander und stellen natürliche Wiesen in der Mitte schöner Bergwaldungen dar, wo die üppigste Vegetation auf den Reichthum des Bodens deutet. Ueberall strömen Bäche von den Bergen herab, und über den freundlich grünen Gipfeln erheben sich die höchsten Spitzen, auf denen nimmer der Schnee schmilzt. Schon in der unmittelbaren Nähe des Dorfes sind die Berge so hoch, dass das kühne Felsenhaupt des Pico de Pilque nur nach mehrstündigem Steigen erreichbar ist, noch weiter im Thale hinauf streben sie immer riesenhafter empor, bis zuletzt die zackigen Gletscher der Silla velluda und der schwärzliche Kegel des Vulcans das ausserordentliche Bild schliessen. Das Dorf selbst liegt malerisch, denn es lehnt sich an eine hohe Wand, die oben mit schönem Buchenwald geschmückt ist. Es ist ein unbeschreiblicher Genuss auf diesen Höhen an hellen Sommermorgen botanische Streifereien, wenn auch ohne den Beistand gebahnter Wege, zu machen; die unendliche Menge schöner Alpenpflanzen erfüllt den Sammler mit enthusiastischen Gefühlen, die erhabene Ansicht der beschneiten Anden bietet sich dem Ermüdeten, der unter Bäumen ungewohnter Grösse sich ausstreckt, und die Atmosphäre besitzt eine Reinheit, unter deren Einfluss man sich gleichsam doppelt fähig fühlt des Lebens Schöne zu geniessen, Gefahren aber zu verachten.

Der herrlichste und ewig neue Gegenstand der Landschaft bleibt aber immer der Vulcan, der nur wenig Stunden von dem Dorfe entfernt, fast überall von kleineren Bergen unverdeckt, dem Blick sich zeigt. Man wird nicht müde, die vielen Erscheinungen zu beobachten, die bald von den verschiedenen Brechungen des Lichts auf ihm hervorgebracht werden, bald wieder von der grossen Thätigkeit, die in seinem Innern herrschen mag, zeugen. Hoch schiesst zuweilen eine Rauchmasse aus seiner Mündung empor, als ungeheure kohlschwarze Säule, welche durch eine unbegreifliche Gewalt mit grösserer Schnelligkeit als die Geschützkugel in die blauen Lüfte getrieben wird; und anderemal kräuselt sich friedlich, oft mit kaum

bemerkbarer Bewegung, das weisse Wölkchen aus der Mündung empor, welches auf neue Ruhe im Innern deutet. Zu jeder Tageszeit ist der Anblick dieses Bergs neu, allein am interessantesten, wenn die Sonne hinter ihm aufgeht und seine regelmässigen Umrisse vergoldet, oder wenn die Abendsonne ihn erleuchtet, nachdem sie von Antuco lange Abschied genommen hat. Selbst in den Stürmen, die oft seinen Fuss umgeben, während das Firmament im untern Thale ungetrübt bleibt, erscheint er grossartig und schön. Als ob er gegen die neidische Umschliessung siegreich gekämpft hätte, brechen die Wolken an seiner äussersten Spitze, und zwischen einem Kreise dicker, grauer Dünste wird der schwärzliche Kegel auf dem dunkelblauen Hintergrunde sichtbar, der unter solcher Begränzung zu einem Blicke in das weite hoffnungsvolle Reich der Unendlichkeit einzuladen scheint. Auch des Nachts, wenn dichte Wolken ihn verhüllen, verräth ihn der feurige Schein, der stets aus seiner Mündung strömt und die schnee- und hagelschwangern Luftschichten zu durchdringen vermag. Zwar schmelzt der hohe Sommer das Schneekleid, welches der Winter ihm auflegte, und schwarz und ernst schliesst er den Hintergrund der fröhlich grünen Alpenlandschaft, allein ein vorübergehendes Gewitter, welches nimmer über das Thal hinaus die niedrigeren Gegenden erreicht, belegt ihn auch wohl im warmen Januar mit einer weissen Decke, und giebt dem Freunde der Natur Gelegenheit in diesen undurchforschten Bergen das schöne Phänomen des Alpenglühens zu beobachten, welches unter einem solchen Himmel mit ungewohnter Pracht erscheint. Man wird nicht müde am späten Abend den Augenblick zu erlauschen, wo alle Tageshelligkeit verschwindet und die glühenden Lavaströme sichtbar werden. Ein einzelner feurigrother Punkt erglänzt, ihm folgen andere, und plötzlich theilt wie durch ein laufendes Feuer das Licht sich den langen Streifen mit, die bald ungetheilt und bald sich ästig kreuzend vom Krater zu dem Fuss hinab die Massen neuer Lava führen, die von diesem Augenblicke an, wohl zwanzig Meilen weit sichtbar, ruhig fortleuchten, bis das mächtigere Sonnenlicht des Morgens sie zum Verlöschen bringt. In der Jahreszeit, wo die Luft ganz frei von Höhenrauch ist, im November und December, mag man als grosse Seltenheit ein wahrhaft magisches Schauspiel geniessen. Wenn ein kurzes Gewitter den Vulcan mit neuem, reinem Schnee belegt hat, und eben die Zeit des Vollmonds eingetreten ist, mag man an des Kegels

Seiten ein vierfaches Licht im wunderbarsten Spiele beobachten. Während der noch tief verborgene Mond die Umrisse des beschneiten Gipfels scharf abzeichnet, auf der äussersten Spitze noch ein paar Strahlen des letzten Abendrothes spielen, steigt feierlich der ruhige Glanz aus dem Innern des Berges in die Höhe, und die Laven glühen roth auf der unerleuchteten Westseite. Wenn aber gleichzeitig leichte Wolken über die Spitze ziehen, entwickelt sich ein Schauspiel, das Niemand je mit Worten zu beschreiben unternehmen möge, und das den grössten Meister aller Maler zur Verzweiflung bringen müsste, denn was irgend das Licht des Mondes, des wiederglänzenden Schnees, des vulcanischen Feuers und der Abendsonne einzeln Grossartiges hervorzubringen vermögen, vereinigt sich hier zu einem Ganzen.

Vom dritten Tage an begannen die Excursionen über Berg und Thal in diesem ungekannten Alpenlande. Es wurden nach und nach von den Wein liebenden Indiern sechs Pferde erkauft, deren Erhaltung in Antuco, wo ewig grüne Weide die Berge bedeckt, nichts kostete. So ausgedehnt waren die Excursionen und mit solcher Schnelligkeit wurden der Zeitersparniss wegen entfernte Punkte, denen die Untersuchung galt, erreicht, dass oft alle Pferde ermüdet wurden und die einträgliche Erklimmung naher Gebirge mit den Ausflügen nach entfernten Orten abwechseln musste. Allein diese Anstrengungen, welche in solcher Luft nie eine bedeutende Müdigkeit hervorbrachten, wurden auf die reichlichste Art belohnt, denn abgesehen von dem Genusse des Augenblicks wurde in Antuco eine sehr ausgezeichnete Sammlung errungen. Der grösste Theil der gefundenen Pflanzen ist noch unbeschrieben und ihre sonderbaren Formen reizen eben so sehr die Aufmerksamkeit des systematischen Pflanzenkenners, als des botanischen Geographen, der aus ihnen manche neue Folgerung über die Verbreitung einzelner Familien zu ziehen berechtigt ist. Der schönste Punkt ist der Pico de Pilque im niedrigen Theile des Thals. Kaum hat man den ersten Theil seines Abhanges erstiegen, so tritt man auf Wiesen heraus, wo die vorherrschend krautartigen Pflanzen das allgemeine Ansehen alpinischer Gewächse mit der Blättergrösse und der Farbenpracht der tropischen verbunden zeigen. Vor allen andern fallen die herrlichen Formen der Orchideen auf, die nur wenig im nördlichen Chile vorkommen. Eine von ihnen, welche die Antucanos mit dem Namen

der Waldlilie belegen (*Azuzena del campo, Gavilea odoratissima n. sp.*), wächst stets in grosser Zahl gesellig. Der fünf Fuss hohe Schaft bedeckt sich bis zur Hälfte hinab mit goldgelben Blumen, deren Veilchengeruch schon in der Entfernung mehrerer Schritte bemerklich wird. An trockneren Orten erscheint eine andere Art, deren Blumen mehr als zwei Zoll im Durchmesser halten und auf den weissen Kelchblättern ein dunkelgrünes Netz von Venen zeigen. Sie besitzt den Geruch der Vanilla in einem hohen Grade, während eine dritte Species von grüner Farbe mit schwarzen Adern wie europäischer Gartenlack duftet. Andere Orchideen mit herrlich goldfarbenen Blumen, und alle mehr oder minder mit Wohlgeruch begabt, oft kaum spannenhoch, aber sehr grossblättrig, bewohnen nur die höchsten Andengipfel. Mehrere kommen nur auf dem breiten Rande von unfruchtbaren Laven vor, welche den Strom des tiefen Thals einfassen, und gedeihen, sehr gegen die Gewohnheit ihrer Stammverwandten anderer Welttheile, allein auf dem dürrsten Boden, und wenn auch minder prachtvoll als die erwähnten Arten, übertreffen sie doch meistens die vaterländischen Gewächse aus derselben Familie*). Steigt man höher in das Gebirge hinauf, so wird die Menge unbekannter Pflanzen immer grösser. An die Stelle der Coyguë, einer schönen Buche mit myrtenartigen Blättern (*Fagus Dombeyi Mirb.*), tritt die unbeschriebene Buche der höheren Anden und einzelne Podocarpus werden sichtbar, von denen eine zweite neue Art an die breitblättrigen Cypressen Nordamerikas erinnert. Wachsen auch an den Waldrändern Hieracien, Kleearten, Geranien, Wicken und Lathyrus, um gleichsam an den weitentlegenen Norden der östlichen Welt zu erinnern, so wird doch bald die grössere Nähe des seltsamen Neuhollands durch Gewächse aus der Proteenfamilie und durch Leguminosen mit ungewöhnlich gebildeten Früchten angedeutet. Scheint die grosse Verwandtschaft dieser Flora mit derjenigen der äussersten Spitze von Südamerika durch weisswollige Senecionen und Gnaphalien angedeutet, so entdeckt man zu seiner nicht geringen Verwunderung alsbald in den grossblüthigen Loranthen, in

*) Die in den Anden von Antuco gefundenen und nebst andern in einer Gelegenheitsschrift von mir beschriebenen Orchideen (Fragmentum Synops. phanerog. chilens. Lips. 1833. p. 13 seqq.) sind folgende: *Chloraea speciosa, C. viridiflora, C. grandiflora, C. campestris, C. cylindristachya, C. chrysantha, C. nudilabia, C. decipiens, C. alpina, C. incisa, omnes n. sp. Gavilea leucantha, G. odoratissima, G. acutiflora. — Nov. Gen. — Asarca glandulifera, A. parviflora. — Habenaria pumila. — Pogonia tetraphylla. n. sp.*

den sonderbaren Misodendren (die mit keinem Recht derselben Familie zuzuzählen sind, und von den Chilenen wegen der eigenthümlich fadenförmigen Organe, die den Saamen umgeben, Engelsbart genannt werden) und zuletzt in den hohen Schlingpflanzen mit holzigem Stamme *(Cornidia integerrima. Hook.)*, die dem Viburnum ähnlich sind, die Nähe der tropischen Flora Südamerikas. Berberiden, aus deren Beeren der Indier ein berauschendes Getränk verfertigt, Echites mit blauer Blume, deren Wurzel ihm einen Schnupftabak liefert, Anemonen, Loasen der vielartigsten Gestaltung und zum Theil furchtbarer den Unvorsichtigen verbrennend als irgend eine der vielen nicht verächtlichen Nesseln des heisseren Amerikas, Daphne und zwergartige Escallonien umgeben bei dem Heraustritt aus der höheren Waldung. Man ist in eine neue Zone dieser reichhaltigen Pflanzenwelt gekommen, und vermag beim Blick in die schwindelnde Tiefe schon am verschiedenen Grün und der Gruppirung die einzelnen Regionen der Gewächse zu unterscheiden, die sich nirgends mit grösserer Regelmässigkeit an einander reihen als in diesen Anden. Die Zone des Knieholzes beginnt, und wäre nicht die milde Luft, der reine dunkelblaue Himmel, und blickten nicht zwischen dem dicken Gewebe der am Boden liegenden Bäume, denen die Winterstürme ihres Standortes wohl nie einen senkrechten Wuchs erlauben, die violetten Amaryllis und die vielfarbigen Alströmerien, so möchte man an die ähnlichen Regionen der Berge in Nordeuropa denken. Nicht ohne Mühe bahnt man sich den Weg durch das Gewirr der hingestreckten Aeste, die verrätherisch manchen spitzen Stein und manche Spalte decken, allein furchtlos mag man den Fuss auf den Boden setzen, obwohl man ihn nicht sehen kann, denn keine giftige Schlange, keine riesengrosse Stechameise, kurz kein lauernder Feind aus dem weiten Thiergeschlechte bewohnt dieses gesegnete Land. Auch die letzten Büsche weichen, und steiniger wird der Boden, und immer kühler die herrlich reine Luft, die man mit unnennbarem Vergnügen, mit vielvermehrter Lebenslust in die Brust zieht. Die letzte der hier erreichbaren Zonen überrascht mit neuen Schätzen, und der reich belohnte Bergsteiger bricht dann wohl in Jubel aus und macht den Drange seines Herzens Luft, bis der treue Hund, der einzige Begleiter auf diesem einsamen Alpenjoche, von des Gebieters Freude angesteckt, laut bellend in den nahen Schnee sich stürzt und tausend Possen treibt.

Wohl wäre es überflüssige Mühe hier die Gewächse einzeln aufzuführen, die bis zum höchsten Felsenkamm sich aneinander reihen, und nur die Bemerkung sei erlaubt, dass man die alpinische Flora des südlichen Chile sich nie so schön für das Auge, nie so lockend für den Kenner denken kann, als sie in der That es ist. Was das Cap der guten Hoffnung und Neuholland an Blumen bietet, die, ohne die Riesengrösse der tropischen Wälder zu erreichen, doch überaus reizend sind, was der alpinische Habitus in Europa Schönes besitzt durch gedrungene Form und Ueberfluss an kleinen Blättern, das findet sich in den Gewächsen dieser Anden glücklich vereinigt. Wie überall in Chile, walten die Pflanzen mit zusammengesetzten Blüthen vor; kaum hat man sich von seinem Erstaunen über die vielen Senecionen erholt, die zwischen schneeweissen oder grauen Blättern gelbe Blumen zeigen, so stösst man auf die blauen Perezien und die niedrigen Sträuche des Amellus, welche die Blätter des Rosmarin und die Sterne der Astern vereint tragen, die röthlichen Lasiorrhizen und die moosartige Nassauvia, die Art einer Gattung, die, nur auf die äusserste Südspitze Amerikas beschränkt, hier in drei Formen erscheint. Sonderbar genug wachsen Bürger anderer Familien, die sonst nicht die kalte Luft der Alpen lieben, mitten unter jenen schönen Gewächsen; Cassien als handhohe Sträuche mit grossen goldnen Trauben geschmückt, Colletia, Escallonia, Cynanchum und kleine grüne hyacinthenartige Pflanzen dringen bis zur Linie des ewigen Schnees vor, und eben da erscheinen erst die sonderbaren Veilchen, die nach Art der Semperviven die Blätter in regelmässige Sterne geordnet treiben. Noch höher, doch darum noch nicht an der äussersten Gränze der phanerogamischen Vegetation, schmücken Kryptogamen, in denen ausgezeichnete Forscher neue Gattungen entdeckten, die Felsen, und Farrn, die nie ihr schönes Laub anders als übereinander gefaltet zeigen, gedeihen noch in den tiefsten Spalten. Endlich ist die Spitze des hohen Pico erreicht, und mit reichen Schätzen beladen ruht der Sammler auf den breiten Platten aus, die, obwohl an Pflanzen arm, doch neues Interesse erwecken; denn da, wo zufällig Spalten das halbverwitterte Gestein durchbrechen, findet man ungewöhnlich grosse Pistacite von schönster Färbung, und schwarze Glasarten, die, von weit thätigeren Vulcanen vor Jahrtausenden hervorgebracht, durch unbekannten Zufall auf diesen Höhen sich ansammelten. Trotz der Nähe der Wolken ist hier

die Thierwelt nicht so verbannt wie auf weit niedrigeren Bergen der Nordprovinzen, und schwirrt auch nicht die Masse der Insecten wie auf den Wiesen und in den Wäldern der tieferen Regionen, so fehlt es nicht an manchen Käfern, die zwischen dem Gestein geschäftig sind, oder auf den Alpenpflanzen wohnen. Goldgrüne Cetonien, dunkelblaue Curculionen und Cicindelen, die im raschen Fluge wie weisse Funken in den Lüften blitzen und schwer zu fangen sind, leben auch noch in der Nähe des Schnees, und in der Region des Knieholzes erbeutet man den grössten der chilenischen Käfer, einen Lucanus, der bis zur Länge von vier Zollen wächst. Die kleinen Vögel sind verschwunden, allein dafür gewahrt man um so häufiger den Condor, der mit solcher Kühnheit oder solchem Zorn, vermuthlich durch die Nähe seines Nestes dazu gereizt, den einsamen Wanderer umkreist, dass dieser den Zug des Flügelschlags empfindet. Ich war genöthigt bei der oftmals wiederholten Besteigung des Pico de Pilque Pistolen mitzunehmen, um ein paar jener Vögel zu verscheuchen, die unfehlbar mich umflogen, sobald die Spitze erreicht war, und es besonders auf den Hund, der im kühnen Muthe sich gern auf ungleichen Kampf eingelassen hätte, abgesehen hatten. Zwar war nie ein Schuss trotz der grossen Nähe von sichtbarer Wirkung, denn Schrote tödten so leicht wohl keinen Condor als durch Verletzung des Kopfs, allein so viel wurde doch gewonnen, dass die erbitterten Riesenvögel von ihren Verfolgungen abliessen, und es gestatteten von dem gefährdeten treuen Begleiter die Aufmerksamkeit aufs Neue auf die schöne Pflanzenwelt zu richten. Gross und unverhindert ist die Aussicht von dem Gipfel dieses Berges, und ruht der Blick auch nicht auf einem Lande, wo Menschen das einfachere Gewand der Natur mit den tausend Zeichen ihres Fleisses durchwebten, so ist man weit entfernt die stille Wehmuth zu empfinden, die wohl selbst den an Amerika Gewöhnten bei dem Anblick der fruchtbaren Wildnisse befällt, in denen noch keine thätige Bevölkerung festen Fuss fasste. Man ahnet, man ist vielmehr überzeugt, dass die schönen Gefilde, die von hier gesehen dem Blicke nur erst am fernsten Horizonte entschwinden, in weniger als einem halben Jahrhundert viel fleissige Menschen nähren werden, und dass die feierliche Stille einer reichen Natur, die nur der Dichter ungestört erhalten wünscht, dem emsigen Treiben einer glücklichen Bevölkerung weichen werde. Nach W. liegt die

Ebene, die vom Fusse der Voranden beginnend bis fast an das Meer sich erstreckt und nur durch niedrige Berge durchschnitten und begränzt wird; der Biobio, Laxa und Duqueco durchströmen sie, und versprechen den künftigen Bewohnern tausend Vortheile, die Der entbehren muss, der in Chiles nördlicher Hälfte seinen Wohnsitz wählte. Näher dem Beschauer streben die Berge empor, die mit schöner Waldung bedeckt von allen Seiten Bäche in die fruchtbaren Thäler senden, und die künstliche Bewässerung unnöthig machen. Das Auge streift über das kleine Antuco, den einzigen bewohnten Ort, der, wie ein Bau von Kinderhand errichtet, fast in dem Thal verschwindet, und findet erst an den Riesenbergen der Cordillera von Chillan in N. seinen Ruhepunkt. Allein ganz anders ist das Schauspiel, welches sich nach O. öffnet. In starrer Ruhe, aber täuschend nah, erscheint der breite schwärzliche Vulcan und schliesst die Aussicht. Dicke Rauchsäulen dringen aus der Mündung und seine lauten Donnerschläge dröhnen bis zu dem erhabenen Standort. So vereinigt sich Alles, was nur irgend ein landschaftliches Bild reizend und freundlich oder grossartig und schreckend machen kann, und nach jedem neuen Besuche trennt man sich mit neuem Schmerz von diesen Höhen, wo die Berührung mit irdischen Verhältnissen und dem Treiben der Alltäglichkeit zu schwinden scheint. Die Stunden, die der Naturforscher, wenn auch noch so einsam, auf ihnen zubringt, lohnen reichlich das Ungemach und die Entbehrungen, denen er im Wechselspiel des Lebens mehr ausgesetzt ist als Andere, und heilig bleibt das Andenken an jene Natur, wie ein Traum aus besserer Zeit, wenn Meere den Heimgekehrten auf immer von ihr trennen.

Wenn man das Thal von Antuco aufwärts verfolgt, so werden die freundlicheren Bilder immer seltener, und die Zeichen einer furchtbaren vulcanischen Thätigkeit immer häufiger, die sich jedoch nicht über die Umgebungen des Berges selbst erstreckt und dem Dorfe nicht gefährlich werden kann. Die steil abfallenden Bergseiten werden unfruchtbarer, und nehmen mehr den düstern Charakter an, der die Nähe des Vulcans bezeichnet. Grosse Blöcke von Laven, durch welche Basalte in breiten aber isolirten Adern ziehen [2]), zeigen sich, und in der Ferne gewahrt man die wie Dächer gebildeten und mit scharfen Schneiden versehenen Wände

aus Sand und Lavabrocken, die sich nach dem Vulcan hinaufziehen. Wenn man den oft sehr gefährlichen Alpenbach Malalcura gekreuzt, eröffnet sich die Ansicht der Silla velluda, einer der höchsten Bergspitzen der südlichen Anden, und unverhofft tritt man in die Region der Cypresse *(Thuja andina Poepp.)* und in eine neue Flora, allein zugleich in eine ernstere Natur ein. Von diesem Augenblicke an ist man mit Basalten umgeben, welche die verschiedensten Formen annehmen, oder mit Laven, an denen wenigstens die Neigung zu prismatischer Ausbildung unverkennbar ist. Der wilde Strom des Tvun Leuvu stellt sich endlich als Hinderniss entgegen, denn er kreuzt die hohe Berglehne, auf der man sich befindet. An diesem Orte wurde während meines Aufenthaltes in Antuco von der Regierung nach langem Bitten endlich zum Schutz des Thals ein Fort angelegt und mit einer Garnison von dreissig Mann versehen. Der Bau war kein besonders künstlicher, und allein von den Bauern Antucos errichtet, allein hinreichend um die Indier aufzuhalten, vielleicht sie abzuwehren, hätten sie es versucht von jenseits des Vulcans hervorzubrechen. Den Abgrund links, die steilen Berge rechts, den wilden Strom in der Fronte erhebt sich da ein Hügel mit einem flachen Gipfel, breit genug um innerhalb einer einfachen Palissade die kleine Garnison enthalten zu können. Ungehindert streift von hier der Blick über die kahlen Lavenfelder zwischen dem Fusse des Vulcans und dem Strome, und bis zu der Höhe des Passes, über welchen die Indier allein herabkommen können *), und Posten wurden in der schlimmsten Zeit bis in jene Gegend vorgeschoben, um zeitig vor dem Feinde warnen zu können. Der Tvun Leuvu, ein wilder Alpenstrom, durch welchen auch in seinem niedrigsten Stande Niemand

*) Die auf der dritten Tafel des Atlas gegebene Ansicht des Vulcans ist unfern von diesem Platze vor Anlegung des Forts aufgenommen. Im heissen Glanz der Mittagssonne liegt die baumlose Gegend da, in voller Majestät der Vulcan, mit den schwarzen auch am Tage erkennbaren Lavaströmen. Durch die Vertiefung am Fusse des Vulcans stürzt der eben entstandene Laxa hervor, und dort führt ein halb unkenntlicher Pfad nach dem Indierlande. Links unten rollt im engen Thal der Strom. Basalte und jene sonderbaren Phonolithe, welche wie dünne ovale Scheiben auf einander liegen, zeigt der Vordergrund. Die vierte Tafel giebt ein Bild des Forts von Tvun Leuvu. Ein Theil der Silla velluda ist im Hintergrunde sichtbar. Thujen stehen vorn, die einzigen höheren Gewächse der Gegend, welche unverkennbare Zeichen der Unfruchtbarkeit trägt. Die Figuren des Vordergrundes sind getreue Wiedergebungen des chilenischen Militairs, wie es damals erschien.

leicht ohne Bangen reitet, ist hier kaum zwanzig Schritte breit. Sein immer trübes Wasser (*Tvun Leuvu* der Pehuenchensprache bedeutet trüber Fluss, *rio turbido)*, vom unangenehmen Geschmacke des schwefelsauren Eisens, verursachte den Soldaten des Forts Kolikschmerzen. Wer durch seine Fluthen ergriffen würde, fände einen schnellen Tod, denn wenige Schritte weiter erreichen sie den Rand des senkrechten Abgrundes und stürzen sich in die dunkle Tiefe einer Schlucht hinab, um sich mit dem nahen Laxa zu vereinigen. Auf weiten Umwegen gelangt man bis in den dunkeln Schlund, allein die nicht geringe Gefahr, die sich entgegenstellt, wird reich belohnt durch manche schöne Alpenpflanze, die nirgends weiter wächst, und durch eine der grossartigsten Ansichten dieser überall wunderbaren Gegend. Der Fall hat etwas mehr als 150 Fuss Höhe, und würde in einer Natur wie die der Anden die Aufmerksamkeit nicht fesseln, stürzte nicht die Wassermasse ungetheilt herab, um auf den schwarzen Lavafelsen fast in Staub sich aufzulösen. Den Anblick lange zu geniessen erlaubt der kalt durchnässende Regen nicht, der ewig herabfällt und auch das Zeichnen verbietet, allein den Botaniker nicht hindert drei seltene zarte Pflanzen, die am liebsten in dieser Feuchtigkeit wohnen, zu erbeuten *(Ourisia microphylla, O. perfoliata, Calceolaria numularia, n. sp).* Geht man von da am schmalen Rande des Laxa einige tausend Schritte hinab, so erreicht man eine schöne basaltische Bastion *), die als sehr hohe senkrechte Wand weithin sich ausdehnt bis tiefer in das Thal hinab, wo die Bäume sie verdecken, oder höher hinauf, wo der grobe Grant des Vulcans sie verschüttet hat. Die Säulen stehen meistens senkrecht, sind nie dicker als zwei Fuss und selten gekrümmt. An einigen weit erkennbaren Orten

*) Die fünfte Tafel des Atlas, Tvun Leuvu, giebt auf das getreueste jene herrliche Gegend wieder. Auf der Terrasse, deren Absturz jene Basalte bilden, läuft der Weg nach dem Fort, dessen Lage aus dem in der Ferne sichtbaren Fall des Tvun Leuvu errathbar ist. Die Berge, welche sich im Mittelgrund erheben, bestehen aus vulcanischen Trümmern, erreichen kaum die Schneelinie, bieten aber doch manche schöne Pflanze. Sie schliessen das Thal der Silla velluda, deren ewige Gletscher den Hintergrund erfüllen. Die hohe kühn hinausragende Ecke der Basaltwand ist von unten unersteiglich, von oben leicht zu erreichen, und bietet einen herrlichen Standpunkt, um den Vulcan in seiner starren Majestät und unverhüllt zu sehen. Nach Möglichkeit sind die einzelnen Gruppirungen der prismatischen Laven angedeutet, die aber nimmer auf der Oberfläche ihrer grösseren Ansammlungen die schneidenartigen Kanten bieten, mit denen in ähnlichen Abbildungen Basalte oft dargestellt werden.

sind sie wie Strahlen um einen gemeinsamen Mittelpunkt geordnet, oder liegen wohl ohne deutliche Reihefolge durch einander. Ihre ausserordentliche Härte verräth sich durch metallischen Klang und widersteht dem Hammer, und ihre Masse ist weit gleichartiger als in andern nahegelegenen Laven einer minder bestimmten Gestalt. Besonders fällt es auf, dass sie so ungemein schwer verwittern, und man darf dieses vielleicht ihrer sehr feinen, kohlschwarzen Mischung zuschreiben, in welcher man selbst bei Vergrösserung keine Spur von Feldspath findet. Ohne sichtbare Glieder des Uebergangs reihen sich an diese Basalte die schieferähnlichen Laven, die den grössern Theil der niedrigen Berge vom Fort bis an den Fuss des Vulcans ausmachen, und aus gleich dicken Tafeln, von einem halben bis drei Zoll im Durchmesser und mehreren Quadratfuss in der Oberfläche, bestehen. Fast überall sind sie horizontal auf einander gebettet, berühren sich zum Theil und sind anderemal durch Streifen eines eisenhaltigen sehr erhärteten Thons verbunden, der auch die gewöhnlichen Breccien des Thals zu grossen sehr grotesken Gruppen eint. Die schieferförmigen Laven scheinen hier zu den ältesten Producten der unterirdischen Feuer zu gehören, denn in ihrer ursprünglichen Lage findet man sie stets zwischen dem Basalte, und unter den Schlacken einer unbestreitbar neuen Entstehung kommen sie nicht vor. Die Silla velluda erscheint von dieser Bastion aus täuschend nah, und da die Oertlichkeit es wenigstens dem geübteren Bergsteiger möglich macht bis an ihren Fuss vorzudringen, so wurde ihre Umgegend das häufige Ziel der wohlbelohnten Excursionen. Schon von der Sentinela bei Talcahuano sichtbar, zeigt sich diese merkwürdige Bergspitze, in deren Namen sich auch Humor ausspricht (der sammtne Sattel), von allen Seiten als eine Anhäufung von senkrechten Zacken, die mit ewigem Eis bedeckt unter einem solchen Klima mit der wunderbarsten Schärfe von dem dunkeln Himmelsgewölbe sich abzeichnen. Vom Fort von Tvun Leuvu aus steigt man über die Berge, auf denen der Buchenwald von höheren Wänden geschützt noch wohl gedeihet, und gelangt dann in ein ovales Thal, dessen Einschliessung nur an der Stelle unterbrochen wird, wo der rasche Alpenstrom des Tvun Leuvu seinen Ausweg sucht. Sein Boden ist im höchsten Grade unfruchtbar, und besteht aus aufgehäuften Steinen, den Resten eingestürzter Berge. Rauh ist der Weg und unangenehm die Kälte des Baches, den man gegen

sechsmal nicht ohne Gefahr durchwatet. An dem endlich, mühsam genug, erreichten obern Ende des Thals liegt immer Schnee, und zwar unterhalb der eigentlichen Schneelinie, denn die Sonne dringt da nur wenige Stunden ein. Hier erhebt sich nun die Wand der Silla in einem scheinbar senkrechten Absturze, der an 3000 Fuss in der Höhe misst, und, wie es von unten scheint, nur an wenigen Orten Vertiefungen enthält oder breitere Vorsprünge bildet. Nach oben tritt die Wand jedoch zurück und ist von da bis zur höchsten Spitze mit Gletschern bedeckt, deren Spalten und von dem Lichte abgewendete Seiten im herrlichsten Azurblau erglänzen. Da, wo sich die ungeheure Wand nach N. wendet, hat eine Schlucht sich gebildet, deren Tiefe kein Forscher je messen wird, denn Schnee erfüllt sie und stufenweis wölbt sich das blaue Eis über ihr und bildet die Portale der weiten inneren Höhlen. Den wilden Bach entdeckt man hoch über den leichten Wolken, wie er von Stufe zu Stufe stürzt, und plötzlich Massen von abgelöstem Schnee und Gletschereis mit sich hinabführt; allein des Sturzes Donner gelangt nur dann bis in das tiefe Thal, wenn der leise Zugwind ihn herabträgt. Neue Todtenstille tritt ein, denn wie in allen höchst vulcanischen Gegenden ist das Thiergeschlecht hier arm an Arten [3]), und vorzüglich fliehen alle grösseren Geschöpfe diese schaurigen Oeden. An sehr hellen Tagen aber verwandelt sich das ferne Rollen zum lauten Krachen, welches selbst den einsamen Pflanzensammler aufschreckt, der nirgends in seiner Nähe die Ursache der furchtbaren Klänge entdeckt und nur nach langem Spähen aus der Bewegung der hohen blauen Zacken schliesst, dass dort oben ein Eisgewölbe zusammengestürzt sei. Dieser häufige Donner der Anden an wolkenlosen Tagen flösst dem Chilenen und dem Indier, die mit der Ursache unvertraut sind, eine abergläubische Furcht ein, und die Gebirge, wo sich das Phänomen sehr oft wiederholt, sind in den Ruf gekommen, dass sie dem Menschen feindlich zürnen, oder dass die bösen Geisterwesen, die in ihnen als Wächter der verborgenen Schätze ihren Sitz behaupten, den Begehrlichen aus ihrem Reiche mit solcher Drohung zu verscheuchen suchen. Am meisten aber schreckt es den Eingebornen, dass in der Nähe dieser höchsten Spitzen ausserordentlich schnell das schönste Sommerwetter sich zum Wintersturm verwandelt, und auch der europäische Botaniker fängt an, wenn gleich aus andern Gründen, diese Oeden mit Misstrauen zu

betrachten, nachdem er allein und nur mit dünner Sommerkleidung versehen einmal von einem solchen Sturm befallen wurde, der an Schrecken die winterlichen Unwetter seiner nordischen Heimath weit übertrifft. Wenn mitten im Sommer mit unbegreiflicher Schnelligkeit sich ein Gewitter an den hohen Spitzen bildet, mit lautem unablässigen Rollen sich entladet, eine Dämmerung wie zur späten Abendstunde eintritt, und Hagel und Schnee in unwiderstehlicher Gewalt vor dem Sturm hertreiben, dankt man dem Zufall, der noch in Zeiten einen überhängenden Felsen entdecken liess. Der Chileno, der aus dem Thale die schwarzen Wolken sieht, die rings die Berge decken, sagt dass die Cordillera zürne oder wild sei *(que se enoja, que se embravece)*, der Indier aber bringt dem bösen Princip, dem Pillan, ein Versöhnungsopfer. Staunen erregend ist die Entdeckung, dass jene unermessliche Wand der Silla nur aus Basalten und aus Laven besteht, die an den übrigen Seiten des Thals gleichfalls die mehr oder minder senkrechten Einschliessungen bilden. Bis da, wo die Gletscher beginnen, verfolgt man an der Wand hinauf elf deutlich getrennte horizontale Schichtungen, von denen eine der mittleren an 350 Fuss im Durchmesser halten dürfte. Die einzelnen Schichten der Basaltsäulen sind durch gleich dicke Streifen dichter Laven getrennt, die zum Theil die glänzend rothe Farbe zeigen, durch welche sie an manchen Stellen des Vulcans schon in meilenweiter Entfernung kenntlich werden. In einer Gruppe von Basalten, welche in der Abbildung des Thals *) im Mittelgrunde erscheint, sind die Säulen dünn und öfters sehr gekrümmt, was an andern Orten dieser Gegend sehr selten zu bemerken ist. Es leidet keinen Zweifel, dass das Ganze dieser Wände die Einschliessungen eines ungeheuren Kraters der Vorzeit bilde, und dass die Silla die höchste der noch übrigen Wände darstelle. Vor Jahrtausenden erlosch für einige Zeit das unterirdische Feuer, das durch die schneebedeckte Spitze der Silla, die wohl den Montblanc an Höhe weit übertrifft, seinen Ausweg fand. Der Krater stürzte dann zusammen und so entstand das Thal und jene riesigen Wände, und als das Feuer sich von Neuem entzündet hatte, brach es in nicht sehr grosser Ferne durch die mürbe Rinde

*) Die sechste Tafel des Atlas, Thal der Silla velluda, wurde auf den niedrigen Anhöhen aufgenommen, welche nach N. des Thales Mündung schliessen.

der Erde und erzeugte den noch, gewissermassen mit Jugendkraft, thätigen Vulcan von Antuco. Schön ist der Anblick der völlig horizontalen Schneelinie an dieser Stelle, wenn man gerade in der Entfernung sich befindet, dass störende Einzelnheiten verschwinden. Da man verhältnissmässig leicht bis zu ihr gelangt, so wurde zu keiner Zeit der Mangel von wissenschaftlichen Mitteln zur Ergründung ihrer Höhe so empfunden, als eben damals. Zwar war ein neuer Barometer von Valparaiso angekommen, allein trotz seines Preises von zwei Unzen Gold war er unbrauchbar. Als gewöhnlicher englischer Stockbarometer war seine Scale viel zu kurz und die ganze Einrichtung so mangelhaft, dass er nach Messung von ein paar geringen Höhen, die kaum Vertrauen zu verdienen schien, in eine Unordnung gerieth, der in Antuco nicht abzuhelfen war. Botanische Schätze bot auch die Silla in grosser Menge, und mehr als vierzig Pflanzenarten schienen dem Thal ganz allein anzugehören.

Das Dorf Antuco fehlte bis jetzt auf allen Karten, und ist auf der oben erwähnten Originalkarte des Poncho chileno als projectirtes Dorf bezeichnet. Der ältere O'Higgins veranlasste im Jahre 1782 mehrere Bauern von los Angeles sich in diese Gegend zu wenden, um den Engpass nach dem Indierlande vortheilhaft zu schliessen. Im Kriege fanden die spanischen Truppen Unterstützung, im Frieden bot sich hier Gelegenheit zu einem von beiden Seiten eifrig gesuchten Verkehr mit den Indiervölkern der Anden. Drei oder vier Karavanen zogen von hier in jedem Jahre mit mehreren Hunderten von beladenen Maulthieren tief in die Anden, um an bestimmten Orten die Indier anzutreffen. Sie führten den Nomaden Weizen und Mais, allerlei Eisenwaaren und Glasperlen zu, und erhielten im Austausch Salz und Heerden. Vortheilhaft genug mag jener Handel gewesen sein, denn nur allein für die drei eisernen Ringe *(argolla)*, mit denen am Sattelgurt der Lasso befestigt wird, gab der Indier zwei Pferde oder eine fette Kuh. Für Wein und Tabak zahlte er irgend einen Preis, obwohl die Ausführung der geistigen Getränke, der Waffen und des Schiesspulvers von der Regierung streng verboten, der Uebertreter sogar mit kirchlicher Ausschliessung bedroht war. Der nüchterne Indier hat nichts Gefährliches, allein er wird zum reissenden Thier, das keine Furcht und keine früheren Verbindlichkeiten kennt, wenn geistige Getränke auf ihn

wirken. Die Pferde von der unter den Pehuenchen häufigen Race, ein Gegenstand des ehemaligen Handels, sind noch jetzt sehr gesucht, und durch manches äussere Zeichen, namentlich den breiten Kopf und die unförmlich grossen Hufe, die aber auf den Laven sehr nützlich sind, erkennbar. Auffallend ist die Häufigkeit einer zwei- oder gar dreifarbig gefleckten Haut und blauer Iris unter ihnen. Sie übertreffen an Ausdauer noch die chilenische Race, und sind in hohen Gebirgen sicher wie Maulthiere. Seltener gewahrt man jetzt die sogenannten Pehuenchenschafe, von denen die besten Satteldecken kommen. Ihre Wolle ist silbergrau und glänzend und besteht aus seidenartigem, mehr als spannenlangem, wenig krausem Haar. In Antuco ist dieses Schaf, welches grösser als das von gewöhnlichen Racen ist, noch zu erhalten, allein im tieferen Lande scheint Nahrung und Klima ihm gleich entgegen zu sein. Etwas Schwefel und Kupfer wurde durch jenen Handel gleichfalls erhalten, allein sein wichtigster Gegenstand blieb immer das Steinsalz. In vielen Gegenden am östlichen Fuss der Anden finden sich auf dieser Breite theils Bäche, welche sich mit Salzrinden bedecken, als seien sie gefroren, theils Berglehnen (so um die Gegend, welche die Indier *Coypú-Leuvu* nennen), an denen man ohne Mühe das Steinsalz an der Oberfläche aushauet. Die erstere Art ist die feinere, aber viel mühsamer zu sammeln und selten, weil die Salzkrystalle nur erst in vier Monaten sich wieder erzeugen, allein mit Salz in Blöcken versorgte Antucos Handel ehedem den Süden, der gegenwärtig eine so unzureichende Zufuhr aus Peru erhält, dass zur Zeit meines Aufenthaltes es in den letzten Gränzdörfern kein willkommneres Geschenk als einige Pfund Steinsalz gab. Unter den Indiern, die durch den Krieg mit Pincheira am Besuche der Salzseen gehindert wurden, erreichte dieser Mangel eine mitleidenswerthe Höhe. Das Salz des Pehuenchenlandes ist sehr rein, zuweilen von heller Rosenfarbe, und verdient weit den Vorzug vor der schmuzigen Sorte, die unfern der Mündung des Maule von den Chilenen gewonnen wird. Die Bewohner Antucos verstanden den Handel mit den Indiern sich allein zu sichern, indem sie aus ihrer Kenntniss der Anden ein Geheimniss machten, und die Vertrautheit mit jenen und Kenntniss ihrer Sprachen ihnen viele Vortheile gaben. Mit dem Beginn des Krieges hörte jede Verbindung auf. Das Dorf wurde 1822 von den feindlichen Schaaren verbrannt; die Dauer der Gefahr und die drohenden Bot-

schaften Pincheiras veranlassten Viele zum Auswandern, und der regellose Stand der Dinge in der Hauptstadt wirkte besonders nachtheilig auf diese Provinz [4]), die des Schutzes am wenigsten entbehren konnte, und schnell verarmte. Die Industrie der Antucanen beschränkt sich auf die Erbauung der nothwendigsten Feldfrüchte, und die Natur kommt ihnen dabei sehr zu Hülfe, denn was irgend von der Fruchtbarkeit Chiles gesagt und viel bezweifelt worden, findet hier Bestätigung. In allen Gegenden der Isla de la Laxa ist die Ernte auf gutem Boden in gewöhnlichen Jahren dreissigfältig; an den Gränzen der Ebene von los Angeles bei Tucapel und im Thale von Antuco und Villucura nimmt die Fruchtbarkeit so zu, dass man in guten Jahren funfzigfältig erntet. Auf neuem eben urbar gemachtem Waldlande enhält man achtzigfachen Weizen, und zuweilen ist man genöthigt zuerst Bohnen zu pflanzen, um den Boden etwas zu erschöpfen*). Eigenthümlich sind diesen Strichen noch die Wälder aus wildgewordenen Apfel- und Birnbäumen, die in einem langen Streifen am Fuss der Anden hinlaufen, und, wie die Indier sagen, bis in die Gegend von Villarica sich erstrecken. Die Früchte sind kaum geniessbar, allein der Weisse und der Indier machen aus ihnen einen Cider von unangenehmen Geschmacke. Die Bereitung ist eigenthümlich genug und beweist, wie sehr es noch den Landleuten an dem gemeinsten Werkzeug fehlt. Pressen sind unbekannt und Tröge mit Stampfen vertreten ihre Stelle, oft selbst ein Kuhfell, auf dem die Früchte mit Keulen zerquetscht und dann mit den Händen ausgedrückt werden. Wein gedeiht nicht wohl um Antuco, vermuthlich weil noch Niemand seine Cultur mit Ernst betrieb, die Pfirschen wachsen aber überall wild und bilden auf Feldern und Wiesen nicht selten kleine Haine. Der Landmann würde also in diesem Thale mit Vortheil leben können, sobald entweder Friede mit den Indiern eintritt, oder die Regierung ernstere Massregeln zum Schutz der armen Bürger nimmt. So gut die Umstände es erlaubten, hatten die Antucanen sich wenigstens vor den Gefahren des plötzlichen Ueberfalls gesichert. Fast jedes Haus war mit starken Palissadenzäunen umgeben und Schlagbäume schlossen in Menge des Nachts die

*) Die besten Gegenden Nordamerikas halten in dieser Hinsicht den Vergleich nicht aus, denn in Lancaster-county in Pennsylvanien erntet man nicht über 27 Proc. von der Aussaat, im Staate Ohio im Durchschnitt 30 Proc.

Zugänge, und da der Indier nie unberitten angreift und also diese Hindernisse erst zu beseitigen waren, blieb im schlimmsten Falle den armen Einwohnern immer Zeit durch verborgene Pfade nach den Bergen zu entkommen. Von O. drohte durch den Engpass des Vulcans die Horde des unmenschlichen Pincheira, und von S. die Moluchen, die jenseits des Biobio wohnen, und ihre weissen Nachbarn unversöhnlich hassen. Im ewigen Schrecken verbrachten die Antucanen den Sommer, denn selbst den braunen Bundesgenossen war nicht zu trauen, und traurig war es, dass sie in der Mitte dieser herrlichen Natur und in einer Jahreszeit, die einem ununterbrochenen Frühling glich, den Winter herbeiwünschen mussten, der die Anden schliesst und ihnen eine fünfmonatliche Sicherheit versprach. Das Thal erreicht übrigens der Schnee des Winters nur um bald zu schmelzen, und trotz dem, dass die Schneelinie vom Dorfe aus in zwei Stunden zu erreichen ist, weist sich das Klima keinesweges als kalt aus. Im Gegentheil ist die Sommerhitze oft äusserst gross, und erreicht in Antuco 25° C., in der Ebene von los Angeles an wolkenlosen Tagen 33° C. Auf der letzteren und auch auf den freien Bergen hausen die Südwinde mit solcher Gewalt, dass man bisweilen genöthigt ist vom Pferde zu steigen und den Nachmittag zu erwarten, der gemeiniglich windstill ist. Wenn man zu jener Zeit aus dem Thal in das ebene Land reist, läuft man Gefahr, durch den Südwind getroffen, das unvorsichtige Wechseln des Klimas mit einer Abschälung der Epidermis an allen unbedeckten Körpertheilen zu büssen. Die grasigen Fluren vertrocknen dann und der Landmann zündet sie an; nach dem ersten Regen deckt sich der Boden wieder mit jungem saftigen Graswuchs. Eine sonderbare Erscheinung ist die ausserordentliche Gewalt der Ostwinde *(los Puelches)*, die sonst in Chile selten sind, aber in den südlichen Anden, besonders in der letzten Zeit des Sommers, im Februar und März, wie die Stürme des Oceans toben. Das ebene Land erreichen sie höchst selten und herrschen da allein in der kurzen Periode, die den Uebergang in den Frühling anzeigt, im September. Zu jener Zeit ist der Ostwind eisig kalt und veranlasst ein Sinken des Quecksilbers von 8—10° C., allein wenn er im Sommer nur in den Anden weht, bringt er jenen Hitzegrad hervor, der bei 5000 Fuss Erhöhung über dem Meer gewiss sehr auffallend bleibt. Der Schnee der Anden im Winter und die grosse Erhitzung der pflanzenarmen Pampas im Sommer

mag dieses so verschiedene Verhalten der Ostwinde erklären. Sie treten spät nach Sonnenuntergang, oft erst um Mitternacht ein, stürmen dann mit gleicher Stärke 18—24 Stunden, bisweilen gar zwei Tage fort, und stürzen gelegentlich die höchsten Stämme in den Andenwäldern um. Im Sommer bringen sie in ihrem Gefolge eine grosse Menge von Dünsten herbei, so dass die ganze Landschaft wie mit Rauch erfüllt erscheint, und endigen mit starken Regen, sobald sie sich etwas nach N. drehen.

Rings um Antuco, zum Theil auch in den abgelegensten Seitenthälern, hatten sich die aus ihrem Vaterland verdrängten Indier niedergelassen. Wenn auch nur wenige ein paar Worte der spanischen Sprache verstanden, so war der Dialekt des Araucanischen, den sie gebrauchen, den meisten Landleuten und meinem Diener um so geläufiger, und daher der Umgang mit den Kaziken nicht gehindert. Klugheit rieth es an die Gunst dieser Halbwilden zu suchen, die in jedem Augenblick als unsere Feinde auftreten konnten, und als ein Volk, das noch kein Reisender beschrieb, verdienten sie wohl die Aufmerksamkeit, deren Resultate hier ihren Platz finden mögen. — Der Pehuenche ist ein Nomade, der nie an feste Wohnorte sich gewöhnen wird, und dadurch schon gar sehr sich von den Araucanen unterscheidet, die übrigens mit ihm demselben Zweige des grossen Stamms der kupferfarbenen Race Amerikas, dem patagonischen, angehören. Aus angestammter Neigung zu einem Wanderleben, vielleicht auch durch die Noth gezwungen, zieht er stets in den Anden herum, und erscheint bald als ein Hirt, der keinen andern Reichthum kennt als seine Heerden, bald als ein kühner Räuber, der im Kriege die häuslichen Sorgen den Weibern übergiebt, in die Ebenen hinabsteigt und seine verderblichen Streifzüge zuweilen bis an die Thore von Buenos Ayres ausdehnt, wo er unter dem Namen des Pampasindiers bekannter ist. Nur wenn der Winter, besonders in den kalten Monaten des Juli und August, alle höheren Gegenden mit tiefem Schnee belegt hat, wenn die dauernden Regenstürme und das unbeschreibliche Anschwellen der Flüsse das Umherkreuzen unmöglich gemacht haben, nur dann erbaut er sich eine etwas dichtere Hütte, um zu überwintern. Mit dem wegschmelzenden Schnee wandert er höher und höher in die Gebirge, jedoch selten aus dem Bezirke hinaus, der seit undenklichen Zeiten seinem Stamme angehörte. Noth und gleiches

Bedürfniss haben die entferntesten Nationen, unter denen nie Verwandtschaft bestanden hat, zu denselben Erfindungen, zu denselben Verfahrungsarten in ihrem häuslichen Leben veranlasst. Der Pehuenche giebt davon ein Beispiel, denn in Wohnung, der Wahl seiner Lebensmittel, seiner Reiterei und seinen Waffen ist er mehreren nordasiatischen Völkern sehr verwandt. Sein Haus gleicht der Jurte des Tartaren und dem des Kansasindiers im Innern Nordamerikas. Einige wohlbereitete Ochsenhäute, welche leicht verbindbar in Kegelform über aufgerichtete Stäbe befestigt sind, gewähren genügenden Schutz gegen die kalten Windstösse von den Schneegebirgen und die Regen des Winters. In jenen Anden wächst die nützliche Colliguë, ein baumartiges Gras mit ästigem Stamme, selbst noch in den Erhöhungen über dem Meere, wo Baumvegetation aufhört, und liefert dem Indier überall das Geripp seines Zeltes (*Toldo*). Auf irgend einer kleinen Ebene der neugefundenen Weideplätze errichtet der angekommene Haufen die spitzen Hütten, und wählt dazu das Ufer eines nahen Bachs, dessen eiskaltes Wasser in jeder Jahreszeit zum Baden dient. Rings umher weiden die unbewachten Heerden, aber vor den Hütten steht stets ein Pferd gesattelt, und die gefährliche Lanze steckt daneben in dem Boden. Im Innern brennt ein Feuer, auf dem zu allen Tageszeiten irgend etwas im Bereiten ist, denn ohne sich an Stunden zu binden, geniesst jedes Mitglied der Familie, wenn ihn der Hunger treibt. Sobald man weiter reist, werden die Felle aufgerollt, und einige Packpferde transportiren schnell das bewegliche Dorf nach einem entfernten Thale. Der Hausrath ist gering, denn unzählige Gegenstände sind dem Nomaden entbehrlich, deren der Ackerbautreibende bedarf. Einige Schaffelle zum Schlafen, einige viereckige Säcke aus Kuhhaut mit Meisterfertigkeit genäht, die Sättel mit ihrem Zubehör, die Lanze, der Lasso und die Wurfkugeln (*Laquen*, *Bolas* der Chilenen) sind ohngefähr Alles, was man erblickt. In jeder neuen Niederlassung wird neues Kochgeschirr verfertigt, denn die Männer essen ganz erstaunliche Portionen, jedoch ohne sich in der Wahl ihrer Nahrungsmittel sehr delicat zu bezeigen. Vor Allem lecker dünkt ihnen das Stutenfleisch, und nur Noth mag sie zum Tödten einer Kuh veranlassen. Obwohl gewöhnt alles Fleisch zu buccaniren oder zu rösten, giebt es doch Keinen der da glauben würde übler daran zu sein, wenn er, durch die Nähe des Feindes am Anzünden eines Feuers gehindert, es

roh essen muss. Da sie nie das Feld bauen, eine Beschäftigung, welche unter ihnen gewissermassen für entehrend und unmännlich gilt, so sind sie Monate lang allein auf Fleischdiät beschränkt. Vor der Revolution erkauften sie von den Chilenen grosse Quantitäten von Mais und Hülsenfrüchten für Viehheerden, allein jetzt hat in Folge des Kriegs dieser Handel aufgehört. Sie würden des Genusses der Pflanzennahrung ganz beraubt sein, hätte nicht die gütige Natur auch für den rohen Eingebornen der Anden mütterlich gesorgt, und ihm die nährenden Körner des Pehuen (*Araucaria*) gegeben. Die Sammlung und Bereitung dieser Saamen und die Verfertigung der geistigen Getränke (aus dem Molle, der Aristotelia, der Berberis), denen die Pehuenchen im Uebermasse ergeben sind, fällt den Weibern anheim. Wie unter allen Völkern auf einer sehr niedrigen Culturstufe sind die Frauen geplagte Lastthiere, denen selbst diejenigen Geschäfte aufgebürdet werden, welche in andern Gegenden niemand für weibliche halten wird. Das Pferd, welches der Eheherr am frühen Morgen besteigt, muss die Frau einfangen, herbeibringen und satteln. Sind die Haushaltungen auf einer Wanderung begriffen, so wird es den Weibern zur Pflicht den Zug der Thiere in Ordnung zu halten, die Lastthiere kunstgerecht zu bepacken, auf den Ruheplätzen sie zu entladen, die Feuer anzuzünden, mit einem Worte, dem häuslichen Despoten zu dienen, der theilnamlos der Ruhe pflegt, indem er seine Weiber als Dienerinnen kaufte. Auf dem Marsche tragen diese ihre Kinder in Binden, zum Theil auch in einer Art von Wiegen *(cuplhue)*, auf denen der Säugling senkrecht festgebunden steht, eine Vorrichtung, welche derjenigen der Caraiben von S. Vincent gleicht, die Edwards abbildet. Die geringste Vernachlässigung nur einer dieser vielen Pflichten zieht harte Züchtigungen nach sich, und auffallend ist die Menge tiefer Narben, welche manche dieser Weiber bedecken. Jedoch wird es auf der andern Seite den Freiern schwer gemacht den Besitz eines Mädchens zu erlangen. Meldet sich ein solcher, so setzt man ihm einen Preis, der, im Verhältnisse zum gegenseitigen Reichthum, aus Pferden, Sattelzeug, silbernen Sporen, Zierrathen und Waffen besteht, und dann *Quegútun* heisst, oder in Kühen und Schafen erlegt und *Mavutún* genannt wird. Zeigt sich der junge Mann geneigt den Preis zu zahlen, so gilt es nicht für einen niedrigen Treubruch, wenn der Vater die Forderung erhöht und den Freier so hoch zu treiben sucht,

als er nur irgend kann. Allein mit der Befriedigung der Aeltern ist der Handel noch nicht geschlossen, denn jeder Verwandte des Mädchens muss im Verhältniss seines Verwandtschaftsgrades ein Geschenk erhalten. Festlichkeiten oder irgend eine Art von bürgerlichen oder religiösen Ceremonien sind bei dem Schliessen dieses zarten Bundes nicht im Gebrauche. Der Ehemann hat das Recht seine Frauen zu verstossen*), und der Anblick des Zusammenlebens ist unter diesen Menschen weit entfernt dem Beobachter freundliche Bilder eines stillen häuslichen Glücks darzubieten. Der Mann nimmt wenig Theil an seinen Frauen, und geht in seinem Stolze so weit, sie für eine Art von Geschöpfen zu halten, die von der Natur weit unter den Mann gestellt worden. Er verräth keine Zuneigung zu dem weiblichen Geschlecht als die thierische, nicht weil er so gefühllos und allen bessern Regungen unzugänglich ist wie der Ureingeborne des tropischen Amerika, sondern weil er sich durch Aeusserung solcher Menschlichkeit seines Platzes unwerth zu machen fürchtet. Dass diese Indier im Stande sind die Freundschaft mit einem gleichen Wesen als ein hohes Gut zu betrachten, geht aus einem eigenthümlichen Gebrauche hervor, den alle verwandte Stämme theilen. Zwei Männer, die sich gefallen, errichten mit mancher Ceremonie ein Freundschaftsbündniss unter sich (*Lacutun*, Zeitwort vom Substantiv *Lacu*, ein Paar, abgeleitet), welches mit Gewissenhaftigkeit aufrecht erhalten wird, und nicht in jenen Aeusserlichkeiten besteht, auf welche, sonderbar genug, diese Völker so viel Werth legen, sondern in alle Verhältnisse ihres Lebens eingreift. Wo sich irgend die zwei Glieder des Lacu treffen, sind sie verbunden

*) Bisweilen verlässt eine Frau das Haus ihres Mannes oder kommt nach langer Abwesenheit wieder. Es entstehen daher keine blutigen Folgen, allein im Fall der Mann ungeneigt wäre die Frau zurückzunehmen, so sind die Aeltern verbunden den Kaufpreis wieder zu erstatten, und empfangen dafür ihre Enkel, die kein getrennter Mann behalten darf. Mit dem Abzahlen des Kaufpreises der Braut sind keinesweges alle Verbindlichkeiten gegen die Aeltern und Blutsverwandten gelöst. Wenn diese irgend der Hülfe des Verheiratheten bedürftig werden sollten, so muss dieser sie ihnen leisten. Unter den Araucanen herrscht sogar die Gewohnheit den Aeltern ein bedeutendes Geschenk zu machen, wenn die Frau stirbt. Es ist dieses besonders nothwendig, wenn der Verdacht entstand, dass sie durch Schuld des Mannes oder durch seine Vernachlässigung um das Leben gekommen sei. So sonderbar stehen sich unter diesem Volke Gebräuche und Gesetze entgegen, von denen einige auf freundliches Gefühl und Achtung, andere auf eine widerliche Barbarei hindeuten.

im Vorzug mit einander umzugehen; sie schlafen im Bivouac auf demselben Felle, und trennen sich im Kriege nie, um an verschiedenen Orten zu fechten. Häufig besuchen sie sich, und dann kommt es dem Wirthe zu ein Schaf zu tödten, und das gebratene Herz als erste Schüssel allein mit seinem Freunde zu verzehren. Im Kampfe ist der Eine für den Andern sich zu opfern verbunden, und beide müssen in jeder Noth sich ohne Furcht und ohne Rücksicht beistehen *). — Die Familien sind nicht zahlreich, und es scheint, soweit solche Dinge unter wilden Völkern zu ergründen sind, dass Mädchen in unverhältnissmässig grösserer Zahl als Knaben geboren werden, und dass Polygamie nicht der einzige Grund sein könne, da viele der ärmeren Pehuenchen sich mit einer Frau begnügen müssen. Die Erziehung ist dem Culturstande angemessen. Die Kinder lernen, wenige Monate alt, sich auf dem Sattel hinter der Mutter anzuklammern, und erlangen bald die Fertigkeit anhaltende und schnelle Ritte gleich den Erwachsenen zu ertragen. Mit etwas zunehmenden Kräften lernt das Mädchen Mais zwischen ein paar Steinen zu zerquetschen, die Saamen des Pehuen für den Winter zu bewahren, die Heerden abzuwarten, einen Poncho zu weben, und zuletzt erbt sie die Färberkünste der Mutter, die oft nicht verächtlich sind. Der Knabe wächst wilder und unabhängiger auf, und wird in einem Alter schon zum kühnen Reiter, wenn unsere Kinder kaum allein zu gehen vermögen. Er erlangt bald Uebung im Gebrauch der Waffen, zieht später mit in den Krieg, und nimmt Theil an den Berathungen, ohne dass man ihn so grausamen Ceremonien der Aufnahme und Mündigsprechung unterwirft, wie unter den Indierstämmen Nordamerikas. Doch sehen es die Alten gern, wenn sich die Knaben blutige Streite liefern, und gerathen bei solchen Gelegenheiten

*) Der chilenische Landmann beobachtet eine ähnliche Sitte, insofern die Verwandtschaft zwischen Taufzeugen und Täufling auf das spätere Leben einwirkt, als heilig und also als Grund des grössten Vertrauens und gegenseitiger Verbindlichkeit angesehen wird. Noch existirt ein anderer Brauch, dem man zwar nicht die Macht eines christlich religiösen Verhältnisses einräumt, der aber doch zwei Personen nähert. Der Besitz von gleichen Vornamen veranlasst nicht selten, dass zwei Männer sich den Namen *Tayos* (welcher auch unter den westindischen Negersklaven bekannt ist) beilegen, und zu engen Freunden werden. Das oftmalige Vorkommen mancher besonders beliebten Heiligennamen schliesst natürlich die Möglichkeit aus, mit allen Gleichnamigen in das engere Verhältniss eines Tayo zu treten.

wohl selbst an einander, ohne jedoch zu den Messern zu greifen, wie die Moluchen, deren Trinkgelage oft mit Mord verbunden sind. Wird dennoch Einer zufällig getödtet, so tritt das Recht der Blutrache ein, und der Todtschläger wird unfehlbar von den Verwandten der Gegenpart ermordet. Indessen geschieht dieses nie ohne vorgängige Warnung, und ohne einen Blutpreis zu verlangen, der in der Regel bezahlt wird und die Fehde endet. Unter den Araucanen herrscht die Sitte durch Uebersendung von *Pron* (Schnüre, die in Zusammensetzung und Gebrauch den *Quipos* der alten Peruaner ähnlich sind) die Zahl und Art der Dinge anzuzeigen, die man zur Sühne verlangt. Die rothe Farbe der Schnüre deutet an, dass der Nichtzahlung ganz gewiss die blutigste Rache auf dem Fusse folgen werde.— Der Kunstfleiss der Erwachsenen ist nicht sehr bedeutend, und beschränkt sich meistens auf die Verfertigung von Dingen, welche ihnen ihre Eitelkeit und Putzliebe unentbehrlich machen. Wenn auch mancher die Bearbeitung der Metalle unternimmt, die im rohen Zustande von den Chilenen erhandelt werden, so ist das Werk doch höchst roh, da spitze Steine oft die Stelle von Hämmern vertreten müssen. Soviel man weiss, hat es jedoch nie einem Pehuenchen gelingen wollen das Kunstwerk eines Pferdegebisses herzustellen, und daher beziehen sie diesen Artikel von ihren Nachbarn. Die von ihnen verfertigten Silberzierrathen haben kein anderes Verdienst als das der grossen Gewichtigkeit; zur Zeit meines Aufenthaltes waren eben Ohrringe unter der Form von Vorlegeschlössern in der Mode, von denen das Paar an zwei Pfund wog, so dass besondere Schnuren diesen schweren Schmuck am Stirnbande befestigen und die Ohren vor dem Zerreissen schützen mussten. Bewunderung verdient jedoch ihre feine Verarbeitung von dünnen Streifen ungegerbter Pferdehaut. Ueber eine Schnur von Pferdehaaren flechten sie, ohne je sich zu verwirren, von zwölf bis funfzehn schmale Riemen in künstlichen Mustern zu Zäumen und Sattelgurten zusammen. Mehrfach sind ihre Reitstiefeln ohne Nath (*Zumeles*) beschrieben worden, die aus dem Hinterfusse eines Pferdes bestehen, dessen Haut man oberhalb des zweiten Gelenkes cirkelförmig durchschnitt, abstreifte, durch vorsichtiges Schaben und Gerben mit alaunhaltiger Erde (*Polcura* der Chilenen), die sehr häufig in den Anden vorkommt, geschmeidigte, und endlich zu einem Strumpfe machte, der nur an der Spitze zuzunähen ist. Von jeher ist das ganze

Volk als gewaltig putzsüchtig von seinen Nachbarn mit grossem Misstrauen angesehen worden, wenn bei allgemeinen Versammlungen ein Kriegszug gegen die Spanier verabredet wurde. Die Pehuenchen kamen dann so geputzt und so weibisch geschminkt, dass nur ihr wirklich tapferes Fechten ihnen die verlorene gute Meinung der wilden Verwandten wieder verschaffen konnte. Der Poncho, den die Weissen von ihnen annahmen, deckt ihre nackten Schultern, und um die Hüften schlagen sie eine Decke *(Chamal)*, welche bis auf die Knöchel herabhängt und einem Weiberrocke gleicht. Beinkleider und Hemden sind ihnen gleich unangenehm, und nie tragen sie die als Geschenk erhaltenen. Die Zumeles sind mit silbernen Knöpfen von grosser Schwere benäht; der Zaum und das fussbreite silberne Schild, welches von reicheren Kaziken getragen wird, mögen bisweilen einige hundert Thaler werth sein. Keiner bedeckt das Haupt; man lässt das Haar zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen wachsen, und knüpft es im Lager in einen Knoten, durch den ein rothes Band geflochten wird. Die Weiber hüllen sich in eine einfache wollene Decke, welche die Arme bloss lässt und mit einem Gürtel befestigt wird. Das wohlgepflegte Haupthaar fällt in zwei langen Zöpfen herab, die weiter unten durch Schnuren im Halbkreis verbunden werden, an denen ein Ueberfluss von Schellen, Glaskorallen und polirten Kupferstücken hängt. Aehnliche Ketten umgeben den Hals, und so plump ist der Schmuck, dass er zusammen einige Pfunde wiegt. Der Wohlhabenheit einer Frau entspricht die Grösse und Schwere dieses Putzes, und leicht ist es aus dem Klirren des noch ungesehenen Besuchs auf seine Wichtigkeit zu schliessen.

Die Pehuenchen sind stets mit irgend einem ihrer Nachbarvölker im Kriege begriffen, wozu der Grund in den Verhältnissen des nomadischen Lebens liegt. Als Besitzer grosser Heerden müssen sie weit umher ziehen, um neue Weiden aufzusuchen. Begegnen sie nun innerhalb des Landstrichs, den sie durch Ueberlieferung als Eigenthum ansehen, einem andern Stamm, so kommt es erst zu Händeln, und bald zu einem allgemeinen Kriege, bei dessen Führung aber keine Uebereinstimmung herrscht. Mag auch der Streit das ganze Volk betreffen, so zieht doch jeder Häuptling mit seinen Leuten aus, ohne einen Oberbefehlshaber anzuerkennen, oder mit andern Kaziken sich zu verbinden. Für grösste Kriegskunst gilt

es den Feind auf einem unbewachten Punkte zu überfallen, in das offene Land einzubrechen, und den Landmann die ganze Furchtbarkeit eines Indierkriegs empfinden zu lassen. Sie wissen es so einzurichten, dass sie bei dem Gränzorte, der dem Untergange geweiht ist, des Nachts eintreffen. Kaum grauet der Morgen, so stürzen sie unter furchtbarem Geschrei und ohne Ordnung in das unbewehrte Dorf, und so rasch verbreitet sich die wüthende Horde, dass den Einwohnern selten Zeit zur Flucht bleibt. Die Scene von Barbarei und von Zerstörung, die dann beginnt, ist grausenhaft. Was irgend Werth zu haben scheint wird geraubt, das Andere zerstört, die Heerden werden weggetrieben, der Ueberfluss derselben getödtet. Die Männer und die halberwachsenen Knaben werden mitleidslos gemordet, den ältern Frauen bleibt das Leben nach mancher rohen Misshandlung; die Mädchen und die jüngern Weiber werden fortgeführt, und haben, zum Leben mit dem Sieger verurtheilt, nur wenig Hoffnung je ihr Vaterland wiederzusehen. Den Beschluss macht das Anzünden der ärmlichen Hütten, und durch die Flammen und über die blutigen Spuren der Morde zieht der furchtbare Schwarm eilig davon. Weniger als zwei Stunden reichen hin, um diese Scene zu eröffnen und zu beschliessen. Die Indier verschwinden nicht minder schnell als sie kamen, und nur die rauchenden Trümmern und der Jammer der wenigen geretteten Bewohner zeugen von ihrem verderblichen Besuch. — Wenn hingegen unvermeidliche Umstände sie zum Fechten zwingen, so fehlt es ihnen nicht an Muth. Ihr Angriff ist schnell und wüthend, aber auch im Augenblick vorüber, wenn ihnen kalter Widerstand geleistet wird, und einmal abgeschlagen kehren sie nicht wieder um. Sie werfen vorher die wenige Kleidung ab und steigen so zu Pferd, Arme und Gesicht mit frischem Pferdeblut bestrichen. Nie fechten sie zu Fuss und führen keine andern Waffen als die Lanze, die aus einem achtzehn Schuh langen Rohr des Colliguë besteht, welches eine kunstreich befestigte kupferne Spitze trägt, und in ihrer Hand sehr furchtbar ist. In einiger Entfernung in eine Reihe aufgestellt erheben sie das dröhnende Geschrei des Chiboteo. Wenn das Signal ertönt, werden die langen losen Haare nach vorn über das Gesicht geworfen, und Alles stürzt, über den Hals des galoppirenden Pferdes gelehnt und die schwankende Lanze unter dem Arme, toll brüllend auf den Feind los, der verloren ist, verlässt ihn seine Kaltblütigkeit beim Anblick dieser Schaar, die aus Unholden, der Unterwelt

entflohen, zu bestehen scheint*). Im Fliehen sucht der Pehuenche durch seine Reitkunst sich zu retten, und entkommt selbst dem Chileno, obwohl dieser zu Pferde Wege ergreift, auf denen ihm kein Europäer folgen würde. Verfolgend aber ist derselbe Nomade nicht minder furchtbar, denn was er mit der Lanze nicht erreicht, das trifft der sichere Wurf der Bolas.

Selten machen diese Indier in ihren vielfachen Kriegszügen Gefangene, und jeder kämpft wohl eher bis zum letzten Augenblick, ehe er sich dem Schicksal aussetzt, was je nach Laune der Sieger ihn in mehr oder minder furchtbarer Gestalt treffen kann. Während meines Aufenthaltes in Antuco kehrte eine Kriegspartei aus den südlichen Anden zurück, der es gelungen war einen Häuptling des verhassten Stamms der Moluchen zu fangen. Der Unglückliche sollte der Rache zum Opfer fallen, und die Verwendung des chilenischen Commandanten, die Bietung von ansehnlichen Geschenken vermochten nichts über die aufgereizten Indier, die mit Ungeduld den nächsten Morgen erwarteten. Der Gefangene harrte auf das Unvermeidliche mit jener stumpfen Gleichgültigkeit, die mit dem Muthe des Helden nichts gemein hat; der Mensch, der mehr als halb entartet nie das Beglückende einer weicheren Stimmung empfand, trennt sich ungerührt von dem nächtlichen Dunkel seiner Existenz. Die ganze Nacht hindurch erscholl der Lärm des Siegesfestes, eines widerlichen Bachanals, und mit dem ersten Licht des Morgens versammelte sich vor dem Fort ein weiter Kreis der Männer und aller Frauen. Der Gefangene stand im Mittelpunkte eines zweiten engeren Kreises, den gegen zwanzig Krieger, jeder mit seiner langen Lanze bewaffnet, bildeten. Drei flache Gruben hatte man vor seinen Füssen ausgehöhlt, und ihm selbst einen kurzen Stab in die Hände gegeben. Mit lauter Stimme erzählte er von seinen Thaten, und nannte alle Feinde, die unter seinem Arme fielen, und jeden Namen bezeichnete ein abgebrochenes Stück des Stabes, das er in eine der Gruben warf und verächtlich mit den Füssen trat. Immer lauter wurden die empörten Zu-

*) Die siebente Tafel des Atlas, Pehuenchen, zeigt diese Indier theils im Gefecht, theils im Wegtreiben der Weiber und Heerden begriffen, die sie bei einem Einfalle in Chile erbeuteten. Die Kleidung und Ausrüstung, sowohl der Indier als der chilenischen Landleute und des geraubten Mädchens, sind sehr getreu und beruhen auf Skizzen, nach denen der k. s. Oberlieutenant v. d. Armee, Herr Schubauer, ein Oelbild malte.

hörer, und die Weiber, zu Furien verunstaltet, antworteten mit gellendem Gekreisch auf jeden neuen Namen. Eine Lanze nach der andern senkte sich und umgab die Brust des höhnenden Feindes in immer engerem Kreise. Da fiel das letzte Stück des Stabes und mit ihm der letzte und grösste aller Namen, und aus hundert Kehlen erscholl zugleich das furchtbare Schlachtgeheul des Chiboteo. An zwanzig Lanzen durchbohrten den Gefangenen, der, auf den Spitzen hoch empor gehoben, todt zu Boden fiel. Frühzeitige Gewöhnung an den Anblick solcher Thaten kann auch gutmüthige Menschen grausam machen, besonders wenn ein religiöses Vorurtheil den Schein des Verbrechens entfernt. Die Antucanos, obwohl sehr redliche, einfache Leute, unter denen ich die beste Aufnahme fand, gehen mit den Indiern sehr unmenschlich um, welche nach misslungenen Angriffen ihnen in die Hände fallen. Kriege, wie sie der Weisse in Südamerika mit dem Ureingeborenen führt, haben Schrecknisse, von denen unser Welttheil selten etwas Aehnliches bietet. Es hatte sich ein Theil der braunen Bundesgenossen, missvergnügt mit der Wortbrüchigkeit der chilenischen Regierung, auf die Flucht begeben, um sich dem Feinde in den Anden anzuschliessen, jedoch vorher die meisten Pferde der Landleute von den Weiden entführt, und sonderbar genug dabei die meinigen unberührt gelassen, vielleicht aus Dankbarkeit für manche kleine Wohlthat. Die Verfolgung wurde angeordnet, die Bauern von Antuco sassen auf, und in der Hoffnung unter diesem Schutze in eine sonst unzugängliche Andengegend zu gelangen, schloss ich dem Zuge mich an. Der Vorsprung der Fliehenden war viel zu gross und sie entkamen, allein in der Nähe des Vulcans hatten sich zwei Weiber verspätet, die, mit Kindern beladen, auf den spitzigen Schlacken den Uebrigen nicht schnell genug zu folgen vermochten. Der Anführer der Milizen, Altamirano, ein Bauer von Antuco, den wohl seine früheren Schicksale entmenscht hatten, versuchte sie niederzuhauen, allein so ungeschickt, dass er sie nur verwundete. Die Jammernden wurden alsbald überritten und von einigen Mitleidigeren mit Steinen erschlagen, noch ehe ich vom hintern Ende des Zugs auf dem ungangbaren Pfade zur Hülfe eilen konnte *). War auch die Missbilligung der

*) Der Schädel einer dieser Frauen wurde zur Erläuterung der Racebildung später aufgesucht, und befindet sich im Besitz des O. M. Rathes Dr. v. Froriep zu Weimar.

Meisten sehr laut und spätere Absetzung des Mörders Strafe, so wurde doch das Ganze bald vergessen und als gewöhnliches Ergebniss eines Indierkriegs betrachtet.

Im Frieden sind die Pehuenchen gastfrei gegen Fremde, und gewähren ihren Handelsfreunden stets die beste Aufnahme. So rechtlich sie sich gegen diese benehmen, so wenig glauben sie dem Unempfohlenen Rücksichten schuldig zu sein. Sie halten Räuberei gegen den Unbekannten, die oft mit Mord verknüpft ist, für eben so ehrenvoll wie der Europäer einen Krieg nach völkerrechtlichen Gesetzen. Im Handel sind sie ehrlich und missbilligen feigen Diebstahl und Betrug. Wenn nach achttägiger Reise eine Karavane aus der Isla de la Laxa im Pehuenchenlande *(Pirén vútan mapú*, d. h. das höhere Land der Anden) ankam, begab sie sich nach dem Hause des mächtigsten Kaziken, der auch sogleich das Ereigniss seinem Stamm zu wissen that. Aus allen Thälern strömten die Handelslustigen zusammen, behandelten den Preis und nahmen die Waaren mit sich fort. Der Tag der Abreise der Chilenen war bekannt, und nie geschah es, dass der Schuldner ausgeblieben, oder in der Art der Zahlung betrügerisch verfahren wäre. Solche Freundschaft gegen Weisse im Frieden ist nicht ohne Eigennutz. Die Indier sind sehr begehrlich, denn obwohl sie sich dem Fremden stets mit einem Geschenke nahen, so erwarten sie dafür bei weitem mehr als seinen Werth zurückzuerhalten. Nichts ist so leicht als bei ihnen in den Verdacht des Geizes zu kommen, und wem einmal das Beiwort *culme Huinca* (geiziger Weisser) geworden, darf auf keine fernere grosse Freundschaft rechnen. Auf Complimente oder doch Bezeigung gegenseitiger Achtung halten sie sehr viel; ein kalter Empfang macht sie sehr verdriesslich, und wer bedeckt in ihre Toldos tritt, mag leicht mit einem ärgerlichen „*entuge mi curtisia*“ (zieh deinen Hut ab) an seine Pflicht erinnert werden. Ihr Gruss ist dem der Araucanen gleich, und besteht in dem Worte *mari-mari*, jedoch mit minder deutlicher Aussprache des Buchstaben R, der ihnen schwer wird und in ihrer Sprache selten vorkommt. Ein ansehnlicher Weinvorrath verschaffte mir die Besuche der Kaziken fast allzu oft, allein obgleich überzeugt von meiner Unkenntniss ihrer Sprache ergossen sie sich stets in langen Anreden. Der gemeine Pehuenche giebt zum Gruss die Hand und nur der Kazike umarmt den Fremden. Sich dieser

Ceremonie entziehen zu wollen würde für sehr unhöflich gelten, und selbst von der Erwiederung hängt es ab, ob man für aufrichtig gehalten werden solle. Das Umarmen muss nämlich mit der kräftigsten Anstrengung geschehen; je wärmer die Zuneigung, um so unerträglicher ist das Pressen, und wer das Unglück hat für eine wichtige Person zu gelten oder sehr beliebt zu sein, mag darauf rechnen, dass nach mehrfachen Begrüssungen dieser Art ihm kaum der Athem geblieben sein dürfte, um für die erhaltene Höflichkeit zu danken. Und dabei ist nicht zu vergessen, dass die Etiquette des Volkes es verlangt, dass man während der Umarmung den Kopf dreimal wendet, bald über die rechte, bald die linke Schulter seines neuen Freundes blickt, und dabei dreimal „*mari*“ ruft. An langen Anreden fehlt es bei solchen Gelegenheiten nicht, indessen kann man die Beantwortung ruhig dem Landmann überlassen, der die Stelle des Dolmetschers füllt und selbst ein Freund von Phrasen ist. Es gilt für ein grosses Talent unter jenen Nomaden nicht gerade ein bündiger, sondern ein unerschöpflicher Redner zu sein, und ihre Versammlungen sind daher ziemlich langweilig. Bei den Berathungen mit den chilenischen Officieren setzen sich die Kaziken im Kreise und der Berichterstatter tritt in die Mitte. Unbeweglich und starr auf den Boden blickend beginnt er langsam und mit lauter Stimme seine Rede und kreischt das letzte Wort einer jeden Periode um eine Octave höher als im Redeton hervor. Bald eintönig und bald aufschreiend erreicht der Redner einen Hauptabschnitt, fällt dabei zwar in den gewöhnlichen Ton, allein er poltert die Schlussworte mit ausserordentlicher Schnelligkeit hervor. Anstatt dass nun der Dolmetscher sogleich diese Erzeugnisse patagonischer Redekunst dem ungeduldigen Weissen mittheilen dürfte, wendet sich der älteste Kazike an Letzteren, um den Inhalt des Gesprochenen zu wiederholen, und dann erst darf der Landmann das Ganze spanisch übersetzen. Ihr Gesang, der aber nur im Stande der Trunkenheit hörbar wird, ist ihren Reden ziemlich ähnlich; Allen scheint die Neigung zur Musik abzugehen, denn nie entdeckt man in ihren Hütten irgend ein tönendes Instrument. Berauscht pflegen sie zu tanzen, wenn anders wunderliche Verdrehungen des Körpers und eine stampfende Bezeichnung des Tactes mit den Füssen, wobei jedoch der Standort nie verlassen wird, einen solchen Namen verdienen.

Bei aller Aufmerksamkeit ist es mir stets unmöglich gewesen Spuren eines tieferen Cultus unter diesen Indiern zu entdecken. Es ist eine sonderbare, wenn auch bei andern Völkern schon gemachte Bemerkung, dass sie kein umfassendes Wort für den Begriff der Gottheit ohne Zusatz kennen. Die Missionaire sind gezwungen gewesen das Wort „*Dios*“ in Maynas und auf Patagoniens Gränze einzuführen. Die Pehuenchensprache besitzt nur einzelne Worte, um gegebene Attribute der Gottheit auszudrücken; „*Gen-Lavquen*“ ist der Beherrscher der Meereswellen und „*Gen-Talca*“ der Herr des Donners, allein die zarteren Namen, die ein kindlich frommer Sinn erfindet, und die Unendlichkeit, die der stärkere Geist des Weissen mit einem Wort begreift, dies Beides vermag der stumpfe Urmensch Amerikas nicht zu erfassen. Als Folge des Instincts, nicht der Ueberzeugung, nehmen alle chilenische Indier die ewige Dauer an und glauben an elysische Gefilde, allein sie schmücken sie in dem Masse aus, wie sich die Phantasie des Wilden das grösste Glück und die höchsten Genüsse denkt. Die Meinung aller Stämme verlegt ihr Paradies jenseits des grossen Meers, in dem die Abendsonne untergeht. Was der Verstorbene zur weiten Reise nöthig haben möchte, sein Reitzeug, seine Waffen und die nährenden Saamen der Araucaria, legt man ihm in sein flaches Grab. Dem Reichen giebt man wohl den besten Silberschmuck, und blutig ist die Rache, wenn der Chileno zur Plünderung der Leiche sich verführen lässt. Der Stamm der Huilliches hat die Gewohnheit den Todten und sein bestes Pferd zu balsamiren, am Rauche zu trocknen und spät erst zu begraben; der Moluche bindet neben dem Grabe das Pferd an, und lässt es da am Hunger sterben, wenn es ihm nicht gelingt sich selbst zu befreien. Mit den Körpern der Weiber macht man keine Umstände, sondern begräbt sie am ersten Orte ohne Ceremonie. Der Glaube an Gespenster ist Allen eigen; die nächsten Anverwandten werden von den Ueberlebenden am meisten gefürchtet, und ihnen vor allen die Neigung zugetraut durch Wiederkehr in einer schreckenden Gestalt die irdische Ruhe zu stören. Stets schaffen sie den Verstorbenen mit den Füssen zuerst aus dem Toldo, denn würde der Leichnam in anderer Stellung hinausgetragen, so könnte sein irrendes Gespenst dahin zurückkehren. Verlässt die Horde das Thal, wo sie längere Zeit sich aufhielt und Einige aus ihrer Mitte begrub, so wird der Weg unter vielen sonderbaren Gebräuchen

angetreten und der Pfad vielemal durchkreuzt, damit die etwa folgenden Gespenster die Spur verlieren mögen. Der Schaden an ihren Heerden, oder was sie selbst des Unangenehmen erleiden mögen, wird stets einer übernatürlichen Ursache zugeschrieben; auf den chilenischen Landmann ging dieser Glaube über, denn auch er spricht stets, dass man ihm es angethan *(que le han hecho un daño)*, wenn er erkrankt oder Seuchen seine Hausthiere befallen. Für den nomadischen Indier kann es kein grösseres Unglück als das letztere geben, und daher schreibt er es stets dem Zauber einer Feindeshorde zu. Ihre Machis, Menschen, die sich der Verbindung mit den unterirdischen Mächten rühmen, sprechen bei einem mitternächtlichen Feuer den Fluch der Verderbniss über die Heerden des Feindes aus und suchen die eigenen durch Zauberspruch zu sichern. Nur der gewaltsame Tod scheint dem Pehuenchen der Natur gemäss, die Krankheit aber, ganz besonders wenn sie in weniger klarer Form auftritt, ist stets die Folge der Bezauberung. So sehr nun Die geehrt sind, die durch Vertrautheit mit unheimlichen Wesen dem Feinde schaden, so sehr verfolgt die Rache Alle, die ihre Macht gegen die eigene Horde brauchen. Wer eines solchen Verbrechens angeklagt wird, ist meistentheils verloren, allein nur selten trifft dies Loos Andere als kinderlose und unbeschützte Wittwen. Der Urtheilsspruch und Feuertod sind eins, und nur die öffentliche Meinung richtet. Die Machis, die rohste Urform eines priesterlichen Standes, gehören beiden Geschlechtern an, und unterscheiden sich durch Nichts im Aeussern. Sie sind bejahrt und nicht unvertraut mit den Heilkräften der Pflanzen, denn in der That weicht manches äussere Uebel ihrer empirischen Kenntniss. Jedoch ist der Vorrath der gewöhnlich gebrauchten Heilmittel nicht gross, und die Pflanzen sind zum grossen Theil dieselben, die auch der chilenische Bauer anwendet. Die Drymis setzen sie fast überall im Aufguss zu. Den Aderlass kennen sie und wenden ihn, wenn auch auf unvollkommene Weise, an. Als Instrument dazu dient ein mühsam zugespitztes Stück Basalt *(Malin)*, welches in dem Spalte eines aus hartem Holz gemachten Griffs befestigt ist. Venen, welche in fleischigen Theilen liegen, damit zu öffnen verstehen sie nicht, allein sie wählen entweder eine Ader zunächst der Haut, oder durchstossen einen Finger von einer Seite zur andern und bringen so eine unvollkommene Blutentziehung hervor. Der Einfluss der Sterne, besonders hell leuchtender Gruppen,

Z. B. des südlichen Kreuzes *(Melirito)*, wird fest geglaubt. Es ist nicht leicht, sie bei ihren Curen zu belauschen, und nur der Freundschaft eines alten Machi, dem ich die Heilkraft einiger Pflanzen (der adstringirenden Rinden der Weiden, der Valerianawurzel und des Stechapfelkrauts) kennen lehrte, verdankte ich einst bei einem Heilungsversuche den Zutritt. Eine weite Fellhütte, zu dem Behufe errichtet, nahm uns auf, und noch gesellten sich einige Verwandten des Kranken, der sichtbar an Rheumatismus litt, hinzu. Die Thüre wurde ängstlich zugeschlossen, und ein hohler Warnungsruf vertrieb die neugierigen Lauscher aus der Nähe. In der Mitte brannte das Holz der geheiligten Drymis, und rings umher waren Zweige dieses vielgeschätzten Baumes angebracht. Noch glimmten andere harzige Substanzen, so dass der enge Raum mit dickem Dampf erfüllt war. Der Machi begann die Entzauberung mit einem langsamen und pausenweisen Gesange, der aus der innersten Brust dumpf hervortönte, und die Umstehenden begleiteten das Zauberlied mit tactweisem Klappern einiger Blasen, die mit Erbsen gefüllt schienen. In dem Verhältnisse, wie die Stimme sich erhebt und schneller wird, vermehrt sich dieser Lärm, und endlich brechen die Gehülfen in lautes Kreischen aus. Der Arzt fällt in Extase, die bald in wüthendes Gebrüll und widerliche Verdrehungen des Körpers ausartet. Stürzt er in Zuckungen zu Boden, so steht man ihm bei, allein so wüthend ist er, dass ihm der Schaum über die Lippen tritt und kaum die vereinte Stärke der Gegenwärtigen ihn zu bändigen vermag. Wenn er erstarrend liegen bleibt, benutzt ein Gehülfe diese Ruhe und streicht und manipulirt den Kranken, so dass es dem Beobachter fast dünken will, dass diesen Wilden der thierische Magnetismus empirisch nicht unbekannt sei. — Langsam und wie aus einem Traum erwachend erhob der Machi sich endlich vom Boden und blickte heiter um sich her. Der böse Zauber war gelöst und dem Kranken wurden Tränke aus Kräutern gereicht, deren Kenntniss und Bereitung als Geheimniss vom Vater auf den Sohn erbt. Wo ein fixirter Schmerz vorhanden ist, da giebt man als Ursache einen fremden Körper an, der durch einen Zauber dahin gelangt sei. Ein flacher Hautschnitt wird gemacht, und der Taschenspielkunst dieser braunen Wundärzte bringt die Geschicklichkeit Ehre, mit welcher Eidechsen, Nadeln und Stücken Messerklingen aus der Wunde durch Saugen ausgefördert werden. — Trotz solchen Aberglaubens fürchtet kein

Indier dieser Gegend den gewaltsamsten Tod, und ist sogar im Stande sich denselben ruhig selbst zu geben. Als ich bei der Besteigung des Vulcans im Fort von Tvun Leuvu ankam, war die kleine Garnison in auffallender Bewegung, denn in der Nähe waren zwei Pehuenchen der feindlichen Partei ergriffen worden, die zwar als Ueberläufer angesehen zu werden verlangten, allein wahrscheinlich nur Spione des nahen Feindes waren. Die verbündeten Kaziken drangen auf ihren schleunigen Tod und wirklich liess der commandirende Officier ein Piquet vortreten und die Gewehre laden, allein ohne dadurch jene Unglücklichen, die vielleicht nichts zu bekennen hatten, zum Eingeständnisse zu zwingen. Die Menschlichkeit gebot sie zu entlassen und man stellte sie einstweilen unter Wache, um sie am nächsten Tage nach los Angeles zu senden. Doch alles dieses mochte ihnen nichts Gutes zu versprechen scheinen, und sie benutzten daher einen günstigen Augenblick, um blitzesschnell Palissade und Graben zu überspringen und in der Richtung des Vulcans zu entfliehen. Der hohe Alpenstrom schnitt ihnen da den Weg ab, und rasch erstieg der Eine den nahen Berg, fiel aber, von mehrern Kugeln getroffen, vor der Erreichung des Buschwerks. Der Andere kreiste, die Verfolger meidend, lange umher, doch wurde er dem Abgrunde immer näher getrieben, an dessen Rande das Fort liegt. Von allen Seiten eingeschlossen, trat er hinaus auf die letzte Felsenspitze der schauerlichen Schlucht, in die der Strom sich donnernd hinabstürzt. Er breitete die Arme nach dem Vulcan aus, in dessen tiefem Innern der Gott Pillan wohnt, dem die furchtbarsten aller Naturerscheinungen, die Blitze und die Erderschütterungen, zugeschrieben werden, und dem der Indier einmal in seinem Leben, im Augenblick des Todes, sich empfiehlt. Grausenhaft war der Anblick der hohen braunen Gestalt, deren langes rabenschwarzes Haar im Sturme flog, und des Gesichts, aus dem Verzweiflung sprach. Schon nahte der Kühnste der Soldaten sich langsam dem gefährlichen Standort, schon streckte er den Arm nach dem Entflohenen aus, als dieser, das Haupt in seinen Poncho hüllend, mit einem wilden Schrei sich in den dunkeln Abgrund warf[5]).

Die Araucaria, ein Baum, der den Indiern der patagonischen Anden einen grossen Theil ihrer Nahrung liefert, wächst nicht im niedrigeren Lande, und beobachtet auch in Hinsicht seiner Verbreitung nach dem

Norden zu eine scharf gezeichnete Gränze. Zwar kommt er halb kränklich schon im äusseren Ansehen in mehreren Orten der Provinz Concepcion angepflanzt vor, allein auch da ist seine Erziehung ungemein schwer, und aus vielen in Talcahuano ausgesäeten frischen Körnern entstanden nur zwei Individuen, die bald darauf von Neuem eingingen. Die Alpenluft, ein rauheres Klima als in den niedrigeren Landstrichen je eintreten kann, und vor allem ein steiniger Boden, scheinen zu seinen Hauptbedürfnissen zu gehören. In der unmittelbaren Nähe von Antuco wächst auch nicht ein einziger Stamm, und es erforderte eine mühsame Excursion, um die Sehnsucht nach dem Anblick eines Waldes solcher königlicher Bäume zu befriedigen. Zwischen Antuco und dem Fort von Tvun Leuvu mündet sich ein enges Thal aus, welches kurz und dicht verwachsen, schnell ansteigt, und mit der Schlucht, durch welche der Rucuë strömt, zusammenhängen würde, erhöbe sich in seiner Mitte nicht ein breites Joch. Ein Bach, der in der Tiefe hinströmt, Quillay-Leuvu (der Fluss der Quillajas), giebt ihm dem Namen. In Begleitung eines rüstigen Landmannes, der in den besseren Zeiten, als noch die Antucanos grosse Heerden besassen, sich genaue Kenntniss des Gebirges verschaffte, wurde der Weg angetreten, den nur Wenige kannten, da er seit vielen Jahren unbenutzt ist. Zu Pferde in das Thal einzudringen verwehrte uns die Vegetation, und wir entschlossen uns daher, ein Jeder mit einer wollenen Decke und einigen Nahrungsmitteln versehen, zu einer Fusspartie. Ueberall stellen solche Hindernisse sich dem Fremden entgegen, der durch Neigung oder wissenschaftliches Interesse getrieben es versucht, die wenigen Wege, welche die seltenen Niederlassungen in den Anden verbinden, zu verlassen. In Amerika erringt der Sammler nicht so mühelos seine Schätze wie in Europa, und der Besitz von mancher unbedeutenden Pflanze wird nur durch Mühen und Gefahr erkämpft, die sich in unserm Welttheile nicht entgegensetzen. Rings um die kleinen Dörfer oder die vereinzelte Hütte, die der Reisende zum Wohnort wählte, dehnt sich die menschenleere Wildniss aus, durch welche scharfer Ortsinn allein die wahre Richtung finden lehrt, oder Pfade führen, die nur Der erkennt, dem lange Angewöhnung an solche Gegenden zu statten kommt. Der Eingeborne, den nur selten seine Geschäfte aus dem Bereiche seines Wohnorts leiten, und den keine Neugierde in die Wälder und unbewohnten Bergschluchten

führt, ist meistens mit ihnen unvertraut, und vermag nicht einmal durch Beschreibung dem Fremden nützlich zu werden. Dieser verschafft sich entweder höchst selten einen Begleiter, oder er wird gar bald durch die Eile oder Furchtsamkeit desselben gezwungen, auf alle Gefahr hin, der einsamen Wanderung den Vorzug zu geben. Ist er jedoch geübt und abgehärtet, und mit den Eigenthümlichkeiten des Landes wohl vertraut, so mag er solche Züge furchtlos wagen, und wenn er Gefahren ohne Beistand siegreich überwand, so wird ihn das Gefühl der Unabhängigkeit und des Vertrauens auf eigene oft geprüfte Kraft leicht alles Unangenehme vergessen machen, was aus dem Alleinsein ihm anfangs zu entstehen schien. Dass seiner ein langsamer Tod, ein Ende durch Verschmachtung warte, wenn er an Orten, wo ihn Niemand suchen und selbst der Suchende nicht finden würde, etwas erlitte, wodurch seine Rückkehr verhindert würde, darf ihn nicht schrecken, und selten steigt ein solcher Gedanke in ihm auf, wenn er mit mancher Gefahr ein hohes unbesuchtes Felsenhaupt erklomm, oder in tiefer dunkler Schlucht, von Menschen weit getrennt, durch eine Ernte neuer schöner Dinge seine Anstrengung belohnt sieht. — Im untern Ende des Thales hatte ein Waldbrand gewüthet, und alle Stämme standen ohne Rinde, oft selbst mit halbverkohltem Holze da. Das letztere wird in Farbe und Dichtigkeit durch solche Feuer sehr verändert, gewinnt zum Zwecke der Verarbeitung, allein es wird zum Brennen untauglich, und erhält den Namen Pellin *(Madera apellinada)*. Aus unbekannten Ursachen entsteht oft Waldbrand in den unbewohnten Anden und verzehrt Alles bis zu den Höhen, wo nahe an dem ewigen Schnee das chilenische Knieholz *(Nirrhe)*, die schon erwähnten Zwergbuchen wachsen. Nach einem solchen Brande wächst der Wald nicht wieder in hohen Stämmen auf, sondern bringt nur noch ein dichtes Unterholz hervor, das die einzelnen verschont gebliebenen höheren Bäume verbindet. Höchst sonderbar ist jene neue Vegetation, die in allen Theilen Amerikas nach solchen Katastrophen einwandert. In Pennsylvanien sind die wenigen Wälder, in denen die Axt und Feuer noch nicht eingedrungen, einem Park vergleichbar, frei von Unterholz. Kaum hat das Feuer aber einen Strich verheert, so schiesst, zumal in höheren Gebirgen, ein Rhododendron auf, das zwar, mit Blüthen bedeckt, den schönsten Anblick bietet, allein ein undurchdringliches Dickig bildet. Da, wo kein

einziger Baum der Wuth des Elements entkam, entsteht eine buschige Eiche *(Scrub - oak, Quercus ilicifolia. Wangenh.)*, dem Jäger hinderlich und des Bauern grösster Feind, da ihre Wurzeln so tief sind und stets so leicht neue Aeste treiben, dass man sie nur mit grosser Mühe ausrottet. Noch weit sichtbarer sind die Folgen in den heissen Strichen desselben Welttheils. Die furchtbar brennende baumartige Nessel *(U. baccifera. L.)*, die hässlichen Psychotrien, Piper und andere unansehnliche Sträuche nehmen in Cuba alsbald den abgebrannten Waldrand ein, und wo Cultur nicht sorgsam die Vegetation bekämpft, entsteht ein undurchdringliches Gespinnst von krummdornigen Smilax, von Ipomöen und andern Schlinggewächsen. Wie in den Anden Perus und in den Urwäldern von Maynas dieselbe Ursache auf die Pflanzenwelt einwirke, wird späterhin gezeigt werden. In Chile finden sich auf solchen Brandstellen zuerst die heftig brennenden Loasen mit aufrechtem oder rankendem Stengel ein; ihnen folgen Stauden, deren Saamen stachlig sind und allen Gegenständen sich anhängen, Acaenen, Uncinien und viele andere mehr. Kurz nachher fasst der Colliguë Fuss, ein baumartiges Gras, das viele Gegenden von Chile so eigenthümlich bezeichnet, wie die Bambusen das wärmere Asien, oder die unendlich dichten Gewirre von kletternden Sclerien das tropische Amerika. Die Stengel schiessen zahlreich aus einer kriechenden Wurzel, und erreichen auf üppigem Boden 12 — 18 Fuss Höhe. Bedeckt in ihrer ganzen Länge mit Büscheln saftig grüner Blätter und einer harten gleichsam polirten Rinde von gelber Farbe, die dem Messer widersteht, sind sie in hohem Grad elastisch, und theilen bei dem unvorsichtigen Zurückbeugen heftige Schläge aus. Vom Meer bis an die höheren Anden wissen sie überall passende Wohnorte zu finden, allein in der Nähe der Schneelinie werden sie zu niedrigem Gestrüppe, zwischen dem man sich mit grösster Mühe den Weg öffnet, nicht ohne manchen Fall, da auf den glatten und lang am Boden hingestreckten Stengeln der Fuss leicht ausgleitet. Dem Chileno ist diese Pflanze nicht minder nützlich als der Bambu den Asiaten, und viele Theile seines Hauses bestehen aus Colliguë. Allein weit grösser ist beinahe der Nachtheil, den sie ihm bringt, wenn sie auf einem neu urbar gemachten Felde einwandert, oder nach der Abbrennung des Urwalds lebensfähige Wurzeln übrig bleiben. Im ersten Frühjahr treiben zwischen der jungen Saat die Schafte des Grases rasch

empor, und naht der Herbst, so hindern sie die Ernte. Kaum gelingt das Ausrotten der Wurzel irgendwo, denn bleibt von ihr auch nur ein Bruchstück, so bleibt ein Keim für eine neue Brut, die man mit Mühe unaufhörlich zu bekämpfen hat. — Die vielen umgestürzten Stämme zwangen zu weiten Umwegen an der unwegsam steilen Bergwand, indessen lohnte manche schöne Pflanze die Anstrengung. Das schönste Tropaeolum *) von allen jenen, die Peru und Chile hervorbringen, spinnt sich in Menge über die schattigen Büsche, und leuchtet schon in weiter Ferne mit purpurrother Blume. Gegen Abend war das mässig hohe Joch erstiegen, welches den Hintergrund des Thals schliesst; die dichten, schon tief unten durch ihre Umrisse unterscheidbaren Kronen von schwärzlicher Farbe hatten geraume Zeit vorher die Nähe des erwünschten Ziels verkündet und neue Kraft gegeben. Als wir zwischen den ersten Araucarien ankamen, sank eben die Sonne, allein noch blieb zur Untersuchung einige Zeit. — Auf dem steinigen, meist nackten Boden zogen wie Riesenschlangen zwei bis drei Fuss dicke Wurzeln hin, die eben so wie der völlig säulenförmige Stamm, der 50 bis 100 Fuss hoch wird, mit rauher Rinde bekleidet sind. Nur in dem letzten Viertheil der ganzen Höhe beginnt die Krone, die einem weiten plattgedrückten Kegel gleicht. Zu acht bis zwölf stehen die unteren Aeste im Kreise um den Stamm, in den höheren Ringen zu vier und sechs, so dass die Formung überaus regelmässig erscheint. Alle breiten sich horizontal aus, und nur die Spitzen sind leicht aufwärts gekrümmt. In ihrer ganzen Länge sind sie mit Blättern überzogen, die schuppenähnlich sich decken, in scharfe Spitzen enden, in der Breite mehr als einen Zoll messen, und von so harter holziger Textur sind, dass nur ein scharfer Schnitt sie trennt. Der Anblick des ganzen Baumes ist überraschend, obwohl sich eine entfernte Familienähnlichkeit mit unsern Fichten nicht verkennen lässt. Die Früchte sitzen am Ende der Zweige, sind von der Grösse eines Menschenkopfs, von regelmässiger Kugelform, und bestehen aus Schuppen, die, mit Genauigkeit an einander gereiht, die Saamen decken, welche eigentlich dem

*) *Tropaeolum speciosum. Poepp.* — Noch mehrere sehr merkwürdige Pflanzen kommen dort ebenfalls vor: *Myrtus bullata*, *M. chrysocarpa*, *Perezia prenanthoides*, *Senecio obscurus*, *Sida stelligera*, *Gerardia chilensis*, *Dichroma pallens*, *D. alpinum* (*omnes n. sp.*) *etc. etc.*

an sich schönen Baum erst wahre Wichtigkeit verleihen. — Die Araucaria ist die Palme jener Indier, welche in der Nähe der chilenischen Anden vom 37° bis 48° der Breite wohnen. Sie liefert den nomadischen Völkerschaften um so ausschliesslicher die nöthige vegetabilische Nahrung, je weiter jene von den Weissen entfernt sind, und je schwerer sie also die gewöhnlichen Getreidearten durch Handel sich verschaffen. Die grosse Ausdehnung der Araucarienwälder *(Pinares)*, und die erstaunliche Menge von nährenden Saamen, die ein einziger ausgewachsener Stamm hervorbringt, vermöchte wohl die Indiervölker vor Mangel zu schützen, verhinderten nicht die Uneinigkeiten der Horden das friedliche Einsammeln. Eine einzige Frucht *(cabeza)* enthält zwischen zwei- und dreihundert Nüsse, und es ist nichts Seltenes zwanzig bis dreissig Früchte auf einem Stamm zu zählen. Allein da auch ein starker Esser unter den Indiern, vorausgesetzt dass es ihm nicht ganz an animalischer Nahrung fehle, nie mehr als zweihundert Nüsse in einem Tage aufzehren kann, so ergiebt es sich, dass ein Einzelner von höchstens achtzehn Araucarien für ein ganzes Jahr seine Nahrung ziehen möge. Die Nuss, von der Gestalt der Mandel, allein von doppelter Grösse, ist von einer leicht abzulösenden lederartigen Haut umgeben, und zubereitet schmackhaft, allein sie ist nicht leicht verdaulich; Oel ist in ihr in sehr geringer Menge enthalten, nur das Satzmehl scheint durch überflüssigen Kleber auf so besondere Weise gebunden, dass der Genuss dem Ungewohnten Beschwerden des Magens verursacht, und die Nuss selbst sehr leicht steinhart wird. Durch Trocknen der nicht überreifen Saamen an der Sonne entwickelt sich ein Zuckerstoff, der besonders um den Embryo seinen Sitz zu haben scheint. Die Indier essen die Nüsse frisch, gekocht oder geröstet, und abgesehen von einer gewissen Herbe ist der Geschmack nach der letzteren Bereitung fast demjenigen der essbaren Kastanien gleich. Für den Wintergebrauch werden sie nach vorhergegangenem Sieden getrocknet, und die Frauen verstehen dann aus ihnen eine Art von Mehl und selbst Gebäck zu verfertigen. Beschwerlich würde die Einsammlung sein, wäre es nöthig jedesmal die Riesenstämme zu erklettern. Allein sobald gegen das Ende des Märzmonats die Nüsse reif sind, zerfällt der Zapfen von sich selbst, und schüttet seinen Inhalt und seine Schuppen auf den Boden nieder, als eine mühelos zu erlangende Spende, die nur der kleine Papagei *(Psittacus*

choraeus. Mol.) und eine Kernbeisserart mit dem Indier theilt. In solcher Menge liegen in den Tagereisen langen Wäldern, die dieser Baum im Lande der Pehuenches und Huilliches bildet, die Früchte an dem Boden, dass nur der kleinste Theil benutzt wird. In früheren Zeiten kam durch den Handel mit den Indiern eine grosse Menge nach Concepcion und Valdivia, und sie fanden von da ihren Weg nach Valparaiso und Lima, allein jetzt sieht man sie nur selten in den Küstengegenden, und dann zu alt, um schmackhaft sein zu können *). Das Holz der Araucaria ist roth, wenn es durch Hitze eines Waldbrands litt, sonst aber weiss und nach der Mitte des Stammes hochgelb. Es steht keinem an Härte und Festigkeit nach, und könnte künftig von vielem Nutzen sein, gehörten nicht unglücklicherweise die Standorte des Baumes stets zu den wenigst zugänglichen. Man glaubt es könne einst im Schiffbau nützen, allein zu Masten ist es viel zu schwer. Ritzt man die Aeste oder bricht man die Schuppen der unreifen Frucht ab, so tritt sogleich ein milchweisser dicker Saft hervor, der bald darauf sich in ein gelbliches Harz verwandelt. Sein Geruch ist angenehm, und nach den medicinischen Ansichten der Chilenen heilt es die heftigsten rheumatischen Kopfschmerzen, wenn man es äusserlich auf den Sitz des Uebels legt. — Der Araucarienwald von Antuco ist der nördlichste, den man in Chile kennt, und man darf also annehmen, dass die nördlichste Gränze, jenseits deren der König aller aussertropischen Bäume Amerikas nicht mehr gedeiht, dem 36° S. B. entspreche. Nach S. zu ist der äusserste Punkt, den diese Wälder erreichen, nicht genau bekannt, was nicht zu wundern ist, da noch weit wichtigere Dinge in Bezug auf das westliche Patagonien unaufgeklärt sind. Wahrscheinlich bleibt es

*) Die Ursache, warum alle bis jetzt nach Europa gesendeten Saamen der Araucaria nicht aufgingen, liegt darin, dass die Sammler die Saamen nicht in dem Indierlande suchten, sondern auf dem Marktplatze von Valparaiso kauften, wo sie gekocht und eingetrocknet ausgeboten werden. Die Excursion nach Quillay-Leuvu trug frische Saamen der Araucaria ein, die im October 1829 Deutschland erreichten, und also sieben Monate nach ihrer Reife gerade zur Zeit des chilenischen Frühjahrs ausgesäet wurden. Von einigen hundert Saamen gingen gegen dreissig auf, indessen die Unkenntniss des wahren Klimas und der Missgriff die jungen Pflanzen im warmen Hause zu erhalten tödtete die meisten im ersten Jahre. Zu meiner Freude haben sich jedoch an verschiedenen Orten etwa sechs Individuen erhalten, soviel ich weiss die einzigen in Europa. Das Exemplar des botanischen Gartens zu Leipzig grünt fröhlich, ist gegen 20 Zoll hoch, und trägt bereits vier lange wirtelförmig gestellte Aeste.

jedoch immer, dass der Baum den 46° nicht weit überschreite. Zwischen Antuco und Valdivia wächst er allein innerhalb der Anden, und, wie die Indier sagen, allein auf ihrer westlichen Seite, und nirgends niedriger als 1500 — 2000 Fuss unterhalb der Schneelinie, zu der er sich jedoch an vielen Orten zu erheben scheint. Weiter südlich steigt er herab, und in dem Lande der Cuncos und um Osorno soll er unfern des Meeres auf Bergen mittler Höhe vorkommen. Der Corcobado, der Chiloë gegenüber sich erhebt, nährt, wie man sagt, von seinem Fuss bis an den Schnee grosse Gruppen von jenen schönen Bäumen. Die Araucarienwälder sind übrigens fast so steril wie die der Fichten, und bieten dem Botaniker nur wenig Tröstliches an kleineren Pflanzen. Steile felsige Joche sind die gewöhnlichen Standorte, und daher fehlt es da an Wasser. Wir waren genöthigt das unsere ziemlich weit vom Bivouac zu suchen. Indessen unsere Küche erforderte eben keine grosse Menge, und nach dem sehr frugalen Abendessen streckten wir uns auf dem harten Felsen aus, um unter dem Nachtliede eines Sturms, der in den hohen Wipfeln sonderbare Töne hervorbrachte, zu entschlafen. Wir alle, die an solche etwas primitive Lager wohl gewöhnt waren, würden auch durch ihn wenig gestört worden sein, hätte sich um Mitternacht nicht ein Nebel auf uns herabgesenkt, der so feucht war, dass er das Feuer fast verlöschte. Allein die Sache wurde ernster, als zwischen dem Sturm der Donner und Schlossenwetter uns zu erinnern schienen, dass man selbst in Araucarienwäldern vor dem Zorn der Cordillera nicht sicher sei. Wir alle zitterten, indessen meine Begleiter wohl mehr aus Furcht und Aberglauben, obwohl die Temperatur (+ 3° C.) während des Unwetters niedrig genug war, um dünn Bekleidete zum Zusammenschauern zu bringen. Der sehnlich erwartete Morgen brachte heitern Himmel und uns die Möglichkeit ein wärmendes Feuer anzuzünden. Ein junger Mensch, der sich uns am vorigen Tage angeschlossen, erstieg an seinem Lasso, den er über einen der niedrigsten Aeste geschleudert, einen Stamm, und mehrere Zweige mit ihren kolossalen Früchten, die an jenem Morgen auf den Bergen von Quillay-Leuvu erbeutet wurden, haben glücklich ihren Weg nach Deutschland gefunden.

Die Besteigung des Vulcans war schon seit dem Frühjahre beabsichtigt, aber immer von Neuem aufgeschoben worden, und der Februar war

herbeigekommen. Die Unsicherheit des Wetters in grossen Höhen ist in Chile den Bergreisen noch hinderlicher als in der Schweiz, weil keine Hütte in der Wildniss ein Obdach bietet. Indessen mehr als sie verboten die drohenden Bewegungen der Indier, über welche wir durch Spione und entkommene Gefangene unterrichtet waren, das Ueberschreiten des ärmlichen Forts am Fusse des Vulcans. Es war sehr ungewiss, in welcher Richtung der feindliche Schlag fallen würde, und die Gefahr dem gerade herbeiziehenden Feinde in die Hände zu fallen war nicht gering. Selbst der Commandant der Indiergränze in los Angeles rieth den Antucanen sich möglichst in Sicherheit zu setzen, mit andern Worten, zu entfliehen, um in den Wäldern Schutz zu suchen. Der grösste Theil des Sommers aber war verstrichen, und der Zug auf den Vulcan liess sich nicht länger aufschieben, denn das Wetter schien sehr günstig und lud uns gleichsam zu dem Wagniss ein. Am 16. Februar brach ich von Antuco auf, und zwar zum ungeheuchelten Bedauern der guten Landleute, die mich durch tausend Gründe abzuhalten suchten, da ihnen das ganze Unternehmen wenig besser als offenbares Herausfordern der Vorsehung schien. Unter ihnen fand sich Keiner zur Begleitung willig, und ein grosses Glück war es, dass ein Mann sich endlich mir anschloss, der, weit vom Dorf entfernt, jenseits des Forts, um jeden Angriff unbesorgt, im Walde sich sein Haus gebaut hatte. Dieser Antonio de Serra, ein kräftiger Guasso, hatte freiwillig jahrelang unter den Indiern sich aufgehalten, war auf ihren Zügen ihnen bis tief nach Patagonien gefolgt, und war einer von jenen höchst originellen Menschen, die nur auf Indiergränzen vorkommen können, und zum Theil von einem neueren Novellendichter mit vieler Wahrheit beschrieben worden sind. Er theilte weder die Furcht vor Indiern, noch den Gespensterglauben, die seine Landsleute ewig quälen, und war höchst gutmüthig, aber dabei unter Umständen fähig grosse Grausamkeiten zu begehen, mit einem Worte, er besass einen von den Charakteren, welche sich nur an Orten entwickeln können, wo die sittliche Cultur der Weissen, gleichsam an ihrem Markstein angekommen, unmittelbar neben der Barbarei des Indiers steht, und der Kampf zwischen so verschiedenen Elementen unvermeidlich ist. Ueberall findet sich diese Art von Menschen in Amerika wieder, wo der europäische Abkömmling, theils auf seinen Ursprung stolz, theils von seinem religiösen Glauben dazu verführt, den

Indier als untergeordnetes Wesen ansieht, mit dem er keineswegs immer in freundlichem Verkehr zu stehen sich gebunden glaubt. Daher entsteht nun die Kampflust solcher Gränzbewohner, und aus der Art, wie Indierkriege einmal geführt werden, entwickelt sich eine Härte und Entschlossenheit in Begehung von blutigen Thaten, die auf das sonderbarste von ihrer sonstigen Gutmüthigkeit und Unbefangenheit, den Folgen ihrer Trennung von der übrigen Welt, absticht. Sie opfern ohne alles Bedenken einen ihrer braunen Nachbarn hin, sobald das Kriegsglück diesen in ihre Macht bringt, indessen gewöhnen sie sich selbst ebenfalls den Tod mit gleicher Ruhe hinzunehmen, wenn sie das Unglück haben besiegt zu werden, und sind bald die Opfer, bald die thätigen Diener des Verhängnisses. Sie sind mit allen Listen, die ihr Feind gegen sie anwenden kann, auf das genaueste vertraut, und daher die besten Begleiter, wenn es sich darum handelt in einem feindlichen Lande entweder einen Kriegszug zu leiten, oder eben daselbst als Spione unentdeckt weite Wege zurückzulegen. Kein anderer Chileno hätte zu der Expedition nach dem Vulcan gepasst; nur ein Mann, der wie de Serra die beschriebenen Eigenschaften in hohem Grade besass, eignete sich zu ihr. Obgleich mit der wilden Natur der Anden weit vertrauter als irgend einer seiner Landsleute, schien ihm doch die Ersteigung bis in die Nähe der glühenden Lava zu gewagt, und seine einzige Bedingung war daher auf dem Vulcan da zurückzubleiben, wo es ihm gefallen dürfte. Gern wurde ihm dieses zugestanden, denn war einmal die Schneeregion des Berges erreicht, der noch nie erstiegen und also völlig unbekannt war, so blieb ohnehin nichts übrig als eben so wie an vielen andern Orten dem eignen Scharfsinn zu vertrauen, um die Art der Erklimmung zu entdecken, und der eignen Ausdauer, um sie glücklich zu vollenden. Die Vorbereitungen waren bald gemacht. Mein Diener, der eben so wenig Furcht kannte als de Serra, schloss sich willig an, und wir bewaffneten uns, da ein Zusammentreffen mit den Indiern doch nicht ganz unmöglich war, auf das beste mit Säbeln und Karabinern; meine Begleiter setzten noch die ihnen vertraute Waffe der Lanze hinzu. Für den Fall, dass wir auf dem Berge durch Wetter oder Feinde gefangen gehalten werden könnten, wurde durch das Mitnehmen von Lebensmitteln auf mehr als eine Woche gerechnet, und um nöthigerweise schnell fliehen zu können, versah sich noch ein Jeder von unserer Partei mit einem Handpferde.

Nachdem wir Zeugen des höchst tragischen Selbstmordes des Indiers gewesen, welcher oben erwähnt wurde, brachen wir am 17. Februar vom Fort von Tvun Leuvu auf. Gerade diese Begebenheit hätte uns abhalten sollen, denn leicht mochte der Feind sich jenseits des Vulcans gelagert befinden und jene zwei Indier allein seine Spione gewesen sein. Wir konnten in diesem Falle nur dann unserm sicheren Untergange entkommen, wenn wir das Glück hatten den Feind zeitig genug zu entdecken. Im Vertrauen auf de Serra's Talent wurde der Weg angetreten, während ein Glücksruf der kleinen Garnison erscholl, der es in dieser Wüste und auf einem so gefährlichen Posten oft am Allernothwendigsten gebrach, so dass der nie bezahlte Commandant häufig von mir aus Antuco seine Nahrung erhielt. Wir erreichten in wenig Stunden den westlichen Fuss des Vulcans, und waren genöthigt an einem Orte *(el Chacai)* zeitig unser Bivouac zu beziehen, weil bis in bedeutende Entfernung die letzten Weidegründe sich da befinden. Ein Wäldchen von wilden Apfelbäumen nahm uns auf, bot uns Schutz gegen den rauhen Wind und gegen Entdeckung, sollten ja Indier in der Nähe sein. Der Ort war erhabener als der schmale Pfad, der sich durch die Lavaströme hinwindet, welche, in kleiner Entfernung beginnend, so vegetationslos sind, dass sich Nichts auf ihnen bewegen kann, ohne bemerkt zu werden. Wie eine Oase in der Wüste lag der fruchtbare Platz in der Mitte vulcanischer Reste, und zahlreiche Alpenpflanzen standen auf ihm in der Blüthe. Ein unbedeutender Bach, der in geringer Entfernung aus dem Schnee des Vulcans entsteht, bildet kleine Sümpfe zwischen den Laven und ist mit der Gunnera *(Chupon)* in solcher Menge überwachsen, dass alle Pflanzen von ihr verdrängt werden. Dem Chilenen ist sie auf Reisen stets willkommen, denn er schält die stachlige Rinde von dem zwei Zoll dicken Blattstiele, und saugt den in Menge enthaltenen Saft aus, den er für kühlend erklärt und wohlschmeckend findet. Der Europäer kann aber diesem Urtheil nicht beistimmen, denn ihm kommt der Saft so unangenehm und adstringirend, wenn auch etwas säuerlich vor, dass er gern auf den Genuss verzichtet. Der Standort soll übrigens auf diese Eigenschaften sehr einwirken und der Chupon *(Nuyun* der Pehuenchen, daher *Nuyunhuë*, Ort wo viel Gunnera wächst) der Berge sauer, derjenige der Küstengegend tintenhaft schmecken. Eben so wie man in tropischen Gegenden Zuckerrohr zum

Aussaugen nach den Städten bringt, so senden die Landleute von Chile auf die Marktplätze ihres Landes jene Blattstiele, die auch von Leuten aller Classen gern genossen werden. An den trockneren Ufern des Baches wuchs der Chilco *(Fuchsia macrostemma. R. Pav.)* in Menge und bildete eine Hecke, die in allen Richtungen mit Purpurblumen geschmückt und nirgends noch so schön gesehen worden war, wenn auch der Strauch sehr häufig ist. Allein das Botanisiren, so einträglich es auch sein mochte, wurde durch ein paar Pflanzen, welche in der That Landplagen sind, halb verhindert. Die Amores secos und Pimpinelas *(Acaena pinnatifida* und *A. trifida. R. Pav.)* wachsen in Chile auf allen grasigen, aber trockenen Orten in der unglaublichsten Menge, treiben zum Theil zwei bis drei Fuss hohe Stengel und bedecken sich mit scharfstachligen Saamen, die bei dem geringsten Anstreifen sich dem Vorübergehenden anhängen und so tief in alle wollene Gewebe eindringen, dass man sich kaum von ihnen wieder befreit, wie unangenehm auch ihr unaufhörliches Kratzen der Haut sein mag. Bei der Berührung brechen die Stacheln der Saamen leicht ab und bleiben in den Fingern zurück, die ohnehin durch die baumartigen Gräser mit schneidenden Blättern und durch die feinen Dornen der Berberis, Colletia, Ceanothus u. s. w. immerfort im wunden Stand erhalten werden. Der Schafzucht sind die Pimpinelas sehr nachtheilig, denn so sehr wirren sie die Wolle zusammen, dass man diese als unnütz abscheeren und wegwerfen muss; durch Vernachlässigung dieses Verfahrens entstehen Hautkrankheiten, welche das Schaf leicht tödten können. In die Pellones, die langwolligen Satteldecken, auf denen man schläft, dringen jene Saamen so ein, das man auf ihnen keine Ruhe findet, und eben dadurch werden sie so leicht von einem Orte nach dem andern verpflanzt, dass der Landmann sie zu seinem Verdrusse auf einmal auf einer Weide emporschiessend bemerkt, die noch vor kurzer Zeit von ihnen befreit gewesen. Nützliche Futtergewächse sind bald verdrängt, denn die Acaenen sind unausrottbar. — Während der kurzen Excursion war de Serra mit der Untersuchung unserer Umgebungen in ganz anderem Sinne beschäftigt gewesen. Er war auf einer nahen Höhe ziemlich weit hinaufgestiegen, um wohlverborgen die Gegend zu überblicken, und unruhig über die Zeichen eines verlassenen Lagers unfern dem unsern hatte er sich herangeschlichen, und in der That die Entdeckung gemacht, dass nur vor wenig Tagen erst eine

feindliche Streifpartie, vermuthlich um zu spioniren, sich so weit vorgewagt hatte. Aus den niederliegenden Grashalmen vermochte er die Zahl der Indier, die hier geschlafen, anzugeben, und die Richtung, in der das Gestrüpp entfernt oder durchbrochen war, verrieth ihm Dinge, welche der unbefangene Europäer schwerlich vermuthet hätte. Da aber Alles die Entfernung der unheimlichen Nachbarn andeutete, wurde ein Feuer angezündet, das stets ein fröhlicher Gesellschafter solcher Lager ist, und unbesorgt die Nacht verschlafen. — Die ersten Schritte brachten uns am nächsten Morgen zu dem Anfange der alten Lavaströme, die von dort aus den einzigen Boden des schluchtenähnlichen Thals bilden. Der Anblick der nächsten Umgebungen ist traurig, denn Vegetation erhält sich auf den harten Schlacken nicht, und nur wo hin und wieder etwas bessere Erde sich erzeugt hat, stehen kleine, halbverkümmerte Alpenpflanzen. Schwarze, poröse Laven nehmen Alles ein, bald als Anhäufungen von sehr grotesker Form, dann wie Blöcke von der Grösse eines mittelmässigen Hauses, und endlich als übereinandergeschobene platte Schollen. Blickt man rechts hinauf, so erhebt sich eine grauröthliche Wand, die vielleicht über eintausend Fuss hoch, kaum 15⁰ von der senkrechten Richtung abweicht, allein aus verhärteten Massen von Asche und Sand besteht, und so glatt und haltungslos ist, dass kein menschlicher Fuss sie ersteigen kann. Zwei bis drei andere, scheinbar ganz ähnliche Abstürze erheben sich über ihr terrassenförmig, und als letzter, höchster Gegenstand wird der riesige aber unfreundlich schwarze Kegel des Vulcans sichtbar. Das Lavafeld ist gegen eine Wegstunde breit, und nimmt den ganzen Raum vom Fusse des Vulcans bis zu dem Laxastrome ein. Alle vorkommende Laven sind grauschwarz, metallisch klingend, und zeigen eine sonderbare Neigung unter dem Tritte in schollenförmige Tafeln sich zu spalten. Die glänzend schwarzen, sehr harten und schweren Laven, welche auf Ischia in compacten Strömen vorkommen, sucht man um den Vulcan von Antuco umsonst. Die Anhäufung der vulcanischen Producte um ihn ist mehr in Gestalt von Schutt geschehen, oder die eigenthümliche schieferartige Form der Laven hat dieses Ansehen aller alten Ströme hervorgebracht, die ganz den Schlacken eines Hohofens, wenn auch in riesenmässigem Massstabe, gleichen. Jeder Arm ist zwar zu verfolgen, allein keiner ist sehr dicht, und weit nach oben sind sie ungetrennt und scheinen da aus einem

einzigen Strom entstanden. Zwischen den einzelnen Verzweigungen haben sich Thäler von 20—30 Fuss Breite gebildet, deren ziemlich senkrechte Einschliessungen drei bis vier Klaftern in der Höhe messen. Die Oertlichkeit verbot es an mehr als einem Platze die Messung eines Armes vorzunehmen, der ohngefähr den vierten Theil der Lavamassen enthalten mochte, die man wegen ihrer Isolirtheit als das Product eines einzigen Ausbruchs ansehen darf. Als Resultat ergaben sich 482,000 Kubiktoisen; wahrscheinlich ist aber der wahre Inhalt bedeutend grösser. Der Weg, wenn anders eine blosse Spur so zu nennen ist, war furchtbar rauh, und die Pferde mussten vor jedem Schritte den verrätherischen Boden prüfen. Seine Beschwerlichkeit wurde noch dadurch vermehrt, dass das Land sich schnell hebt und mit einzelnen Lavablöcken von solcher Grösse überstreut ist, dass man oft nur mit der grössten Mühe sie umgeht. An drei Orten ist es kaum möglich vorzudringen, so dicht liegen kleine und scharfkantige, unter dem Fusse weichende Schlacken umher, welche bald den Huf des Pferdes zersplittern, bald den abgestiegenen Reiter zu den schmerzhaftesten Fällen bringen. Hat man endlich das jenseitige Ende dieser Lavaströme erreicht, die vor sehr entfernten Zeiten entstanden sein müssen, so befindet man sich auch am obersten Ende des Thals von Antuco, welches hier nur einer engen Schlucht gleicht, durch welche der neu entstandene Laxastrom herabbraust. Es ist wohlthuend, wenn endlich das Knirschen der zerbrechenden und polternden Laven aufhört, sich auf einer Fläche von sehr festem hellbraunen Sand zu sehen. Der Strom zur Linken tobt mit jugendlicher Wildheit in unendlich zahlreichen Fällen zwischen Basalten einer sehr merkwürdigen Formung dahin. Das entgegengesetzte Ufer besteht allein aus prismatischen Laven von blassblauer Farbe, die an den Orten, wo die schäumenden Wellen besonders stark anschlagen, in die milchweisse übergeht. Die einzelnen Säulen sind ungemein scharfkantig und von geringem Durchmesser, allein es ist unmöglich sie zu untersuchen, denn sie bilden eine steile Wand, von der man durch den 40 Schuh breiten aber wüthenden Strom geschieden ist. Sollte man auch durch weite Umwege auf das andere Ufer gelangen, so würde doch die senkrechte Richtung der Wand die Untersuchung Jedem verbieten, der sich nicht entschliessen könnte sich mit Seilen an ihr herabzulassen. Man wird aber durch den Anblick der erreichbaren Lavamassen des linken

Ufers entschädigt. Ungeheure Blöcke liegen herum, bald getrennt, bald in Ketten von fünf bis acht Klaftern Höhe verbunden, die so nahe an einander gerückt sind, dass man sich zu Pferde nur mühsam durch sie hindrängt. Sie sind die Reste eines Zusammenstürzens, welches irgendwo an der höhern Bergseite stattfand, denn viele Umstände beweisen, dass sie hier nicht erkalteten, sondern lange nachher erst dahin geworfen wurden. Verschiedene Schichtungen, bald horizontal bald senkrecht, sind in den einzelnen Massen bemerkbar, einige von fünf Zollen bis zu zwei Schuh dick und aus harter, schwarzer, stark mit Pyroxen und Zeolithen von rhomboidalischer Form gemengter Lava bestehend, andere aus sehr blasigen und leichten Schlacken zusammengesetzt, in denen man keine Urbestandtheile entdecken kann. Da, wo der Laxa aus dem See des Vulcans hervortritt, befindet sich ein isolirter Fels von etwa zwölf Klaftern im Umfange, und von achtzehn Fuss Höhe, dessen eine Seite schon im Wasser liegt. Wahrscheinlich ist die in ihm vorkommende Form von Basalten noch unbeschrieben. Die einzelnen Säulen sind deutlich sechseckig, stehen senkrecht und sind gegliedert. Die Gliederfläche ist horizontal, sehr glatt und mit wellenförmigen Kanten von anderthalb Zoll Höhe überzogen, denen stets die Vertiefungen des nächsten Gliedes entsprechen. Die Zusammenfügung der kurzen Glieder ist so genau, dass man keine Messerklinge zwischen die einzelnen einzubringen vermag. Es wäre von Wichtigkeit dieses Vorkommen von articulirten Basalten genauer zu untersuchen, und wo möglich Stücken der Säulen nach Europa zu bringen. In dem beschriebenen Falle war dieses unmöglich, denn die Nähe der Indier, und die Nothwendigkeit auf eine rasche Flucht gefasst zu sein, verbot den Gebrauch von Packthieren, auf denen allein solche Fragmente zu transportiren waren.

Sobald man durch diese finstern Massen den engen Weg glücklich gefunden, tritt man auf eine weite Ebene hinaus, deren grösster Theil durch einen See eingenommen wird, während auf der südlichen Seite der Fuss des Vulcans ihre Gränze bildet. Alle grösseren Lavaanhäufungen fehlen in dieser Richtung, und man galoppirt ungehindert auf einem glatten Boden fort, der aus braunem oder weissem Sande, dem der Meeresdünen nicht unähnlich, besteht. Wenn auch an den meisten Orten grosse

Unfruchtbarkeit herrscht, so begegnet man doch Stellen, wo eine bunte Vegetation doppelt überrascht. Sträuche oder gar Bäume finden freilich hier keine Nahrung, allein desto grösser ist die Menge von halb strauchartigen Gewächsen, die man um Antuco umsonst suchen würde. Die Landschaft hat vieles höchst Eigenthümliche. Die rothbraune oder graue Sandfläche des Vordergrundes, deren Pflanzenschmuck in der Entfernung dem Auge entgeht, der unbewegte schwarze Spiegel des Sees, und die schroffe, nackte Felsenkette nach N. *(la Cordillera de Lincal-Malal)* machen ein sonderbares Bild, dessen Hauptcharakter grosse Oede und Trauer zu sein scheint. Der Flächeninhalt des Sees lässt sich nicht angeben, denn er dehnt sich nach N. in verschiedenen Armen zwischen den Bergen aus, indessen scheint sein südliches Ufer an fünf Wegstunden zu messen. Seine Tiefe ist wahrscheinlich ausserordentlich, da er einen erloschenen Krater erfüllt, und nahe am Ufer zeigte der eingesenkte Thermometer nur 8° C. Wahrscheinlich vertreibt diese Kälte alle Bewohner, denn in seiner ganzen Länge wurden nur ein paar einsame Enten bemerkt. Das Wasser ist von fadem Geschmack, erscheint sehr ruhig und im Sonnenlicht meerblau, allein die Spuren des Wellenschlags an dem erhöhten Ufer beweisen, dass die entfesselten Winde den trügerischen Spiegel in furchtbaren Aufruhr versetzen können. Unzählige weissgebleichte Gerippe von Pferden und selbst einige menschliche Ueberreste liegen auf der dunkeln Sandfläche verstreut. Alle Thiere, welche auf den Laven der Westseite erlahmten und das Ende der unfruchtbaren Ebene nicht erreichen können, müssen hier des Hungers sterben. Die Züge der Indier und der kleinen chilenischen Heere haben viel zur Vermehrung jener traurigen Ueberreste beigetragen. — Wir gewannen endlich die östliche Seite des Vulcans, den wir also völlig umgangen hatten, und dessen breite Masse nun zwischen uns und dem Thale von Antuco lag. Mehrfach waren seine Seiten recognoscirt worden, allein grosse deutlich erkennbare Lavaströme, Unfruchtbarkeit und Wassermangel hielten von jedem Versuche der Ersteigung von N. oder O. ab, wenn auch gerade nicht die Steilheit ihr zuwider zu sein schien. Unaufhörlich unsern Weg fortsetzend, nicht aber ohne von Zeit zu Zeit den geübten de Serra vorauszusenden, um nach Spuren der Indier zu suchen, erreichten wir des Nachmittags nach völliger Umgehung des Berges einen seiner Seitenzweige,

an dessen Fuss sich eine Höhle findet, welche der ganzen Umgegend ihren Namen *(la cueva)* giebt. Da diese oft von den Indiern zum Nachtlager gewählt wird und in der Nähe des gewöhnlich befolgten Pfades liegt, vermieden wir sie, um in Höhen, wo uns so leicht kein Feind entdecken, oder doch nicht unvermuthet überfallen konnte, unser Lager zu suchen. Die Silla velluda und der Vulcan erschienen von dieser Seite her durch ein niedriges Bergjoch verbunden, auf dem sich aller Wahrscheinlichkeit nach Holz und Wasser finden musste. Indessen war das Erklimmen vermittelst einer engen Schlucht keine leichte Aufgabe, und das gewöhnliche Verfahren chilenischer Bauern wurde befolgt. Einer von uns erstieg die Höhe an dem einzigen etwas zugänglichen Orte, um oben die ankommenden Pferde in Empfang zu nehmen, und wie sehr diese sich auch sträubten aus Furcht vor der Steilheit und den gewichtig herabrollenden Felsstücken, so gelang es doch den Untengebliebenen durch Werfen und Schreien die müden Thiere zu dem gefährlichen Versuche des Erklimmens zu zwingen, der ihnen endlich glückte, obwohl alle durch Fälle mehr oder minder verletzt waren. Auf dem Kamm vereinigt setzten wir zu Fuss den Weg bis zu einem Platze fort, wo die Erfordernisse eines Bivouacs unter solchen Umständen sich vorfanden. Wasser in Menge gab uns ein Bach, der unter dem nahen Schnee hervorkam; dürres Holz wurde ohne Mühe in dem Gestrüpp des Knieholzes und der Alpenbuche gesammelt, und nichts hinderte den Ueberblick der Ebene und des Gebirgspasses, aus dem der Feind hervorkommen musste, war er anders in so drohender Nähe. Während wir von unserm erhabenen Standorte die herbeiziehenden Indier durch ihre Staubwolke in der Entfernung mehrerer Stunden zu entdecken vermocht hätten, blieben wir selbst unbemerkt und vor einem Ueberfalle sicher, welcher bei solcher Oertlichkeit nicht möglich war. Das Gefühl der Sicherheit in unserer Festung brachte die glücklichste Laune hervor, die durch die Ueberzeugung noch vermehrt wurde, dass von hier aus die Ersteigung des Vulcans leicht zu bewerkstelligen sei. Wir waren schnell eingebürgert, die Pferde fanden reichliche Weide, bald erhoben sich ein paar Hütten von Baumzweigen, und ein Feuer loderte auf, an dem die zwei Begleiter den Dienst der Küche versahen. Noch war es hell genug zu einer Excursion. Nah an unserm Lager erhob sich die Silla velluda in schauerlicher Grösse, nach N. erstreckte sich eine beschneite Anhöhe,

und weiter westlich strichen die sandigen oder steinigen Berglehnen des Vulcans in das Thal hinab. Mit lautem Getös stürzte sich über eine nahe Felsenwand ein Bach in die enge tiefe Schlucht hinab, durch deren Anfang wir auf diese Höhen gelangt waren. Die Mühe des Hinabsteigens wurde auf das reichlichste gelohnt, denn die Menge und Schönheit der Alpenpflanzen gab den nassen Felswänden das Ansehen einer botanischen Anpflanzung, die auf jedem Schritt eine andere Art darbietet. Einmal hatte der höhere Standort oder der ungeschmolzene Schnee hier eine grosse Zahl von Gewächsen blühend erhalten, die auf den Bergen um Antuco schon lange ihr kurzes Dasein beschlossen hatten, und ausserdem entwickelte sich vor dem erstaunten Blicke da eine Flora, von der bis dahin beobachteten gar sehr verschieden und mit derjenigen übereinstimmend, welche die äusserste Südspitze Amerikas, das kalte Land des Magelhaens einnimmt. Nicht nur wurden Arten hier entdeckt, die mit andern schon beschriebenen, die frühere Reisende am Cap Horn gesammelt, völlig identisch sind, sondern manche kamen hinzu, die genau denselben klimatischen Stempel (Habitus) trugen, die aber kein erfreuter Botaniker je gepflückt hatte. Die sonderbare Caltha, deren Blätter an der Basis mit langen rückwärts geklappten Anhängen versehen sind *(C. sagittata. Cav.)*, wächst in dem eiskalten Bache, der wunderlich genug zugleich eine Chara und zwei Conferven nährt. Wo kleine Moore sich erzeugt haben, steht der einblumige Juncus in grosser Menge, und rothe Sisyrrhinchien vermischen sich mit ihm. Perdicieen fassen das Ufer ein, von grossblumigen Wicken durchschlungen, Senecionen mit weissfilzigen Blättern, niedrige Dolden, und zwerghafte Arbutus und Empetrum überziehen das Gestein der trockneren Orte. Wahrscheinlich also herrscht zwischen der mittleren Wärme dieser alpinischen Regionen des 37° der Breite und der des Magelhaenslandes kein merklicher Unterschied. Ein Reisender, welcher in der Breite von Chiloë sich einige Monate in den höheren Anden aufhielte, z. B. auf dem nicht weit vom Meer entfernten Corcobado, würde sich ohne allzugrosse Mühe und Entbehrungen in den Besitz der Pflanzen setzen, die auf dem Feuerland zwar nahe an der Küste schon gedeihen, allein nur der Lohn sehr schwieriger und kostspieliger Expeditionen sein können. Die atmosphärische Temperatur war am Tage in unserm Lager sehr angenehm (+ 13° C.), trotz dem dass der ewige Schnee gar nicht fern von uns

begann und wir uns auf der Südseite des Berges befanden, welche in diesen Anden stets die auffallend kältere ist. Glücklicherweise trat keiner von den Winden ein, die schon mehrfach erwähnt worden sind und selbst im höchsten Sommer in den Cordilleren bisweilen Reif herbeiführen. Wir würden in jeder Hinsicht mit unserm Lager sehr zufrieden gewesen sein, hätte sich nicht eine völlig unerwartete Plage plötzlich eingestellt. Wenn auch in allen Gegenden der Anden Stechfliegen zu finden sind, so war ihre Menge um unser Lager, welches doch mehr als 8000 Fuss über dem Meere sich befand, wahrhaft unerträglich. In Schaaren, so dicht wie jene der tropischen Mücken, die noch kein Reisender anders als mit bittern Wehklagen erwähnt, umgaben uns drei Arten von Tabanus (*Tabanos* der Chilenen), eben so lästig durch ihr unaufhörliches Sumsen als durch ihre Blutgier. An eine sitzende Beschäftigung war nicht zu denken, und trotz dem, dass in der Mittagsstunde die Sonnenstrahlen in unserm schattenlosen Lager heiss herabbrannten, waren wir alle genöthigt entweder in die wollenen Decken des Sattelzeuges eingewickelt in unthätiger Ruhe ausgestreckt den Tag zu verbringen, oder in ununterbrochener Bewegung zu bleiben, die dennoch ohne dauernde Vertheidigung die Feinde nicht allein abzuhalten vermochte. Die Pferde galoppirten umher und würden uns entflohen sein, hätte nicht die Steilheit des Abhanges sie beschränkt. In Chile kommen gegen acht Arten von Stechfliegen vor, die, zum Theil weit grösser als die europäischen, in ziemlich bunten Farben glänzen. Im Fort von Tvun-Leuvu machten sie die grösste Qual der Soldaten, die ohnehin daselbst kein sehr erfreuliches Leben genossen. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, dass wegen dieser Plage manche Gegenden der höheren Anden nie von Landleuten bewohnt werden oder zur Viehzucht passend sein können, selbst wenn fruchtbare und dabei zusammenhängende Ländereien in der Nähe grosser Vulcane weniger selten wären. Im Lande der Pehuenchen ist die Plage dieselbe und in den Pampas fehlt sie eben so wenig, indessen sind manche Gegenden aus unerrathenen Gründen vorzugsweise heimgesucht und werden deshalb von den Nomaden mit Sorgfalt vermieden. In den Anden von Antuco erscheinen die Tabanos zuerst in der Mitte des Novembers in Bergwäldern, welche ohngefähr 2—3000 Fuss unterhalb der Schneelinie liegen, und selten wird man sie im niedrigen

Lande gewahr. Die erste der erscheinenden Arten besitzt ein blassgelbes Abdomen und kupfergrünen Kopf. Ihr zunächst folgt eine grauschwarze Art mit grauen Flügeln, die ganz besonders zwischen den luftigen Wäldern oder auf Alpenwiesen lebt. Gegen Ende Decembers wird eine dritte Art unendlich häufig. Sie trägt in den Südprovinzen den Namen *Colliguache*, flieht schattige Orte, ist von allen die grösste, von glänzend schwarzer Farbe, und zeichnet sich durch ein Abdomen, welches lange rostfarbene Haare umgeben, aus; der Kopf ist hellgrün. Glücklicherweise ist die Zeit ihrer Existenz auf sieben Wochen beschränkt. In den höchsten Gebirgen kommt eine vierte, der ersten ähnliche Art vor; sie unterscheidet sich durch Querbinden auf den Flügeln, steht jedoch weder in Hinsicht ihrer List noch ihrer Blutgier den andern nach. Die übrigen Arten der Tabanos leben theils in den nördlichen, theils in den Küstengegenden; zwei oder drei Stechinsecten einer ganz verschiedenen Gattung (*Conops*), welche im ersten Frühjahr erscheinen, werden mit Unrecht von den Chilenen mit demselben Namen belegt. Aufmerksame Beobachtung lehrt an diesen quälenden Geschöpfen eine ganz eigenthümliche Gewohnheit periodischer Wanderungen kennen. Die drei ersteren Arten leben den ganzen Sommer hindurch und verschwinden nur nach heftigen Frösten. Sie sind periodenweis die Bewohner gewisser Höhen, welche sie nicht überschreiten. Im November erfüllen sie die Wälder, allein sie verbreiten sich nicht in die höheren Regionen, wo auf offnen und felsigen Orten wohl Gras und niedrige Pflanzen, allein keine Bäume gedeihen. Wenn der Januar einen bedeutenden Hitzegrad mit sich gebracht, steigt man ungequält durch eben diese Wälder empor, wird dafür aber mit verdoppelter Begierde von ihnen angefallen, sobald man in die Zone des Knieholzes hinaustritt oder auf den kahlen Felsenkämmen hingeht. Im Februar haben sie diese Gegend von Neuem verlassen und halten sich zu Tausenden neben der Schneegränze auf, so dass es scheint als suchten sie von Anfang an eine kühle Temperatur und wichen der schichtenweisen grösseren Erwärmung der Atmosphäre durch solche Wanderungen aus. Indessen vertragen sie sehr hohen Hitzegrad, denn auf dem Pico de Pilque, wo im Februar der Wärmemesser Mittags 25° C. angab, erlaubten sie kaum ein kurzdauerndes Ausruhen. Bei der Erwägung ihrer ausserordentlichen Menge und der sehr geringen Zahl von wilden Quadrupeden und

zahmen Heerden in den Anden sieht man sich zu dem Glauben veranlasst, dass sie eben so wie die Stechmücken der tropischen Wälder auf eine doppelte Nahrung angewiesen sein müssen und wahrscheinlich grossentheils von Pflanzensäften leben. Die Chilenos sind der Meinung, dass die Tabanos den harzigen Saft verzehren, der auf den Blättern des Nirrhe (*Fagus pumilio. Poepp.*) sich in kleinen Drüsen absondert, und vielleicht finden sich in der Zeit, ehe dieser Strauch ergrünt (im December), auch in den niedrigeren Regionen Pflanzen, um die Tabanos zu nähren. Dass die Colliguaches auch von Pflanzensäften leben, geht klar genug aus dem Umstande hervor, dass sich in ihren Eingeweiden viel Pflanzenhonig findet. Die Knaben, denen dieses bekannt ist, stellen ihnen daher eben so nach wie die europäischen Kinder den Erdhummeln, welchen sie die Honigblase entreissen.

Mit einbrechender Nacht wurde es nöthig unser Feuer auszulöschen, denn wenn auch nach Möglichkeit Wände von Ponchos und Baumzweigen aufgeführt worden waren, um es zu verdecken, so trieb doch der heftige Wind die Flamme oft so hoch, dass sie uns leicht dem in der Nähe vermutheten Feindeshaufen verrathen konnte. Die Waffen wurden frisch geladen und das Uebereinkommen getroffen abwechselnd zu wachen. Die Zeit verstrich nicht ohne die Schauer, die von solcher Oertlichkeit unzertrennlich waren. Der Boden erzitterte unter uns in regelmässigen Zwischenzeiten und der Donner, der fast unaufhörlich im Innern des Vulcans rollt, schien doppelt stark geworden zu sein. Die Nacht war ungewöhnlich dunkel und auf dieser Höhe empfindlich kalt. Der rothe Feuerschein, der ohne wirkliche Eruption von Zeit zu Zeit aus dem nahen, uns aber unsichtbaren Krater aufstieg, hatte etwas Geisterhaftes. Meine Begleiter enthielten sich geraume Zeit des Schlafs und hörten, neben dem spärlichen Kohlenfeuer gelagert, stillschweigend den unterweltlichen Klängen zu, die der plötzlich verbreiteten Helligkeit bald vorausgingen, bald folgten. Der gefürchtete Caprimulgus umschwebte uns auch hier im leisen Fluge, der Sturm brachte wunderbare Töne zwischen den scharfkantigen Felsen hervor und unsere Pferde trabten erschreckt und schnaubend auf uns zu, so dass sie mehrmals fast die Schlafenden zu verletzen drohten. Nach Mitternacht machte de Serra seine Runde und wachte bis zum Morgen,

der uns, obwohl mit Decken wohl versehen, erstarrt vor Kälte fand. Alles war um uns her mit dickem Reif überzogen und kaum vermochten wir ein wärmendes Feuer anzuzünden. Ohne Frühstück brachen wir auf, um die Ersteigung zu versuchen, und da Niemand die Oertlichkeit kannte, glich das Ganze einem Entdeckungszuge, über dessen Ausgang wir nicht vorher zu urtheilen wagten. Nach Erklimmung einer steilen Anhöhe sahen wir uns an der Schneegränze, welche kaum 500 Fuss oberhalb unseres Lagers sich befand. Eine zweite terrassenförmige Anhöhe streckte sich vor uns aus; sie war mit hartgefrorenem Schnee fast überall bedeckt, denn nur in der Mitte durchschnitt sie ein unbeschneiter, stark erhöhter Kamm. Wenn auch auf manche optische Täuschung gefasst, überraschte es doch zur Ersteigung einer Anhöhe, die kaum 800 Fuss geschätzt worden war, eine volle Stunde zu bedürfen. Auf dem Kamme mit Mühe zwischen runden Laven uns fortarbeitend erreichten wir einen neuen ebenen Absatz, der mit einer Kette kegelförmiger Sandhügel von brauner oder schwarzer Farbe umgeben war. Nur mit grösster Anstrengung wurden sie überstiegen, da wir bei jedem Schritte zwischen den zermalmten Schlacken, welche der Sand verrätherisch barg, bis an die Kniee einsanken. Auf ihrer westlichen Seite dehnt sich eine Ebene aus, die wir gegen neun Uhr erreichten und die sich uns überall im einfachen Schneekleide des Winters zeigte, ausgenommen wo schwarze Lavaströme scharf abstechend aus ihr hervorragten. Hier war nun zum erstenmale der oberste Kegel des Vulcans wieder unverhüllt, von seinem Krater bis zum Fusse sichtbar, der den nördlichen Rand der Ebene begränzt. Die letztere mag eine halbe Stunde lang und etwas weniger breit sein, verbindet die Silla velluda mit dem Vulcan, und giebt Gelegenheit an einigen Orten Lavaströme zu messen, deren senkrechte Höhe über der Eisrinde, auf der man steht, 20—30 Fuss beträgt. Die Einsamkeit des Orts ist wahrhaft schauerlich, denn mit Ausnahme der Rauchwolken des Kraters bemerkt man nirgends etwas Bewegliches, und nichts von Thieren oder Pflanzen, um Leben in die öden Umgebungen zu bringen. Der gefrorene Schnee der Ebene, der hin und wieder in wahres Gletschereis überging, die Laven, die wie schwarze Schlangen sich durch ihn hinwanden, die braunen Schlacken, auf denen wir ruhten, die ungeheure schroffe Wand der Silla mit ihren starren Eismassen, der graue Kegel des Vulcans hart vor uns, die

Abwesenheit jedes Thieres und selbst der Flechten, die sonst das Gestein der höchsten Berge schmücken, verbreiteten, trotz des wolkenlosen Himmels und der freundlichen Morgensonne, über diese Scene etwas schreckhaft Düsteres. Wie vorausgesehen, verfehlte dieses seine Wirkung auf meine Begleiter nicht. De Serra, der, wie es nun schien, den Plan bis zu dem Krater aufzusteigen nur für Scherz gehalten, verweigerte die weitere Begleitung, allein er versprach hier auszuharren und meine Rückkehr abzuwarten, an die er nicht zu glauben schien. Sein gutes Herz sprach sich in Bitten und Ermahnungen von dem tollkühnen Unternehmen abzustehen aus. Ohne weitere Erörterung setzte ich den Weg allein fort, unbekümmert dass auch der Diener, der von der Küste mitgenommen worden, stillschweigend, indessen doch beschämt, de Serra's Beispiel folgte. Indessen schien nach kurzem Ueberlegen die Furcht von ihm gewichen, und eine Viertelstunde später erschien er seitwärts von mir rüstig klimmend, nachdem er umsonst versucht hatte mir in gerader Linie zu folgen. Die herabrollenden Steine hatten ihn gezwungen einen andern Weg einzuschlagen, und wir vereinten uns nur erst am Rande des Kraters wieder. Doch war die Ersteigung nicht halb so leicht, als sie in einiger Entfernung uns geschienen hatte; die Neigung der Bergseite, obwohl hier minder schroff als nach andern Himmelsgegenden, betrug noch immer gegen 50°, und nur das Anklammern mit den Händen schützte an vielen Stellen vor dem Zurückrollen. Ein Hinderniss, welches vorher nicht entfernt geahnet worden, stellte sich entgegen in dem Gletschereis, welches den ganzen Kegel überzieht und ihn unersteiglich machen würde, hätte nicht der Grant, die Schlacken und die Asche, die stets von oben herabfallen, eine Art von Decke auf das Eis gelegt, durch welche das Straucheln etwas verhindert wird. Wer von Antuco aus den Vulcan sieht, wird sich nimmermehr den Gedanken beikommen lassen, dass jener schwarze Kegel, der nur an der Spitze hin und wieder Schnee trägt, mit einem Gletscher von unbekanntem Durchmesser belegt sei. Der Sand, welcher ziemlich erwärmt aus der Rauchwolke des Kraters herabfällt, hängt sich an dem Eis an und bildet eine zolldicke Rinde. Weit gefährlicher ist eine andere Erscheinung. Auf der höchsten Spitze des Berges liegen auf dem beweglichen Sande eine Menge von losen Schlacken, mit denen der Sturmwind sein Spiel treibt. Kommen sie einmal dem Rande nah, so rollen sie

ausserordentlich schnell die steile Seite hinab und gewinnen zuletzt so an Gewalt, dass sie in weiten Sprüngen durch die Luft sausen und nicht selten ganze Anhäufungen von grossen Stücken, welche sie zufällig berühren, in Bewegung bringen. Glücklicherweise war der Morgen stiller als die Nacht, und daher begegneten uns wenige von solchen umherfliegenden Steinen, die alle harmlos in flachen Bogen über uns weggingen, während nur die herabrollenden kleinern Brocken gelegentliches Ausweichen nöthig machten. Indessen wurden wir beide mehrmals empfindlich getroffen, und der Diener erhielt eine bedeutende Contusion, als er bei einem eiligen Versuche einen herbeifliegenden Stein zu vermeiden ausglitt und fiel. Nach halbstündigem Steigen wurde die Luftverdünnung bemerkbarer, denn mit der unbegreiflichen Abnahme der Kräfte vermehrte sich die Schwierigkeit des Athmens, und während anfangs das Ausruhen nur nach jeden funfzig Schritten nöthig war, wurde bald diese Entfernung bis auf funfzehn Schritte herabgesetzt. Die letzten zweihundert Fuss des Kegels kosteten eine Viertelstunde, so steil waren die Seiten, so beschwerlich das Athmen. Die Plage des Durstes, dem hier nicht abzuhelfen war, kam noch hinzu, und die Versuche Eis in einem Becher schmelzen zu machen gelangen zwar, allein das Wasser war ungeniessbar, da die Vermischung mit Sandkörnern ihm den Geschmack von schwefelsaurem Eisen mitgetheilt hatte. Je näher dem Krater, um so furchtbarer wurde das heftige Erzittern des Bodens und zuletzt fielen dicke Sandwolken empfindlich heiss auf uns herab, da ein paar zufällige Windstösse die Rauchsäule des Kraters in unsere Richtung trieben. Die Steilheit des Bodens und unsere Müdigkeit veranlassten Fälle, und die Hände bluteten, als wir den Gipfel erreichten. Er war zu steil, als dass wir ihn vor unserer Ankunft auf ihm zu übersehen vermocht hätten, allein seine Nähe wurde genügend angezeigt durch die dünnen Säulen von Rauch, die überall zwischen dem Sand hervorquollen, und durch die Wärme des betrüglichen Bodens, die aber nach stundenlangem Gehen über Schnee und Eis uns wohlthätig vorkam. Nach dreistündiger unaufhörlicher Anstrengung war endlich das hohe Ziel errungen; wir standen als die ersten Menschen, die je einen Vulcan Chiles erstiegen hatten, nur wenige Schritte vom Krater entfernt. Allein der Triumph war nur kurz dauernd, denn bald fanden wir den Standort zu heiss und die dicken Dampfwolken wurden vom Winde in solchen

Mengen herbeigetrieben, dass nur ein schnelles Ausstrecken auf den Boden uns vor der Gefahr des Erstickens wahren konnte. Wir gingen einige Schritte, waren alsbald gezwungen uns von Neuem niederzuwerfen, allein es gelang uns endlich doch den nördlichen Rand zu erreichen, wo uns der Wind vor jenem Qualm, der aus dem Schlunde wirbelte, und vor den Steinen schützte, die stossweise mit grosser Gewalt mit hinaufgeschleudert wurden.

Die Spitze des Vulcans besteht aus einer kleinen, kreisförmigen Ebene, in deren Mitte sich ein zweiter, aber abgestumpfter Kegel erhebt, der, einer ringförmigen Mauer vergleichbar, den eigentlichen Schlund umgiebt, aus einer Masse von losen Lavastücken besteht, gegen funfzig Schuh hoch, allein so steil ist, dass man nur mit Händen und Füssen kletternd seinen obersten Rand gewinnt. Weniger auf ihm der Gefahr ausgesetzt als vorher auf der Südseite, vermochten wir ruhiger die Umgebungen zu überblicken. Unmittelbar vor den Füssen des Ersteigers fällt die Schneide, auf der man steht und die kaum acht Schuh breit ist, senkrecht nach innen ab, um die innern Wände des Kraters selbst zu bilden. Die Gefährlichkeit des Standorts erlaubte aber nicht anders als in liegender Stellung in die geheimnissvolle Tiefe zu blicken. Die Felsenmassen erschienen mit den buntesten Farben geschmückt; an den braunen Wänden, deren Schichtungen unverkennbar waren, leuchteten breite Streifen alter, zinnoberrother Laven, und anderemal liefen schmalere, glänzendschwarze Fäden bald senkrecht, bald netzförmig über sie hin. Hervorspringende Felsecken waren mit orangengelben Anflügen (Schwefeloxyden) beladen, die bald als Krusten, bald als Stalaktiten von Traubenform sich angesetzt hatten, bald auf dem dunkeln Grunde wie feine Zeichnungen dastanden. Mittelst eines Stabes, der an dem Lasso hinabgelassen wurde, gelang es etwas von einer Substanz abzukratzen, die für Schwefel, der in schmalen Lamellen den Felsen schuppig überzog, erkannt wurde. Am äussersten Rande des Kraters tritt dasselbe Mineral in noch sonderbarerer Form auf. Er ahmt lanzettförmige Blättchen nach, die einige Linien hoch auf einem dünnen Stiel sitzen, gelbgrün gefärbt sind und auf den sandigen Stellen so gesellig, senkrecht stehen, dass man verwundert meint eine Menge junger phanerogamischer Pflanzen in der ersten Entwicklungszeit zu sehen. Der Schlund, den wir in den Augen-

blicken, wo ein günstiger Wind die Dämpfe seitwärts drängte, völlig übersahen, schien kaum mehr als dreissig Klaftern in der Tiefe zu messen, und war durch einen braunen Sandhügel geschlossen, zu dessen Seite zwei unergründlich tiefe cylinderförmige Schluchten sich ausmündeten, die dem Rauch den Ausweg gestatteten. Die grössere Menge jener Dämpfe trat aus einer Seitenöffnung der senkrechten Wand hervor. Sie war von ovaler Form, und so mit säulenförmigen Verlängerungen der obern Lavaschichten oder stalaktitenähnlichen Bildungen überzogen, dass auf den ersten Blick die Vergleichung mit einem riesengrossen gothischen Kirchenfenster sich aufdrängte. Das unaufhörliche Zittern des Bodens, die heissen Sandkörner, deren Berührung nicht zu entgehen war, wenn sie die innere Kraft hinauftrieb, und die Dämpfe von unangenehm saurem Geschmack, die bald einen heftigen Husten erzeugten, veranlassten uns nach kurzer Zeit wieder den schneidenartigen Rand des höchsten Ringes zu verlassen, von dem uns gleichsam ein Blick in die Unterwelt verstattet worden war. Mit grosser Mühe gelang es an den Seiten bis auf die ringförmige Ebene wieder herabzusteigen, und vor den unangenehmeren Erscheinungen des allzunahen Schlundes gesichert Beobachtungen über die Umgebungen anzustellen, soweit der Mangel an allen physikalischen Instrumenten sie erlaubte.

Nächst dem Pic von Teneriffa und dem Cotopaxi ist wahrscheinlich der Vulcan von Antuco unter den bekannten der spitzigste. Man wird durch den sehr geringen Umfang seiner Spitze überrascht, wenn man auch schon aus der Ferne auf die Schärfe derselben aufmerksam gemacht worden war. Mit Ausnahme einer kurzen eingerissenen Stelle ist mir die sehr gefährliche Umgehung des Kraters auf dem schneidenartig scharfen Rande des höchsten Ringes (den die Chilenen das Hütchen, *el Sombrerito*, nennen) gelungen, und dadurch der Umfang des Kraters auf ohngefähr 600 Schritte festgestellt worden. Der letztere ist nicht völlig kreisrund, denn die Axe in der Richtung von O. nach W. ist die längere. In ihn hinabzusteigen verbietet der Rauch und die senkrechten Wände, die ihn umschliessen. Die Spalte, welche den Ring auf der Nordseite durchbricht und nicht zu passiren war, misst etwa zwanzig Schritte in der Breite, und enthält glühende Laven. Die Spitze des Berges fällt auf allen Seiten zwar sehr steil ab, allein nach N. fast senkrecht, und ist daselbst, etwa 800 Fuss unter-

halb der Mündung, mit weiten Oeffnungen durchbrochen, aus denen jene Ströme von Laven langsam hervorquellen, deren Glühen schon in Entfernung von zwanzig Meilen bemerklich wird. Ein höchst sonderbares Phänomen ist die Verschiedenartigkeit der Dämpfe, welche aus dem Krater hervordringen und sich mit grosser Regelmässigkeit abwechselnd folgen. Während der auf dem obersten Rande verbrachten Zeit ereigneten sich zwei Explosionen von denjenigen, welche schon während des Ersteigens öfters vernommen worden waren, und mit starker Erschütterung des Bodens verbunden sind. Eine grosse Menge blauschwarzen Rauchs drang aus den Ritzen im Innern des Kraters hervor, und wirbelte mit ziemlicher Gewalt, wenn auch geräuschlos, empor. Er verbreitete einen unangenehmen schwefligen Geruch, und brachte im Munde Säure, in der Lunge Kitzel und Husten hervor. Plötzliche Verminderung trat ein, und nur einzelne dünne Streifen stiegen aus den grösseren Spalten auf. Eine starke Erschütterung folgte, hellweisse Dämpfe, die in dem Sonnenlichte glänzten, schossen mit unbeschreiblicher Gewalt aus der Tiefe empor, und führten eine Wolke weisser Sandkörner und alte Lavastücken bis zur Schwere eines Loths mit sich herauf. Kaum schien sich diese weisse Dampfsäule mehr als einige hundert Fuss zu erheben, allein schreckend war das Geräusch bei ihrem Austritt und nur mit jenem zu vergleichen, das zwanzigfach weniger gewaltsam aus dem geöffneten Ventil der grössten Dampfmaschine hervorbricht. Der Druck der Luft war wie bei dem heftigsten Sturmwind, der dem Entgegenkommenden den Athem benimmt, indessen war der Dampf weder warm noch übelriechend, allein sehr feucht. Sowie sich seine Gewalt verminderte, quoll mit alter Lebhaftigkeit aus allen Ritzen der schwarze Rauch von Neuem hervor, und auf diese Weise wechselten in regelmässigen Zwischenräumen von vier bis fünf Minuten beide Ausbrüche. Wahrscheinlich ist zur Zeit verhältnissmässiger Ruhe das Phänomen fortwährend gleich, denn in der Stunde, welche in der grössten Nähe des Kraters zugebracht wurde, trat kein Aufhören, keine Unregelmässigkeit in dem Wechsel ein. Der weisse Dampf zerfliesst in geringer Höhe schon in der Luft, allein der schwarze Rauch steigt äusserst hoch, und zwar innerhalb der ersten vier- oder fünfhundert Fuss mit grosser Schnelle. Seine periodische Verminderung kann in der Ferne, im Dorf Antuco, dem Aufmerksamen nicht entgehen. Die Donnerschläge, die man

sehr weit vernimmt, und das dumpfe Rollen, welches nur auf den Seiten des Berges selbst hörbarer wird, scheinen mehr mit der gewaltsamen Ausstossung der weissen Dämpfe als des schwarzen Rauchs zusammenzuhängen. Eine Erscheinung, die in Antuco oft beobachtet wurde und durchaus auf keinem optischen Betruge beruht, ist die Bildung wirklicher Wolken aus diesen Dämpfen. An besonders windstillen Morgen der zwei letzten Monate des Jahres 1828, besonders vor neun Uhr des Morgens, erschien der ganze Himmel frei von Wolken, und alle Zeichen, aus denen auf bevorstehende Aenderung des Wetters geschlossen werden konnte, fehlten. Der mehr als gewöhnlich weisse Dampf des Vulcans stieg ruhig bis zu bedeutender Höhe, und gleichsam durch etwas Schwereres beschränkt lagerte er sich in eine lange horizontale Schicht, die immer weisser wurde, in der Zeit einer Stunde an Umfang sehr gewonnen hatte, und den gewöhnlichen Wolken in Allem glich. Sie trennte sich zuletzt von der unterstützenden Rauchsäule, und zog langsam und ungetrennt nach N., wo sie bis Nachmittag die einzige blieb. Bei anderen Gelegenheiten wurde die Erzeugung von drei bis vier solcher Wolken bemerkt, die später zusammenflossen, bisweilen viele Stunden ruhig stehen blieben, bisweilen aber von höheren Luftströmungen ergriffen fortsegelten, sich an die Spitze der Berge hingen, und stets am Abend mit Nebeln, die aus dem Schoss der Thäler aufstiegen, sich vermischten. Auf dieses letztere Ereigniss folgt unfehlbar ein Regen, und der Landmann in Antuco ist davon durch lange Erfahrung so überzeugt, dass er den Vulcan für den Erzeuger der Wolken ansieht, die zu sehr ungelegner Zeit, derjenigen der Ernte, sich ergiessen. Neben den beschriebenen Arten von Dämpfen, die an der Mündung des Berges selbst beobachtet wurden, giebt es noch eine dritte Art, die wohl Niemand in grosser Nähe untersuchen dürfte, da zweifelsohne höchst gefährliche Erscheinungen in ihrem Gefolge auftreten. Der dunkelschwarze Rauch dringt dann mit so unbeschreiblicher Gewalt aus der Mündung hervor, dass er in wenig Augenblicken Höhen von mehr als zweitausend Fuss erreicht. In der Entfernung von zwei Meilen unterscheidet man das Drängen der dicken Massen, welche die Mündung viel zu eng finden, und folgt ihrem raschen Fluge mit blossem Auge. Diese Erscheinung, die man nur aus der plötzlichen Entzündung eines sehr grossen Lagers brennbarer Mineralien erklären kann, tritt selten ein. Sie

wurde in fünf Monaten nur einmal (am 18. Decbr. 1828) bemerkt. Der Morgen war hell und heiter, als plötzlich eine unbeschreiblich dichte und schwarze Säule aus dem Krater brach, und durch Verbreitung bald ein Viertheil des Firmaments in eine furchtbar dunkle Decke hüllte. Zufällig in der Nähe des Dorfs, war es mir leicht in Gesellschaft eines chilenischen Officiers die Säule zu messen, zu welchem Zwecke eine Grundlinie sehr nützlich gefunden wurde, die früherhin behufs einer trigonometrischen Messung des Vulcans abgesteckt worden war. Wir fanden für die Höhe der Säule vom Krater bis zu ihrem höchsten Punkt 3180 Fuss, was bei dem Durchmesser der Mündung des Vulcans von 750 Fuss von O. nach W. und von 350 Fuss von N. nach S. einen Inhalt von 26,222,700 Kubikschuh geben würde, vorausgesetzt dass jene Säule genau cylindrisch gewesen sei *). Weiter nach oben breitete sich der Dampf mehr aus, und umhüllte Bergspitzen, deren bekannte Entfernung 30 Leguas beträgt. Nach drei Stunden verminderten sich seine schwarzen Wolken, und gegen Abend stiegen wie vorher gewöhnliche und leichtere Dämpfe aus dem Krater auf. — Es ist höchst wahrscheinlich dass die Explosionen, die mit der Ausstossung des weissen Dampfs verbunden sind, die ungeheuren Steinmassen bombenartig fortschleudern, die man isolirt in der Nähe des Berges findet. Auf der ringförmigen Ebene des Kraters lag ein Block von brauner Lava, ganz abgesondert und rings von Sand und kleinen Schlackenstücken umgeben. Da er so ziemlich einem Würfel glich, so war die Berechnung, die ihm 546 Kubikschuh gab, wahrscheinlich der Wahrheit sehr nahe, und bei der grossen Schwere gerade dieser Art von Laven war auf keinen Fall sein Gewicht unter 22,500 Pfunden. Dass er aus dem Krater im erkalteten Zustand herausgeschleudert worden, ergab sich aus der Oertlichkeit, denn wie in allen ähnlichen und scharf zugespitzten Vulcanen geschehen auch auf dem von Antuco alle Lavenausbrüche aus den Seiten. Daher ist es zu erklären, warum die Spitze, seit die Antucanen

*) Das stossweisse Erscheinen von Dampf und die erstaunliche Höhe, welche unter dem begünstigenden Einflusse der Windstille und atmosphärischer Trockenheit von einer vulcanischen Rauchsäule erreicht werden kann, ist nicht ohne Belege durch fremde Beobachtungen. Scoresby bemerkte jenes Herausstossen des Dampfes, welches sich von 5 zu 5 Minuten wiederholte, an dem von ihm entdeckten Vulcan Esk auf der Insel John Mayen (70° 49′ bis 71° 8′ N. B.), und schätzte die Höhe der Rauchsäule auf 4000 Fuss.

sich erinnern können, nie bedeutend in Ansehen oder Höhe sich verändert hat. Gerade das Einstürzen des höchsten Gipfels müsste die Folge jedes Ausbruchs sein, da er allein aus Scorien besteht, die nur sehr lose auf einander liegen. Solide Lavamassen, bald in Strömen bald in weiten Flächen ausgedehnt, sind weiter hinab allein aufzufinden. Das letzte Drittheil des Kegels decken nur Trümmern, unter denen man keine Verbindung nachweist, und welche höchst wahrscheinlich als erkaltete Fragmente aus dem Krater herausgeworfen wurden. Die frischen Lavaströme sind auf ihrer Oberfläche ziemlich fest, und nur da mit den losen Stücken ganz verschiedenartiger Schlacken bedeckt, wo sie in Vertiefungen angekommen die aufgehäuften älteren Materien vor sich herschoben, bis diese rückwärts fielen und auf der neuen Lava liegen blieben, ein Process, dem sehr ähnlich, den man bei jedem Eisgange eines grossen Flusses beobachten kann. Auf solche Weise sind ohne Zweifel die aufgethürmten dünnen Schollen entstanden, die unter dem Fusse zerbrechen, und weit mehr von den atmosphärischen Einflüssen gelitten haben als die compacte Lava, auf der sie ruhen. Deutlich ist es dabei, dass alle diejenigen Producte des innern Feuers, in denen sich Feldspath in grösserer Menge vorfindet, am ersten durch äussere Umstände zerstört werden, allein auffallend bleibt es, dass gerade nur jene alten Anhäufungen den Feldspath häufig enthalten. Indessen entdeckt man unter den Materien, die in verschiedener Form, jedoch als unbezweifelte Erzeugnisse des gegenwärtigen Berges, die ganze Gegend erfüllen, durchaus keine prismatischen Laven. Alle die Basalte, welche eine ausserordentlich grosse Formation ausmachen und sich viele Meilen weit erstreckend am See anfangen, schreiben sich aus einer Zeit her, wo die Silla velluda noch als ein ungeheurer und unzerrissener Kegel dastand und der Vulcan von Antuco noch nicht existirte. Wirklich säulenförmige Basalte fehlen überall am Berge, allein in den ältesten Strömen, die aber aus den Seitenspalten hervorgedrungen sind, bemerkt man dafür ein Vorkommen von porphyritischen Laven, welches der nähern Beschreibung werth sein könnte. An dem Fusse des Vulcans laufen nach SO. schmale kammförmige Erhöhungen aus, welche allein aus einem sehr groben, durch eisenhaltigen Thon verbundenen Conglomerat bestehen, beiläufig die Art, wie die meisten Berge bis an das untere Ende des Thales von Antuco zusammengesetzt sind. In ihnen liegen nester-

weise Laven, die aus gekrümmten und concentrisch geordneten Tafeln bestehen. Jedes Nest hat 15 bis 20 Fuss Breite, und ist von unbekannter Länge. Man gewahrt nur den Querdurchschnitt des Cylinders der schalenartigen Tafeln oder Lamellen, und das Ganze ist mit nichts besser zu vergleichen als mit dem abgestutzten Ende eines Baumstammes. Die Tafeln sind 2 bis 3 Zoll dick, und stellen senkrechte Ausschnitte einer Cylinderwand vor; nie sind sie so völlig röhrenförmig, dass eine in der andern eingeschlossen wäre, sondern sie berühren sich entweder mit den Rändern, oder, was häufiger geschieht, sie sind an diesen Punkten scheidenförmig über einander geschoben. Die geringen Zwischenräume zwischen den gekrümmten Tafeln sind mit gelbem Thon erfüllt; das Korn ist dasjenige der schieferähnlichen Laven, allein viel härter und feiner; Urbestandtheile sind kaum zu erkennen, und die Farbe ist weisslich oder gelb. Die Umfangslinie dieser sonderbaren Anhäufungen ist sich nicht gleich, und wahrscheinlich würden die Cylinder, könnte man sie frei legen, im Durchschnitt oval oder gedrückt, vielleicht sogar in der Länge gekrümmt erscheinen. Auf dem Kamme des Abhangs, der nach unserm unzugänglichen Lager führte, lagen grosse Blöcke uralten Conglomerats, welche vereinzelte Stücke jener gekrümmten oder schalenartigen Tafeln, ohne deutliche Ordnung um einen Mittelpunkt, enthielten. Sie waren vorzugsweis dünn, und an den Rändern so messerartig scharf, dass wir Alle, durch unvorsichtiges Festhalten an sie, Wunden in den Händen davon trugen. Sie klingen hell wie Metall, unterscheiden sich aber von dem Phonolith (im Sinne der englischen Geologen), von dem nur am Fort ein einziger Block mir aufgestossen ist. — Auffallend ist es, dass man unter so vielerlei zum Theil sehr sonderbaren Producten des unterirdischen Feuers nirgends wahre Gläser und eben so wenig Bimsstein entdecken kann. Selbst Asche ist selten, denn nur ein feiner Sand, dem Glimmersande sehr ähnlich, oft schwarz von Farbe und glänzend, wird ausgeworfen. Aschenregen sind auch den Antucanen nicht erinnerlich, wohl aber erzählen sie von ungeheuren Steinmassen, die bei dem letzten Ausbruch in unglaubliche Entfernungen geworfen worden sind. Eine solche von wenigstens 8000 Pfund Gewicht liegt isolirt am Ufer des Sees; da die Entfernung zum Krater nicht über eine halbe Meile beträgt, mag man der Versicherung, dass der Block damals in der Gegenwart Mehrerer herabfiel,

eher glauben als der Erzählung, dass gleichzeitig grosse Steine, aus demselben Schlunde ausgestossen, in die Mitte einer Handelskaravane, die sich zwölf Leguas entfernt befand, niedergefallen seien. — Der Vulcan von Antuco ist einer von denjenigen, die das merkwürdige Phänomen darbieten jede grössere Eruption mit der Ergiessung einer gewaltig grossen Wassermasse und zwar von kalter Temperatur zu beschliessen. Jeder Einwohner des Thals weiss dieses und hält es für etwas Sonderbares, allein Keinem ist auch nur entfernt bekannt, zu welchen Vermuthungen, Zweifeln und Streitigkeiten die Erzählung solcher Thatsachen durch Reisende, welche Quito einst besuchten, gegeben habe. Dass andere Vulcane sich eben so verhalten, dass jene Erscheinungen Theorien zu stürzen drohten, wissen die einfachen Landleute nicht, und eben darum darf man ihrem Bericht als unparteiisch völlig trauen. Es scheint, dass 1820 der letzte grosse Ausbruch stattgefunden hat. Kaum waren die gefährlichsten Erscheinungen vorüber, so setzte eine lang aufgehaltene Karavane sich nach dem Pehuenchenland in Bewegung. Sie fanden am Fusse des Vulcans den Boden bis in grosse Tiefe von einem Wasserstrome aufgerissen, der immer noch, wiewohl verringert, floss, und aus einer Spalte des Kegels drang. Alles war mit übelriechendem rothgelben Schlamm bedeckt, der, besonders in den Vertiefungen alter Lavabetten klafternhoch angehäuft, die Sicherheit der Reiter sehr bedrohte. Der stets durchsichtige Laxastrom war durch jenen Schlamm zum schmuzigen Gewässer geworden, welches sich nur mühsam fortwälzte, und seine getödteten Bewohner an den Ufern absetzte. Jenes mehrmals von mir untersuchte Bett ist 20 bis 30 Schritte breit, 3 bis 15 Schuhe tief, und geht durch uralte Trümmern losen Schutts. Wenn auch zu steil um lange verfolgt zu werden, erkennt man es doch noch als tiefe Furche auf der Hälfte des Vulcans, und weiter oben mag es verschüttet sein. Am Krater sieht man von ihm keine Spur, allein dass aus ihm der Wasserstrom hervorgebrochen, behaupten die Antucanen, weil gleichzeitig ein grosses Stück des höchsten Ringes *(el Sombrerito)* herabfiel. Ob nun jene Wasser- und Schlammergiessungen Folgen der Infiltration der Gletscher sind, oder durch Verbindungen entstehen, die der vulcanische Herd mit dem nahen unergründlich tiefen See hat, dies wird kein späterer Forscher leicht entscheiden.

Die Einsammlung von Laven aller Art zunächst dem Krater war kein leichtes Geschäft, denn man räumt oft mehrere Centner Schlacken weg, ehe man etwas noch Ungesehenes aus der gleichartigen Anhäufung herausfindet. Der Wunsch Stücke der zinnoberrothen Laven zu erhalten, die schon von Tucapel aus sichtbar sind, wurde vereitelt, denn ihre Ströme sind gerade an den unzugänglichsten Stellen nach W. herabgeflossen, wo die haltungslose Steilheit und die Gefahr von nachrollenden Steinen mit fortgerissen zu werden das Hinabsteigen verbieten. In den Geröllen des Thals kommt zwar eine braunrothe Lava vor, allein so verwittert und in so kleinen Stücken, dass wenig an ihnen zu sehen ist, vorausgesetzt, dass sie wirklich jenem bunten Strome angehört hätten. Fast eine Stunde war auf der höchsten Spitze verbracht worden, und obwohl nahe an der Mündung, schützte uns der Wall derselben und der Wind vor dem erstickenden Dampfe. Nur Durst quälte uns beide im unerträglichsten Grade, und ihn durch die hellen Eiszapfen zu stillen, welche an der Südseite der grösseren Blöcke hingen, gelang uns nicht, denn wenn auch in der Farbe unverändert, theilten sie, während des Schmelzens in der Mittagsstunde vielleicht von Rauch getroffen, den widerlich tintenhaften Geschmack, der allen andern Dingen um den Krater anklebte. Die wenigen Lebensmittel, die der Diener einstweilen auf den Boden gelegt hatte, waren von Sandkörnern getroffen worden und gleichfalls ungeniessbar, indem sie uns wie mit Eisenvitriol gewürzt vorkamen. Doch waren diese Leiden unbedeutend im Verhältniss zu denjenigen, die bei Windveränderung oder gar dem plötzlichen Erscheinen eines Unwetters uns getroffen hätten, eine Betrachtung, die uns zum Rückzuge veranlasste, sobald der Zweck der Ersteigung, der nur in Sammlung der Producte des Kraters, nicht aber in einer Reihe physikalischer Versuche bestehen konnte, erreicht war. — Wir ruhten einige Zeit auf den Felsstücken aus, die überall verstreut liegen. Die Aussicht ist unermesslich, allein nicht malerisch. Wenn man auch Chile von Talca bis Villarica, also in einer Ausdehnung von fünf Breitegraden übersieht, so hat das Bild zuviel Landkartenartiges, um schön zu sein. Die Einzelnheiten verschwinden, und die Unermesslichkeit des Raums, in dem sich der Blick verliert, ist entfernt davon angenehm auf den Beschauer einzuwirken. Die Contraste, welche von der

Spitze der südeuropäischen Vulcane bemerklich sind, fallen hier weg. Der Berg von Antuco liegt in der Mitte einer wilden und einsamen Gebirgsgegend, denn das dünnbewohnte Thal, das einzige, in welchem in weitem Umkreise Menschen leben, verliert sich zwischen den öden Bergen der niedrigeren Ordnungen und den beschneiten Riesen, welche nie der Fuss eines Sterblichen betrat. Die Freundlichkeit und der mannichfaltige Wechsel der Ansichten schwinden vor einem Ernst und einer schreckenden Grossartigkeit, welche den Beschauer einschüchtert und dem gaukelnden Spiele der Phantasie abhold ist. Unmöglich würde es sein die Gefühle zu beschreiben, die auf den Gipfeln der Anden den einsamen Ersteiger ergreifen, wenn er mit Mühe sich über die Regionen emporgeschwungen, in denen die leichten Sommerwolken zu segeln pflegen, und wenn Rauch und Dünste ihn gelegentlich umhüllen, die in jenen geheimnissvollen Tiefen ihren Ursprung finden, wo kein menschliches Auge je spähend eindringen wird. Das öde Schweigen solcher Höhen wird nur durch das Zischen der einzeln hervorbrechenden Rauchsäulen unterbrochen; es vermehrt das Grauenhafte des heissen Bodens, aus dem der eingestossene Stab sogleich Dämpfe hervorlockt, und der schwarzen Schlackenmassen, die rings umher und tief unten in den Thälern die pflanzenlose Oberfläche bedecken. Das unaufhörliche Erzittern der Spitze, das laute Rollen in dem tiefen Schlunde und der Mangel an lebenden Wesen erinnern den Ersteiger, dass er sich in eine Gegend gewagt, die nie für menschliches Treiben berechnet war, wo die Natur ihn mit Drohungen empfängt und daran mahnt, dass solche Regionen ihm fremd bleiben müssen. Von dem stets erbebenden Kraterrande gewahrt man zunächst die starren Gletscher der Silla und weiterhin die zweite Kette der Anden, die mit der ersten parallel verläuft. Noch ein Vulcan, dem unbekannten Innern der patagonischen Anden angehörig, ist nach Morgen sichtbar, und zahlreich sind die glockenförmigen Dome aus Porphyr, welche, ohne je selbst Feuer ausgeworfen zu haben, dennoch durch unterirdische Kräfte einst emporgehoben wurden. An allen diesen Ketten läuft die Schneegränze horizontal mit der Gleichförmigkeit der geometrischen Linie gemarkt dahin, denn ihre kleineren Unregelmässigkeiten verschwinden in solchen Entfernungen. Der Blick müsste sich in das Innere des fabelreichen Patagoniens verlieren, begränzten nicht niedrige Berge den Horizont,

die sich nach S. fortziehen und die Thäler bergen, in denen das friedliche Volk der Huillichen wohnt. In täuschender Nähe zeigt sich die weite sandige Ebene am östlichen Fusse des Vulcans und der unbelebte See, und weiterhin nach Mitternacht erstreckt sich die Cordillera von Chillan, als eine acht Meilen lange Gebirgsebene, auf deren gleicher Fläche der Schnee nie schmilzt. Nach Abend ist allein die Ansicht freundlicher, denn unverdeckt gewahrt man die weiten Ebenen der reichen Südprovinz und ahnet den Lauf der Flüsse fast allein aus den dunkeln Waldstreifen, die ihre Ufer schmücken, denn selten verräth sie das Blitzen ihrer Flächen, da wo ein Sonnenstrahl sie trifft. Leicht müsste man den grossen Ocean entdecken, begränzten ihn nicht niedrige Hügelreihen. Was Menschenfleiss an wenigen Orten erschaffen haben mag, entgeht dem Auge in solcher Entfernung; das Dorf von Antuco ist nicht sichtbar, und nur die weissleuchtende Palissade des Forts von Tvun-Leuvu bringt die Existenz verwandter Wesen in Erinnerung.

Das Hinabsteigen von dem hohen Gipfel war fast noch gefährlicher als das Erklimmen, obwohl wir in weniger als einer Stunde die Ebene wieder erreichten, wo de Serra uns erwartete. Eine querüberlaufende, ziemlich breite Eisspalte, die wir im Ersteigen, ohne sie zu bemerken, zur Seite gelassen hatten, wäre uns auch diesmal unbemerkt geblieben, da die grosse Steilheit der Bergseite sie dem Auge entzog, hätte nicht die eingeschlagene Richtung uns plötzlich in ihre Nähe gebracht. Der Versuch sie zu umgehen blieb zwar übrig, allein auf dem steil geneigten Abhange war er nicht ohne Gefahr, da an einem Orte frischgefallener und an der Oberfläche glattgefrorner Schnee den Tritt unsicher machte. Plötzlich auszugleiten, niederzustürzen und mit beschleunigter und haltungsloser Schnelligkeit nach der breiten Spalte hinabzufahren war das Ergebniss eines unglücklichen Augenblicks. Der instinctartig entstandene Gedanke, dass bei der Ankunft an dem schroffen Rande durch einen selbstgegebenen Schwung vielleicht das andere Ufer zu erreichen sein möchte, wurde ausgeführt. Die Schnelligkeit der Bewegung auf der schiefen Ebene, der glückliche Umstand, dass ich nicht rollend, sondern liegend, und zwar mit den Füssen nach der Spalte gerichtet hinabfuhr, begünstigte die Rettung. Ein gewaltsames Aufstemmen der Arme und Hände warf den ohnehin

schon sehr rasch gleitenden Körper im flachen Bogen durch die Luft, und glücklich landete ich, und zwar in aufrechter Stellung und unbeschädigt, auf dem entgegengesetzten Rande, der gegen sechs Fuss tiefer liegend die Spalte von zwölf Fuss Breite einschloss. Wäre die Bergseite minder steil und also die Schnelligkeit bei dem Hinabgleiten geringer gewesen, so hätte schwerlich das freiwillige Fortschleudern durch die Luft von dem Stürzen in die Spalte und einem furchtbaren Tode retten können. Empfindlich war der Verlust des grössten Theils der vulcanischen Producte, die in der Nähe des Kraters gesammelt worden waren und, in ein grosses Tuch gebunden, in die Spalte fielen. Der Diener, welcher den Fall mit angesehen, zitterte so, dass ihm für lange Zeit das Weitergehen unmöglich war. Ein zugeworfener Lasso, an den er sich festband, so lange ihn sein Weg oberhalb der gefährlichen Oeffnung hinführte, gab ihm mehr Muth. Er erreichte endlich eine Verengerung der Spalte und sprang von grosser Angst befreit herüber. De Serra war vor Staunen über die unversehrte Rückkehr stumm und würde nie das Gelingen derselben geglaubt haben, hätten nicht schwarze Tücher, an Stäbe gebunden, die uns statt Flaggen dienten und auf dem Schnee des Gipfels leicht erkennbar waren, ihn überzeugt, dass wir am Rande des gefürchteten Schlundes glücklich angekommen. Die beste Erfrischung bot der Schnee, der, in der Mittagssonne geschmolzen, in kleinen Höhlen der Laven sich angesammelt hatte und ohne mineralischen Beigeschmack war. Gestärkt eilten wir über die steilen Lehnen hinab und begrüssten bald wieder die erste Pflanze, die höchst sonderbar gebildete Nassauvia *(N. nivalis. Poepp.)* mit silberglänzenden, tiefgefurchten Blättern, die wie Schuppen den Stengel decken. Sie wächst da noch, wo Kälte oder die grösste Unfruchtbarkeit alles andere Pflanzenleben hindert, und kam sogar noch mitten in dem Schnee vor. Vor Sonnenuntergang noch war die Region des Nirrhe erreicht, allein Tausende von Stechfliegen fielen gleichzeitig über uns her. Unser Lager und das Gepäck fanden wir wie es am Morgen verlassen worden war, und die Pferde, welche wohl ihre Erlösung ahnen mochten, wieherten uns freudig entgegen. Durch gemeinsame Arbeit brachten wir eine Wand aus Steinen und Baumästen zu Stande, die so undurchsichtig war, dass wir uns den Genuss eines wärmenden Feuers gestatten durften, ohne Furcht aus weiter Ferne schon entdeckt zu werden, und in der That war

der Kältegrad um Mitternacht so heftig, dass wir die Gluth des lodernden Nirrhe wohl vertrugen. Vor Tagesanbruch schon gerüstet, trieben wir unsere Pferde nicht ohne Mühe über die Felsenwand in das Thal hinab, wo alle glücklich, wenn auch mehr oder minder verletzt, ankamen. Nahe am See wurden noch einige höchst interessante Pflanzen gesammelt, und endlich der Platz genau untersucht, wo sich der Laxa einen Ausweg bahnt. Von ihm wird viel gefabelt und in Concepcion glaubten die gebildetsten Männer der Sage, welche den Strom so eingezwängt und rasch beschreibt, dass eine hinabgeworfene Bleikugel, ohne zu sinken, weit auf ihm forttriebe. Da wo derselbe aus dem See hervortritt, empfängt ihn eine basaltische Schlucht mit regelmässigen Wänden, die einem Mühlgerinn nicht unähnlich ist. Der Fluss ist in der That in dem dreissig Schuh breiten Bette bei grosser Tiefe und vielem Fall so eingeengt, dass er, selbst ohne eine Welle zu schlagen, mit ausserordentlicher Schnelle dahinschiesst, allein bei alle dem trägt der Spiegel des dunkeln Wassers eine leichte Lavatafel nur wenige Schritte und lässt sie dann versinken. Am späten Abend war das Fort erreicht. Es schien als wolle das Schicksal selbst die bewiesene Ausdauer lohnen, denn ein von Concepcion gekommener Officier hatte, da er mich in Antuco nicht getroffen, zu meiner nicht geringen Freude ein Paket bis in diese Wüste mitgebracht, welches Briefe aus dem fernen Vaterlande und dicke Hefte von Londoner Zeitungen enthielt, mit denen ein deutscher Freund in Valparaiso mich bedachte. Nach fünfmonatlicher Entbehrung aller fremden Kunde bereiteten sie einen schwer zu beschreibenden Genuss. Die Officiere nahmen herzlich Theil an der unverhofften Freude, und die rohen Soldaten, denen Gutmüthigkeit und Dankbarkeit für manche frühere Spende an gefüllten Schläuchen und Tabak nicht fehlte, sammelten sich mit ungewohnter Freundlichkeit um unsere Gruppe, denn in solchen Garnisonen, am äussersten Ende der civilisirten Welt, herrschen nicht die strengen Rücksichten, die in Europa nöthig sind. Der Soldat schliesst sich in solchen Oeden mehr an den Vorgesetzten, und manche Schranken fallen, was der Freund der strengen Disciplin in unserm Welttheil schwerlich gutheissen würde. Innerhalb der schützenden Palissade und im Gefühl der Sicherheit, welches aus dem Ruf der Wachen entstand, schien die Rückkehr unter Menschen neuen Reiz bekommen zu haben, und wir bedurften diesmal nicht des begünstigten

Trommelschlägers zur Unterhaltung, der manchen Abend bei den botanischen Besuchen des Forts die Officiere und mich mit selbsterfundenen Erzählungen in Sinbad's Styl vergnügt hatte. Aus dem spärlichen Vorrath von Wein wurde ein wärmendes Getränk bereitet, und die Mitternacht traf uns noch im Gespräch über die Wunder des Kraters, von denen Keiner eine richtige Idee besass. Die Ersteigung des Vulcans hatte mich, weil man glaubte dazu einen mehr als gewöhnlichen Muth voraussetzen zu müssen, um vieles höher in der Achtung der halbnackten Krieger gestellt. Sie verschaffte mir unter den Landleuten Antucos das etwas unwillkommene Ansehen, welches unter abergläubischen Menschen sonst nur Diejenigen geniessen, denen man Gewalt über Mächte zutraut, von deren Umgang der gewöhnliche Sterbliche am besten sich weit entfernt hält. Es dauerte nach der Rückkehr in das Dorf wohl einige Tage, ehe die Bekannten den vorigen vertraulichen Ton von Neuem annahmen, und lächerlich genug erbat sich damals ein Landmann, nach manchem bangen Vorwort und dem dargebotenen Opfer einiger Hühner, von mir zu seiner Ernte einige Tage regenlosen Wetters. Dem Chileno ist der Vulcan nicht minder als dem kupferfarbenen Wilden ein Gegenstand des abergläubischen Schreckens. Obwohl ein Christ und stolz darauf es zu sein, verlegt der Einwohner der Südprovinz nach den Vulcanen den Sitz des unterirdischen Geisterreichs. Bald drohend, bald höhnend verkündet dieses durch lauten Donner das Herbeiziehen der feindlichen Indier, und die bedauernswerthen Landleute retten ihre Habe und Familienglieder nach unzugänglichen Gegenden, sobald die Stimme jener hämischen Mächte ertönt. Der Indier weist dem launischen Princip, dem er den Namen des Pillan beilegt, dieselben Feuerschlünde zum Wohnort an, und Mancher meint, der Krater sei der Eingang in die Welt des nebelhaften Jenseits. Führt ihn ein Raubzug an einem solchen Berge vorüber, so hält er an und wendet sich ernst nach dem schwarzen Kegel, um unter leisem Murmeln dem drohenden Bewohner der Unterwelt irgend etwas von seinen besten Besitzthümern zu opfern, und oft bemerkt man wie die Pehuenchen, selbst wenn sie sich in sicherer Entfernung befinden, zur Sühne den Dampf von Tabak nach dem Vulcan blasen. Donnert es aber ungewöhnlich heftig im tiefen Innern, entquellen dickere Wolken dem Schlunde, so kehrt der Indier um. Sein Gott zürnt ihm und Verderben würde dem Halsstarrigen

zum Lohn, der diese Warnung keck verachtend weiter zöge. Wenn Völker, die auf einem nie völlig ruhigen Boden und im Angesicht zahlreicher Vulcane geboren wurden, solchen Aberglauben hegen, so ist dies ein Beweis von der Grossartigkeit der Erscheinungen, die selbst die Phantasie des stumpfen Wilden beschäftigen und durch keine Angewöhnung ihm gleichgültig werden können. Das Land der Pehuenchen mag in dieser Hinsicht viel Neues dem künftigen Erforscher bieten. Asphaltseen von grosser Ausdehnung befinden sich, wie sie erzählen, in der Gegend des Coypu-Leuvu, wo eben so wie in Maynas unermessliche Lager von Steinsalz eine Verwandtschaft der Ursachen anzudeuten scheinen, die einmal die thätigen Krater öffnen, und unfern von ihnen die Bildung von Salz in grossen Mengen veranlassen konnten. In denselben unbekannten Gebirgen giebt es Quellen, die durch periodische Ausstossung siedendheissen Wassers dem Geyser Islands gleichen, und nackte Ebenen, wo der Indier, nach seiner Erzählung, sich Feuer durch Anzündung von Gasströmen verschafft, die einer tief in den Boden gestossenen Lanze zu folgen pflegen.

Der Aufenthalt in Antuco beschloss ein zweijähriges Leben in Chile. Der grössere Theil dieser Zeit verstrich fern von den Städten des ersten Ranges, der Sommer namentlich in abgelegenen Gegenden und unter Menschen, auf die der Geist der Häfen nicht eingewirkt haben konnte, und deren Art und Weise wohl volksthümlich zu nennen war. Sowie in die Beschreibung der Ergebnisse der ersten Zeit kein Urtheil über die Bewohner Chiles im Allgemeinen eingeflochten ist, eben so wenig wurde auch dasselbe in der Wirklichkeit gefällt, bis mehr als zwanzig Monate von Erfahrungen es zu erleichtern und richtiger zu machen versprachen. Auch an diesem Orte soll als Summe des längern Lebens unter den Chilenen kein allgemeines Urtheil über ihr Moralisches ausgesprochen werden, denn selten möchten einem Menschen die hohen Gaben geworden sein, um dieses nach kurzer Zeit mit nie irrender Richtigkeit thun zu können. Die Aufgabe ein Volk zu schildern, das, weit von uns entfernt, seit wenig Jahren erst der Welt zugänglich ward, und von tausend neuen Einflüssen berührt, gewissermassen im Entwickelungskampfe liegt, ist nicht so leicht wie die Aufstellung des Gemäldes, welches die Natur eines Landes bietet. Die leicht einzusammelnden, leicht zu deutenden That-

sachen sind nicht in gleicher Menge da, und der Blick umfasst nicht mit einem Male die vielen Erscheinungen, die der Geübtere leicht zur klaren Uebersicht zusammenstellt. So wie das unansehnliche Gestein nicht selten die reichsten Goldkörner enthält, die nur des Kenners scharfes Auge entdeckt oder der Zufall an das Licht bringt, so bieten ganze Völker bisweilen Seiten, die nur Vertrautheit auffindet und richtig abschätzt. Der oberflächlichen Urtheile sind daher stets viele; Persönlichkeit und allgemeine Menschenschwäche trüben die Klarheit des Ausspruchs, und im schlimmsten Falle kehrt wohl der Hass, der Stolz und andere böse Leidenschaften absichtlich nur das weniger Lobenswerthe heraus oder giebt auch dem Besten einen dunkeln Anstrich. Die politische Geschichte eines Volks ist die Geschichte seines Charakters, denn diese wird durch jene erst bedingt. Der seit Jahrtausenden unterdrückte Asiat, Besitzer eines reichen Landes, das ihn mit weniger Mühe nährt, allein unzählige Male die wildesten Eroberer herbeilockte, ist halb entmannt, und der Sklaverei gewohnt vermag er nicht mehr den Begriff des Wortes Freiheit zu entwickeln. Der kupferfarbene Natursohn, der Canadas Wälder als Jäger durchstreift, den die Armuth seines Vaterlandes vor allen Versuchen der fremden Eroberung sichert, der aber dabei mit seines Klimas Rauheit kämpft, wurde zum rohen Menschen, der sich nimmer der Knechtschaft freiwillig unterwirft, und unter ihrem nicht länger vermeidlichen Joche hinstirbt. Auf Chile mag derselbe Satz leicht seine Anwendung finden. Vor drei Jahrhunderten zog ein Haufen von heimathslosen Abenteurern auf grossen Umwegen von Peru dahin, um die unermesslichen Schätze zu erbeuten, welche die Phantasie der Conquistadoren in alle unbekannte Länder verlegte. Meistentheils waren diese Menschen in Feldlagern gross geworden und hatten in den Schlachten schon gefochten, welche den erbitterten Kampf des Kaisers Karl und seines Gegners Franz begleiteten. Dem bewegten Europa entgangen waren sie auf den friedlichen Gefilden einer neuen Welt angelangt, deren Gestaltungen sie befremdeten. Allein die alte Unruhe, Eroberungssucht und Geldbegier hatten sie über die Meere begleitet, und erbittert über die Beschwerden, welche das fremde Land ihnen entgegenstellte, ungeneigt dieselben unbelohnt zu tragen, quälte sie eine Habsucht, die zur unersättlichen wurde. Wie Wölfe stürzten sie auf das Beute bietende Land, und die Hunderttausende der unkrie-

gerischen Kinder der Incas unterwarfen sich zitternd dieser Handvoll von geharnischten Männern. Den Ansprüchen Aller in gleichem Masse zu genügen war Peru allein zu arm. Ein neuer Schwarm fand sich in kurzer Zeit zusammen, und diese glückliche Verminderung der Zahl unruhiger Köpfe half noch auf kurze Zeit die Katastrophe verschieben, die endlich eintrat, als der stolz gewordene Eroberer sich allzu unabhängig fühlte und selbst des Kaisers gefürchtete Majestät verachtet oder gar verspottet wurde. Almagro's Zug entführte viele jener Spanier, die, in der Meinung ein Dorado zu entdecken, Peru verliessen. Doch ehe sie die schönen Gefilde Chiles erreichten, befielen sie im Schoss der Anden jene furchtbaren Winterstürme, die an zwei Drittheile des ungeheuren Indierheeres tödteten, das ihnen zur Hülfe mitgezogen war, und mancher Spanier sah das ebene milde Land nicht wieder. Der starre Geist der Eroberer, den noch bis jetzt nichts zu beugen vermocht hatte, war durch den Anblick solchen Elends so gebrochen, dass Jeder die vorigen Siege vergass und sich glücklich pries, als ihm die einfachen Indier des neuentdeckten Landes mit Freundlichkeit entgegentraten und Pflege boten. In kurzer Zeit war das Erlittene verschmerzt, und da der Norden Chiles sich ohne Widerstand dem neuen Joch gebeugt hatte, erwachte der alte Trieb dem nach immer grösseren Fernen fliehenden Ziele zu folgen, um endlich noch das Land zu entdecken, in dessen wunderbarer Ausschmückung sich seit Columbus schon die Phantasie erschöpft hatte. Zum erstenmal war es den Spaniern aufbehalten ein Volk zu treffen, das ihren Anblick mit Gleichmuth ertrug und sich nicht scheute ihren Angriffen zu begegnen. Nach manchem harten Kampfe gelang es erst den Europäern festen Fuss zu fassen, allein sehr zeitig erkannten sie, dass ihrer nicht ein goldner Lohn in diesem Lande warte. Einen mörderischen Krieg allein bot der bestrittene Boden den Weissen, die meistens sich zufrieden fühlen mussten, wenn Festungen sie vor den Angriffen ihrer unermüdlichen Feinde sicherten. Sie wurden bald des Kampfes müde, der ihnen keine Vortheile versprach. Weit geschieden von dem in Bürgerkriege versunkenen Peru, und endlich sich nach Ruhe sehnend, verwandelten die müden Conquistadoren das Schwert zum Pflugschar, und waren froh ein Land gefunden zu haben, das schöner war als die halbvergessene Heimath, und das ruhige Glück des stillen Bürgerlebens mehr versprach als das silberreiche Peru. Die Spanier

waren in ihrem Theil des Landes die einzigen Bewohner, denn was von Indiern, das alte Besitzthum schrittweis vertheidigend, nicht gefallen war, floh vor der Weissen Knechtschaft, oder sammelte sich im fernen Süden, um einen Krieg, den kaum zweihundert Jahre enden konnten, an den Gränzen fortzuführen. So blieb der weisse Bewohner Chiles ohne jene fremde Mischung, die wie ein Fluch auf Amerikas schönsten Ländern lastet. Das neue Reich bot nicht die Schaaren von willenlosen Eingebornen, die ein Machtspruch der Freiheit beraubte und die als Sklaven, demüthig und kaum klagend, dem schweren Joch des neuen Herrn erlagen. Mit eigner Hand musste der Ansiedler den Boden bearbeiten, der einen langsamen, aber sichern Gewinn versprach, und an vielen Orten musste neben dem Pfluge das Schwert liegen. Zog auch Mancher von Widerwillen erfüllt von dannen, um in Peru einem andern Glück nachzustreben, so war aus vielen Gründen doch der Besitz des Landes der spanischen Krone von grosser Wichtigkeit, und daher geschahen manche Schritte um seine Einwohner zu vermehren. Wieviel man aber auch in dieser Hinsicht that, so blieben doch allein die Armen und Arbeitsamen aus dem Gemisch zurück, welches Europa im siebzehnten Jahrhundert nach Amerika ergoss. Die spanische Provinz Galicien ist trotz des fruchtbaren Bodens zu klein für ihre Bevölkerung, die mit Recht den Ruhm besitzt mehr thätig, gemüthlich, körperlich stark und der Arbeit hold zu sein als in irgend einer andern Gegend der Halbinsel. Dem Luxus feind, von Jugend auf der harten Thätigkeit gewohnt und dem Feldbau geneigt, fanden die Gallegos in Chile ein Land, das ihren Wünschen ganz entsprach, und daher wanderten sie von jeher lieber dahin aus, eben so wie der handeltreibende Catalan fast allein nach Mexico, der adelstolze Biscayer nach Peru zog. Der Galicier, den man den Pommern Spaniens nennen darf, verpflanzte nach der neuen Welt seine Arbeitsamkeit und häuslichen Tugenden, allein das Vorurtheil Europas verfolgte ihn auch da, denn mit Hochmuth blickte der Adel Limas auf den Chilenen, den einfachen Landmann, und selbst die neueste Zeit hat noch diese Gesinnungen nicht zu verwischen vermocht, die sogar sich in Hass zu verwandeln drohen, da gerade dieser geringgeschätzte Chileno es war, der den ohnmächtigen Peruaner vom spanischen Joche befreite und in Beziehung auf Civilisation und allgemeines Fortschreiten ihn weit hinter sich zu lassen droht.

Viele Jahre blieb Chile mehr als irgend ein anderes Land des spanischen Amerika von aller Verbindung mit der alten Welt gesondert; sein Handel wurde von Peru aus getrieben, seine Regierung befand sich in demselben Lande. Wenn nicht die Indier Kriege führten, die man jedoch recht bald auf die äusserste Gränze zu beschränken wusste, so störte nichts die einförmige Ruhe, denn Chile bot weder dem Ehrgeiz noch dem Golddurst ein so grosses Feld wie sein Nachbarland. Bürgerkriege und die Uebel, die von einem Uebermasse von Negern oder Indiern unzertrennlich sind, erschütterten Peru schon zeitig, und wenn die ersteren auch ein Ende fanden, so mehrte sich das letztere mit jedem Jahre, während Chile von ihm verschont blieb. Die Silberbergwerke waren dem spanischen Peruaner die einzigen und oft sehr trügerischen Quellen eines Reichthums, der am Ende dem Volke keinen wahren Vortheil gab. Der Chileno hingegen baute seinen Boden an, und erlangte zeitig zur Arbeit Neigung, ohne welche er nicht wohl bestehen konnte. Wo die Natur dem selten dankbaren Menschen ihre Gaben spendet, ohne auch nur einen mässigen Zoll von Arbeitsamkeit zu verlangen, erschlafft der allzusehr Begünstigte und wird zum sinnlichen Wesen, dem allein die Oberflächlichkeit gefällt, dem die Ergründung grösserer Tiefen unwillkommne Anstrengung kostet. Darum kommt so selten eine von den schönen Blüthen zur Entwickelung, die man an den Eingebornen der herrlichen Gegenden zunächst dem Aequator in den ersten Jahren ihres Lebens bemerkt. Die Bewohner der Länder, die von der Natur minder begünstigt erscheinen, sind fast immer weit glücklicher als jene, über die sie das Füllhorn ihres reichsten Segens ausgegossen hat. Wo der Bewohner gezwungen ist auf den Kampf mit Einflüssen einzugehen, die ihm die Natur, wenn auch nicht als unüberwindliche, entgegenstellt, erblüht im Vorzug Kunst und Wissenschaft; unermüdet wirkt die Industrie, und als Andenken der arbeitsamen Generationen bleiben manche Schöpfungen das geschätzte Erbe einer dankbaren Nachwelt. Die stets wiederkehrende Nothwendigkeit dem einmal eingeschlagenen Wege zu folgen verleiht dem ganzen Volk eine moralisch grössere Stärke, erhält die Sittigung und mehrt sie, wie ein Jahrhundert nach dem andern verstreicht. Das milde Chile liegt auf jenen schönen Breiten, wo wohl der Mensch der Anstrengung bedarf, um seine Existenz zu sichern, wo aber keinesweges die härteste Arbeit erfordert wird, um

eine spärliche, oft ungewisse Nahrung zu erlangen. Dem Landbau bietet es ein weiteres Feld als seine Nachbarländer, und dasselbe Besitzthum wird dem Arbeitsamen das Brot, den feurigen Wein und die bekleidende Wolle liefern. Die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Verbindung, um die Zwecke des Ackerbaues erreichen zu können, hat dort ein im übrigen Amerika nicht sehr gewöhnliches Nachbarleben herbeigeführt, und manche häusliche Tugend hat sich durch dasselbe entwickeln müssen. Nicht Alle konnten im Landbau gleichzeitig Beschäftigung finden, denn die Cultur der europäischen Cerealien erfordert zehnfach mehr Raum als die der tropischen Nahrungspflanzen, und daher entstanden in Chile zeitig manche andere Beschäftigungen, die der Bewohner tropischer Gegenden nicht kennt oder nicht liebt. Da unvermindert diese Ursachen fortwirken, so wird aus dem einfachen Gebäude des Urzustandes eines ackerbauenden Volkes in Chile bald ein grossartiger Tempel menschlicher Industrie sich erheben.

Nur unter den angeführten Gesichtspunkten darf der Chileno beurtheilt werden, und wer den europäischen Massstab ohne Beschränkung auf ihn anwenden wollte, wird nie zu klarer Ansicht über ihn gelangen. Ein Volk, welches dreihundert Jahre von der Welt getrennt in höchster Einförmigkeit und ohne Gelegenheit zum raschen Vorwärtsgehen nach der Väter alter Weise lebt und wirkt, muss auf das ausserordentlichste von Veränderungen berührt werden, die ihm auf einmal die lange versagte Verbindung gestatten. Nach kurzem ungewissen Zustande ist der Chileno thätig aufgetreten, um die gebotenen Vortheile sich zuzueignen, und was vor zwölf oder funfzehn Jahren Fremde von Mangel an Industrie und Unwissenheit sagten, gilt heute nicht mehr. Mit Begierde hat er die vielen Verbesserungen, die er durch Europäer kennen lernte, ergriffen und schnell das alte Vorurtheil von sich gewiesen; ein scharf berechnender Geist hat sich in allen Classen kund gethan, und des Landes vielfache Hülfsquellen werden mit jedem Tage besser benutzt. Der Hang zum Tändeln und zur Oberflächlichkeit ist dem Volk nicht eigen, im Gegentheil spricht sich die Fähigkeit gleich ruhig und gleich schlussgerecht zu denken in ihm besonders aus. Es ahmt mit grosser Leichtigkeit das Fremde nach und zeigt dabei eine nicht gewöhnliche Ausdauer, und oft

hat man Gelegenheit den Fleiss und die Erfindungskraft zu bewundern, die ihm mit sehr geringen Mitteln die Betreibung der mechanischen Geschäfte erlaubt, zu denen der Europäer vieler Vorrichtungen bedarf. Schön paart sich mit diesen Eigenschaften die Leichtigkeit der Auffassung. Es erregt Erstaunen, wie schnell selbst der unwissende Landmann die Ideen der Fremden sich zu eigen macht, wenn sonst dieselben ihn ansprechen, und die Thatsache, dass aus den Revolutionen in Chile weit früher als irgendwo in Südamerika ein fester Staatsverband hervorging, beweist es wohl, dass die Bewohner mit Richtigkeit das Bessere zu erkennen und zu bewahren verstanden haben. Noch erreicht die wissenschaftliche Bildung keinesweges diejenige des Nordens der Welt, allein nichts verbietet den Glauben, dass sie in der Zukunft einen hohen Grad erreichen werde, indem ihre früheren Hindernisse beseitigt sind. Die Mehrzahl der Gebildeten spricht gegenwärtig schon französisch, und die Universalsprache des Oceans, die englische, welche gleichzeitig an beiden Polen gesprochen wird, ist trotz der mechanischen Schwierigkeit für spanische Lippen vielen der jungen Kaufleute bekannt. Mit weit weniger Vorurtheilen gegen die Fremden erfüllt als die übrigen Amerikaner, ändert der Chileno in seinen häuslichen Sitten bereits Manches, was das feinere Gefühl für weniger schicklich erklärte. Das warme Blut des südlichen Menschen veranlasst eine Freiheit im Umgange mit den Frauen, welche der im hohen Norden Geborne im Gefühl einer ihm nichts kostenden Mässigung verdammt. Viel grösser ist die Strenge der Sitten geworden, und Keiner wird über Verletzung der Zucht in besserer Gesellschaft klagen können. Unter den untern Volksclassen herrscht in dieser Hinsicht noch immer viel von der alten Rücksichtslosigkeit, und in Valparaiso und andern Hafenstädten sogar viel Verdorbenheit; indessen geht sie nicht so weit, wie ein früherer Beschreiber dieses Volks behauptete, nach dessen Meinung es fast keine treue Frau und kein tugendhaftes Mädchen in Chile gab. Man hat zu oft von Valparaiso auf das ganze Land geschlossen, und der lebhafteste aller Südseehäfen, in welchem naturgemäss ein Sammelplatz sich für die niedrigsten Abenteurer bildete, hat manchen Fremden zu sehr verkehrten Urtheilen über das ganze Land verführt. In seinem Innern, wohin jedoch selten Fremde dringen, um sich länger aufzuhalten, fehlt Tugend und Familienglück so wenig als unter den besten Völkern unseres Welttheils. Die

Frauen haben ehedem mehr noch als die Männer durch die Unmöglichkeit sich im Lande auszubilden gelitten, denn ihnen war es nicht vergönnt Lima und Buenos Ayres in jener Absicht zu besuchen. Ausserdem herrschte vor zwanzig Jahren noch die Sitte sie, wie noch jetzt in Brasilien, entweder eingeschlossen zu halten oder ihnen doch zu verbieten sich im Hause blicken zu lassen, so lange ein völlig Unbekannter es besuchte. Fast durchgängig von angenehmen Aeussern, mit manchem schönen Talent versehen, welches der Pflege beraubt im Keim erstickte, mit Männern umgehend, die aus eignem Mangel an höherer Bildung es nicht vermochten auf sie vortheilhaft einzuwirken, und endlich von Natur mit grosser Lebhaftigkeit versehen, entbehrten die Chilenas manchen Reiz, den reine Weiblichkeit allein verleiht. Allein in wenig Jahren ist der Einfluss einer verbesserten Erziehung sehr sichtbar geworden, und die Töchter sind sehr verschieden von den Müttern. Der Umgang mit den gebildeten und ehrenwerthen Frauen, die, aus England und Frankreich stammend, als Gattinnen der Fremden in Chile leben, hat viel Veränderungen hervorgebracht, und gute Institute sorgen wenigstens in den Hauptstädten für weibliche Erziehung. Das Familienleben ist in den meisten Fällen ein glückliches; beide Geschlechter zeigen wenig von der Frivolität des tropischen Amerikaners, und daher sind die Beispiele zufriedener Ehen bei weitem nicht so selten wie in Brasilien oder in Peru. Die zügellose Neigung der Frauen zum Luxus, welche am Ende kein Mittel scheut, wenn es darauf ankommt Befriedigung zu suchen, die Gleichgültigkeit der Männer, mit einem Worte, die sehr üble Wirthschaft, welche in peruanischen Familien bisweilen auffällt, ist selten unter den Chilenen. In den wärmsten Gegenden Amerikas wird der Eingeborne viel zeitiger reif, und deshalb stellt sich der Sohn in einem Alter schon als unabhängig neben den Vater, wenn er in einem kalten Klima kaum daran denkt, dass er dereinst bestimmt ist völlig freien Willen zu haben. Die daher entstehende Herzlosigkeit und Kälte macht den Anblick des Familienlebens in jenen Gegenden eben nicht sehr angenehm. In Chile wird das Ansehn der Aeltern lange aufrecht erhalten, und schon aus der zum Gesetz gewordenen Sitte, dass der Schwiegersohn den altersschwachen oder verarmten Blutsverwandten Beistand leisten muss, geht hervor, dass man die Verhältnisse des Familienlebens nicht mit Gleichgültigkeit ansieht.

Zufolge eines im Norden ziemlich allgemein verbreiteten Vorurtheils sollen die Bewohner der milderen Länder stets etwas hervorstechend Leidenschaftliches, Unbeständiges besitzen. In Chile finden sich wenige oder keine Belege für die Richtigkeit eines solchen Satzes. Wenn auch jenes schöne Land die Anstrengungen des Arbeitsamen vielfach reichlicher belohnt als Neapel, wenn es eben so feurigen Wein liefert, wenn über ihm der Himmel mit weit seltener getrübter Bläue glänzt, so sind dennoch die moralischen Berührungspunkte zwischen dem Neapolitaner und Chilenen nur sehr geringe. Die Letzteren entwickeln zu allen Zeiten etwas Ernstes und Besonnenes, und selbst die Leute des niedrigsten Standes verrathen nie jene Art von Lebhaftigkeit, die sich völlig ungezügelt, bald in lauten Declamationen, bald in ausschweifenden Gesten kund thut. Eine sehr bestimmte Ruhe, welche kaum irgend einer Aufregung völlig weicht, und Besonnenheit in Gefahren zeichnen Alle gleichmässig aus. Auch bei öffentlichen Lustbarkeiten ist der Lärm nie im Verhältnisse zur Menschenmenge, und Berauschung allein vermag heftigere Ausbrüche zu erzeugen. Oberflächliche oder unfreundlich gesinnte Beobachter haben deshalb den Vorwurf der Gefühllosigkeit ausgesprochen, und geglaubt behaupten zu müssen, dass Indolenz und stumpfe Gleichgültigkeit die Chilenen alles höheren Schwunges unfähig mache. Es ist keineswegs zu leugnen, dass die Meisten ohne viele Zeichen äusseren Schmerzes das Unglück hinnehmen, und dass sie nur durch sehr grosse Beleidigungen aus ihrem Gleichgewicht zu bringen sind, allein angestammtes Phlegma ist gewiss nicht die Ursache dieses Verhaltens, zu dem die frühere Lage des ganzens Volks den Schlüssel giebt. Unter der spanischen Herrschaft, deren Joch im Allgemeinen nicht allzu drückend war, herrschte dennoch stets viel Aristokratisches, und auf keinen Fall wurde das unabhängige Erheben der niederen Stände geduldet. Schon aus den oben beschriebenen Verhältnissen der Landleute gegen die Grundherren, und aus der sehr ungleichen Vertheilung des Vermögens in einem Lande, wo allein gewisse privilegirte Classen vortheilhaften Handel treiben, öffentliche Aemter verwalten oder Ländereien besitzen konnten, geht hervor, dass eine sehr grosse Zahl der Eingebornen, wenn auch nicht in sklavischer Unterdrückung, doch unter vielen Rücksichten gegen die Begünstigten und Mächtigen leben musste. Daher lernten die Chilenen ihre Empfindlich-

keit bekämpfen, und jene anscheinende Ruhe ist mehr Folge der Angewöhnung und der Ueberzeugung als eines angebornen Stumpfsinnes. Ganz anders tritt schon jetzt der Chileno der jüngern Generationen auf, er ist weit weniger geduldig wenn ihm Unrecht geschieht, hat es gelernt seine eigne Sache zu führen, und legt sein Inneres unverhohlen dar. Jene Ruhe hat nicht, wie fast vorauszusetzen wäre, geheime Rachsucht und innern tief verborgnen Zorn zur Begleitung. Kalt überlegte Meuchelmorde, wo der Rachedürstende lange Zeit auf sein Opfer lauerte und keine Hindernisse scheut um seinem Blutdurst Befriedigung zu verschaffen, kommen kaum vor. Nur in der Trunkenheit, und ganz besonders bei dem Spiele, seiner einzigen aber verderblichsten Leidenschaft, zieht der Chileno das Messer, und Räubereien, welche ehedem in Folge der Revolution wohl auf den Hauptstrassen häufiger vorkamen, waren nur in seltenen Fällen mit Mord verknüpft. Wenn auch die polizeilichen Listen in Chile nicht so zuverlässig sind als in England, so ist es dennoch keinem Zweifel unterworfen, dass die Summe der Verbrechen, und namentlich der blutigen, unter gegebener gleicher Seelenzahl im letzteren Lande unverhältnissmässig grösser sei. Der gemeine Mann hat eher Neigung zu ungesetzlichem Verfahren einer andern Art, indem ihm heimliche Entwendung von Dingen nicht immer ehrlos dünkt, ein Zug der nicht auffallen wird, wenn man bedenkt, dass nur seit wenig Jahren erst ihm etwas in der Form einer besseren Erziehung geboten wurde, und dass selbst in Hinsicht der gewöhnlichsten religiösen und moralischen Bildung eine beispiellose Vernachlässigung stattgefunden hat. Auch sind es weit mehr die Fremden als die Eingebornen, die über Aeusserung solcher minder vortheilhaften Züge zu klagen haben; das Vorurtheil gegen sie, theils politischer theils religiöser Art, hat manche Vergehen herbeigeführt und entschuldigt, durch welche die Eingebornen stets in viel geringerem Grade gelitten haben. Mit grosser Ruhe versucht der Arbeiter, der Maulthierführer und ähnliche Menschen mehr, den Fremden im Preis für ihre Dienste zu übersetzen, und Vorsicht beugt allein in grössern Städten manchem Betruge vor; allein mit demselben Gleichmuth lässt der Fordernde es sich gefallen, wenn man ohne viele Worte ihm das Herkömmliche zahlt, und lacht, wenn er entdeckt dass der Fremde Erfahrung hat, oder, wie man wohl sagt, *muy ladino* sei. Derselbe Mann jedoch, der im Geschäft solche Ueberlistung nicht für unredlich hält,

wird sie nicht versuchen, wenn der Fremde sein Gastfreund ist, und weit entfernt davon gemeine Züge zu entwickeln, wird er ihm auf alle Weise ohne Eigennutz behülflich sein, und eine Freigebigkeit beweisen, die leicht den ungewohnten Fremden in Verlegenheit setzt. Ausserhalb der grossen Städte und fern von den sehr besuchten Landstrassen werden solche minder vortheilhafte Eigenheiten des Volkscharakters immer seltener, denn in dem Innern der Provinzen wird der Fremde so redlich und so freundlich behandelt, dass nur vorsätzliche Gehässigkeit ihm das erhaltene Gute in zweifelhaftem Lichte kann erscheinen lassen. Die Gastfreundschaft, obwohl naturgemäss aus den Umgebungen von Santjago und Valparaiso verschwindend, ist in allen entlegneren Gegenden noch unbeschränkt, und um so mehr verdienstlich, als sie durch Fremde in den letzten Jahren oft gemissbraucht wurde, und häufig keine bessere Erwiederung fand als kaltes Vornehmthun und ungerechte Kritiken.

Die Religiosität eines Volkes und selbst der Einzelnen wird grossentheils von der Höhe der allgemeinen sittlichen Cultur bedingt, die sie ihr eigen nennen dürfen. Glücklicherweise herrscht unter den Chilenen weder Unglaube noch Bigoterie. Ueberhaupt ist das Vorurtheil sehr ungegründet, welches bei Nennung südamerikanischer Religionsverhältnisse an spanische Inquisition, Scheiterhaufen, und mindestens an Gehässigkeit und Intoleranz denken macht. Der Chileno hängt seinem Glauben an, ohne deshalb Andersdenkende zu verachten oder gar zu verfolgen, und auf jeden Fall besitzt er mehr Toleranz als viele protestantische Secten der Vereinigten Staaten, wo in manchen Gegenden der ungewohnte Fremde zwischen Frömmelei und Unduldsamkeit seine Zeit sehr unangenehm verbringt. Man lebt als Europäer eines andern Glaubens sehr ungestört und ohne je ein Zeichen von Abneigung, die aus solchem Grunde entstanden wäre, zu bemerken. Wer nur einer kleinen Schwäche, der allzugrossen Meinung von der Vortrefflichkeit des eignen Landes, nachgiebt, die der Chileno mit allen Creolen theilt und welche leicht Entschuldigung findet, — wer sich den Sitten des Landes fügt, welche viel gegenseitige Aufmerksamkeit erheischen, — wer im Besitze eines fliessenden Spanisch, statt englisch wortkarg aufzutreten, mit freundlicher Bereitwilligkeit erzählt, und wer endlich gar diese Vorzüge durch musikalische Fertigkeit krönt, der mag mit

Sicherheit die freundlichste Aufnahme und eine dauernd gute und uneigennützige Begegnung erwarten. Die allgemeine Höflichkeit aller Stände, ihre Bereitwilligkeit zu dienen, und eine gewisse Liebe zur Beobachtung äusserer Formen haben den Chilenen Spott und Missdeutungen in Menge zugezogen. Man mag als Fremder wohl lächeln, wenn man zum ersten Male die ceremoniöse Höflichkeit bemerkt, mit der selbst Maulthiertreiber bei zufälligen Begegnungen sich anreden, nach dem Befinden fragen, und was dergleichen mehr sei; allein man wird nach kurzem Aufenthalt mit Vergnügen bemerken, dass eben diese Höflichkeit gewisse Gränzen der Zurückhaltung zu unverletzlichen gemacht hat, und dass man durch sie zum Gewinnenden werde. Der Chileno, gehörte er auch den untersten Ständen an, ist nie roh oder zudringlich, und wird es stets auf sehr gute Weise einzukleiden wissen, wenn ihn eine unwiderstehliche Neugierde treibt den Fremden aufzusuchen, den sein ungewöhnliches Geschäft auszeichnet oder der sonst der näheren Bekanntschaft werth scheint. Unverkennbar ist allgemeines Gefühl für das Schickliche, und mit grosser Leichtigkeit findet sich ein Jeder, ohne linkisch zu werden, in ein neues Verhältniss. Die einfachsten Landleute legen oft einen Zartsinn oder doch eine Schonung an den Tag, die wahrhaft überraschen und in dem gleichen Stande unserer Länder nur als Ausnahme vorkommen können. Es ist wohl Niemand, der mit diesem Volke länger in Verbindung war, im Stande ihm Gutmüthigkeit abzusprechen, denn Jeder hat mehr oder minder Beweise von derselben erhalten. Wenn man die Behandlung der Fremden in Peru vergleicht, wo Keiner, bei aller Vorsicht, ganz die Folgen des übel verborgenen Hasses vermeidet, wenn man erinnert wird, dass in Chile über dreitausend Spanier nach der Revolution zurückblieben, die man weiter nicht verfolgte und die nun den Söhnen des Landes gleichgeachtet sind, während der Peruaner, der nicht einmal im Stande war sich ohne Hülfe zu befreien, die von fremder Hand besiegten „Gothen" bis in die neuesten Zeiten noch unterdrückt hat, so hat man wohl Kriterien zur Beurtheilung des einen und des andern Volks. Dass der Chileno in Hinsicht seines geistigen Wesens von der Natur nicht minder begünstigt sei als sein Geburtsland es in physischer Hinsicht ist, und dass er alle Fähigkeit besitze die ihm gebotene Grösse zu erlangen, beweist am besten wohl die hohe Stellung, die er in wenig Jahren sich zu verschaffen wusste.

Der Herbst nahte und Pflicht rief nach einem andern Lande. Wie sehr auch Chile noch zu längerem Aufenthalt einzuladen schien, und wie reich lohnend auch die Früchte eines kühnen Zugs nach dem unbekannten Süden zu sein versprachen, so zwangen Nebenumstände dennoch zum unfreiwilligen Aufgeben dieses Lieblingsplanes. Mit Schmerzen trennt sich ein Reisender von Orten, die lange Zeit der Schauplatz seiner Thätigkeit gewesen sind, und empfindet doppelt schwer den Abschied, je mehr er in so fernen und unbekannten Ländern seinem nächsten Aufenthaltsorte im Gefühl der grössten Ungewissheit entgegengeht. Der Lieblingspunkt der kürzeren Excursionen, der herrliche Pico de Pilque, lohnte die letzte Ersteigung mit noch einigen Herbstblumen, gleichsam den freundlichen Gaben bei dem Abschied auf immer. Von den meisten Landleuten Antucos begleitet, mit manchem kleinen Andenken von diesen redlichen Menschen beschenkt, zog ich ungern und wehmüthig davon. Die Geleitung durch den raschen Strom nicht fern vom Dorfe übernahmen die verbündeten Indier. Die vornehmsten Kaziken hatten ihre Mannschaft versammelt, und brachten mich in langem Zuge glücklich nach dem entgegengesetzten Ufer. Auch sie schieden endlich; jedoch wird das Andenken an den hellfarbigen Fremden von jenseits des Meeres, der so lange unter ihnen wohnte, sich bei den gutmüthigen Antucanen nicht minder als bei jenen roheren Natursöhnen Patagoniens manches Jahr noch erhalten.

ANMERKUNGEN ZUM SECHSTEN CAPITEL.

1) Der Räuberkrieg der Pincheiras. — Als die Spanier sich genöthigt sahen zum zweiten Male das aufgestandene Volk der Chilenen zu bekämpfen, fehlte es ihnen nicht an der Unterstützung einer Partei, die zwar aus Eingebornen bestand, allein die Gesinnungen der übrigen nicht theilte. Die Republikaner legten ihr die Namen *Pelucones* oder *Godos* (Perückenträger, Gothen) bei, und verfolgten sie mit noch mehr Eifer als die Altspanier. Mancher sonst achtungswerthe Mann bekannte sich zu ihr, denn es ist ein Irrthum zu glauben, dass das Erheben der Südamerikaner gegen die spanische Herrschaft einstimmig geschehen sei, und alle Classen gegen die europäischen Gebieter eine gleiche Feindlichkeit bewiesen hätten.

Es hat lange Zeit erfordert, um nach der Trennung von Spanien eine grosse Zahl von Menschen, die dem neuen System sehr abgeneigt waren, auszusöhnen, und viele Bewegungen entstanden nur aus Rachbegierde jener Partei, der es bei allen dem bekannt war, dass sie der spanischen Macht nie wieder festen Fuss in Chile verschaffen konnte. Allein auch unter den niedrigsten Classen erklärten Viele sich für das Mutterland, nur mit dem Unterschiede, dass ihnen die Sache selbst so ziemlich gleichgültig war, Plünderung und Zügellosigkeit aber erwünscht kamen. An vielen Orten bildeten sich Guerrillas, die bald das Interesse Ferdinand's, bald die Sache der Republik zu verfechten vorgaben, allein darin sich glichen den Kampf für eine gute Gelegenheit zu halten, um den Leidenschaften den Zügel zu lassen, die in keinem Kriege so gehässig auftreten als dem, wo Zwingherren ihre wankende Macht über ein wenig gesittetes Volk zu befestigen suchen. Zu jener Zeit erklärte sich auch ein gewisser Pablo Pincheira, der bis dahin nur als gemeiner Tagelöhner in der Gegend von Chillan gelebt hatte, zum Freunde der Spanier, trat als Parteigänger auf, und zog gar bald eine Menge ziemlich losen Gesindels an sich, mit dem er wohl schon früher in Verbindungen gestanden hatte, die auch von den Spaniern nicht unbestraft gelassen worden wären, hätte nicht die Schlaffheit der Regierung überhaupt die Ungesetzlichkeit begünstigt. Als die Ereignisse die Auflösung der spanischen Macht herbeiführten, entfloh ein Haufen der Soldaten in das Land der Indier jenseits des Biobio, und noch wurden einige Zeit Versuche gemacht durch Hülfe der Araucanischen Völkerschaften das alte Joch wiederherzustellen. Pincheira, gewiss dass in ziemlich kurzer Zeit die Republikaner siegreich vordringen würden, und ungeneigt den Zwang der Disciplin zu tragen, den einige Spanier ihm aufzulegen versucht hatten, zog sich nach den Anden des Südens und verstand die Indier für sich zu gewinnen. Er erhielt immer mehr Anhang, denn mancher der entflohenen Spanier schloss sich ihm an, und vier seiner Brüder suchten ihn in den Gebirgen auf, nachdem sein Vater, der wenig besser als ein Raubmörder gelebt, von den Republikanern ergriffen und erschossen worden. Bald belief sich Pincheira's Macht auf einige Hunderte von Weissen, dem Auswurf freilich der nahen Provinzen Chiles und des Plata, und wenn auch in den Gefechten Viele ihren Tod fanden, so wurde der Abgang doch von Neuem durch die Verbrecher ersetzt, die aus dem niedern Lande zu jeder Zeit ohne Mühe nach den Anden entkamen. Seit 1819 wurden die Ausfälle aus den Gebirgen so häufig und so verderblich, dass die Regierung sich zu einem Kriege gezwungen sah, der grosse Summen kostete, die schlimme Nothwendigkeit ein stehendes und sehr demoralisirtes Heer zu erhalten herbeiführte, und dennoch kein Ende versprach. Pincheira's Name wurde alljährlich furchtbarer, und die Südprovinzen, die schon durch den Krieg gegen die Spanier ausserordentlich gelitten, vermochten sich nicht zu erholen, denn selten verging ein Sommer ohne mehrmaliges Erscheinen der furchtbaren Andenräuber, die weit und breit das Land mit Blut und Asche überdeckten. Das Volk der Pehuenchen war halb von ihnen unterjocht und halb aus freiem Willen und Neigung zum Rauben ihnen gefolgt, und bald vergrösserte sich ihre Macht bis zu dem Grade, dass sie es wagten im offnen Felde den Truppen die Spitze zu bieten. Nur selten war es möglich dem leicht bewegten Haufen eine Niederlage beizubringen, und nie war ihre Wirkung dauernd, denn der aus Chile vertriebene Pincheira stürzte mit doppelter

Wuth auf die östlichen Pampas hinab. Die Cordillera von Talca bis zu den Quellen des Biobio befand sich in seinem Besitz, und dadurch, dass er in jeder Art der alten Sitte der verbündeten Nomadenstämme folgte, wurde er unbesiegbar. Den Winter verbrachte der wilde Haufen am östlichen Fuss der Anden, und lebte theils mit den Indiern, theils vom Raube des Sommers; allein sobald der Schnee schmolz, wurde ein Angriff auf Chile verabredet und meistens mit unerwarteter Schnelligkeit ausgeführt. Bekannt mit jedem Thale und jedem Pass des Gebirgs zogen die Räuber und ihre Bundesgenossen herbei, und legten Wege von hundert deutschen Meilen zurück, ehe man nur ihre Nähe ahnete. Durch Engpässe, die den Chilenen unbekannt und also unbewacht geblieben waren, und über Hindernisse, die man für unbesiegbar gehalten, brach Pincheira da aus den Anden hervor, wo man ihn am wenigsten erwartete, zerstörte ganze Ketten von Haciendas, tödtete oder entführte die Einwohner, und erschien, noch ehe man in Chile sich von der Bestürzung erholt hatte, eben so plötzlich auf der Ostseite der Anden, um in der Umgegend von Mendoza gleiche Schrecknisse zu verbreiten. Doch nur im Süden von Santjago war die Gefahr so gross, da die Unfruchtbarkeit der nördlichen Anden, ihre grössere Höhe und Unwegsamkeit den berittenen Haufen keinen langen Aufenthalt gestattete. Alljährlich sandten die Chilenen einzelne Heeresabtheilungen nach den Anden, allein nur selten gelang es ihnen mit Pincheira handgemein zu werden, denn zeitig durch seine Anhänger im niedern Lande gewarnt, zog dieser sich zurück, und anderemale lag es nicht im Plane der chilenischen Officiere dem Kampf durch Energie ein Ende zu machen. Unzählige Opfer waren der Wuth der Räuber schon gefallen, Hunderte von Höfen lagen in Asche, Frauen ohne Zahl waren entführt und zum Leben mit der Bande verurtheilt worden, und das Gerücht der furchtbaren Grausamkeiten, mit denen man die gefangenen Männer tödtete, hatte einen solchen Schrecken verbreitet, dass der weite Landstrich am Fuss der Anden fast verlassen war. Man kam nun auf den Gedanken, durch Blokirung den Feind unschädlich zu machen, allein zwischen Talca und den Quellen des Biobio öffnen sich gegen zwanzig Engpässe (*Boquetes*), und da man nach Süden gleichfalls eine Macht erhalten musste, so reichten die wenigen Tausend der chilenischen Truppen nicht aus. Hätte nicht Pincheira zur Zeit meines Aufenthaltes in Antuco einen Schlag auf Chillan auszuführen vorgehabt, und hätte nicht einer seiner Haufen von den Pehuenchen der chilenischen Partei eine Niederlage erlitten, so würde die Garnison unseres Forts ihn schwerlich abgehalten haben. In der Folgezeit brach er auch wieder durch, und obwohl Antuco auch dann das Glück hatte unberührt zu bleiben, so traf um so grössere Verwüstung die Gegend von Talca. Zuletzt gedieh die Sache bis dahin, dass alle Indierstämme aufgereizt die weissen Niederlassungen zu beiden Seiten der südlichen Anden auf immer zu vertilgen drohten, und namentlich war die Provinz San Luis durch die Indier, welche Pincheira's Rath befolgten, fast vernichtet. Mehr als tausend Familien, aus dieser Gegend und Mendoza stammend, waren entweder der Sklaverei unterworfen, oder gemordet worden *), und eine allgemeine Bewaffnung der Republiken fand statt. Der tapfere Oberst

*) *Proclama del Capitan general de Mendoza*, *D. Pedro Nolasco Ortiz.* — *Enero*, 22. 1833. — (Abgedruckt in den Zeitungen von Buenos Ayres und Chile.)

Don Manuel Bulnes zog 1832 als Befehlshaber der chilenischen Armee (von nur 1000 Mann) gegen Pincheira aus. Der Sieg war nicht allzu leicht, denn die ursprünglichen Räuberhaufen hatten sich durch Unterjochung von Indierstämmen und Allianzen mit andern sehr befestigt und vermehrt. Das Ganze stellte ein wanderndes Volk dar, welches alle Unbilden des Wetters und die grössten Entbehrungen gleichgültig ertrug, wohlbewaffnet war, alle Schlupfwinkel der Anden auf das genaueste kannte, durch den Schnee und die Abgründe der Gebirge nicht abzuhalten war, und im Nothfall tapfer focht. Bulnes überfiel endlich den gelagerten Pincheira unfern der Laguna de Palanquin, in den Anden von Chillan, am 14. Jan. 1832, tödtete eine grosse Zahl, und verfolgte darauf die Fliehenden so erfolgreich, dass der Räuberhäuptling sich am Ende freiwillig mit einem Reste von nur 15 Mann auslieferte. Wie furchtbar die Thätigkeit dieses Feindes gewesen sein müsse, und wie gerecht die Furcht der Landleute vor den Ueberfällen war, beweist der Umstand, dass man allein in einem Lager 178 weisse Frauen mit 281 Kindern aus der Sklaverei befreite. Mit Ausnahme von zehn Eingebornen der Platastaaten gehörten sie sämmtlich den Provinzen Maule und Concepcion an. — Die Republik Chile gewann durch die endliche Besiegung eines solchen Feindes in mehr als einer Hinsicht, und die Befreiung wurde enthusiastisch gefeiert. Der arme Landmann war sicher, den Süden konnte man von Neuem bevölkern, die Indier waren viel leichter in Ordnung zu halten, der Staat ersparte grosse Summen, und die Armee konnte nun ohne Gefahr reducirt werden. Die letztere war viele Jahre lang allein der Herd aller Unruhen, und gab sich jedem Revolutionair gegen geringe Vergeltung willig hin. Mit grösserer Leichtigkeit, als man gehofft hatte, gelang die gradweise Verminderung des gefährlichen Militairs, und ungehindert und unbedroht mag nun die Regierung für das Beste des Landes wirken. —

2) Basalte. — Ein sehr sonderbares Vorkommen von Basalten ist auf der Tafel des Atlas, Basalte bei Antuco, abgebildet. Eine grosse Felsenmasse liegt isolirt am Fusse der Berge, welche als Ausläufer des sichtbaren Pico de Pilque in das Thal abfallen. Sie ist gegen 80 Schritte lang, 50—100 breit, ohngefähr 60 Fuss hoch. Ihre Bestandtheile sind eine grobe, graue, wenig poröse Lava, unter allen Arten die gemeinste. Theils liegt diese schichtenweis übereinander, theils ist die Anordnung undeutlich, theils zeigt sie senkrechte Spaltung in grosse Blöcke. Im Innern ist sie wahrscheinlich eine einzige compacte Masse. Ein basaltischer Strom hat sie in zwei ungleiche Hälften getrennt. Wie weit dieser sich erstrecke, ob er bis zur entgegengesetzten, gleichfalls freien Seite des leicht ersteiglichen Felsens reiche, ist nicht zu entscheiden, da sich Erde auf ihm erzeugt hat, und dornige Colletien das Vordringen verwehren. Die Basalte stellen stumpfkantige Prismen dar, sind vier- oder sechseckig, liegen horizontal über einander, und berühren sich, mit Ausnahme eines Ortes, wo sie zertrümmert sind, sehr genau. Die Säulen sind 5—8 Fuss lang, liegen mit ihren unsichtbaren Enden in die Lava eingebettet, und bestimmen die Breite der Ader. Sie sind sehr hoch, den schwarzen Basalten der Umgegend ganz gleich, und gleich ihnen an der Oberfläche mit einer gelblichen oxydirten Kruste überzogen, und an einigen Orten vermittelst eines eisenharten Thons theils unter einander, theils mit der umgebenden Lava verbunden. Bory St. Vincent hat

auf Isle de France ein sehr ähnliches Vorkommen basaltischer Adern in der Mitte nicht prismatischer Laven beobachtet, allein sie waren ästig und bestanden nicht aus horizontal auf einander zur Formung senkrechter Streifen geschichteten Säulen. Auch Breislack sah auf dem Monte Somma etwas den basaltischen Venen Aehnliches, wenn auch in minder deutlicher Gestalt. Auf den Inseln des grossen Oceans dürften diese Durchgänge des Basalts durch Laven weniger selten sein. Der Naturforscher Collie *), welcher die Expedition des Capt. Beechey begleitete, fand sie in allen Inseln der Gambiers-Gruppe, gemeiniglich in der Richtung O-W. streichend. Allein es scheint als ob die Basalte da eine weit weniger deutlich prismatische Ausbildung zeigten. Uebrigens ist der abgebildete Lavafelsen in der Gegend von Antuco der einzige in seiner Art, denn trotz der ausserordentlichen Menge von Basalten ist mir keine zweite ähnliche Anhäufung dort vorgekommen. Künftige Reisende, welche ihn aufsuchen wollen, können ihn nicht leicht verfehlen, da er hart neben dem Wege liegt, der von dem etwa eine halbe Stunde entfernten Dorfe das Thal hinauf nach Malalcura und Tvun Leuvu führt, und ein kleiner Bauerhof sich nahe dabei befindet, welcher damals einem gewissen Hernandez gehörte. — Der Theil des Pico de Pilque, welcher im Hintergrunde der Tafel sichtbar ist, besteht grossentheils aus einem Bergsturz, und ist deshalb weniger an Pflanzen reich. Nur auf dem Kamme, besonders in der kleinen Schlucht, herrscht eine überraschende Ueppigkeit der Vegetation. Eben so wie die entgegengesetzte Seite leicht ersteiglich ist, so unmöglich wäre es an der abgebildeten hinaufzukommen. Tiefe und gefährliche Schluchten umgeben den Fuss, und unendlich dickes und dorniges Buschwerk bedeckt die Berglehnen. Ein Versuch vom Gipfel auf dieser Seite herabzusteigen hätte leicht einmal das Leben kosten können. Es blieb nichts übrig als umzukehren und auf dem Berge die Nacht zu verbringen, da die eingefallene Dunkelheit die Rückkehr auf der andern Seite nicht erlaubte. Ohne Nahrung, ohne einen Trunk Wasser und ohne Feuer, während die dünnen baumwollnen Kleider nicht gegen den Frost der kalten Höhe schützten, wurde mir jenes einsame Bivouac zu einem sehr unangenehmen.

3) Thiere um Antuco. — Wie in allen vulcanischen Gegenden ist das Thierreich um Antuco, trotz der sonstigen grossen Fruchtbarkeit des Bodens, artenarm, ganz besonders aber in den höheren Classen. Nur Raubvögel kommen häufig vor, der Jota ist aber seltener als in den Küstengegenden, kleinere Vögel erscheinen gegen alle Erwartung nicht oft in den Wäldern, und Säugethiere sucht man mit wenig Ausnahmen umsonst. Es scheint jedoch, als ob drei verschiedene gemsenartige Thiere sich in den höchsten Anden aufhielten, denn von zweien habe ich selbst die Spuren oft im frischen Schnee gefunden, und den Pudu mehrfach gesehen, obwohl immer ausserhalb der Schussweite einer gewöhnlichen Flinte. Dass dieses Thier der Gattung der Antilopen angehöre, ist höchst unwahrscheinlich, und gewiss ist es nicht synonym mit der *A. americana Blainv.*, sondern den Schafen, nach Gmelin's Beispiel, zuzuzählen. Seine Geschwindigkeit ist nicht gross, und ein gewöhnlicher Jagdhund müsste es fangen, wäre sein Aufenthaltsort nicht auf sehr unzugänglichen Felsen und seine Wachsamkeit

*) Beechey *Reise. a. a. O.* 1. *Bd. S.* 216.

geringer. In der Grösse scheint es MOLINA's Beschreibung nicht zu entsprechen, denn auf jeden Fall hat es wenigstens die Höhe der gemeinen Ziege, und die Spuren sind sogar noch grösser. Das zweite ähnliche Thier ist der Rucu, der von bedeutender Grösse sein muss, insofern seine Spuren doppelt den Umfang derjenigen einer grossen Ziege haben, und die Antucanen von ihm sagen, dass er um die Hälfte höher sei. Er ist mir nie zu Gesicht gekommen, soll sehr scheu und selten sein, und gedrehte Hörner tragen. Nach den Edentaten sucht man auch um Antuco umsonst. Indessen leben sie in grösserer Nähe als anderwärts, denn schon am Flusse Tucuman, etwa 30 Leguas östlich von Antuco (Anden des Pehuenchenlandes), kommt ein Dasypus (*Quiriquincho*) vor, den ich nur verstümmelt im Besitz rückkehrender Indier gesehen habe, und der der wahre *D. quadricinctus Mol.* zu sein schien. Fledermäuse, wahrscheinlich die hauptsächlichste Nahrung der ziemlich gemeinen *Strix magellanica*, halten sich in manchen felsigen Schluchten in Menge auf. Zwei erlangte Arten gehören einer Gattung an, die man bis jetzt als zweifelhaft behandelte *). Die Landleute sprechen noch von blutsaugenden Nachtthieren, indessen da sie ihren Wohnort nach Patagonien, dem Lande der Fabel für alle Südchilenen, verlegen, so ist wohl dem Ganzen kein grosser Glaube beizumessen. Der gemeine Papagei (*P. cyanolyscos. Mol.*) errichtet auch in den Anden von Antuco seine Colonien, obwohl weniger häufig als in denen der Nordprovinzen. So bunt dieser Vogel auch ist, so ist seine Färbung doch nicht schön, und die Fähigkeit die Laute der menschlichen Stimme nachzuahmen theilt er nicht mit seinen Verwandten. Den Ungewohnten mögen seine geselligen Niederlassungen sehr überraschen. Man nähert sich bei einer mühsamen Streiferei um die Mittagsstunde einer senkrechten Felsenwand, und glaubt sich ganz allein; die tiefe Stille herrscht rings umher, welche in allen wärmeren Gegenden Amerikas, besonders aber in den tropischen Ländern, die Mitte des Tages bezeichnet, wo die meisten Thiere in festen Schlaf versunken sind. Eine Art von Knurren wird von allen Seiten her hörbar, allein man sieht sich umsonst nach den Thieren um, die es hervorbringen könnten. Plötzlich ertönt der Warnungsruf eines Papageien; er wird von vielen andern beantwortet, und ehe man noch recht das Ganze begreift, ist man mit Schaaren jener zänkischen Vögel umringt, die mit augenscheinlichem Zorn in

*) NYCTICEIUS. RAFF. — *Char. gen. emendatus.* Os intermaxillare nullum. Incisores superiores duo, caninis adpositi, invicem remotissimi, conici, acuti: inferiores sex, truncati, subbilobi, transversim sulcati. Nasus prominulus, cristatus, nudus, naribus apertis. Auriculae mediocres, laterales, membrana interna. Cauda corpori subaequalis, membrana interfemorali deltoidea ad apicem verrucosum usque involuta. — Animalia Chiroptera Americae tam borealis quam australis, verosimiliter extra Tropicos solum habitantia. Generi praeter notas species et *Vespertilio villosissimus* et *V. ruber*, *Geoffr.* adnumerandi, qui olim ab AZARA in finitimis territorii la Plata regionibus observati fuere.

N. varius. n. sp. — N. auriculis minimis, ovatis, apice rotundatis; membrana aurium interna falciformi, obtusissima; membrana interfemorali antice nuda, postice pilosissima; dorso sericeo, ferrugineo; pectore ventreque fulvo et fuliginoso undulatis, torque jugulari pallida.

N. macrotus. n. sp. — N. auriculis externis capite triplo longioribus, ovalibus, transversim rugosis, membrana interna gladiata; membrana interfemorali utrinque nuda; pectore, abdomine, dorsoque concoloribus, flavescenti murinis.

Nähere Beschreibung dieser Thiere und einer wahrscheinlich neuen Mustela finden sich in FRORIEP's *Notizen*, *Bd.* XXVII. *S.* 217.

engem Kreise um den Wanderer fliegen, und auf ihn zu stossen drohen. Aus der Menge von Löchern der mürben Felsenwand blicken possierlich genug die runden Köpfe der Papageien hervor, und was von ihnen nicht umherfliegt, stimmt wenigstens in den Aufruhr durch lautes Schreien ein. Jede Oeffnung bezeichnet ein Nest, welches von den Eignern in den Thonschichten, welche sich zwischen den Felswänden befinden, ausgehöhlt worden, und gar nicht selten mag man von ihnen einige Hundert zählen. Immer sind aber solche Colonien so klug angelegt, dass weder von unten noch von oben ein Raubthier sich ihnen nahen kann. Die Chilenen vergnügen sich, wo irgend die Oertlichkeit es erlaubt, mit dem ziemlich gefährlichen Aufsuchen der Jungen. Sie lassen sich mit Lassos über den obern Rand des Felsens herab und plündern trotz des Geschreies der Alten die Nester, und in der That liefern die jungen Papageien kein unangenehmes Gericht.

4) *La isla de la Laxa.* Der östliche Theil der schönen Südprovinz Concepcion erhielt vom Volke den Namen einer Insel, weil mehrere Flüsse ihn abschliessen. Im Jahre 1792 wurde diese Gegend, welche von beiden O'Higgins mit besonderer Vorliebe behandelt worden ist, zur Provinz erklärt, allein mehrere Umstände haben es nöthig gemacht sie nach der Revolution der Provinz Concepcion als Partido wieder einzuverleiben. Bewohnt ist sie schon seit zweihundert Jahren, denn die Gründung der oft zerstörten Hauptstadt los Angeles fällt gegen 1630. Der grössere Absatz, den die starken Garnisonen in der unmittelbaren Nähe des Kriegstheaters mit den Indiern hervorbrachten, zog viele Landleute herbei, und da sich gleichfalls die grössten Encomiendas in derselben Gegend befanden, in friedlichen Zeiten der Handel mit den Indiern vielen Vortheil bot und der Boden unerschöpflich fruchtbar war, so erhob sich die Isla bald zu einem hohen Grad von Wohlstand. Die beiden O'Higgins, Besitzer der Hacienda von José de Cantera, 8 Leguas von Antuco, die jetzt in Trümmern liegt, allein einen wilden Garten von Reben und Fruchtbäumen darstellt, die ihre üppigen Früchte nur für die Vögel tragen, veranlassten die Einwanderung vom Norden, und mit dem Ende der spanischen Regierung erhob sich die Seelenzahl auf 40,000. Der Krieg brach aus, die Indier stürmten von allen Seiten in das unvertheidigte Land, und der grosse Nachtheil wurde nun erst sichtbar, der aus der Wehrlosigkeit der Einwohner und ihrer Unbekanntschaft mit dem Kriegswesen entsprang. Hätten die Spanier die natürlich muthigen und äusserst kräftigen Chilenen in Militaircolonien versammelt, statt sie von jeher wie im Stande der Unmündigkeit ängstlich zu bewachen, so wäre es sehr leicht gewesen, mit den Milizen die braunen Räuberhaufen zurückzudrängen. Allein der unbewehrte Landmann sah sich genöthigt zu entfliehen, und die schönste Provinz der Republik wurde mit Leichen und Aschenhügeln überdeckt und ihr Wohlstand für ein halbes Jahrhundert hinaus zerstört. Noch nach Verdrängung der Spanier blieb da der Tummelplatz der Indier, die von keinem Fort mehr aufgehalten wurden und ungehindert in das Herz der reichsten Provinz der Republik eindringen mochten. Die Forts, welche einst vom Fuss der Anden bis zur Mündung des Biobio eine Kette bildeten, die wohl die Indier zu zügeln vermochte, waren zerstört, und lange war die Republik zu schwach, um neuen Fuss zu fassen und die alten Befestigungen wiederherzustellen. Noch 1824 fiel

der Kazike Mariluan von Neuem ein und plünderte und mordete die zurückgekehrten Landleute. Zur Zeit meines Aufenthaltes in jener Gegend im Sommer 1828—1829 versuchte endlich die Regierung zum Verdruss der Barbaren die alten Forts wiederherzustellen, und sendete den Generalmajor Viel und Obersten Tupper zu diesem Zwecke ab. Der Letztere, ein Mann von grosser Energie, erfüllte nach Kräften seine Sendung, und die persönliche Bekanntschaft mit ihm machte die Nachricht doppelt schmerzlich, dass er nach dem revolutionairen Kampfe von 1829 auf das grausamste von einem schlechten Haufen der siegenden Partei ermordet worden. Der General Prieto, der damals die Südarmee befehligte, und ein guter Mann, allein gewiss nicht fähig schien das Haupt des Staats zu sein (er wurde nach Besiegung der Anhänger Pinto's zum Präsidenten erhoben), unterstützte die Absichten der Regierung, obgleich zum Missfallen seiner Officiere. Es musste dieses Jedem unerklärlich sein, der mit dem Geiste des republikanischen Heeres unvertraut war. Der Soldat, ein zügelloser Mensch, der in dem Kampfe gegen die Spanier, welcher oft nur einem Raubzuge glich, seine Rechnung gefunden, musste die Fortdauer eines Zustandes wünschen, der ihn selbst nöthig machte. Deshalb liess man die Indier und ihre Räuberhäuptlinge so oft absichtlich entkommen, und nimmer hätte jener Krieg ein Ende genommen, hätte nicht die Regierung von der Zeit Prieto's an eine Strenge befolgt, die alle Winkelzüge den Untergebenen gefährlich machte. Die Indier wurden so geschlagen, dass sie wohl länger Ruhe halten dürften als je vorher, und eine bessere Zukunft scheint über dem Süden zu tagen. — Die Isla de la Laxa ist fast von dreieckiger Gestalt und wird auf zwei Seiten von Flüssen, nach N. durch den Laxastrom, nach S. durch den Biobio, der dann den ersteren Fluss aufnimmt, eingeschlossen. Nach O. bilden die Anden die Gränze, allein keine eigentliche Scheidelinie ist in ihnen festgesetzt. Der Flächeninhalt mag auf 180 Quadratmeilen geschätzt werden, wenn man den Gebirgszug von Antuco, den Vulcan und die Silla velluda als Ostgränze annimmt. Der grössere Theil des Landes ist flach, und nur von geringen Hügeln durchschnitten, stellt es die grösste Ebene Chiles dar. Die Cerros de los Guanacos begränzen sie nach W. und hängen da mit den Bergen des Biobio und den Hügeln von Rere und Yumbel zusammen. Die Cordillera ist, soweit sie der Isla angehört, reich an herrlichen Thälern, die mit Ausnahme Antucos unbewohnt und fast unbekannt sind. Obgleich die Anden auf diesen Breiten im Allgemeinen weit niedriger sind als weiter im Norden, so enthalten sie doch hier sehr hohe Gipfel, denn mit Ausnahme des isolirten Vulcans von Villarica, den man am obern Biobio stehend deutlich gewahrt, erheben sich bis in die Gegend von Chillan keine Berge so hoch über die Schneelinie wie die zunächst Antuco. Sowohl der ebene als der bergige Theil sind von gleich grosser Fruchtbarkeit, Wasser ist in grosser Menge vorhanden, die schönsten Wälder umgeben den Fuss des Gebirges, Gras fehlt selbst auf den Ebenen nicht, und das Klima ist über alle Beschreibung schön. Zur Viehzucht und zum Ackerbau bieten sich die reichsten Mittel und die bedeutenden Flüsse erlauben den Transport der Producte, wenn auch nur in kleinen Mengen. In den Anden, die man so wenig kennt, bietet sich der Industrie der Nachkommen ein neues Feld, denn nicht die Hälfte ihrer Producte ist genutzt, und zwei grosse Handelsstrassen werden in dieser Richtung einst die Anden kreuzen und Concepcion mit Buenos Ayres verbinden, auf

Wegen, die wenig Schwierigkeit entgegenstellen und selbst für Fuhrwerk leicht brauchbar zu machen sind*). Der Hauptort der Isla ist los Angeles, der oft zerstört, seit 1828 wieder errich-

*) Die Anden der Isla de la Laxa enthalten zwei bekanntere Pässe, die beide in vergangenen Zeiten von den Chilenen zum Betreiben ihres Handels mit den ndiern benutzt wurden. Was sich über den Weg von Antuco nach dem Lande der Pehuenchen und Puelchen und der Provinz Mendoza in Erfahrung bringen liess, findet hier einen passenden Platz. Die Reiseroute wurde von einem ehrwürdigen Missionair, dem sehr wohlunterrichteten P. Gil in Concepcion, schriftlich mitgetheilt und mit den Aussagen der Antucanen verglichen.

Weg über die Anden von Antuco nach Mendoza in Tagereisen.

1) Antuco (beiläufig war diese Gegend, ohne ein Dorf zu enthalten, schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Chilenen bewohnt) bis zum Vulcan. 6 Leguas. — 2) Ende des Sees. 6 Leg. — 3) Thal von Liucura. 6 Leg. — 4) Wilder Alpenstrom Gruleuvu. 8 Leg. Schlechte Weiden. — 5) Steile Berge bis zum Flusse Tucuman, welcher im Sommer überall zu durchreiten ist. Das Land steinig; vulcanische Scorien. 3 Leg. — 6) Fluss Nudquen. 8 Leg. Er ist breit, reissend und sehr gefährlich. Jenseits desselben erhebt sich die zweite der Ketten jener Anden, ausgezeichnet durch Dürre der Berge, welche nur harzige und aromatische Sträuche ernähren; die Thäler sind reich an Weiden, obwohl es ihnen ganz an Baumwuchs gebricht. — 7) Die Sierra selbst ist gegen 14 Leguas breit und das gewöhnliche Nachtquartier ist an diesem Tage Putunmalin. Diese Tagereise gilt für sehr beschwerlich wegen Mangels an Wasser, Futter, und der Gefahr von herabrollenden Steinen, welche lose auf einander liegend allein die Bergseiten bilden, erschlagen zu werden. — 8) Punmahuidda, zwei feuerspeiende Berge, von denen jedoch der eine blos gelegentlich etwas raucht, während der andere fast so thätig ist wie der Vulcan von Antuco. Zwischen ihnen befindet sich das fruchtbare Thal und der See von Tomen. Diese Tagereise, obgleich nur von drei Leguas, ist eine der beschwerlichsten des ganzen Weges, indem die härtesten und schärfsten Lavastücke in solchen Mengen auf einander gehäuft sind, dass es oft unmöglich ist anders durchzukommen als durch Abladen und Fortschaffen der Lasten durch Menschen, während man die Maulthiere zwingt durch gewagte Sprünge über die Blöcke von Lava zu setzen, zwischen denen ein Durchdrängen nicht möglich ist. Viele verunglücken durch Brechen der Füsse, und werden mitleidslos in diesem elenden Zustande zurückgelassen, um Hungers zu sterben. — [Seitwärts von hier 9) Las Salinas, 16 Leg. in südöstlicher Richtung am Flusse Coypu-Leuvu. Der Weg ist ohne Wasser und deswegen legt man ihn gern des Nachts zurück. Man bringt dort den Tag in Sammeln des Salzes zu und kehrt dann bis Tomen zurück, so dass also die Maulthiere in mehr als 24 Stunden nicht trinken. Der viele Verlust, den die Chilenen auf diese Weise erlitten, hatte den Gebrauch veranlasst das Salz lieber von den gelegentlich einsammelnden Pehuenchen zu kaufen.] — 10) Fluss Colmuco. 21 Leg. — 11) Fluss Chacaico. 10 Leg. — 12) Fluss Vuta Covud-Leuvu, ein sehr grosser Fluss und wohl einer von den obern Aermen des Rio negro de los Patagones. 5 Leg. — 13) Mulalhue, Anfang des Gebiets der Puelchen. 2 Leg.; eine gute Weidengegend mit wenig wandernden Einwohnern. Breite ohngefähr 34° 40′. — Von hier bis Mendoza 6 Tagereisen, ohngefähr 98 Leguas. Der Weg läuft von da zwischen den Vorbergen der Anden und unter Puelchenindiern. Seit Errichtung der Forts von San Carlos (Ostseite der Anden) hat man einen bequemeren Weg durch das Thal des Flusses Tunuyan, wo es zwar nicht überall hinreichende Weide giebt, aber doch genügendes Wasser. — Es geht aus allen diesem hervor, dass dieser Weg nach Mendoza, wenn auch weniger sich in die Wolkenregion erhebend, nicht ohne Gefahr und Mühseligkeiten sei. Von Chillan aus giebt es zwar einen Pfad, der bei dem Vulcan von Longavi (Volcan de Chillan, Pico descabezado von Miers?) vorüberführt und viel näher als der beschriebene Weg von Antuco, gegenüber San Carlos, dem Gränzforte der Mendozinos gegen die Indier des Südens, aus den Anden hervortritt; allein er ist weniger gekannt und scheint einen der höchsten Theile der Anden zu übersteigen, da er den mauergleichen und ganz horizontal scheinenden Bergzug (la Cordillera de Trupan, de Polcura), welcher vom Vulcan von Chillan nach S. läuft und überall im südlichen Chile sichtbar ist, kreuzen muss. Seine Höhe dürfte nicht unter 14,000 Fuss sein. Die Schwierigkeiten einer Reise sind überhaupt in jenem ganz wilden Theile der Anden ausserordentlich gross. Pfade mag man wohl finden, allein es ist nicht vorauszusehen wohin sie in so unbewohnten Gegenden führen mögen. Führer sind sehr schwer zu erhalten und nicht geneigt wochenlang in diesen Wüsten herumzuziehen, selbst nicht bei guter Zahlung. Indier laufen geradezu davon, sobald sie der geschlossene Contract reuet. Nahrungsmittel sind nicht zu erwarten und selbst Wasser ist hin und wieder selten, theils wegen der Nähe ganz vulcanischer Gegenden, theils weil die Temperatur dem Schnee das Aufthauen nicht erlaubt. Man

tet, damals etwa 150 Lehmhäuser enthielt, allein in früheren Zeiten 600 wohlgebaute Häuser besass, 700 Milizen in das Feld stellte und von vielen der besten Familien des Südens bewohnt war. Als der Hauptwaffenplatz der Indiergränze und Hauptquartier des Gränzcommandanten wird es durch ein steinernes Fort mit zwei Kanonen vertheidigt und ist mit Palissaden und Graben eingeschlossen. Von Antuco ist los Angeles 19 Leguas entfernt, indessen ist der Weg, der nur über eine unbewohnte Ebene führt, so rasig und angenehm, dass man ihn ohne Mühe in einem Tage zurücklegt*). Die Einwohner von los Angeles besassen die grösste Fertigkeit im Weben von Ponchos, und obgleich diese Kunst jetzt weniger werth ist, seit das nationelle Kleid immer mehr verschwindet, so blieben doch die Wollenzeuche unter den Landleuten immer sehr gesucht. Ausser den wenigen Haciendas, welche nur neuerdings wieder aufgesucht wurden, enthält die ganze Isla de la Laxa nur noch drei Dörfer, Antuco mit Miriguë (36° 42′ S. B.), Sa. Barbara (37° 21′) am Biobio, und Nacimiento (37° 17′) am Zusammenfluss des Bergara mit dem Biobio. Der letztere Strom macht die Südgränze, ist reissend und tief, allein dem Indier kein Hinderniss, der auf ein paar Baumästen hinüberfährt, an seines Pferdes Schweif sich haltend hinüberschwimmt und allenfalls selbst in jedem Sumpfgeröhrig (*carizales*) Materialien zu einem Flosse findet. Die jetzt wieder befestigten Punkte sind von den Anden bis zum Meer: Sa. Barbara, S. Carlos, Nacimiento und Talcamavida, 15 Leguas oberhalb Concepcion. Nach O. sind die Boquetes oder Mündungen der Anden durch die Forts

kann nur sehr langsam reiten, weil grosse Umwege gemacht werden müssen und weil man den Lastthieren Zeit gestatten muss, um von sehr beschwerlichen Tagereisen über Laven und lose Steine auszuruhen. Trotz aller Vorsicht und Schonung ist es ganz unvermeidlich ein oder das andere Thier zu verlieren, denn sie werden aus Mangel an Eisen sehr leicht lahm, oder nutzen die Hufe so ab, dass es barbarisch sein würde sie zum Vorwärtsgehen zwingen zu wollen. Eine krautartige von Molina zuerst beschriebene Pflanze, welche besonders im Lande der Pehuenchen vorkommt, tödtet sehr leicht die Pferde und Maulthiere, und gewisse mineralische Quellen sind den fremden Thieren so schädlich, dass diese unter den Symptomen von Gehirncongestionen schnell sterben, wiewohl die im Lande gebornen unbeschadet dieses Wasser trinken. — Die alte Sage von einer fahrbaren Strasse über jene Anden leidet also Beschränkungen. Dass übrigens vom östlichen Fusse der Anden unter 37—38° Niemand leicht nach Buenos Ayres in gerader Richtung werde gehen können, sondern stets erst nach Mendoza seinen Weg richten müsse, ergiebt sich aus unserer wenigen Kenntniss der Sümpfe, Salzwüsten, tiefen Flüsse und räuberischen Indier jener Gegenden. — Der zweite Pass liegt durch das Thal von Villucura, und war ehedem bekannter, weil man durch ihn in die Cordillera von Trapa-Trapa kömmt, die durch heisse Mineralbäder sehr berühmt ist, seit vielen Jahren aber, von den Indiern besetzt, von keinem Weissen besucht werden konnte. Auf diesem Wege sollen noch weit weniger Hindernisse entgegenstehen als auf dem ersten, und namentlich hier Lavaströme seltener sein. Es leidet keinen Zweifel, dass beide Wege mit weniger Arbeit sehr gangbar gemacht werden könnten; dass von Tucapel bis fast zum Thal von Liucura (also an 24 Leguas) der Weg fahrbar zu machen sei, davon habe ich mich selbst oft überzeugt. Dass übrigens das Meiste, was J. Miers (Trav. 1. p. 355) von Hörensagen über den Pass von Antuco mittheilt, falsch sei, geht schon aus dem Angeführten hervor.

*) Dem Botaniker bietet jedoch die Umgegend wenig Neues; solches schien wenigstens ein kurzer Besuch im December 1828 zu lehren, der leicht einen sehr tragischen Ausgang genommen hätte, indem ich in Begleitung meines Dieners nur durch angestrengtes Reiten die Weihnachtsnacht hindurch, während in einem fort der Regen herabströmte und zur Vermehrung der Noth auf der unbewohnten Ebene der Weg verfehlt wurde, einem Haufen von Moluches entkam, die in das Land gebrochen waren. Ohne die Warnung eines vorübersprengenden Couriers hätten die Indier uns in dem Bivouac überrascht, welches nach einer langen Tagereise errichtet worden war, und beide zweifelsohne schnell getödtet.

von Villucura und Tvun-Leuvu (Antuco) geschlossen, und nach N. verlängert sich diese Kette kleiner Palissadenforts bis auf die Breite von Chillan.

5) Die Indiervölker Chiles. — Die Kunde von Chiles frühester Vorzeit umfängt ein tiefes Dunkel, das selbst kein Strahl von Ueberlieferung ungewiss durchdringt. Nicht die geringste Andeutung kommt Dem zur Hülfe, der, mit dem Studium der kupferbraunen Eingebornen beschäftigt, in ihrer Geschichte die Erklärung ihrer Eigenthümlichkeiten zu finden hofft. Kein historisches Denkmal unterbricht die düstere Reihe ungezählter Jahrhunderte, und die unumstösslichen Beweise fehlen, um eine Vermuthung zu rechtfertigen, welche in lang vergangnen Jahren schon Mancher hegte, und die von Vielen jetzt als Wahrheit anerkannt wird. Die braunen Völker, welche als die gegenwärtigen Besitzer eines Bodens erscheinen, der sichtbar noch in einer neuen Zeit die grössten Umwälzungen erlitt, sind nimmermehr dieselben, die in der Urzeit dort zuerst die jugendliche Erde betraten. Einst wohnte auf ihr ein anderer Schlag von Menschen, der geistig höher ausgerüstet war und also wohl auch körperlich sich von dem heutigen Patagonen unterschied. So wie Geologie die schichtenweise Formung der Oberfläche unserer Kugel als unbezweifelt nachweist, so führen tausend Dinge zu dem Glauben an eine Umgestaltung, welche das Menschengeschlecht in den verschiedenen Weltgegenden erlitt, und die mit jenen Formationen der todten unorganischen Masse wohl auch verglichen werden darf. Wie sie geschah, wird nie der Geist menschlicher Forschung enträthseln, denn jenseits der sie beschränkenden Gränzen liegt allein das Reich der unsichern Vermuthung. Zu bezweifeln ist es aber nicht, dass in Peru und Chile hochcivilisirte Völker geraume Zeit vor Manco Capac lebten, der die Saamen der lange untergegangenen menschlichen Cultur von Neuem ausstreute, und dass einer verschwundenen Bevölkerung eine andere verschiedenartige gefolgt sei. Wenn ähnliche vermuthete Veränderungen in der alten Welt in einer Zeit eintraten, zu welcher die menschlichen Annalen nicht hinaufreichen, so fanden sie in Amerika wohl in der Periode statt, die von den Gränzen geschichtlicher Kunde auf der östlichen Halbkugel noch umfasst wird. Wäre schon vor mehr als zwei Jahrtausenden Amerika mit unserer Welthälfte in Verbindung gewesen, so dürfte es uns vielleicht nicht an allen Nachrichten über jene Katastrophe fehlen, die wir ahnen, allein nicht begreifen; denn unter den uns vorkommenden Einflüssen der Natur kennen wir keine, die es in ihrer gewöhnlicheren Form vermöchten die Menschen eines ganzen Welttheils, und zwar wahrscheinlich auf einmal, zu vertilgen. Man fühlt sich ungeneigt dem Glauben beizustimmen, der Amerikas Urvölker bald in einer grossen Erdrevolution gemeinsam untergehen lässt, bald zu Opfern einer jener Geisseln macht, wie sie als Seuchen und Hungersnoth noch jetzt theilweise das Menschengeschlecht verfolgen. Wie schnell und ausnahmelos jene Vertilgung gewesen, wie unverbunden mit den vergangenen die roheren Racen der Gegenwart gefolgt, beweist der Mangel einer gewissen Art von Ueberlieferungen, durch welche dunkel geahnete Wahrheiten und Kenntnisse einer untergegangenen Zeit und Menschenart sich oft auch unter den am wenigsten gebildeten Völkern erhielten. Nur bis zur überall sich wiederholenden Sage einer allgemeinen Ueberfluthung reicht die Kunde, die der chilenische Indier von der Vorzeit hat, allein dieselbe Sage schweigt bei ihm

von der Periode, welche die Kindheit unseres Geschlechts umfasst, seiner Vertilgung vorausging, und in den Mythen Asiens zu mancher schönen Andeutung Gelegenheit gab. Sehr irrig wäre übrigens der Schluss, wenn man aus diesem Wiederfinden jener Sage am Fusse der patagonischen Anden, am Amazonas und Orenoco ein gleich hohes Alter der Menschenrace folgern wollte, die dort wohnt. Sie mag geraume Zeit nachher erst eingewandert sein, und Niemand weiss, ob sie nicht erst auf ihrem Zuge die Erzählung vernahm und auf die Nachkommen verpflanzte. Weit deutlicher als alle Sagen von Fluthen und von Einwanderungen, die, wenn auch in unbestimmter Form, keinem jener Völker fehlen, sprechen zu uns die Ruinen alter Baue, die in Nord- und Südamerika, in Canada, Peru, Guyana und endlich selbst in Chile der Zufall oder die muthige Forschung unserer Zeit entdeckten und die aus guten Gründen für zweitausendjährige Werke höher civilisirter Völker erklärt wurden*). Sie sind kein Werk des rohen Nomaden, der in den Anden streift, sie hat kein zahlenarmes Jägervolk erschaffen, und nicht der elende, unverbesserliche Indier, der in den waldbedeckten Ebenen nahe am Aequator wohnt, in der Mitte einer unendlich reichen Natur mit Mangel kämpft und oft kaum sein Leben fristen kann. Die untergegangenen Völker, von deren Wissen oder höheren Bildung in einer und der andern dunkeln Idee der gegenwärtigen Nationen sich schwache Spuren erhielten, waren andere Wesen und wohl sogar der Race nach verschieden. Der blosse Gedanke, dass eine besser ausgestattete Menschenart durch irgend eine Ursache bis auf die Tiefe sinken könne, auf der diese jetzigen Indier, und zwar für alle Zeit unrettbar, sich befinden, erfüllt mit Schrecken vor der eigenen Nichtigkeit, mit Zweifel an dem gerechten Walten einer höchsten Macht. Sie reimt sich nicht mit dem unverkennbaren Streben des Organischen sich immer höher auszubilden, und mit seiner Abneigung gegen alles Rückwärtsgehen; und gern verlässt man die letztere Hypothese, um mit der freundlicheren sie zu vertauschen.

Das alte Reich der Fabel weicht der Tradition mit der Ankunft der Incas, die lange schon von Chile Kunde besessen haben mögen, ehe sie sich ernstlich zur Unterwerfung des Landes entschlossen. Der zehnte Inca, Inca Yupangui, vermochte zuerst die Gränzen seines Reichs nach Süden auszudehnen, und seine grossen Vorbereitungen scheinen anzudeuten, dass ihm der kriegerische Charakter des Volks, dem der Besuch galt, nicht unbekannt gewesen.

*) Vor einigen Jahren wurden in Canada alte ringförmige Befestigungen (*mounds*) untersucht, die dort nicht selten sind. Man fand auf ihnen Bäume, deren Alter auf 800 Jahre geschätzt wurde, allein man entdeckte (entweder durch Aufgrabung oder durch zufälligen Umsturz eines Baums) in grosser Tiefe unter dem ersten Wall einen zweiten, auf dem Stämme eines noch höheren Alters gestanden hatten, die sichtbar durch Menschenhand gefällt worden waren. Aus mehreren Stellen in Cieza geht hervor, dass es zur Zeit der Conquista in Peru noch Bauwerke gab, deren unterscheidende Zeichen jener überaus fleissige und treuherzige Chronist anführt und von denen die Peruaner selbst behaupteten, dass sie in einer Zeit, lange vor Manco Capac, von einem grösseren, weisseren Volke errichtet worden. Von einem sonderbaren Denkmale untergegangener Civilisation, welches vor einigen Jahren am Nordufer des Amazonas unfern Rio-Maracapuçu gefunden wurde, zu sprechen wird sich Gelegenheit im zweiten Bande dieser Reise finden. Auch in Chile glaubte man 1831 eine alte Stadt einer sehr fremdartigen Bauart in den Anden gefunden zu haben, indessen bedarf die letztere Entdeckung noch der Bestätigung.

Kalt war indessen der Empfang der friedlichen Gesandtschaft, die nach peruanischer Sitte dem Angriff selbst vorausging, und manche Anstrengung war nöthig, und drohend mussten Heere herbeirücken, ehe die Einwohner der nördlichsten Provinzen sich unterwarfen und die Sitten der Peruaner, ihre ganze Form, auch zu den eigenen machten. Viel weniger begünstigte das Glück das weitere Vordringen im Süden des Flusses Maule, und endlich sahen sogar die Incas sich genöthigt die Versuche der Eroberung aufzugeben. Die Eingebornen des Südens verschmähten die Wohlthat der ihnen gebotenen Civilisation schon damals mit derselben Hartnäckigkeit, mit welcher sie später die Missionaire der Spanier entweder zurückwiesen oder in ihrer Wirksamkeit beschränkten, und Ueberredung vermochte so wenig als Waffengewalt über sie. Das Schicksal der Bewohner derjenigen Theile Chiles, welche sich dem Inca unterworfen hatten, war sehr verschieden. In kurzer Zeit war durch den allmächtigen, aber unmerklichen Einfluss der neuen Regierung, welche zum Theil auf theokratischen Grundsätzen beruhte, der Volkscharakter umgewandelt und der Eingeborene an Kenntniss, an Künsten, an Civilisation, allein auch an Zahmheit dem eigentlichen Peruaner ähnlich geworden. Almagro kreuzte mit unendlichen Beschwerden und Verlusten im Jahre 1535 die Anden und stieg in die Nordprovinz hinab. Der unkriegerische Geist der Eingebornen erlaubte den Trümmern des Eroberungsheeres ruhigen Besitz vom Lande zu nehmen, allein gar bald erhielt dieses Verstärkung und suchte, getrieben von der Sucht der damaligen Zeit, das Reich nach dem unbekannten Süden auszudehnen, wohin die Fabel ein Dorado verlegte. Es war den Europäern aufbehalten jenseits des Biobio dieselben Erfahrungen zu machen, wie einst die Incas. Sie drangen mühsam vorwärts, mussten jeden Schritt erkämpfen, und erhielten sich allein durch Wachsamkeit im Besitz des Eroberten. Gelang es ihnen auch für einige Zeit im Süden des Gränzflusses Fuss zu fassen, und erhoben sich auch Städte und Festungen mitten im Lande der Indier, so machte doch ein einmüthiger Aufruhr derselben einst allen Colonien ein Ende und drängte die Weissen nach dem Norden zurück. Was von jener Zeit an geschah, ist weitläufig in den Geschichtschreibern Chiles verzeichnet, allein auch hier ist die Bemerkung zu wiederholen, dass die Wahrheit jenes unablässigen Kampfes durchaus nicht mit der poetischen Schilderung eines Ercilla oder des minder bekannten Oña (*Arauco domado*) übereinstimme, sondern dass derselbe nur ein Parteikrieg zwischen wenigen Europäern und rohen Nomadenhorden gewesen, der, mit unrühmlicher Barbarei geführt, bis auf die neuesten Zeiten gedauert hat, und weder in seinen Ereignissen noch in dem Charakter der Fechtenden etwas Erhabenes oder Dichterisches besitzen konnte*).

*) Die spanische Regierung wurde zeitig des blutigen Kriegs müde und glaubte durch Ergreifung der heftigsten Mittel die Indier in Schrecken setzen zu können. Aus mehreren Schriftstellern (Herrera Dec. XIV. seqq. — Lic. Oña in *Arauco domado*) geht hervor, dass zwar die Indier in Missionen versammelt waren, dass sie aber bei erster Gelegenheit die Waffen wieder zu ergreifen pflegten. In dem sonst etwas langweiligen Folianten des spanischen Juristen Solorzano (*Politica indiana. Amberes* 1723) finden sich einige interessante Nachrichten über diesen Gegenstand. Philipp III. erliess ein Edict, d. Ventosilla, Mayo 26., 1608, um die Kriegsführung gegen die Araucanen zu beschleunigen. Er befahl dabei alle Gefangene, welche älter als 10 Jahre wären, zur Sklaverei zu verurtheilen. Kurz darauf (1610) wurde auf Betrieb des Jesuiten Luis de Valdivia, des las Casas von Chile, der Befehl widerrufen, da er versprochen hatte, durch Milde jenes unbändige

Wenn die Spanier auf der einen Seite des Landes es unmöglich fanden die Eingebornen zu überwinden, so war auf der andern die Unterwerfung derselben um so unbedingter. Wie überall anders hatte die unmittelbare Berührung mit den Weissen den verderblichsten Einfluss auf die Indier, denn sie starben entweder mit ausserordentlicher Geschwindigkeit weg, oder wanderten einzeln aus, um sich den unabhängig gebliebenen Stämmen anzuschliessen, oder in unzugänglichen Gegenden neue Wohnorte zu suchen. Es scheint, dass die Bevölkerung des nördlichen Chile zu Almagro's Zeiten nicht unbedeutend gewesen sei, denn mehrere Stämme, z. B. die Quillotanos, Promaucarios, Maulinos u. s. w., waren stark genug, um wenigstens anfangs einen Widerstand zu versuchen; allein von ihnen sind kaum noch schwache Spuren vorhanden. Ohne allen Zweifel entwichen sie, als ihnen das spanische Joch zu schwer wurde, und liessen die Weissen im Alleinbesitze des Landes. Obgleich Molina anführt, dass gegen das Ende des 17. Jahrhunderts ein kriegerischer Kazike der südlichen Nationen, den er, nach seiner Art, als einen sehr umfassenden Kopf zeichnet, die Indier von Coquimbo und Quillota zum Aufstande eingeladen, so muss dabei ein Irrthum obwalten, denn schwerlich konnte in einem Jahrhundert ein zahlreiches Volk so ganz verschwinden, dass man jetzt in Coquimbo einen wahren Indier mit derselben Neugierde ansieht wie mitten in Deutschland einen Neger. Mit Ausnahme von ein paar unbedeutenden Niederlassungen getaufter Indier in den Provinzen Maule und Concepcion (z. B. um San Christobal unfern Rere, um San Pedro am Biobio und bei Arauco), leben nördlich vom Gränzflusse keine Menschen der braunen Urrace. Die verschiedenen Völkerschaften jenseits der Gränzen im O. und S. von Chile haben ihre Unabhängigkeit behauptet, denn wenn man auch von *Reducciones de Indios* in älteren Schriften Erwähnung findet, so sind diese entweder lange schon wieder eingegangen, oder so höchst unsicherer Art, dass man bei ihrer Nennung nicht an Das denken darf, was in Paraguay, Peru und Guyana mit demselben Namen belegt wird. Statt districtweis den Chilenen unterthan zu sein, sind die Indier so frei als sie nur wünschen können, und jene Benennung meint nur, dass ein Eingeborner einer oder der andern Gegend angehöre, über deren Gränzen man übereingekommen war. Ein Generalcapitain hat einst die Kaziken der freien Völker veranlasst gewisse Abgränzungen anzunehmen, weil der Regierung dadurch die Möglichkeit wurde die Schuldigen leichter zu entdecken, wenn ein Einfall in Chile geschehen war. Der ganze Einfluss der Republik auf die unabhängigen Indier beschränkt sich auf das Ansehen, welches ihr

Volk zu gewinnen. Zehnjährige Erfahrung, die er am Ende mit dem Leben zahlte, bewiesen dem Missionair, dass er sich geirrt, und dass selbst die sonst überall siegreiche Politik seines Ordens nichts über jene Indier vermochte. Philipp IV. erneuerte den Befehl (Apr. 13., 1625), wie es scheint mit Widerwillen, denn der Eingang der Cedula real spricht von Zusammenberufung des Rathes der Indien und von reiflichen Erwägungen. Der Krieg sollte verzeihungslos geführt, den Soldaten ihre Gefangenen überlassen werden, welche sie nach Belieben verkaufen und als Eigenthum im Gesicht brandmarken durften. Diese Strenge wird um so auffallender, als ein Gesetz Karl V. (1526) das Marken der Indier mit heissen Eisen, in welchem Lande es auch sei, auf das strengste untersagt. Alle gleich harte Massregeln wurden nach und nach aufgegeben, und grössere Humanität trat ein, wenn auch der Krieg fortdauerte. Ein königlicher Befehl, der nicht wieder zurückgenommen worden ist, verbot 1728 bei Gelegenheit des Kriegs gegen die Indier, welche Buenos Ayres, Corrientes und Sa. Fé sehr beunruhigten, das Abführen der Kriegsgefangenen in die Sklaverei.

58 *

die Klugheit oder Beliebtheit des Militaircommandanten der Südgränze verschaffen mag. Die wenigen Missionen unter den freien Völkerschaften sind in der Revolution untergegangen, und wie überall anderwärts in Südamerika hat dadurch die alte Barbarei um so schneller wieder überhand genommen. Die vielen Verbrecher und Parteigänger, welche nach der Beendigung des Kampfes mit Spanien unter den Indiern Schutz suchten, haben diese zu manchen sehr übeln Thaten verführt, und die grosse Schnelligkeit, mit welcher sie viele vorher unbekannte Laster annahmen, möchte fast an eine überwiegend grosse und angeborne Neigung des Menschen zum Bösen glauben machen. Die Regierung hat deshalb auch an das einzige Gegenmittel, die Wiederherstellung der Missionen, mit Ernst gedacht. Durch ein Edict des Präsidenten Pinto (Santjago, Jan. 11., 1832) wurde das Franciscanercollegium zu Chillan, San Ildefonso, wiederhergestellt. Man gab demselben einen Theil seiner Einkünfte zurück, und es wird dem Mangel allein zuzuschreiben sein, wenn dieses Institut, wenigstens an der Gränze, auf die Indier nicht so wohlthätig einwirkt wie in der Vorzeit. Die Organe, durch welche die Regierung in friedlichen Zeiten auf ihre braunen Nachbarn Einfluss zu üben sucht, sind die sogenannten *Capitanes de Indios*, Chilenen, die in den niedern Ständen und auf der Gränze geboren sind, deren Väter denselben Posten bekleideten, welche die Indiersprache geläufig sprechen, Ortskenntniss besitzen, und mit der Denkweise und Behandlung der Indier, denen sie selbst oft sehr nahe stehen, vertraut sind. Sie sind mehr als blosse Dolmetscher, denn ihnen kommt eine gewisse Controle oder doch eine repräsentirende Stellung zu, und durch sie ist es oft allein möglich die braunen Bundesgenossen zum Marsch oder zum Angriff zu vermögen. Mit den Kaziken müssen sie stets in gutem Einverständnisse sein, und als gewöhnliche Bauern entwickeln sie nicht wenig Gewandtheit. Die politischen Verhältnisse Chiles in den letzten zwanzig Jahren brachten auch unter den Indiern grosse Spaltungen hervor. Zu Anfange des Bürgerkriegs im Süden erklärten sich viele Stämme zu Gunsten der Royalisten oder Spanier und führten einen Raubkrieg gegen die Republik. Waffengewalt zwang nach dem Falle Osorio's wenigstens die Araucanos zum Frieden, allein nur für den Preis vielen Blutes und der völligen Zerstörung der Gränzprovinzen. Am längsten dauerte der Kampf mit den Indiern, welche näher an den Anden wohnten und durch Pincheira theilweise unterjocht worden waren. Völker spalteten sich in Folge jener Umstände; die eine Hälfte der Pehuenchen focht mit den Chilenen gegen ihre eignen Landsleute, die sich für Pincheira erklärt hatten, wanderte öfters geschlagen aus und liess sich um Antuco und Sa. Barbara nieder, bis der Krieg oder Frieden ihnen die Rückkehr erlauben würde. Ihr Loos war eben so bedauernswerth als dasjenige eines andern, ebenfalls abgetrennten Haufens Araucanen, denn die Regierung liess es ihnen an dem Nothwendigsten fehlen, und die armen Natursöhne lernten zum erstenmal Mangel kennen. Die Folge war, dass sich ein grosser Theil wieder zum Feinde schlug und der Krieg mit allen seinen Mordbrennereien deshalb um einige Jahre sich verlängerte.

Das eigentliche Gebiet der Republik ist frei von Indiervölkern, allein die grosse Nähe ihrer Wohnorte nach S. und O. mag jedem Reisenden, der einen Sommeraufenthalt an der äussersten Gränze nicht scheut, Gelegenheit geben über ihre Verbreitung brauchbare Nachrichten einzusammeln. Besonders in den gegenwärtigen Zeiten, wo der langjährige Krieg aufge-

hört hat, wird dieses nicht schwer fallen, und mancher Irrthum dürfte dann gelöst werden, der zum Theil sehr absichtlich von spanischen Schriftstellern über sie verbreitet wurde. Im Allgemeinen ist jedoch einer Aufzählung der bis jetzt bekannten Indiernationen die Bemerkung vorauszusenden, dass, wie in allen andern Gegenden desselben Welttheils, eine Menge Namen von ihnen vorkommen, die entweder den Völkern selbst unbekannt sind, oder von ihnen höchstens als Bezeichnung eines untergeordneten und nicht getrennten Zweiges angesehen werden. Man hat sogar aus Unkenntniss der Sprachen die Begleiter eines mächtigeren Kaziken öfters deshalb zu besondern Völkern machen wollen, weil sie die Gewohnheit haben den Namen ihres Führers mit Hinzusetzung der Sylbe *che* anzunehmen. Diese ist gleichbedeutend mit der spanischen *gente*, daher also *Pincheiraches*, *Mariluanches* u. s. w., Leute von der Truppe Pincheira's oder des zu seiner Zeit sehr gefürchten Mariluan, eines Moluchenchefs. Von ähnlicher Ableitung sind *Lavquenches*, Leute vom Meer (Name eines Zweigs der Araucanen), *Puelches*, Leute von Osten, *Pehuenches*, Leute aus den Araucarienwäldern, und so alle andere Benennungen mit gleicher Endung. — Wenn man das Volk der Picunches, welches nach ältern Schriftstellern in den Anden von Coquimbo bis Santjago wohnen sollte, als ausgestorben oder vertrieben ansieht, indem nördlich vom 34° S. Br. nirgends eine Spur von Indiern, am wenigsten auf der westlichen Seite der Anden, aufzufinden ist, so bleiben nur die Indiervölker zu beschreiben, welche theils den Schoss der Anden südlich vom 34°, theils das Land zwischen den Anden und dem grossen Ocean jenseits des Biobio bewohnen. In Europa sind die Eingebornen der letzteren Gegend besser unter dem Namen der Araucanen bekannt. Ihre Wohnsitze liegen zwischen 37° 15′ und 39° 30′ S. Br. (*Rio de tres Cruzes*), den Anden und dem Meere; ihre Nähe oder Entfernung vom Ocean und die daher entstehende Verschiedenheit ihrer Lebensart hat ihre Theilung in zwei Hauptäste, *Indios costinos*, Küstenindier, von Valdivia bis Arauco, und *Moluches*, Bewohner jener Ebenen, welche sich am Fusse der Anden erstrecken (in alten Büchern daher *Indios llanistas* genannt), hervorgebracht. Dieses Volk ist dasselbe, mit welchem die Spanier so lange und ohne genügenden Erfolg fochten, und dem eine etwas unverantwortliche Uebertreibung einen fabelhaften Culturgrad zuschrieb. Es geniesst jedoch einer höheren Civilisation als seine Nachbarn, insofern es Ackerbau treibt, feste Häuser erbaut, und wenigstens Versuche, um zu einer Regierungsform zu gelangen, gemacht hat, bleibt aber bei allen dem doch nur ein Haufen von Wilden, die früher oder später sich der Sitte der Weissen fügen müssen, oder, was wahrscheinlicher ist, im Kampfe ausgerottet fallen werden. Beide Zweige sehen sich als verschiedene Völker an, folgten in der Revolution oft einem verschiedenen Interesse, und tragen eben keinen guten Namen. Die Costinos haben ausserordentlich im letzten Kriege gelitten, und sollten 1828 nicht im Stande sein auch nur eintausend Mann in das Feld zu senden. Sie sind in ziemlich vieler Verbindung mit Concepcion und leihen eben deswegen von allen ihren Stammgenossen noch am leichtesten der Vorstellung ihr Ohr. Die Republik steht mit ihnen gegenwärtig auf ziemlich gutem Fuss, allein schwerlich dürfte dieses länger dauern als das Gefühl der Schwäche die Indier vom Friedensbruche abhält. Die Bewohner der Missionen von Valdivia gehören demselben Stamme an. Gegen Verunglückte haben sie kein Mitleiden; ihre Raubsucht hört die Stimme der

Menschlichkeit nicht, und wie nach vielen andern Dingen, so sieht man sich auch nach der ihnen angedichteten rauhen Rechtlichkeit umsonst um. Der unbeschützte Fremde mag sein Glück preisen, wenn er ihren diebischen Händen nackt entkommt. Ein englisches Schiff, von Neusüdwales nach Valparaiso bestimmt, scheiterte 1828 an der Mündung des Imperial (Cauten der Indier, $38\frac{1}{2}^{0}$ S. Br.), jedoch rettete sich die Mannschaft und die Passagiere an das Land in dem Boote. Sogleich sammelten sich die Araucanen, plünderten die Unglücklichen und entschlossen sich dieselben zu ermorden. Ein Weisser, der eben durch die Gegend reiste, eilte herbei, und da er, den man ohnehin fürchtete, mit der blutigsten Rache der Republik drohte, entkamen die Engländer noch mit dem nackten Leben nach Concepcion*). Die Moluchen stehen wo möglich in noch schlechterem Rufe, und gelten besonders für sehr verrätherisch. Sie haben mehrfach die Gesandten geplündert und ermordet, die auf ihr eignes Verlangen sie zur Abschliessung eines Friedens besuchten, und noch zur Zeit meines Aufenthalts in Antuco versuchten sie den Commandanten von los Angeles mit 50 Begleitern in eine ähnliche Falle zu locken. Sie spielten damals eine doppelte Rolle, und betrogen bald Pincheira, bald die Republik, schlugen bald auf den Einen bald auf die Andere, und wussten durch List oder Zahl stets der Rache zu entgehen. Unter den Pehuenchen gilt der Name der Moluchen geradezu für ein Schimpfwort, dem Namen Auca ganz gleichbedeutend **), und Verträgen oder Capitulationen mit ihnen wird durchaus kein Glauben geschenkt. Die Eintheilung des Landes, welches diese beiden Stämme behaupten, ist im höchsten Grade willkürlich, denn im Lande der Araucanen herrscht nicht die Theilung in Provinzen noch in die angeblichen Militairdistricte. Die Indier haben einigen natürlich abgegränzten Gegenden Namen beigelegt, um sie von andern zu unterscheiden, eben so wie der christliche Chileno seine *Vivos y muertos*, *los Santos*, *las animas*, *las cruzes* anbringt, allein die Absicht politischer Abtheilung liegt den Namen *Tolten alto*, *Tolten baxo*, *Maqueguas Puren* u. s. w., die oft der Indier nicht einmal kennt, kei-

*) Jener Weisse war der Postcourier, den die Regierung mittelst einer Uebereinkunft mit den Indiern in jedem Monat einmal von Concepcion nach Valdivia und Chiloë sendet. Das Postwesen ist leidlich in Chile organisirt, denn auf dem geraden Wege mag man von Chiloë nach Copiapó zu Land schreiben, und die Zunahme des Handels hat sogar veranlasst, dass während des Sommers in jeder zweiten Woche ein Courier von Sa. Rosa nach Mendoza und Buenos Ayres geht, und auch im Winter diesen Weg nimmt, wenn irgend der Schnee es erlaubt. Seitwärts von der grossen Strasse ist jedoch keine Briefversendung durch die Correos oder Reitposten möglich.

**) Kein Indier lässt sich den letzteren ohne Zorn geben. Molina behauptet freilich das Gegentheil, indem er versichert, dass die Araucanen sich durch ihn geschmeichelt fühlen. Der gemeine Landmann an der Südgränze, der von jenem Schriftsteller nichts weiss, hütet sich wohl, wäre es auch im Zorn, einen Indier einen Auca oder Dieb zu nennen. Falkner (*Descript. of Patagonia. Hereford*, 1774. *p.* 96.), der sehr vieles Vertrauen verdient und vor Molina schrieb, giebt dem Worte eine noch weniger schmeichelhafte Bedeutung, denn er übersetzt es in Meuchelmörder und Wilden. In Maynas begegnet man unter den getauften Indiern der Missionen demselben Worte wieder als dem Ausdrucke, mit welchem man in etwas verächtlichem Sinne den ungetauften Wilden bezeichnet. Auch diese kennen seine Bedeutung, zeigen aber keine Empfindlichkeit über denselben, denn begegnet man auf dem Marañon Canoen, so ist die Frage, ob die Reisenden Christen oder Aucas sind, sehr gewöhnlich.

neswegs zu Grunde. Ueberhaupt fühlt man Anwandlungen von Unwillen, wenn man in der Mitte jener Barbaren die Geschichte Molina's liest, und kaum einen Zug seiner schönen Schilderungen in den thierischen Halbmenschen oder dem unbändigen Räubervolk wiederfindet. Kenntnisse wurden ihnen zugeschrieben, welche niemand unter Wilden suchen wird, die nicht einmal die ersten Versuche zur Festhaltung einiger Bildung durch Erfindung einer geschriebenen Sprache machten. Wunder werden von kriegerischen Dispositionen erzählt, wo der unbefangene Beobachter nur rohe Räuberhaufen erkennt, die sich am Ende darum gut schlagen, weil sie wissen, dass der siegreiche Feind ihnen keine Verzeihung angedeihen lassen wird. Was jener höchst parteiische Chileno, was Herrera und Andere über hohe Civilisation der Araucanen schrieben, löst sich in Fabeln auf. Ihr angebliches Regierungssystem, dem einer Republik aus Griechenlands Jugendzeit ähnlich, ist das Zusammenlaufen einer Horde zum Zwecke eines gemeinschaftlichen Raubzugs; jene schönen Reden im versammelten Senat sind Scenen wie die oben (S. 392) beschriebenen, und dieselbe Barbarei, welche unverdrängbar die übrigen Indier Amerikas gefangen hält, deckt ihre nächtlichen Fittiche auch über die braunen Eingebornen Chiles.

Als Zweig dieses Volks sind noch die berühmten Boroanos anzusehen, welche einen kleinen Landstrich zwischen den Flüssen Imperial und Tolten ($38\frac{1}{2}$ — 39° S. Br.) bewohnen. Sie unterscheiden sich weder durch Sprache, noch durch Sitten, noch durch einen höheren Culturgrad von ihren übrigen Landsleuten, allein sie sind, wenn auch nicht weiss, dennoch heller gefärbt. Die alte Fabel, dass gefangene Holländer zu ihrer Entstehung Veranlassung gegeben, wird noch immer in Chile geglaubt. Die Farbe der chilenischen Indier ist überhaupt nicht dunkel, und auch unter den Pehuenchen sind mir auffallend weisse Individuen vorgekommen. Ein Kazike derselben, Neculeo, der mir besonders wohl wollte, und Verwandter des mit Pincheira verbündeten und in seiner Art sehr berühmten Trinculman (blieb bei dem Ueberfalle von 1832) war, besass ganz die Farbe eines deutschen Landmannes, der sich dem Wetter sehr viel aussetzt, und hatte völlig silbergraues Haar, beiläufig eine grosse Seltenheit unter der amerikanischen Menschenrace. Die Boroanos sind übrigens friedlich und greifen weisse Niederlassungen nicht räuberisch an, vermuthlich nur darum, weil sie zu weit von ihnen getrennt leben. Von Valdivia aus treiben einige Krämer mit ihnen einen gelegentlichen Handel. — Jenseits des Flusses Callacalla beginnt das Land der Cuncos. Man weiss sehr wenig von den Gebräuchen dieses zahlenarmen Volks, allein die alten Missionaire, namentlich der P. Gil in Concepcion, der lange unter ihnen wohnte, schilderten sie als ein gutmüthiges und friedfertiges Volk, den Peruanern in der letzteren Beziehung nicht unähnlich. Ihr Land ist im Allgemeinen sehr fruchtbar, allein dem grössten Theile nach mit wilden Wäldern bedeckt, durch welche jedoch die Chilenen in Gesellschaften von zwei oder drei Personen furchtlos von Valdivia nach Carelmapú und Chiloë reisen. Sie sind ohne Zweifel eines Ursprungs mit den Indiern Chiloës, und den Araucanen sehr unähnlich, deren Sprache sie, wenn auch mit sehr starken Abweichungen, sprechen. Nach der Meinung Falkner's wären sie nur ein Zweig des grösseren Volks der Huilliches, die etwa auf der Breite von Valdivia beginnend am Fusse der Anden und in den untern Thälern derselben wohnen. Die Huilliches sind den Chilenen nicht unbekannt,

obwohl sie an dem Revolutionskriege keinen Antheil genommen und sich als ein anerkannt tapferes Volk vor Händeln mit ihren unruhigen Nachbarn, den Moluchen, zu schützen gewusst haben. Sie treiben etwas Ackerbau, die Viehzucht aber im Grossen, wohnen in bessern Häusern, die sogar bisweilen mit Ziegeln gedeckt sein sollen, und hatten ehedem Handelsverbindung mit den Chilenen, die von Sa. Barbara am obern Biobio nach ihrem Lande reisten. Welche Völker noch weiter südlich leben mögen, ist wenig bekannt. Nach Falkner sind es die Chonos, Poyus und Keyus, angeblich aus dem Stamm der Huilliches, und wahrscheinlich sehr rohe Fischervölker, die in dem steinigen Lande und den Archipeln der patagonischen Westküste umherziehen; armselige Menschen, mit denen einst die Leute, welche dem Schiffbruche des Wagers entgingen, in Berührungen unangenehmer Art kamen, bei denen ihr Charakter eben nicht lobenswerth erschien. In den höheren Anden, zum Theil sogar auf ihrem östlichen Abhange, wohnen andere Völker, die jedoch aus mehreren Gründen, unter denen die Sprachverwandtschaft obenan steht, der Gruppe der chilenischen Indier beizuzählen sind. Alle sind nomadisch, dehnen ihre Wanderungen weit aus, und neigen sich gleich den Andern zum Raub und Krieg. Unter ihnen nehmen die Pehuenchen den ersten Platz ein. Sie wurden den Spaniern erst um 1581 bekannt, als sie durch die südlichen Indier angereizt aus den Anden hervorbrachen und einen Theil Chiles verheerten. Sie machten zwar bald Frieden, allein alle Versuche unter ihnen Missionen zu errichten misslangen von jeher, da ihr Herumziehen und ihre Abneigung das Werk der Bekehrung nicht minder erschwerten, als mehrmalige Ermordung der Missionaire alle Nachfolger abschreckte. Ihr Gebiet erstreckt sich ohngefähr vom 34 — 37° S. Br., und ist zum Theil nach O. in die Ebenen am Fusse der Anden verlängert. Da die Republik Chile ihre Ostgränze auf die Schneide (*la cumbre*) der Anden verlegt, in der Breite von Chillan und Antuco jedoch die Existenz von zwei Gebirgsreihen gleicher Höhe unbezweifelt ist, so bleibt die Frage schwer zu entscheiden, ob die Pehuenchen auf dem Gebiete der Republik wohnen wie die Araucanen, deren Land insofern von der Regierung Chiles reclamirt werden kann, als eine öffentliche Erklärung des Congresses von 1828 Cap Horn als den südlichen Gränzpunkt bezeichnet. In wie weit jedoch die Republik geneigt oder fähig sein dürfte ihre Ansprüche auf jene Länder geltend zu machen, ist jetzt noch nicht abzusehen; indessen müssen noch viele Jahre vergehen, ehe diese Frage, sei es auf friedliche Weise, sei es mit dem Schwerte in der Hand, erörtert werden kann.

So weit gehören die aufgezählten Indier dem streng sogenannten araucanischen Zweige an. Der patagonische Zweig, der jedoch von demselben Stamme entspringt, unterscheidet sich durch Sprache und zum Theil durch seine Sitten, und kommt mit den Chilenen wenig oder nicht in Berührung, indem bedeutende grosse Landstriche und mächtige Nationen zwischen inne liegen. Die Puelches (*Puel*, Osten, *ches*, Leute) wohnen am östlichen Fusse der Anden, ohngefähr vom 37° bis in die Gegend der Strasse des Magelhaens, und sind dasselbe Volk, welches unter dem Namen der Patagonen den Seefahrern an der Ostküste bekannt wurde, und in verschiedene Stämme getheilt, alles Land von den Gränzen von Buenos Ayres bis an das Feuerland einnimmt, mit den Bewohnern des Feuerlandes aber keine Verwandtschaft hat, indem diese als ein vereinzeltes und fremdartiges Volk auftreten. Alle Völker dieses Zweigs sind Nomaden, indem die Art ihres Landes wohl nur an gewissen Orten den Ackerbau erlaubt, sie sind tapfer, allein sehr räuberisch, und europäische Civilisation hat unter ihnen nie bleibenden Fuss fassen können. Die Indier, welche 1830 und 1832 einen ziemlich hartnäckigen Krieg gegen Buenos Ayres führten, gehörten nicht allein diesen Stämmen an, sondern haben auch Pehuenchen und andere Völker der Anden unter sich gezählt, obwohl man sie in dem Gebiete der Republik la Plata unter dem allgemeinen Namen der *Indios pamperos* begreift. Ziemlich gutmüthig im Innern ihres Landes, sind sie verächtliche Räuber überall wo sie den

Gränzen näher wohnen, und würden von jeder andern als der spanischen und republikanischen Regierung, welche beide von jeher gleich ohnmächtig gegen sie auftraten, lange schon zur Ruhe verwiesen worden sein. Indessen haben sie 1831 solche Verluste erlitten, dass sie wohl für geraume Zeit ihre Gränzen nicht überschreiten dürften; der Sieg, den die Chilenen über Pincheira davon trugen, mag den Frieden befestigen, indem ohne Zweifel jener Häuptling und die ihn begleitenden Weissen sehr viel Antheil, wenn auch nur mittelbar, an jenen unaufhörlichen Einfällen gehabt haben. Näher an den Gränzen sind einzelne Kaziken Bundesgenossen von Buenos Ayres, erhalten als solche, gerade wie die Pehuenchen in Chile, Geschenke oder Sold, und fechten für die Partei, welche sie ergriffen haben, wenigstens so lange, als nicht der bisherige Feind bessere Bedingungen macht oder Vereinigung mit ihm grössere Vortheile verspricht. In Chile begegnet man Leuten, die als Gefangene weit über die Anden nach Patagonien gebracht wurden, anderen, welche ehedem freiwillig die Pehuenchen auf Kriegszügen und Reisen begleiteten, und in den Provinzen von Mendoza und San Luis sind Menschen eben nicht selten, die unter den patagonischen Indiern lange Zeit gefangen gelebt haben, allein von Keinem hört man ausserordentliche Körpergrösse als das Auszeichnende jener Völkerschaften erwähnen. Nur die sonderbare Sage von geschwänzten Menschen, die schon zu Ovalle's Zeiten existirte, hat sich erhalten, und wird in Antuco allgemein geglaubt. Der Bauer dichtet einer Nation, welche irgendwo an den obern Armen des Rio negro de los Patagones wohnen soll, spannenlange Schwänze an, und mehrere versicherten sogar solche Individuen gesehen zu haben. Oberst Carrero, ein geborner Spanier, Gouverneur der Indiergränze im Jahre 1828, der aber als ehemaliger Begleiter des entsetzlichen Benavides und wegen seines späteren zweideutigen Lebens keine besondere Achtung genoss, hat mir kaltblütig versichert, dass er während der Zeit, welche er als Flüchtling unter den Nomaden der Anden und Patagoniens zubrachte, in der That den Leichnam eines solchen geschwänzten Indiers gesehen habe; indessen ging aus seiner Beschreibung nur soviel hervor, dass jenes Anhängsel als Verlängerung des Schwanzbeines etwa drei Zoll gemessen habe. Die Pehuenchen erzählen die lächerlichsten Fabeln über jenes eben nicht zahlreiche und geschwänzte Volk, welches ohne Verbindung mit seinen Nachbarn leben und sehr tapfer sein solle. Sie setzen hinzu, die Männer wären so vortreffliche Läufer, dass sie Guanacos einholten, sie stiegen aber nicht zu Pferde, weil ihr Auswuchs sie hindere, sie kämpften mit grossen Keulen, und die Schleuder gäbe in ihrer Hand den Feuerwaffen an Furchtbarkeit nichts nach. Wäre die Sage nicht so alt und verbreitet, so hätte sie hier keinen Platz gefunden. Unmöglich ist es jedoch nicht, dass eine Eigenthümlichkeit, wenn auch in geringerem Grade als die Chilenen sagen, sich an einem Volke der äussersten Spitze von Südamerika vorfände, eben so wie am Südende Afrikas die Fettpolster der Hottentottenweiber als grosse Abweichung von allem Bekannten beobachtet werden.

In Hinsicht ihrer körperlichen Formen haben die Zweige der chilenischen Völkerschaften viel Uebereinstimmendes. Den Moluchen und Pehuenchen unterscheidet Niemand durch das Aeussere, denn die mancherlei Zeichen fehlen ihnen, welche die Völker am Marañon, selbst noch im Zustande der Halbcultur, als Bewohner der Missionen beibehalten haben, um durch Tatuirung oder durch Malerei ihre volksthümliche Verschiedenheit und Absonderung anzudeuten. Die Unähnlichkeit dieser Völker mit denen des tropischen Südamerika ist schon auf den ersten Blick auffallend. Die Beschreibung des Körperlichen, wie es unter den Pehuenchen beobachtet wird, beweist dieses am ersten. Die Körpergrösse ist über die sogenannte Mittelstatur, d. h. als Mittelzahl sind 5 Fuss 9—10 Zoll anzunehmen. Der Wuchs ist gerade und kräftig, allein die Musculatur bei weitem weniger gleichartig und schön als im Weissen. Die Brust ist sehr gewölbt, der Hals fast immer kurz, Hände und Füsse sehr klein, die Arme fast zu kurz und stets zu mager. Die Haut ist weich, fühlt sich sammetartig an, ist bei beiden Geschlechtern von einer Färbung, die zwischen Umberbraun und Kupfer-

farbe das Mittel hält, viel heller als bei den civilisirten Indiern am Amazonas (Prov. Pará), und weiss zu nennen im Vergleich zu der Färbung der Mundrucús oder der Völker des Japurá und Ucayale. Sie hält dem Gefühl nach das Mittel zwischen der Trockenheit der europäischen und der unangenehmen Fettigkeit der afrikanischen Haut, und wird durch Bäder, auch in der kältesten Zeit, und durch sehr grosse Reinlichkeit sorgfältig gepflegt. Die Gesichtszüge sind ziemlich offen, ohne die Scheu und das widerliche Misstrauen, was aus der Physiognomie des tropischen Indiers spricht; indessen liegt eine gewisse Härte und stolze Entschlossenheit in ihnen, welche zurückschrecken könnten. Der Schädel ist im Verhältniss kleiner als in der kaukasischen Race, aber seine Knochen sind weit dicker. Die Stirn ist nie sehr hoch, allein auch nicht so durch hereingewachsenes Haar entstellt, wie im peruanischen Ureingebornen, gerade und nie so zurückgebogen wie im auffallenden Cherokeekopfe. Das Gesicht ist breit, Jochbeine und Bogen der Augenbrauen stehen vor; die Augen liegen nicht tiefer als im Weissen, sind jedoch unfehlbar von braunschwarzer Farbe und zeigen eine biliös gefärbte Iris. Die Nase ist viel häufiger gerade als gebogen, nicht gross, allein mit weiten Nasenlöchern versehen. Das Kinn ist breit und niedrig, überhaupt der untere Theil des Gesichts etwas vorstehend, jedoch in der Linie der untern Kinnlade stark abgerundet. Die Zähne sind klein und auf ihrer Schneide auffallend abgeplattet (*truncati et depresso-plani*), eine sonderbare Eigenthümlichkeit, die weder im Essen von *Mote* (geröstetem Mais, über dessen zähneverwüstenden Einfluss die Conquistadoren Perus klagten, und den sie als Beweis ihrer Leiden im Kriegsmanifest gegen Karl V. erwähnten, als sie während des Bürgerkriegs gegen die spanische Oberherrlichkeit und Undankbarkeit die Waffen ergriffen), wie unter den Indiern der peruanischen Sierra, ihren Grund hat, noch mit dem Spitzigfeilen oder richtiger dem Spitzigbrechen der Schneidezähne zu verwechseln ist, dem sich aus thöriger Gefallsucht selbst die halbweissen Frauen am Amazonas unterwerfen. Indessen erhalten sich diese Zähne, die oben eine horizontale Fläche von der Breite von einer bis zwei Linien zeigen, ungemein wohl, wozu vielleicht das fortwährende Reiben mit kleinen Zweigen des *Nathre*, eines gallenbittern Solanum, viel beiträgt. Die Augenbrauen sind geradlinig und erscheinen wie schmale, dünne Streifen, im höchsten Grade denen der mongolischen Race ähnlich. Leicht wäre aus diesem Umstande ein Fehlschluss zu ziehen, wenn man nicht weiss, dass die Pehuenchen sorgfältigst die Augenbrauen ausrupfen, und es für höchst unanständig halten, mit mehr als einem dünnen schmalen Streif derselben zu erscheinen. Den wenigen Bart entfernen sie auf gleiche Weise. Ihr Hauptliaar ist sehr schwarz, so lang und stark wie das aller amerikanischen Racen, und ergraut nur im allerhöchsten Alter.

Die Sprache der chilenischen Indier ist das sogenannte Araucanische, welches in viele Dialekte zerfällt, je nachdem es ein oder das andere der genannten Völker spricht. Das Idiom, welches in mehreren Lehrbüchern*), wenn auch sehr ungenügend, abgehandelt wird, ist die eigent[illegible] Urform, welche nur unter den *Indios costinos* (*Araucanos*) sich erhielt. Verschieden ist der Dialekt der Moluchen, und noch mehr abweichend derjenige der Pehuenchen. Sein Klang ist unangenehm wegen der unaufhörlichen Wiederholung des Vocals *U*, und der Sylben *eï* und *uë* am Ende der Worte. Das Gebäude der Sprache ist aber ebenfalls nicht das, wozu es Molina macht, sondern roh wie das Volk, dem es gehört. Zusammensetzbarkeit scheint noch das einzige Bequeme in seinem Gebrauch. Als Beweis mag das Wort „*Cunafcunpagi*“ — „der Andenlöwe (*Puma*), welcher Blumen trocknet“ — dienen, ein Name, den mir jene Nomaden beilegten, als schmeichelhaften Beweis der Achtung, welche ihnen das furchtlose und einsame Ersteigen der verrufensten Geistersitze im Schosse der Anden abgezwungen hatte.

*) Febres *Gramatica de la lengua araucana. Lima.* 1765, ist bei weitem mehr systematisch und brauchbar als B. Havestatt *Chilidugú* etc. etc. *Monaster.* 1779. 3 Voll. 8vo., in welchem kein Plan herrscht. Noch giebt es eine dritte Sprachlehre, wahrscheinlich auch von einem Jesuiten geschrieben und in Südamerika gedruckt, welche einen starken Duodezband ausmacht, ganz nach dem Muster älterer lateinischer Sprachlehren eingerichtet ist, und mir, wiewohl ohne Titelblatt, einst in Concepcion zu Gesicht kam.

Leipzig, gedruckt bei B. G. Teubner.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inv. № 4822.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Poeppig, Eduard,

Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome während der Jahre 1827 - 18
32 nebst einem Atlas von 16 Blättern in Royalfolio und einer Reisekarte

Bd.: 1

Leipzig 1835

4 It.sing. 210 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10366735-1